









H. Heine's

Leben und Werke.

Zweiter Band.



Zweites Buch.



Zweites Buch.



H. Heine's

Leben und Werke.

Von

Adolf Strodtmann.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1869.

Erstes Kapitel.

Die „Reisebilder“.

Wenige Tage vor der Doktor-Promotion H. Heine's war sein Oheim Salomon auf einer Geschäftsreise nach Kassel durch Göttingen gekommen. Er hatte den Neffen sogleich holen lassen und sich überaus freundlich gegen ihn bezeigt. Da jedoch einige Fremde zugegen waren, bot sich keine Gelegenheit für den Dichter, mit dem Onkel über seine Privatverhältnisse zu reden. Er theilte ihm daher schriftlich seinen Wunsch mit, vor der Übersiedlung nach Hamburg ein Seebad zu besuchen, und Salomon Heine setzte ihn durch Übersendung eines liberalen Wechsels in den Stand, Anfangs August eine Erholungsreise nach der Insel Norderney anzutreten. Durch den Gebrauch der erfrischenden Seebäder und die friedliche Stille des Aufenthalts unter dem schlichten Schiffer- und Fischervolke kräftigte sich seine angegriffene Gesundheit, und seit Langem fühlte er zum ersten Mal die nervösen Kopfschmerzen entweichen, welche ihn in den letzten Jahren so hartnäckig belästigt hatten. Mit den vielen aristokratischen Badegästen, welche die Saison hergeführt, kam er wenig in Berührung; doch machte er in der Fürstin von Solms-Lich eine angenehme Bekanntschaft. Er hatte sich mit der feingebildeten Dame schon mehrmals unterhalten, als Diese bei einem Ausdruck, den er gebrauchte, unwillkürlich ausrief: „Ei, Das ist ja ganz wie von Varnhagen!“ Auf Heine's verwunderte Frage, ob sie den ihm so innig befreundeten Mann kenne, erzählte die Fürstin, daß ihr Bruder, der General, in den Freiheitskriegen Varnhagen's Oberst gewesen,

mählich mehr und mehr zu verbreiten begann. Namentlich schloß Heinrich Heine ein dauerndes Freundschaftsbündnis mit dem Dr. juris Rudolf Christiani, einem Sohne des dortigen Generalsuperintendenten, den er schon bei seinem vorigen Aufenthalte im elterlichen Hause kennen gelernt. Der junge Christiani, welcher bei dem Lüneburger Magistrate das Amt eines Stadtsekretärs bekleidete, schwärmte für Goethe und Heine, schon als Göttinger Student hatte er Oehlenschläger's „Hugo von Rheinberg" übersetzt, und auch jetzt noch dilettierte er vielfach auf ästhetischem und poetischem Felde. Er war ein schlanker, eleganter Bursche von hübschen Gesichtszügen und einnehmenden Manieren, dessen Konterfei mit unvergleichlicher Wahrheit in den Versen gezeichnet ist:

Diesen liebenswürd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft traktiert er mich mit Austern
Und mit Rheinwein und Likören.

Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und so kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohl befinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmuth, meinen Witzen;
Eifrig und geschäftig ist er,
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends in Gesellschaft,
Mit begeistertem Gesichte,
Deklamiert er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie ist es doch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden!

Nach der Julirevolution in die hannövrische Kammer gewählt, erwies sich Rudolf Christiani dort als einen tüchtigen und muthvollen Redner der liberalen Opposition. Heine nannte ihn deßhalb in einem Scherzgedichte[6]) den „Mirabeau der Lüneburger Haide", und stellte ihn einem Freunde[7]) mit den Worten vor: „Dies ist der Mann, der so ausgezeichnet redet und

so miserabel schreibt.“ Bald darauf verheirathete sich Dr. Christiani mit einer Kousine des Dichters, die von Salomon Heine eine glänzende Mitgift empfing, und der Freund schrieb ihm einen heiteren Gratulationsbrief, welcher mit den Worten begann: „Wir können uns jetzt wie die Könige ‚mon Cousin‘ anreden.“ Von dem Onkel aber, dem Löwen der Familie, hieß es an einer anderen Stelle des Schreibens: „Fürchte dich nur nicht gleich, wenn er brüllt; ist er doch sonst edel und gut, am umgänglichsten aber in der Fütterungsstunde.“ — „Dieser originelle Brief“, erzählt Maximilian Heine in seinen Erinnerungen an den Bruder [8]), „hatte Abschriften gefunden, und sollte den Feinden und Widersachern des Dichters — zu welchen besonders Dr. Riesser in Hamburg, sowie die Schwiegersöhne des Onkels, Halle und Oppenheimer, gehörten — zur Angriffswaffe dienen, als Onkel und Neffe einst wieder in momentanen Konflikt gerathen waren. Aber Salomon Heine nahm die Sache von der heitersten Seite, und unterschrieb einen in bester Laune abgefassten Brief mit den Worten: „Dein dich liebender Onkel vor der Fütterungsstunde.“ — Wie sehr Heinrich Heine, trotz oftmaliger Neckereien in Versen und Prosa übrigens den Dr. Christiani schätzte, den er in einem Briefe an Friederike Robert vom Oktober 1825 „den gebildetsten Mann im ganzen Hannöverischen“ nennt [9]), geht wohl am besten aus der Thatsache hervor, daß er Denselben in seinem Testamente zum Herausgeber seiner sämmtlichen Werke bestimmte; eine Aufgabe, deren ihn freilich der Tod überhob, bevor er nur den Anfang zu ihrer Lösung gemacht hatte. —

In den ersten Tagen des Novembermonats 1825 traf Dr. juris Heinrich Heine endlich in Hamburg ein, um sich dort als Advokat zu etablieren. Er ließ diesen Plan jedoch sofort wieder fallen — warum, darüber spricht er sich in wunderlich zurückhaltender Weise aus. „Du siehst Cohen ja diese Tage,“ schrieb er schon am 14. December an Moser [10]), „und er kann dir erzählen, wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advokat werden wollte, und es nicht wurde. Wahrscheinlich kann Cohen dir die Ursache nicht angeben; ich aber auch nicht. Hab' ganz andere Dinge im Kopfe, oder, besser gesagt, im Herzen, und will mich nicht damit plagen, zu meinen Handlungen die Gründe aufzufinden.“ — „Meine äußeren Verhältnisse sind noch immer dieselben,“ heißt es fünf Monate später in einem Briefe an Varnhagen [11]); „es hat mir noch immer nicht gelingen wollen, mich irgendwo einzunisteln, und dieses Talent, welches Insekten

und einige Doctores juris in hohem Grade besitzen, fehlt mir ganz und gar. Meinen Plan, hier zu advocieren, habe ich deßhalb aufgeben müssen — aber glauben Sie nur nicht, daſs ich so bald von hier weggehe; es gefällt mir hier ganz ausnehmend gut; es ist hier der klassische Boden meiner Liebe, Alles sieht mich an wie verzaubert, viel eingeschlafenes Leben erwacht in meiner Brust, es frühlingt wieder in meinem Herzen, und wenn die alte Kopfkrankheit mich ganz verläſst, so dürfen Sie noch recht viel' gute Bücher von mir erwarten." — Der wirkliche Grund, weſshalb Heine die beabsichtigte Advokaten-Karrière in Hamburg so rasch wieder verließ, war jedoch muthmaßlich kein anderer, als daſs ihm bei seinen vorwiegend poetischen Neigungen die Lust und Energie mangelte, sich in ein heterogenes, prosaisch trockenes Gebiet hinein zu arbeiten und sich in Studien zu vertiefen, die ihn von seinen literarischen Beschäftigungen abzögen. Es kam der üble Umstand hinzu, daß seine weiche, träumerische Natur sich mit unmäßiger Gefühlsschwelgerei den verbitternden Eindrücken hingab, welche durch die Erinnerungen einer schmerzlichen Vergangenheit und durch beständige Zerwürfnisse mit seinen Verwandten reichlich genährt wurden. Ewige Geldnoth, ewige Vorwürfe des Onkels, gehässige Verleumdungen bei Demselben durch den eigenen Schwager und durch die übrige Sippschaft, Hetzereien und Klatschereien: er sei ein Spieler, lebe müßig, müsse in schlechten Händen sein, um ihn baldmöglichst wieder von Hamburg zu entfernen; in Folge Dessen ein täglich sich steigerndes Miſstrauen des Dichters gegen sich selbst und gegen seine ganze Umgebung — Das ist der unerquickliche Inhalt aller Briefe, die er als Stoßseufzer an seine Freunde gelangen ließ. Schon der erste Brief an Moser ist „Verdammtes Hamburg" datiert und beginnt mit den verzweifeltsten Klagen [12]): „Theurer Moser! lieber, gebenedeiter Mensch! Du begehst großes Unrecht an mir. Ich will ja keine große Briefe, nur wenige Zeilen genügen mir, und auch diese erhalte ich nicht. Und nie war ich derselben mehr bedürftig, als eben jetzt, wo wieder der Bürgerkrieg in meiner Brust ausgebrochen ist, alle Gefühle sich empören — für mich, wider mich, wider die ganze Welt. Ich sage dir, es ist ein schlechter Spaß. — Laſs Das gut sein. — Da sitz' ich nun auf der ABC-straße, müde vom zwecklosen Herumlaufen, Fühlen und Denken, und draußen Nacht und Nebel und höllischer Spektakel, und Groß und Klein läuft herum nach den Buden, um Weihnachtsgeschenke einzukaufen. Im Grunde ist es hübsch, daſs die Hamburger schon

ein halbes Jahr im Voraus daran denken, wie sie sich zu Weihnachten beschenken wollen. Auch du, lieber Moser, sollst dich über meine Knickrigkeit nicht beklagen können, und da ich just nicht bei Kasse bin und dir auch kein ganz ordinäres Spielzeug kaufen will, so will ich dir etwas ganz Apartes zum Weihnacht schenken, nämlich das Versprechen, daß ich mich vor der Hand noch nicht todtschießen will. Wenn du wüßtest, was jetzt in mir vorgeht, so würdest du einsehen, daß dieses Versprechen wirklich ein großes Geschenk ist, und du würdest nicht lachen, wie du es jetzt thust, sondern du würdest so ernsthaft aussehen, wie ich in diesem Augenblick aussehe. Vor Kurzem hab' ich den „Werther" gelesen. Das ist ein wahres Glück für mich. Vor Kurzem hab' ich auch den „Kohlhaas" von Heinrich von Kleist gelesen, bin voller Bewunderung für den Verfasser, kann nicht genug bedauern, daß er sich todtgeschossen, kann aber sehr gut begreifen, warum er es gethan." Moser's beschwichtigendes Zureden und seine wohlgemeinten Bemühungen, ein besseres Einvernehmen Heine's mit seinen Verwandten zu vermitteln, hatten nur den Erfolg, daß der reizbare Jüngling auch gegen diesen seinen besten Freund zeitweilig verstimmt wurde. „Ich sehe," schrieb er ihm mißmuthig [13]) „du hast den Marquis Posa abgelegt, und möchtest nun gern den Antonio präsentieren. Glaub mir, ich bin weder Tasso, noch verrückt, und wenn ich bis zum furchtbarsten meine Entrüstung aussprach, so hab' ich dazu meine guten Gründe gehabt. Es liegt mir Nichts daran, wie man von mir denkt, man kann auch sprechen von mir, was man will; ganz anders ist es aber, wenn man dieses Gedachte oder Gesprochene mir selbst, persönlich selbst, insinuiert. Das ist meine persönliche Ehre. Ich hab' mich auf der Universität zweimal geschlagen, weil man mich schief ansah, und einmal geschossen, weil man mir ein unziemliches Wort sagte. Das sind Angriffe auf die Persönlichkeit, ohne deren Integrität ich selbst jetzt nicht existieren möchte." Und nun folgen neue, krankhaft verdrießliche Mittheilungen über ehrenrührige Zuträgereien von Leuten, „die gefährlicher und schädlicher sind, als offenkundige Feinde, indem sie sich ein Air von Protektoren und Seelsorgern geben. Sie unterstützen ihr Geschwätz gern, wenn sie aufweisen können, von den intimsten Freunden aufgefordert zu sein, „Etwas für den Menschen zu thun." Dieser Ausdruck allein kann mich toll machen. Ja, ich bin rasend. — Meine persönliche Ehre aufs tiefste gekränkt; — was mich aber am meisten kränkt, Das ist, daß ich selbst dran Schuld bin durch

ein zu offenes und kindisches Hingeben an Freunde oder Freunde der Freunde. Es soll nicht mehr geschehen, ich werde im Nothfall auch so absichtlich ernst aussehen wie ihr Andern."

Wie schon erwähnt, waren es besonders die Schwiegersöhne des Onkels, Dr. Adolf Halle und Christian Moritz Oppenheimer, die dem jungen Dichter in der Gunst des reichen Onkels zu schaden suchten, und nur zu oft für ihre Zuträgereien ein williges Ohr fanden. Oppenheimer war vor seiner Verheirathung mit Friederike Heine lange in Geschäften seines Schwiegervaters in London gewesen, und spielte gern den Engländer, den Millionär, den feinen Gentleman, so wenig seine plumpen Manieren der eleganten Rolle entsprachen. Der Alte hatte Tage, wo er ihn sehr malitiös behandelte. Als Herr Oppenheimer einst im Hause Salomon Heine's mit einer kürzlich aus London zurückgekehrten deutschen Dame wiederholt eine englische Tisch-Konversation begann, wandte sich Letzterer plötzlich mit den Worten an die Dame: „Sehen Sie, gnädige Frau, meine Erziehung hat meinen armen Eltern blutwenig gekostet. Was aber, glauben Sie, kostet es mich, dass mein Schwiegersohn hier Englisch spricht? Einige hunderttausend Mark hat er mir in England — verhandelt, dafür aber auch Englisch gelernt." Wie Maximilian Heine berichtet [14]), wussten die Schwiegersöhne, trotz solcher gelegentlichen Zurechtweisungen, den Alten stets zu ihrem Vortheil zu leiten, und hatten für den Dichter und seine Geschwister nur eifersüchtige Blicke und Misswollen. Sie und ein Tross lungernder Hausschmarotzer, von denen die arglose Gutmüthigkeit des Millionärs sich missbrauchen ließ, waren es hauptsächlich, welche Onkel und Neffen so häufig gegen einander aufhetzten und Letzterem die bittersten Kränkungen bereiteten. Heinrich Heine beklagte sich noch in späteren Jahren mehr als einmal darüber, dass gerade die giftigsten Neider seines Ruhmes von Salomon Heine mit Vorliebe zu Gaste geladen und in vielfacher Weise unterstützt wurden. „Ich habe wahrhaftig," schrieb er einmal seinem Bruder Max [15]), „zu dem Ansehn, das ich in der Welt erlangt, der Beihilfe meiner Familie nicht bedurft; dass aber die Familie nie das Bedürfnis fühlte, dieses Ansehen, und sei es auch nur in den kleinsten Dingen, zu befördern, ist unbegreiflich. Ja, im Gegentheil, im Hause meines Oheims fanden diejenigen Menschen eine gute Aufnahme, die notorisch als Gegner meines Renommée bekannt waren . . . In diesem Hause herrschte von jeher eine Aria cattiva, die meinen guten Leumund verpestete. Alles Gewürm, was an meinem

guten Leumund zehren wollte, fand in diesem Hause immer die reichlichste Atzung."

Fast mehr noch, als von den Klatschereien der Verwandten, hatte er von den Anfeindungen der Tempel-Juden zu leiden, die ihm nicht bloß seinen Religionswechsel verdachten, sondern ihm noch minder den Spott verzeihen konnten, mit welchem er sich hie und da über ihre Synagogenreform ausließ. Heine war in derselben Täuschung wie seine geistvollen Berliner Freunde befangen: er sah nicht ein, daß die große Masse der Juden nur durch ein vorsichtiges Schonen ihrer ererbten Sitte und Religion auf dem Wege langsamer Entwicklung für den Kulturfortschritt zu gewinnen sei. Die Berliner Heißsporne, welche die Reform ihrer Glaubensgenossen von einem großen politischen Gedanken aus hatten durchführen wollen, stießen auf taube Ohren, und als ihr Werk gescheitert war, ließen sich aus Unmuth und Verzweiflung Viele, ja die Meisten von ihnen, taufen. Die Hamburger Synagogenverbesserer trugen sich nicht mit so hochfliegenden Plänen, sondern beschränkten die von ihnen erstrebte Reform auf ein sehr bescheidenes Maß; eben deßhalb aber fanden sie thätige Unterstützung, und erreichten, getreulich ausharrend, ihr Ziel. Heine freilich warf ihnen ängstliche Halbheit und verstockte Engherzigkeit vor, weil ihm das starre Betonen des religiösen Momentes als ein Hemmnis des Eintretens der Juden in das moderne Kulturleben erschien, er bewitzelte und bekrittelte, was als Übergangsstufe praktisch vollkommen berechtigt war, und gab dadurch selber den Anlaß zu Reibereien der unerquicklichsten Art. Persifflierende Äußerungen über den Hamburger Tempel und dessen Anhänger wurden dem Onkel Salomon ein Mal über das andere mit verschlimmernden Zusätzen hinterbracht, und statt gegen die Fälschungen und Verdrehungen seiner Worte zu protestieren, vermehrte Heinrich Heine das Ärgernis, indem er mit trotziger Eitelkeit die ihm schuldgegebenen Auslassungen das nächste Mal vor dem Onkel in Gegenwart der Ohrenbläser wiederholte, oder wohl gar durch noch krassere Ausdrücke überbot [16]). Dadurch wurde natürlich Nichts gebessert, die Bezichtigung der Frivolität und Charakterlosigkeit verwundete um so schärfer, als die Taufe des Dichters eine nicht wegzudisputierende Handhabe zur Verdächtigung seiner Gesinnungen bot, und es bildete sich bei ihm ein mit den Jahren zunehmender Groll gegen Hamburg aus, der ihn nie wieder verlassen hat. „Ich sehe, Sie fragen mich, wie ich hier lebe?" schrieb er Ende Mai 1826 einem Berliner

Freunde: „O, lieber Lehmann, nennen Sie es, wie Sie wollen, nur nicht leben!" — „Nach Hamburg werde ich nie in diesem Leben zurückkehren," heißt es in einem Briefe an Varnhagen aus München vom Februar 1828 [17]); „es sind mir Dinge von der äußersten Bitterkeit dort passiert, sie wären auch nicht zu ertragen gewesen, ohne den Umstand, daß nur ich sie weiß." Und noch 1850 gerieth Heine in die unmuthigste Stimmung, als bei einem Besuche Adolf Stahr's die Rede auf seinen einstmaligen Aufenthalt in Hamburg kam. „Sehen Sie," rief er aus [18]), „was dies Hamburg mir für Leid angethan, wie profund unglücklich ich dort gewesen bin, Das denken Sie gar nicht aus. Man hat immer geglaubt, mein Onkel oder meine Familie hätten mir dort Leides angethan, Das war aber niemals der Fall. Sie waren im Grunde immer gut gegen mich, und alle Verdrießlichkeiten kamen mir durch Klätschereien von dem anderen Volke. Diese hochmüthige Splitterrichterei bei eigener balkendicker Verstocktheit, dieser Haß gegen alles Ungewöhnliche, diese angstvolle Abneigung gegen Alles, was mehr ist als sie selber, diese heuchlerische bürgerliche Sittlichkeit neben einer phantasielosen Liederlichkeit — wie gräßlich war mir das Alles! Berlin ist sehr langweilig, sehr trocken und unwahr, aber Hamburg!! In Hamburg war es mein einzig Pläsir, daß ich mir besser vorkam als alle Andern." Um gerecht zu sein, dürfen wir jedoch nicht verschweigen, daß H. Heine durch sein Leben und Treiben nicht allein böswilligen Gegnern, sondern auch wohlwollenden Freunden hinlänglichen Stoff zum Tadel und zu ernsten Besorgnissen gab. Mochte er die ihm so unwürdig erscheinende Abhängigkeit von dem Geldbeutel des reichen Oheims wirklich nicht länger ertragen, so stand das rasche Aufgeben der juristischen Laufbahn mit seinen früher so bestimmt ausgesprochenen Vorsätzen in grellem Widerspruch, und wir sahen vorhin, daß er seine Handlungsweise selbst vor den vertrautesten Freunden nicht einmal zu rechtfertigen suchte. Er ließ freilich in den Briefen an Moser [19]) gelegentlich die Andeutung fallen, daß er im Frühjahr an der Berliner Universität geschichtliche und philosophische Vorlesungen zu halten gedenke und zu diesem Zwecke historische Studien treibe, aber er that keinen Schritt, um die hiezu vor Allem nöthige facultas legendi zu erlangen, und das Ganze scheint nur der Einfall einer müßigen Stunde gewesen zu sein, der in Vergessenheit gerieth, bevor er noch in ernstliche Erwägung genommen war. Die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" [20]) und ein gewisses Kapitel des „Wintermärchens" [21]) erzählen

uns zur Genüge, in welcher lockeren Gesellschaft Heinrich Heine seine Tage und Nächte in Hamburg verlebte, wie er die Sylphiden des Apollosaals bei Trompeten- und Paukenschall durch die Reihen der Oginski-Polonaise stürmen sah, oder ihnen vom Schweizerpavillon an der Alster nachblickte, wenn sie in ihren rosagestreiften Roben vorüberwandelten auf dem Jungfernstieg, — „Priesterinnen der Venus, hanseatische Vestalen, Dianen, die auf die Jagd gingen, Najaden, Dryaden, Hamadryaden und sonstige Predigerstöchter.“ Bei so ausgelassenem Lebenswandel brauchte der gute Ruf des jungen Mannes nicht erst unter das Guillotinenmaul der Madame Pieper oder das Gifthauch-Lächeln der Madame Schnieper zu gerathen, um bedenkliche Gefahr zu leiden. Obendrein lag, wie ein Genosse seiner Extravaganzen bemerkt, „in Heine's Wesen etwas Zugvogelartiges, das die guten Hamburger, obwohl eine Nation, welche Welthandel treibt, nicht eben lieben; sie können nicht begreifen, dass man in Hamburg isst, trinkt und schläft, aber eigentlich am Ganges zu Hause ist, und die Sehnsucht nach der wirklichen Heimath nie zu beschwichtigen vermag.“ O. L. B. Wolff, dem wir diese Äußerung entlehnen [22]), fühlte sich in seiner damaligen Lehrerthätigkeit eben so unbehaglich unter dem prosaischen Druck der Hamburger Verhältnisse, wie Heine, dessen Bekanntschaft er schon im Sommer 1823 gemacht, und mit dem er jetzt häufig zusammentraf. Gleichfalls von jüdischer Abstammung, hatte er sich, ähnlich wie Heine, aus rein äußerlichen Gründen taufen lassen, ohne deßhalb ein gläubiger Christ geworden zu sein. Mit oberflächlichen Kenntnissen ausgerüstet, aber in vielen Sprachen bewandert und mit einem erstaunlichen Versifikationstalente begabt, ließ er sich um diese Zeit zuerst als Stegreifdichter hören, und trat bald darauf jene Rundreise durch Deutschland an, welche ihn auch nach Weimar führte, wo er durch seine gewandten Improvisationen die Aufmerksamkeit Goethe's erregte und auf Dessen Verwendung eine Professur in Jena erhielt.

Im Februar 1826 vertauschte H. Heine sein anfängliches Logis in der ABC-straße mit einer Wohnung bei dem Tabacks- und Cigarrenhändler Jakob Heinrich Bernhard Kasang am Dragonerstall Nr. 42. Während der ersten Zeit seines Hamburger Aufenthalts verkehrte er meist nur in jüdischen Kreisen, namentlich im Hause seiner Schwester Charlotte und in den Familien seiner Oheime Henry und Salomon. Letzterer hatte, nach Verheirathung seiner drei ältesten Töchter, die verwaiste Tochter seines verstorbenen Bruders Meyer Heine zu sich ins Haus genommen. Die kleine Mathilde

war jetzt zu einer stattlichen Jungfrau herangeblüht, und der Dichter fand großes Gefallen an dem heiteren, aufgeweckten Mädchen, dessen ungekünstelte Liebenswürdigkeit ihr die Neigung aller Herzen erwarb. Bald aber begann sie zu kränkeln, und noch ehe sie das zwanzigste Jahr vollendet, welkte sie ins Grab. Heinrich Heine schrieb, als er in Italien die Nachricht von dem frühen Tode seiner Kousine empfing [23]): „Tilly ist jetzt so gut bei mir wie bei euch; überall folgte mir das liebliche Gesicht, besonders am mittelländischen Meer. Ihr Tod hat mich beruhigt. Ich wollte nur, ich hätte Einiges von ihren Schriftzügen. Daß wir die süßen Züge auf keinem Gemälde bewahren, ist Jammerschade. Ach! es hängt so manches überflüssige Gesicht an der Wand."

Außer mit seinen Verwandten, pflog der Dichter in Hamburg Anfangs einen lebhaften Verkehr mit einigen dort wohnhaften früheren Mitgliedern des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden, besonders mit dem Lehrer an der israelitischen Freischule Immanuel Wohlwill, dem Papierhändler E. Michaelis und dem Zuckermakler Gustav Gerson Cohen. Als das Freundschaftsverhältnis zu Letzterem, der als einer der eifrigsten Anhänger des Tempels bei Salomon Heine und den aufgeklärteren Israeliten in hohem Ansehen stand, sowie zu der Mehrzahl seiner Verwandten durch Zwischenträgereien getrübt wurde, wandte der Dichter sich mehr und mehr dem Umgange mit literarisch und künstlerisch gebildeten Männern zu. Unter Denen, welche seinem Talent die größte Anerkennung widerfahren ließen, nennen wir den kunstsinnigen Syndikus Dr. Karl Sieveking; den Professor Friedrich Gottlieb Zimmermann, dessen „Dramaturgische Blätter" auf dem von Lessing gelegten Grunde rüstig weiterbauten; den aus Königsberg gebürtigen Arzt und Schriftsteller Dr. D. A. Assing, dessen poetische Gemahlin Rosa Maria, eine Landsmännin Heinrich Heine's und Schwester Varnhagen's, in ihrem Salon alle hervorragenden Geister Hamburg's versammelte; den Lustspieldichter Karl Töpfer; den harmlos jovialen Stadtpoeten K. G. Prätzel, und den beliebten Liederkomponisten Albert Methfessel, der in jenen Jahren als Gesanglehrer in Hamburg verweilte, und von dort aus 1831 als Hofkapellmeister nach Braunschweig berufen ward. Heine's Poesien begannen schon damals die Aufmerksamkeit begabter Komponisten zu erregen; Joseph Klein und Ferdinand Ries hatten zu manchen derselben ansprechende Melodien gesetzt, und auch Methfessel drängte den jungen Dichter, ihm seine neuesten Lieder zur Komposition anzuvertrauen. Den intimsten Verkehr aber pflog Heine mit Friedrich Merckel, einem feingebil-

deten, wohlhabenden und einer angesehenen Patricierfamilie verschwägerten jungen Kaufmanne, der ein scharfblickendes Urtheil in literarischen Dingen besaß, und sich gelegentlich auch in kritischen Aufsätzen für Hamburger Zeitschriften versuchte. Heine verhehlte ihm keine seiner Thorheiten und Leichtfertigkeiten, selbst flüchtige Liebesaffären, Spielverluste, vorübergehende Häkeleien mit seinem Verleger theilte er ihm ausführlich mit. „Es macht mir Vergnügen," schreibt er an Merckel in einem vertraulichen Briefe vom Sommer 1826 [24]), „mich dir in all' meinen Schwächen zu zeigen. Wenn du bald noch nicht abgeschreckt bist, werde ich dich wohl für dieses ganze Leben in Liebe und Freundschaft behalten." In der That unterhielten die beiden Freunde sechs bis sieben Jahre lang eine regelmäßige Korrespondenz, welche niemals durch den leisesten Mißklang gestört ward. — Gewöhnlich traf Heine Nachmittags oder Abends im Pavillon an der Alster mit Merckel und Professor Zimmermann zusammen. Letzterer, seit langen Jahren als Lehrer am Johanneum angestellt, hatte durch seinen wahrhaft klassischen Geschmack und sein ätzendes Urtheil auf Heine den imponierendsten Eindruck gemacht, und nahm bald die Stellung eines älteren Freundes und literarischen Mentors bei ihm ein. „Wie Wenige" — so erzählt Wienbarg [25]) — „wusste er die außerordentliche Begabung des Dichters zu schätzen, schmeichelte ihm aber auf keine Weise, und konnte wohl auch gelegentlich sarkastisch gegen ihn werden. An Zimmermann, als an das derzeitige kritische Orakel Hamburg's, hatte sich auch Salomon Heine mit der Frage gewandt: „Sagen Sie mir, Herr Professor, ist wirklich Was an meinem Neffen?" worauf Jener natürlich die befriedigendste Antwort ertheilte. Zimmermann gehörte zu den regelmäßigen Stammgästen des Pavillons, seinem schon damals etwas verdüsterten Gemüthe war solche Zerstreuung zur Nothwendigkeit geworden. Unglückliche Familienverhältnisse, Zerfallenheit mit sich und der Welt drückten seinem energischen Gesicht einen finstern, zuweilen fast grimmig schauenden Stempel auf. In den kurzen Hamburger Krawalltagen vom Jahre 1830 flammte sein Auge auf, wenn er, im Pavillon sitzend, das Volksgetöse von draußen vernahm. Man musste ihm Bericht erstatten, wie und wohin es ging; in das wüste, sinnlose Treiben legte er Gott weiß welche Konsequenzen. Zimmermann war sonst ein deutscher Patriot von echtem Schrot und Korn. Die Franzosen hatten ihn 1813 geächtet und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Sein tiefes Leid oder das Übel, an wel-

chem der wackere Mann allmählich zusammenbrach, hielt ich für unterdrückte Thatkraft. Heine war anderer Meinung. Er schrieb Zimmermann's innere Verstimmung hauptsächlich dem Umstande zu, dass Derselbe zur Zeit seiner Jugendkraft nicht als Producent aufgetreten und über dem Schulmeistern und Recensieren alt geworden sei; jetzt nage ein ohnmächtiger, vielleicht nicht einmal gerechtfertigter Vorwurf wie ein Geier an seinem Herzen."

Bald nach seiner Ankunft in Hamburg — am 31. Januar 1826 — ließ Heine in Nr. 13 der von Professor L. Kruse redigierten Zeitschrift „Die Biene" eine Anzahl der im Herbst 1823 gedichteten „Heimkehr"-Lieder abdrucken, und um dieselbe Zeit erschien auch endlich die „Harzreise" im Berliner „Gesellschafter". Da Heine der juristischen Laufbahn entsagt hatte, um sich ganz dem Schriftstellerberufe zu widmen, musste ihm ernstlich daran gelegen sein, die Aufmerksamkeit des Publikums durch bedeutende Schöpfungen wieder auf sich hinzulenken. Dies war durch die eben erwähnten Veröffentlichungen zwar theilweise geschehen, aber die „Harzreise" war bei dem Abdruck im „Gesellschafter" so heillos verstümmelt worden, dass der Verfasser den sehnlichsten Wunsch empfand, sie baldmöglichst in unverkürzter, zusammenhängender Gestalt aufs Neue erscheinen zu lassen. Er überarbeitete daher sorgfältig sein Manuskript, fügte nach den Eingangsversen die witzige Schilderung der Universität Göttingen, am Schlusse die sentimental humoristische Maitagsphantasie hinzu, und bemühte sich, durch das Aufsetzen zahlreicher kleiner Lichter seinem Reise-Kapriccio jene künstlerische Vollendung zu geben, die demselben, trotz aller malitiösen Pointen, einen so geheimnisvoll wirkenden Zauber verleiht. „Die gute Aufnahme meiner ersten Produktionen," schrieb er seinem Freunde Simrock[26], „hat mich nicht, wie es leider zu geschehen pflegt, in den süßen Glauben hineingewiegt, ich sei nun ein für alle Mal ein Genie, das Nichts zu thun braucht, als die liebe klare Poesie geruhig aus sich herausfließen und von aller Welt bewundern zu lassen. Keiner fühlt mehr als ich, wie mühsam es ist, etwas Literarisches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tieferen Geiste sein muss, bloß zum Gefallen des müßigen Haufens zu schreiben. Bei solchem Streben kannst du dir wohl vorstellen, dass ich manchen Erwartungen nicht entsprechen kann. So ist unter Andern mein Freund Rousseau unwillig geworden, dass ich ihn nicht in seinen poetischen Unternehmungen kräftig unterstützt, und er hat mir sogar vor einem halben Jahre förmlich die

Kameradschaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit und Leerheit seines Zeitschrifttreibens gegen ihn aussprach. Aber der Teufel hole sein zweckloses Treiben. Mich wenigstens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen Geiste minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu thun, als etwas Richtiges. Lächle nicht, lieber Simrock, über den mürrischen Ernst, der mich anwandelt; auch dich wird er einst erfassen, wenn du mancher Dinge überdrüssig bist, die dich vielleicht jetzt noch amüsieren ... Über die ersten Ergüsse der lieben Flegeljahre und der Flegeljahrenliebe sind wir Beide schon hinaus, und wenn wir dennoch manchmal das Lyrische hervortreten lassen, so ist es doch ganz und gar durchdrungen von einem geistigern Elemente, von der Ironie, die bei dir noch poetisch freundlich gaukelt, bei mir hingegen schon ins Düsterbittere überschnappt. Ich wünsche sehr, daß deine Ironie jenes heitere Kolorit behalte, aber ich glaube es nicht, und ich fürchte, auch aus deinen Gedichten werden mir einst weniger Rosen und mehr Belladonnablüthen entgegendufte."

Heine beabsichtigte Anfangs, die Lieder der „Heimkehr", die „Harzreise", das Memoire über Polen und die erste Abtheilung „der Nordsee" unter dem Titel „Wanderbuch, erster Theil" zu veröffentlichen, und bot dem Verleger seiner „Tragödien", Ferdinand Dümmler, den Verlag des Werkes an. Dieser wies jedoch die Offerte zurück, da ihm die Forderung von zwei Louisd'or für den Bogen zu exorbitant erschien. Kurz darauf wurde Heine durch Professor Zimmermann mit dem unternehmungslustigen Buchhändler Julius Campe bekannt, der sich das Manuskript vorlesen ließ, und sofort das Verlagsrecht der ersten und aller künftigen Auflagen für die Pauschalsumme von 50 Louisd'or erwarb. Der langjährige Freund und Verleger Heine's hat Anspruch darauf, daß wir sein Bild mit einigen Strichen skizzieren. Julius Campe, 1792 zu Deensen im Braunschweigischen geboren, der Sohn eines Advokaten und Neffe des berühmten Pädagogen und Schriftstellers Joachim Heinrich Campe, kam in früher Jugend nach Hamburg, und trat zunächst als Lehrling in die Hoffmann und Campe'sche Buchhandlung ein, welche sein ältester Bruder, August, in Gemeinschaft mit Dessen Schwiegervater Hoffmann in Besitz hatte. Nachdem er hier und in der von seinem zweiten Bruder, Friedrich, zu Nürnberg begründeten Buch- und Kunsthandlung seine Lehrjahre verbracht, fungierte er eine Zeitlang als Gehilfe in der Maurer'schen Buchhandlung zu Berlin. Von hier aus machte er den Feldzug von 1813 als freiwilliger Jäger im

Lützow'schen Korps mit, und gehörte zu der kleinen Schar, welche am 26. August desselben Jahres die Gruft Theodor Körner's bei Wöbbelin bereitete. Nach Beendigung der Freiheitskriege verweilte er wieder kurze Zeit in Hamburg, und unternahm dann eine Reise durch Italien, von welcher er noch als Greis mit lebhaftem Interesse zu erzählen wusste. Die Kriegsabenteuer im Lützow'schen Freikorps und die vielfachen humoristischen Erlebnisse seiner italiänischen Reise waren die einzigen romantischen Episoden, welche sein stilles, thätiges Geschäftsleben auf kurze Zeit unterbrachen. Von Italien kehrte er nach Hamburg zurück und wurde Theilhaber im Geschäfte seines Bruders August, das nach dem Tode des Letztern im Jahre 1836 ganz in die Hände von Julius überging, welcher seit 1823 schon das Sortiment auf eigene Rechnung übernommen hatte, und mit diesem bald den Verlag zahlreicher Schriften verband. Den Mangel an jeder tieferen wissenschaftlichen Bildung ersetzte Julius Campe durch eine ungemein scharfe Beobachtungsgabe, durch einen selbständig denkenden Geist, der alles Neue auf dem Felde der Literatur und Politik vorurtheilsfrei entgegen nahm, und durch eine genaue Kenntnis aller Ressourcen des buchhändlerischen Geschäftes, die er mit kühnster Energie und durchtriebenster Schlauheit zu benutzen verstand. Er durfte sich mit Recht in den meisten Fällen auf die Sicherheit seines Urtheils über die Absatzfähigkeit der ihm angebotenen Manuskripte verlassen. Berühmte Namen und fremde Empfehlung imponierten ihm nicht; er suchte im Gegentheil mit Vorliebe, die Werke junger, noch unbekannter Schriftsteller zu verlegen, und empfand die aufrichtigste Freude, so oft es ihm vergönnt war, ein neues, vielverheißendes Talent unter der Ägide seiner mächtigen Firma in das Kampfgetümmel der literarischen Arena hinaus zu senden. „Wollen Sie wissen," sagte er mir einige Jahre vor seinem am 14. November 1867 erfolgten Tode, „durch welches Mittel ich mir die Geistesfrische und den regen Antheil an allen politischen und literarischen Dingen bis auf den heutigen Tag bewahrt habe? Ich wollte nicht alt werden, ich wollte nicht hinter der Zeit zurückbleiben; darum freute es mich oft heimlich, wenn die Schriftsteller, welche ich in die Literatur eingeführt, mich später verließen, weil andere Firmen ihnen ein höheres Honorar in Aussicht stellten. Nur die Pietät hätte mich vielleicht abgehalten, ihnen selbst den Laufpaß zu geben, denn ich dachte: sie wandeln heute oder morgen schon den Berg hinab, — und ich wollte, so lang meine Füße mich trügen, mit Denen fortschreiten, deren Bahn

aufwärts geht. Die Jungen sind es allemal, denen die Zukunft gehört; indem ich mich ihnen anschloss, war ich sicher, immer dem Fortschritt treu zu bleiben. Sie werden Das egoistisch finden — nun ja, aber ich empfehle Ihnen das Mittel als probat," schloss der Alte mit selbstzufriedenem Schmunzeln. Diese Äußerung charakterisiert den vielgewandten Ulyss des Buchhandels, der mit einer durch Nichts zu schreckenden Festigkeit und mit feinster Strategie seine klug ersonnenen Geschäftspläne verfolgte, behaglich den reichen Gewinn einsäckelnd, den seine Unternehmungen ihm eintrugen, aber auch heldenmüthig das Gefährlichste wagend, um den Freiheitsmanifesten der jungen Literatur Eingang in Palast und Hütte zu verschaffen. Dass der größte Theil seines Verlages mit Absicht im Dienste der Fortschrittsideen des Jahrhunderts stand, dass Julius Campe ein klares Bewusstsein von dem an- und aufregenden Inhalt der Schriften hatte, die aus seiner Officin hervorgingen, dass er mündlich wie schriftlich den geistvollsten Verkehr mit den Autoren seines Verlages pflog, und neben dem materiellen auch einen ideellen Antheil an ihren Erfolgen nahm, alles Dies machte seinen Buchladen zu einem Rendezvousplatze der bedeutendsten Geister, und der Einfluss, den sein erfahrener Rath und sein ehrlich derbes Urtheil auf die Entwickelung manches jungen Schriftstellers übten, ist nicht gering anzuschlagen. Selbst Heine, der sich in seinen Briefen so oft über Mangel an Rücksichtsnahme auf seine billigsten Wünsche beschwerte, und mit Campe in beständig wiederkehrenden Differenzen lebte, zollte der buchhändlerischen Einsicht und dem geistigen Scharfblick Desselben das höchste Lob, er sprach es nicht bloß in den bekannten Versen des „Wintermärchens"[27]), sondern auch gegen seine Freunde bei jeder Gelegenheit offen aus, einen wie großen Theil seiner Erfolge er dem klugen Eifer Campe's verdanke, und wir werden später sehen, dass die warnende Stimme des Letzteren ihn von mancher Übereilung zurückhielt, ihn zur Änderung manches unnütz provocierenden Ausdruckes bewog. „Campe schreibt einen ganz allerliebsten Briefstil," heißt es in einem Briefe Heine's an Merckel[28]). „Er könnte sich wahrhaftig seine „Reisebilder" selbst schreiben; man darf's ihm nur nicht sagen, sonst werde ich überflüssig." In der That waren Campe's Briefe das Gegentheil geschäftlicher Gemeinplätze, und selbst in späteren Jahren mochte er niemals ein ihm angebotenes Manuskript zurücksenden, ohne die Ablehnung durch ein ausführliches Eingehen auf den Werth und Charakter der betreffenden Produktion zu motivieren. Hin und wieder kam

es vor, dass eitle Autoren ihm solche Bemerkungen über ihre Arbeit verübelten; die meisten aber werden ihm im Stillen für den Beweis geistiger Antheilnahme gedankt haben, den er durch seine freimüthigen Ausstellungen an den Tag legte. Besonders glücklich war Campe in der Erfindung prägnanter Buchtitel. Er war es, der Wienbarg's auf der Universität Kiel gehaltene Vorträge mit dem bezeichnenden Namen „Ästhetische Feldzüge" taufte und den Verfasser auf den Gedanken brachte, sein Buch „dem jungen Deutschland" zu widmen. Und wenn er einstmals seinen Freund Heine nicht eben angenehm überrascht hatte, als er Dessen Denkschrift über Börne unter dem zweideutig herausfordernden Titel: „Heinrich Heine über Ludwig Börne" in die Welt sandte, so nahm Jener um so freudiger Campe's Vorschlag an, seine letzte Gedichtsammlung, für die er selbst lange vergeblich einen charakteristischen Titel gesucht, „Romancero" zu nennen. — Einen anderen Punkt wollen wir hier gleichfalls im Vorbeigehn berühren. Ungern und selten entschloss sich Campe, ein hohes Honorar zu zahlen — auch Heine, der für jeden Band der „Reisebilder", wie für das „Buch der Lieder", ein für alle Mal 50 Louisd'or empfing, hat später, als sein Ruhm durch diese Werke fest gegründet war, bis zur Zeit seiner Erkrankung nur 1000 Mark Banko für jeden einzelnen Band seiner Schriften bezogen — doch ist füglich zu bedenken, dass Campe Jahr für Jahr die Erstlingswerke neuer, erst durch ihn in die Literatur eingeführter Schriftsteller verlegte, und dabei das Risiko ansehnlicher Verluste trug. In den meisten deutschen Staaten war sein ganzer Verlag von der Julirevolution bis zum Jahre 1848 verboten, und es bedurfte der raffiniertesten Manipulationen, um die Bücher dennoch unter die Leser zu bringen und Zahlung von den Sortimentern zu erlangen, denen ein diskretionäres Vertrauen geschenkt werden musste; was hätten gerichtliche Klagen genützt, wo das Verkaufsobjekt in eingeschmuggelter, konfiscierlicher Waare bestand? Zudem mussten starke Auflagen gedruckt und die Exemplare von vornherein in bedeutender Anzahl überallhin verschickt werden; denn hatte ein Buch erst das Aufsehen des Publikums und der Polizeibehörden erregt, so hielt es oftmals schwer, Nachbestellungen zu effektuieren; die Ballen, welche unter der oberen und unteren Schicht harmloser Grammatiken oder unschuldiger Novellen das verpönte Werk eines jungdeutschen Schriftstellers bargen, wurden dann an der Grenze doppelt scharf revidiert, und gelangten häufig niemals an ihren Bestimmungsort. Ganze Auflagen solcher Bücher wurden zuweilen unter schein-

losem Titel bis ins Herz von Österreich hinunter geschafft; die Sortimentsbuchhändler nahmen sie in Empfang, rissen lächelnd das falsche Aushängeschild ab und klebten das richtige Titelblatt ein, das ihnen lange vorher auf anderem Wege zugekommen war. Auch glaube man nicht, dass alle Verlagsartikel einen klingenden Gewinn einbrachten; selbst die Werke der besseren Schriftsteller wurden oftmals in der ersten Zeit ihres Erscheinens nur schwach begehrt; so ist uns bekannt, dass Börne's gesammelte Schriften, die Campe schon 1829 herausgab, erst durch die „Briefe aus Paris“ eine gesteigerte Nachfrage und einen lohnenden Absatz fanden. Und schon die ersten zwei Bände der „Briefe aus Paris“ wurden in allen deutschen Bundesstaaten mit solcher Erbitterung von den Schergen der heiligen Hermandad verfolgt, dass Campe die späteren Theile unter dem irreführenden Titel: „Zur Länder- und Völkerkunde“ und unter einer fingierten Pariser Firma veröffentlichen musste, wobei es gänzlich dem guten Willen und der Ehrenhaftigkeit seiner Geschäftskollegen anheimgestellt blieb, ob sie für das Empfangene Zahlung leisten oder die unmögliche Klage der auf dem Titel genannten, in Wirklichkeit nicht existierenden Firma „L. Brunet“ abwarten wollten. So mag es immerhin wahr sein, dass, wie Heine einmal klagt, der große Absatz seiner Werke zuweilen die Aufgabe hatte, den Verlust anderer Unternehmungen zu decken, um so mehr als Campe, ungleich manchen seiner Kollegen, an dem ehrenwerthen Grundsatze festhielt, niemals ein Buch seines Verlages, mochte der Absatz noch so gering gewesen sein, im Preise herunterzusetzen und dadurch den Ruf oder Kredit des Verfassers zu schädigen. „Ich halte es für ungentil, den Schriftsteller dafür zu strafen, dass ich den Werth seines Buches zu hoch taxiert habe,“ pflegte er zu sagen, wenn die Rede auf solche Preisherabsetzungen kam; mit stoischer Gelassenheit trug er seine Verluste und verbrauchte die unverkäuflichen Ladenhüter schließlich als Emballage oder ließ sie in der Walkmühle einstampfen, ohne dem Autor, dessen Werk ihm pekuniären Nachtheil gebracht, deßhalb auch nur ein verdrießliches Gesicht zu zeigen.

Heine und Börne, Immermann und Raupach, Gutzkow, Wienbarg, Lewald und Maltitz waren die hervorragendsten Schriftsteller, denen die Campe'sche Firma in den Jahren kurz vor und nach der Julirevolution wirksamen Eingang beim Publikum verschaffte. Auch die erste Auflage der „Spaziergänge eines Wiener Poeten“, Dingelstedt's „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“, Hoffmann's „Unpolitische

Lieder", Hebbel's und Gottschall's Erstlingsdramen und lyrische Gedichte, Max Waldau's Zeitromane, die schönheitstrunkenen Poesien von Wilhelm Hertz, Vehse's Geschichte der deutschen Höfe und ein ganzer Landsturm von Broschüren, welcher die verrotteten Zustände Deutschlands, insbesondere Österreichs, scharf attakierte, erschienen später in demselben Verlage. Wir dürfen wohl die Frage aufwerfen, wie viele unter diesen Werken jemals den Weg in die Öffentlichkeit gefunden und einen redenswerthen Einfluss auf die literarische und politische Entwicklung unserer Nation geübt hätten, wenn ihren Verfassern nicht in Julius Campe ein Verleger sicher gewesen wäre, der den Muth besaß, auch das Verwegenste zu drucken, und unerschöpflich an Auskunftsmitteln war, die verbotenen Geistesfrüchte den Späheraugen und raubgierigen Händen der allgegenwärtigen Handlanger des Metternich'schen Bevormundungssystems zu entziehen? Es gehörte der ganze trotzig männliche Charakter und der kerngesunde Humor des echten Bürgers einer freien Reichsstadt dazu, unter der Last so vieler Sorgen „allzeit ein ungebeugtes Haupt auf dem breitschultrigen Nacken zu tragen. Aber „viel Feind — viel Ehr!" rief Campe mit Ulrich von Hutten aus, und wie ein alter Spartaner setzte er seinen Stolz darein, nothgedrungen immer auf Schleichwegen wandelnd, sich so selten als möglich ertappen zu lassen, der Wachsamkeit der Behörden durch vielfältig wechselnde Manöver bald hier, bald dort einen Zopf zu drehen, und mit der Schlauheit des Fuchses die brutale Gewalt zu überlisten. Großen Vortheil zog er aus der jahrelang von ihm befolgten Praxis, seine Verlagsartikel in Wandsbeck, auf holsteinischem Gebiete, drucken zu lassen, und dadurch die unbequeme Aufsicht der Hamburger Presspolizei zu eludieren. Trotzdem aber gab es auch in der engeren Heimat Schwierigkeiten mancherlei Art zu beseitigen. Die hochweisen Väter der alten Hansestadt wurden recht misslaunig gestimmt, wenn der deutsche Bundestag oder befreundete Regierungen sich beschwerten, dass einer der angesehensten Bürger Hamburg's Jahr für Jahr aufreizende Schriften ins Publikum sende, die wider den herkömmlichen Schlendrian in Staat und Kirche ankämpften; aber alle Einschüchterungsversuche prallten an der ehernen Gesinnungstüchtigkeit Julius Campe's ab. Einmal sollte er gezwungen werden, die Quelle einer für den Ruf eines gewissen Prinzen sehr bedenklichen Erzählung, die sich im dritten Bande von Vehse's Geschichte der kleineren deutschen Höfe fand, anzugeben. Als er sich Dessen weigerte, wurde er in Arrest geschickt,

und da eine achttägige Haft keinen Eindruck auf den Ehrenmann machte, schritt die Polizeibehörde zu dem unerhörten Mittel, durch fortwährend gesteigerte Geldstrafen die verlangte Zeugenaussage erpressen zu wollen. Mit unerschütterlicher Ruhe ließ Campe am 14. Januar 1856 die für den Nichtbezahlungsfall angedrohte Pfändung vollziehen; noch am selben Tage ward ihm die Quernacht für eine neue, um das Doppelte erhöhte Geldstrafe angesagt — aber der gewünschte Zweck wurde nicht erreicht, die Fortsetzung des durch kein Gesetz zu rechtfertigenden modernen Tortur-Verfahrens unterblieb, und Campe erhielt schließlich die ihm abgepfändeten Gegenstände zurück.

Solch ein Mann war nun just der geeignete Verleger für Heinrich Heine, der seinerseits sehr gut erkannte, wie nöthig der Verbreitung seiner Werke ein Buchhändler sei, der mit unerschrockenem Sinn einen verschlagenen Geist und eine rastlose Betriebsamkeit verband. Er ließ sich daher manche kleinliche Nergelei, manche abzwackende Verkürzung des erhofften Honorars gefallen, ohne den verlockenden Anerbietungen, die ihm in späteren Jahren von anderen Firmen gemacht wurden, ein geneigtes Ohr zu leihen. Ein dankbarer Sinn, eine fast rührende Anhänglichkeit an erprobte Freunde leuchten aus allen Briefen Heine's hervor, und werden ihm von Jedem nachgerühmt, der mit ihm in näherem Verkehre stand. So ungern er sonst über sich scherzen ließ, durfte doch Campe sich manchen Spaß mit ihm erlauben, den er jedem Anderen stark verdacht hätte. „Der Börne kostet ihm zu Viel," sagte Heine eines Tages im Campe'schen Buchladen, „und er will immer noch nicht ziehen." — „Aber Börne wird ziehen, wenn Sie lange vergessen sind," gab Campe zurück. — „Schade nur," spottete Heine, „daß so lange darauf gewartet werden muß!" — „Übermuth thut nicht gut," replicierte Campe. „Sie halten sich jetzt für den Abgott des Publikums, und sprechen: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Aber Sie stehen in einem Tempel der Literatur, dessen Priester ich bin. Ich nehme die Opfergaben in Empfang, deren Höhe am sichersten beweist, zu welchem Kourse das Volk seine Götter taxiert. Und ich sage Ihnen: das Volk verehrt neben dem Heinrich Heine noch viele andere Götter. Da sind zum Exempel der Schiller und der Goethe, denen die klingenden Opfergaben heuer noch immer viel reichlicher fließen, als dem Opferstocke, den ich für Heinrich Heine aufgestellt." Diese Unterhaltung giebt zugleich ein amüsantes Beispiel der bildlichen Redeweise, deren sich Campe bei

seinen Gesprächen mit Vorliebe und oft mit dem glücklichsten Mutterwitz bediente.

Gegen Ende Mai 1826 erschien der erste Band der „Reisebilder", und die Wirkung war eine blitzartig zündende. Heine selbst hatte, nach seinen brieflichen Äußerungen zu urtheilen, ziemlich bescheidene Hoffnungen auf den Erfolg des Buches gesetzt. „Leider," schrieb er an Varnhagen,[29]) „wird mein Ruhm durch das Erscheinen des ersten Bandes der „Reisebilder" nicht sonderlich gefördert werden. Aber was soll ich thun? ich musste Etwas herausgeben, und da dachte ich: wenn das Buch auch kein allgemeines Interesse anspricht, und kein großes Werk ist, so ist doch Alles, was drin ist, auf keinen Fall schlecht zu nennen." — „Es ist so Wenig darin," heißt es in einem Briefe an Lehmann, „und ich möchte jetzt so Viel geben — doch ich denke, Sie kennen mich genug, um sich in Gedanken das Buch zu ergänzen. Vielleicht gefällt's Ihnen auch, dass ich die „Harzreise", die im ledernen „Gesellschafter" in so trister Gestalt erschien, ehrlich durchgearbeitet, verbessert und erweitert, und mit Vor- und Nachwort versehen habe. Ja, lieber Lehmann, die Zeiten sind schlecht; ich muss Etwas für meinen Ruhm sorgen, indem ich jetzt so halb und halb davon leben muss, und vorzüglich, weil der Lorher, der meine Stirn umkränzt, doch manchem Lump, der mich mit Koth bewerfen möchte, eine heilige Scheu einflößt." Und indem er Varnhagen, Robert und andere Freunde auffordert, in der Presse für sein Buch zu wirken, fügt er abermals hinzu: „Auch hab' ich, wie gesagt, in Hinsicht des Buches kein gutes Gewissen, und bedarf dennoch des Ruhmes noch mehr als sonst. Ich bin in dieser Hinsicht besorgt, nicht sowohl wegen der miserablen Wirthschaft in unserer Literatur, wo man von dem Unbedeutenden so leicht im öffentlichen Urtheil überflügelt wird, sondern auch, weil ich im zweiten Bande der „Reisebilder" über solche Misère rücksichtslos sprechen werde, die Geißel etwas schwinge und es mit den öffentlichen Anführern auf immer verderben werde. So Etwas thut Noth, Wenige haben den Muth, Alles zu sagen, ich habe keine zurückgehaltenen Äußerungen mehr zu fürchten, und Sie sollen Ihr liebes Wunder sehen." Die letzterwähnte Bemerkung Heine's lässt erkennen, dass der Verfasser, trotz aller Zweifel in Betreff des literarischen Erfolges, doch über die geistige Bedeutung der „Reisebilder" insgeheim ein viel klareres Bewusstsein hatte, als die zeitgenössischen Beurtheiler seines Buches, die sich meist nur in ästhetisierenden Betrachtungen über die formelle Eigenthüm-

lichkeit desselben ergingen. Der Recensent des „Gesellschafters“ — Heine schrieb den Aufsatz irrigerweise Varnhagen zu [30]), während Dr. Heinrich Hermann, als Schriftsteller Ernst Woldemar genannt, der wirkliche Verfasser war — weist besonders auf „die ganz eigenthümliche Mischung von zartestem Gefühl und bitterstem Hohne“ hin, „die einzige Verbindung von unbarmherzigem, scharf einbohrendem, ja giftigem Witz und von einschmeichelnder Süßigkeit des Vortrags, lebhaftem und zugleich mildem Redefluss, der durch Nichts gehemmt, durch Nichts getrieben scheint, und gleichmüthig über Alles, was ihm in die Quere kommt, leicht dahin wallt.“ Außerdem wird es als ein glänzender Vorzug Heine's betont, dass er sich mit gleicher Gewandtheit in beiden Formen, im Vers wie in der Prosa, bewege, dass er Dichter auch in jenem engeren Wortsinne sei, in welchem es die meisten Humoristen nicht sind. — Eine weit achtungswerthere Besprechung des ersten Bandes der „Reisebilder“ lieferte Immermann in den Berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ [31]). Er hob zunächst hervor, dass, ähnlich den früheren Dichtungen Heine's, auch in der vorliegenden Sammlung Alles, selbst die poetische Beschreibung der „Harzreise“, rein lyrisch sei. „Das Naturgefühl des Dichters auszusprechen, ist Zweck der Darstellung, die äußeren Gegenstände, an welchen er sich ausspricht, sind nur die Typen von des Dichters Innerem. Erwägen wir nun, in welcher Art sich dieser Lyriker bisher entfaltet hat, so zeigt sich zuvörderst in der Wahl des Gegenstandes Etwas, was von den meisten Erscheinungen in dieser Art der Poesie abweicht. Der Inhalt seiner Lieder ist kein fröhliches, sanftes, er ist ein düsteres, schreckliches Thema. Nicht um rosenbekränzte Becher schwärmt seine Phantasie, sie führt ihn nicht zu den Festen glücklicher Menschen, sie feiert weder die erwartende, noch die beglückte Liebe, sondern sie klagt und zürnt über die Untreue der Geliebten, die, des Dichters Andacht verschmähend, dem Unwürdigen sich ergab. Das Götterbild ist versunken, dem Dichter schien alles Schöne und Herrliche in den Abgrund nachzustürzen. Dieser heiße Liebeszorn und Schmerz durchzieht mit wenigen Ausnahmen die Gedichte Heine's; auch in den Naturgemälden, in den Nachbildungen alter Romanzen und Sagen, die hin und wieder vorkommen, lässt er sich in perspektivischer Form erblicken, er ist als der bisher klar gewordene Mittelpunkt von des Dichters Gefühl zu betrachten. Hier ist also ein möglichst kleiner Kreis gezogen, und Dies müssen wir zuvörderst als unbewusste Weisheit des Dichters anerkennen. Der Lyriker kann nicht genug sich beschränken; je

enger, desto intensiver ist sein Gefühl; je intensiver dieses, desto näher liegt die Möglichkeit großer Erfolge. Deshalb ist es gerade vortheilhaft, wenn Heine einen anscheinend so bald erschöpften Gegenstand immer und immer wieder vornimmt. Daran nur, wie der Lyriker das Thema zu modulieren und zu variieren versteht, lässt sich der Dichter erkennen. Und hier muss man den unsrigen wahrhaft bewundern. In dem kleinen Kreise offenbart sich die größte Mannigfaltigkeit, von dem rührenden Tone leiser Klage bis zu dem Schelten des verzehrenden Hohnes und des zerschmetternden Grimmes bildet seine bewegliche Phantasie alle Laute aus, von der nächsten Umgebung, seinem Kleide, seiner Stube, bis zu fernen Küsten und Gebirgen zieht sie Alles in den Kreis ihres Vermögens; es ist nicht zu Viel gesagt, wenn wir behaupten, dass die Poesie des Schmerzes kaum in vernehmlicheren Ausdrucksweisen früher schon einmal gehört worden sei. Sehr schön zeigt sich auch die innere Beschlossenheit, ohne welche ein echter Dichter nicht bestehen kann, welche freilich nur die Folge und die Äußerung ist von der wahren, tiefen Anregung des Poeten und seinem energischen Talente. Wir haben hier keine Mosaik sich widersprechender und gegenseitig aufhebender Gefühle und Anschauungen, sondern es herrscht innere Einheit, die Steigerungen sind richtig, die Töne und Farben übereinstimmend. Von Längen, von müßigen Ausspinnungen, von leeren Wiederholungen weiß unser Dichter so wenig, dass seine Verbindungen eher an das Herbe grenzen, seine Schlüsse fast immer schlagend, mitunter selbst zu epigrammatisch sind. Wortspiele, Parallelismen stehen dem Dichter zu Gebote, wie sich denn überhaupt ein treffender Witz neben dem bisher Gerühmten hervorthut. Die Sprache ist unmittelbar, sinnlich, derb und frisch; sie hat hauptsächlich den Gegnern herhalten müssen; wer aber Einsicht in poetische Dinge hat, kann sich nur darüber freuen, dass dergleichen ungefälschte Natur noch möglich ist." Dies Lob beschränkt Immermann jedoch im Verlauf seiner Abhandlung auf den Totaleindruck, welchen die Heine'sche Poesie hinterlasse, während ihm manches Einzelne tadelnswerth erscheint. Das Haupthindernis, weshalb die poetische Gestalt nicht immer sich zeige, liegt nach Immermann's Ansicht darin, „dass der Dichter oft nicht ruhig genug gewesen ist, um dichten zu können. Jeder Gegenstand, jedes Gefühl kann Stoff eines Poems werden, mag jener so geringfügig, dieses so heftig sein, als möglich. Allein der Dichter selbst muss nicht mehr vom Stoffe beherrscht, nicht von der Leidenschaft weggeführt werden, das besondere Ereignis muss

mit seinen Leiden und Freuden nur noch durch die frei gestaltende Phantasie zusammen hangen. Dadurch unterscheidet sich ja eben das Gedicht von dem dumpfen Schrei des Schmerzes und dem Rufe des Zornes und Hohnes, daß jenes in seiner endlichen Begrenzung zum Symbole des Allgemeinen und Ewigen wird. Wer aber, wie Heine nicht selten thut, noch vom Gegenstande befangen,

— um seine Angst zu bannen,
Singen will ein lautes Lied,

Der unternimmt Unmögliches. Dem Vergänglichen, Zeitlichen — so wie es daliegt — ist ein dauerndes Leben nicht zu sichern, und in dem unnatürlichen Bestreben kommt der Poet nur zum Schein und zur Manier. So wird Heine's Spott und Ironie, in den bessern Sachen so kräftig und tief, dann kleinlich und skurril, die Darstellung plump und übertrieben, er umkleidet dann das Nichtige mit glänzenden Flittern, die die innere Armuth doch nicht zu verhüllen vermögen." Über die „Harzreise" und die „Nordseebilder" geht Immermann auffallend kurz hinweg, um mit einer allgemeinen Klage über den mangelnden Zusammenhang des heutigen Dichters mit der Außenwelt zu schließen: „Betrachten wir frühere Perioden der Poesie, die uns wichtig erscheinen müssen, so sehen wir, daß die Dichter sich mehr unter gewisse äußere Schranken stellten, als jetzt. Diese Schranken zeigten sich theils als erprobter Kunstgriff — als Schule im eigentlichen Sinne — wie bei den Franzosen, bei den Minnesängern, und (wiewohl in geringerem Grade) in der guten Weimarischen Zeit, oder sie kamen unter der Form der Protektion durch Große und Fürsten vor, wie besonders bei den Engländern und den südlichen Nationen, oder endlich die Achtung vor dem Publikum, vor dem Volke, war die Schranke, die der Dichter respektieren musste. Überall war er an äußere Bedingungen geknüpft; mochte er anscheinend noch so isoliert stehen, dem Geiste nach war er gezwungen, gesellig zu sein, und deßhalb zeigen die Hervorbringungen aller jener Perioden einen gewissen festen Charakter, eine innere Nothwendigkeit und, mit Einem Worte, einen Kunststil. Denn das Gesetz der Geselligkeit ist Regel, Launen und Willkürlichkeiten werden nicht geduldet. Jetzt steht Dies ganz anders. Eine Schule haben wir nicht, man zieht es vor, nachzuäffen; einen Fürsten giebt es kaum, um dessen Gunst und Schutz der Dichter sich bewerben darf, und dem er daher zu Danke singen müsste. Die Neigungen der Großen sind der Poesie nicht zugewandt,

Die heilige Scheu aber vor einem richtig fühlenden und urtheilenden Volke hat dieses zum Theil selbst verscherzt, theils haben die Talente Das, was ihnen in dieser Beziehung zu achten übrig blieb, als nicht der Rede werth, sich weggesprochen, es ist Nichts seltner, als eine gewisse nationale Gesinnung. So steht nun der Dichter frei, aber in einem leeren Raume, und in seiner Einsamkeit darf er Alles unternehmen, freilich auch das Ungehörige. Aus der Freiheit entspringt die Mannigfaltigkeit, aber auch die Willkür, die Einsamkeit kann fast nichts Andres hervorbringen, als dass der Dichter sich in jedem seltsamen Gelüste gehen lässt. Zwischen der Welt und ihrem zwar beschränkenden, aber auch wieder kräftigenden Einflusse und dem Poeten besteht kein Rapport, und nach einem ganz natürlichen Gesetze muss daher, wenn der Geist in dieser Richtung fortgeht, die Poesie bald aus dem Reiche der Erscheinungen verschwinden."

Wir sehen, die Gesichtspunkte, welche Immermann in dieser, mit einer so melancholischen Perspektive endenden Beurtheilung der „Reisebilder" aufstellt, sind ausschließlich artistischer Natur. Er bespricht einzig die Form des Kunstwerks, und was er über diese bemerkt, ist großentheils richtig und wahr; aber es ist doch nicht die volle Wahrheit, weil die nothwendige Beziehung auf den Inhalt fehlt. So einseitig ist diese Kritik, dass in ihr die Hauptsache nicht einmal berührt wird, dass in der That kaum die leiseste Andeutung den Leser errathen lässt, es handle sich hier um die Produktion eines Humoristen. Weil Immermann, noch ganz im Dunstkreise der Romantik befangen, diesen wichtigen Umstand übersieht, ahnt er Nichts von dem kräftigen neuen Leben, das unter dem Zusammenbrechen der alten Kunstformen nach Gestaltung ringt. Solches Verkennen der tieferen Bedeutung der „Reisebilder" wird freilich um so entschuldbarer, wenn wir uns erinnern, dass auch Heine im Anfange seiner Laufbahn noch wesentlich auf dem Boden der Romantik stand. Eben so scharf wie die Brüder Schlegel, wie Tieck oder Novalis, empfand er die feindselige Entzweiung im Leben der Gegenwart, — ein Gefühl, das schon in den düsteren Weltschmerzklagen seiner Jugendlieder, bald mit verzweiflungsvoller Ironie, bald in elegisch weichen Trauerakkorden, sich aussprach:

Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch so wöhnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt ist Alles wie verschoben,
Das ist ein Drängen, eine Noth!
Gestorben ist der Herrgott oben,
Und unten ist der Teufel todt.

Und Alles schaut so grämlich trübe
Und krausverwirrt und morsch und kalt;
Und wäre nicht das bischen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt.

Diese Klage unterscheidet sich höchstens durch ihre präcisere Fassung von zahlreichen ähnlichen Lamentationen der Romantiker. Wie jene trübseligen laudatores temporis acti, sehnte Heine sich aus der wüsten Gährung jener Tage mehr als einmal nach dem fernen Kindheitsalter unseres Volkes als nach einer besseren Zeit zurück — allein bald erkannte er das Krankhafte solches phantastischen Sehnens, und stürzte sich muthig in die Wellen der kalten, poesielosen, dumpf in ihren Fesseln aufstöhnenden Gegenwart.

Was sein prüfender Blick dort gewahrte, war eine herzbeklemmende Schau, wenig geeignet, die innere Verstimmung seiner Seele zu heilen. Wohin er die Augen wandte, begegnete ihm eine apathische Erschlaffung, eine feige und hoffnungslose Resignation. Jede knechtisch gebeugte Stirn, jede heimlich geballte Faust verkündeten ein unsägliches Leid, aus welchem es scheinbar keine Rettung gab — und mit leidenschafterregter Stimme rief der Dichter all' die stummen Klagen der Opfer einer greisenhaft überlebten Staats- und Gesellschaftsform laut in die Welt hinaus. Und mit welcher Berechtigung lehnte sich diese wilde, byronisch zerrissene Verzweiflungspoesie an die jammervolle Zeit! Zu dem Mißlingen aller mit so vielem Pomp angekündigten Bestrebungen der Romantiker gesellte sich der widrig rohe politische Druck. Überall die bittersten Enttäuschungen, im Leben wie in der Kunst! Die Eide der Fürsten — jene heiligen Eide, geschworen, während ganz Europa als waffenklirrender Zeuge auf dem Schlachtfelde stand — waren schnöde gebrochen, und Niemand wagte an ihre Erfüllung zu mahnen. Die jugendlichen Tollköpfe der Burschenschaft, welche von einem deutschen Kaiser geträumt, irrten verbannt in der Fremde umher, oder fanden hinter Schloß und Riegel jahrelang Zeit zu einem schrecklichen Erwachen. Wie in der Politik, herrschte auch in der Literatur der Restaurationsperiode die fadeste Mittelmäßigkeit; die Lyrik zirpte in „Almanachen“ und „Taschenbüchern“ ihr hausbackenes

Spatzenlied, auf der Bühne predigten Müllner und Konsorten die blinde Unterwerfung des Menschen unter ein grausam allmächtiges Schicksal, und Clauren's lüsterne Novellen inficierten das Publikum mit dem Peststoffe einer hohlen Sinnlichkeit; der letzte Trost der Völker, die Religion, schlug um in Görres'schen Jesuitismus; kein Hoffnungsschimmmer in Vergangenheit und Gegenwart; kein Stern, der, wie einst jener von Bethlehem, in die Zukunft wies . . . da wurde — und so musste es kommen — der Weltschmerz die Seele unserer Literatur.

Der Weltschmerz war das aus der Unwahrheit und Ungerechtigkeit aller Lebensformen entspringende Leid; er war das bestimmte Gefühl, dass ein Riss durch das Weltall und Menschenherz gehe, welcher ausgefüllt, eine blutende Wunde, die gestillt werden und verharschen müsse. In diesem Sinne bemerkt auch Heine [32]: „Ach, theurer Leser, wenn du über jene Zerrissenheit klagen willst, so beklage lieber, dass die Welt selbst mitten entzwei gerissen ist. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so musste es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden. Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, Der gesteht nur, dass er ein prosaisches, weit abgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriss, und eben deßwegen weiß ich, dass die großen Götter mich vor vielen Anderen hoch begnadigt und des Dichtermärtyrthums würdig geachtet haben. Einst war die Welt ganz, im Alterthum und Mittelalter; trotz der äußeren Kämpfe gab's doch noch immer eine Welteinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen diese Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit ist eine Lüge, eine Lüge, die jedes gesunde Auge durchschaut, und die dem Hohne dann nicht entgeht." Wir stehen hier vor einer Thatsache, die nicht scharf genug betont werden kann, wenn wir zu einem richtigen Verständnis der neueren Literatur gelangen wollen. Die Poesie hatte als ihr Gebiet bisher vorzugsweise das Übersinnliche betrachtet; gleich unserer Philosophie, war auch unsere Dichtung metaphysisch und transcendental, so oft der Poet, sich abkehrend vom subjektiv lyrischen Gefühle, sein Lied in das Allgemeine sich hinabtauchen ließ. Selbst Goethe hatte seinen Faust zuletzt in den christlichen Himmel geflüchtet; allein dieser Himmel wurde von ihm, dem großen Heiden, so wenig mehr geglaubt, wie die Menschheit sich länger auf ihn vertrösten ließ. Die Philosophie hatte ihr Werk des Anzweifelns vollbracht; dem Zweifel folgte nun die Verzweiflung der Massen, denen

auch der letzte Trost für irdisches Elend, die Hoffnung auf ein besseres Jenseits, entrissen war. Da stieg die Poesie im vollen Glanz ihrer Göttlichkeit von ihrem himmlischen Throne, aus den übersinnlichen Sphären, auf die Erde herab, und gab sich ihr zu eigen für ewig. Und das Erste, was ihr dort entgegentrat, war ein wortloser politischer und gesellschaftlicher Jammer, ein aus tausend und abertausend bleichen Gesichtern hohläugig hervorstierender Schmerz. Was Wunder, daß sie diesen auf die Saiten ihrer Goldharfe spannte und so mächtig schwellende Akkorde griff, daß wir Alle lautlos verstummten, und dem Gesange horchten, der unser tiefgeheimstes Weh mit so entsetzlicher Klarheit über die Erde erschallen ließ!

Die Erkenntnis, daß der Weltschmerz die Seele unsrer Poesie geworden, und daß all ihr Singen fortan ein todesmuthiges Streiten für die ungenannte „rechte Dame“, die heiß ersehnte politische und sociale Freiheit, sei, bildete schon den versteckten Inhalt eines merkwürdigen Liedes in Heine's erster Gedichtsammlung:

Zu dem Wettgesange schreiten
Minnesänger jetzt herbei;
Ei, Das giebt ein seltsam Streiten,
Ein gar seltsames Turnei!

Phantasie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort das ist sein Schwert.

Hübsche Damen schauen munter
Vom beteppichten Balkon,
Doch die rechte ist nicht drunter
Mit der rechten Lorberkron'.

Andre Leute, wenn sie springen
In die Schranken, sind gesund;
Doch wir Minnesänger bringen
Dort schon mit die Todeswund'.

Und wem dort am besten dringet
Liederblut aus Herzensgrund,
Der ist Sieger, Der erringet
Bestes Lob aus schönstem Mund.

Wie diese Allegorie bezeugt, gab sich Heine von Anfang an keiner ernstlichen Täuschung über das Krankhafte einer Kunstrichtung hin, die mit einer Anklage gegen die Gesammtinstitutionen der modernen Gesellschaft begann, alles Bestehende schlankweg negierte, und vorerst sich wenig darum kümmerte, welches Positive etwa an Dessen Stelle zu setzen sei. Der vielverrufene Weltschmerz war das Symptom einer Krankheit, deren Kontagium rasch unsere ganze Literatur ergriff; aber er war Nichts weniger, als die müßige Klage um ein ewig verlorenes Gut — er brachte vielmehr der Menschheit ihr geheimstes Leid zum Bewusstsein und sprach aus, was der

Sklave einer stabil gewordenen, entwicklungslosen Gesellschaft sich kaum selbst zu bekennen gewagt hatte: — die Nothwendigkeit eines Abrechnens mit der Vergangenheit und einer Regeneration der politischen und socialen Verhältnisse auf gesünderer Basis. Indem die Klage zur Anklage, die Anklage zur stürmischen Forderung ward, erstarkte der Muth des Dichters, und bald erschien ihm die Zukunft nicht mehr unter dem finstern Bilde einer über die Welt hereinbrechenden nordischen „Götterdämmerung", sondern im Lichte eines heiter aufknospenden Frühlings der Menschheit. Mitten im Aufschrei seiner Schmerzen sang er ein begeistertes Schlachtlied, sang er die Auferstehung des Weltalls, sang er die Versöhnung zwischen Mensch und Menschen, zwischen Mensch und Natur. Heine zuerst — wie nach ihm fast alle Dichter der nächstfolgenden zwanzig Jahre — gelangte, indem er das Verdammungsurtheil über die alte Gesellschaft sprach, zu der unerschütterlichen Überzeugung, daß die Weltgeschichte bei einer ganz neuen Phase angelangt sei, und daß sich dem Schoße der Menschheit ein neues Ideal entringe, das nach blutig ernstem Kampfe auf der abgeräumten Baustelle der Vergangenheit den Tempel einer schöneren Zukunft errichten und eine Siegesfeier der Versöhnung begehen werde. Um dieser Zukunft den Weg zu bahnen, suchte er zunächst mit unermüdlicher Kampflust jedes antiquierte Vorurtheil zu zerstören, tabula rasa zu machen in den Räumen des Geistes und Herzens.

Die acht und achtig Lieder der „Heimkehr", welche den ersten Band der „Reisebilder" eröffneten, bilden den Abschluß des Liebesromans, den Heine im „Lyrischen Intermezzo" so tief schmerzlich besungen. Wir haben den Bemerkungen Immermann's über diesen Cyklus nichts Erhebliches hinzuzufügen. Das Herz des Dichters ist, wie das Festhalten des alten Themas beweist, von den Nachwehen jenes unglücklichen Liebestraums noch nicht vollständig genesen, aber es ringt mit männlicher Kraft nach Befreiung. Die Selbstironie überwiegt die sentimentale Trauer, der Zorn weicht dem Mitleid, die einsame Thräne, die im Auge zurückblieb, zerfließt wie die Liebe selber zerflossen ist, und wenn manche der alten Leidensklänge auch in den jüngsten Gesängen noch vernehmlich hindurchtönen, so ruft der Poet den ungeduldigen Freunden die zuversichtliche Mahnung zu:

Wartet nur, es wird verhallen
Dieses Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen.

Die Perspektive erweitert sich allmählich, der Dichter gelangt wieder zu einer fröhlich unbefangenen Betrachtung der Welt, die befreite Seele hebt ihre Schmetterlingsflügel und flattert in losem Liebesgetändel von einer Blume zur andern, und wenn sie nach kurzem Genusse befriedigungslos weiterfliegt, so hat sie doch die finster auf ihr lastende Schwermuth abgeschüttelt, sie hat sich in ein unabänderliches Schicksal gefügt, vor ihr liegt ein neues Leben —

Und wie Viel ist dir geblieben!
Und wie schön ist noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfst du lieben!

Aber obschon der Cyklus „Die Heimkehr“ eine Anzahl der trefflichsten Lieder enthält, schlug Heine doch hier im Wesentlichen keine neuen Töne an; in der zweiten Hälfte dieser Gedichte tritt vielmehr eine gewisse Ermüdung zu Tage, die sich unter leichtfertigen Späßen zu verbergen sucht, deren Antithesenspiel nicht selten schon in eine stereotype Manier ausartet. Was dem ersten Bande der „Reisebilder“ einen so glänzenden Erfolg verschaffte, waren daher nicht so sehr die Heimkehrlieder, als vielmehr die „Harzreise“, — eine durchaus originelle humoristische Dichtung, welche unter der Form einer Reisebeschreibung die wichtigsten Interessen der Gegenwart mit herausfordernder Kühnheit besprach, und von den Philistern am Throne bis zu den Philistern der Krambude hinab eine Unruhe bei allen Lesern hervorrief, wie Dergleichen seit Schiller's „Räubern“ im heiligen deutschen Reiche kaum wieder erlebt worden. Die „Harzreise“ war in erster Linie gegen das Philisterthum gerichtet; aber der studentische Übermuth, welcher vor der todten Gelehrsamkeit der Göttinger „Universitäts-Pagoden“ so geringen Respekt beweist, äußert sich eben so despektierlich über das sporenklirrende, rauf- und sauflustig renommierende oder in mondsüchtiger Sentimentalität einherstelzende Zopfwesen der Studentenschaft. Mit nie dagewesener Frische persiffliert der Dichter die erbärmliche Kleinlichkeit und Engherzigkeit eines zur inhaltslosen Formel erstarrten Lebens, aus dem er mit spöttischem Knix in die Berge flieht. Allein überallhin folgt ihm wie ein gespenstischer Schatten die Erinnerung an die graue Universitätsstadt mit ihren kindisch gewordenen Alten und ihrer altklugen Jugend. Wenn die freiheits- und schönheitsdurstige Seele den Pandektenstaub abgeschüttelt in den grünen Tannenwäldern oder sich rein-

gebadet in den Schaumwellen des felsab stürzenden Wasserfalls, so führt ein beängstigender Traum sie alsbald wieder in die kaum verlassenen Hörsäle der Georgia Augusta zurück, Göttinger Professoren definieren, disputieren und distingieren in tollem Wetteifer, oder singen eine juristische Oper mit erbrechtlichem Text, während Privatdocenten ein antejustinianeisches Ballett tanzen; oder der verstorbene Berliner Vernunftdoktor Saul Ascher steigt im transcendentalgrauen Leibrock aus dem Grabe und demonstriert, auf sein spanisches Röhrchen gestützt, dem erschrockenen Träumer die Absurdität aller Gespensterfurcht. Die erhabene Großartigkeit und Poesie der Natur wird entzaubert durch die prosaische Albernheit der Menschen, die dem einsamen Wandrer begegnen. Da trifft er im Wirthshause zu Goslar einen alten müden Fremden, der die ganze Welt durchpilgerte und jetzt nach dreißigjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt Quedlinburg heimkehrt, weil seine Familie dort ihr Erbbegräbnis hat. Oder ein wohlgenährter Spießbürger mit glänzend wampigem, dummklugem Gesichte, der „aussah, als habe er die Viehseuche erfunden", drängt sich ihm als Wegweiser auf, und raubt ihm seine festtägliche Stimmung durch nüchtern langweilige Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der Natur. Selbst der majestätische Sonnenuntergang wird von gelehrten Citaten, schlechten Studentenwitzen und platten Alltagsbemerkungen kommentiert; im Brockenhause beginnt nach der Abendmahlzeit ein wüstes Treiben, Göttinger, Hallenser und Greifswalder Studenten ergehen sich bei Bier und Wein in den herkömmlichen Universitätsgesprächen über Duelle, Liebschaften, Professoren und burschenschaftlich-patriotische Narreteien, bis endlich Alles in wirrer Betrunkenheit durcheinander taumelt, flucht, lärmt, oder sich mit zärtlicher Rührung in die Arme sinkt. Und in diesem farbenbunten Kapriccio, das beständig die Situation und die Stimmung wechselt, herrscht dennoch die geschlossenste Einheit; mag der Poet in der Hütte des alten Bergmanns die reizende Harz-Idylle erleben, oder mit dem Hirtenknaben am Fuße des Brockens echt königlich tafeln, oder die berauschten ossianischen Jünglinge im Kleiderschrank eine gelblederne Hose als den Mond anschwärmen lassen: nirgends fehlt die deutlich erkennbare Beziehung auf den geistigen Zwiespalt, auf die Lächerlichkeit und Thorheit des Menschengeschlechts; nur daß jenes Gefühl der Weltdisharmonie, welche überall — (schon im Eingangsliede) — mit der lachenden Naturfreude kontrastiert, sich gegen das Ende der „Harzreise" noch wehmüthiger an das Herz des Dichters

gekettet hat, so dass er nach all dem Spotte zuletzt schier in Weinen ausbricht.

Den Beschluss des ersten Bandes der „Reisebilder“ machte die erste Abtheilung der „Nordsee“. Der anonyme Recensent im „Gesellschafter“ nannte diese reimlosen, in erhabenem Rhythmus einherschreitenden Gedichte „kolossale Epigramme“, — ein Name, der von Heine als sehr bezeichnend sofort adoptiert ward, den man aber doch höchstens gelten lassen kann, wenn man das Wesen des Epigramms nicht mit Lessing in die kurz pointierte Antithese von Erwartung und Aufschluss setzt, sondern die freiere Behandlung desselben in der spätrömischen Literatur zum Maßstabe nimmt. Goethe hatte sich jener schwungvollen Rhythmen in seinem „Prometheus“, im „Gesang der Geister über den Wassern“, in der „Harzreise im Winter“ und ähnlichen dithyrambischen Ergüssen bedient, die alle mehr oder minder streng den hymnenartigen Charakter bewahrten. Die Romantiker, welche mit ihrer beliebten Ironie so gern die vorgefundene Form zerschlugen, bemächtigten sich der scheinbar so bequemen Dichtungsart zu ganz heterogenen Zwecken: Tieck wählte sie unpassend genug zur kunstlosen Aufzeichnung rein lyrischer Wandergefühle und italiänischer Reiseerinnerungen, Ludwig Robert gar zur Ablagerung philosophischer Lebensmaximen und ästhetisierender Reflexionen. Ein romantisches Gelüste offenbart sich freilich auch in der Weise, wie Heine in den „Nordseebildern“ einen befremdlich neuen Inhalt in die alten Formen goss. Aber ihm glückte, was den beiden Ebengenannten misslungen war: durch künstlerisch angemessene Behandlung die elastische Form für die Aufnahme des veränderten Inhalts wirksam zu erweitern. Mit Recht bemerkt Gottschall [33]), dass selbst in denjenigen Gedichten, wo das Grandiose plötzlich in das Groteske umschlägt, die zersetzende Pointe den künstlerischen Rahmen selten zerbricht, sondern Stil und Ton meist den Charakter der Ode hinlänglich bewahren. „Andrerseits finden sich unter den „Nordseebildern“ Gedichte von einheitlichem Schwunge, deren Guss ungetrübt ist von allen Blasen der Ironie; so die Stücke: „Erklärung“, „Sturm“, „Morgengruß“, „Gewitter“ und das wunderbar schöne Gedicht „Der Phönix“, eine Ode der Liebe, gegen welche Klopstock's alcäische Strophen an Fanny und ähnliche Ergüsse an Meta, trotz der zu Hilfe gerufenen Seraphim, doch sehr schwunglos erscheinen. Heine's Anwartschaft auf einen Platz unter unsern ersten Odendichtern ist unbestreitbar, wenn man nur die genannten Dichtungen ins Auge fasst. Ja, es ist

mehr Odenschwung in diesen nur nach rhythmischem Gefühl gedichteten unskandierbaren Streckversen, als in Platen's gekünstelte Mentren." Wie meisterhaft Heine es verstand, das faltenreiche rhythmische Gewand jedesmal genau der Situation und der wechselnden Stimmung anzupassen, sehen wir aus dem bedeutungsvollen Vorwalten des daktylischen, anapästischen, jambischen oder trochäischen Verscharakters in stetem Einklange mit der auf und ab fluthenden Bewegung des unruhigen Oceans und der ebenso unruhigen menschlichen Leidenschaft. Die innige Wechselbeziehung zwischen der wunderbaren Meeresstaffage und den wilden Träumen der Dichterseele erhöht den seltsamen Reiz der „Nordseebilder". Von eigenthümlicher Wirkung ist ferner das humoristische Hereinziehen der altgriechischen Mythologie in die nordisch-düstere Landschaft und in die modernsten Lebensverhältnisse. Es ist ein an den Brüsten der Hegel'schen Philosophie genährter Titanenstolz, der mit vornehmem Mitleid auf die olympischen Götter herabsieht, und in ihrem Untergange vorahnend die Endlichkeit jeder neuen Götterdynastie erblickt. Nirgends tritt dies übermüthige Spiel mit den religiösen Vorstellungen der Völker greller zu Tage, als in dem Schlussgedichte der ersten Abtheilung der „Nordsee," wo der Poet im erhabensten Dithyrambenstile das Bild Christi, des Heilands der Welt, entwirft, der die Hände segnend ausstreckt über Land und Meer, und Frieden und Versöhnung in alle Herzen hinunter strahlt. Welcher bibelgläubige Christ hätte diese herrliche Phantasie nicht mit frömmster Andacht gelesen, um hinterdrein vor der Ruchlosigkeit zu erschrecken, mit welcher Heine den Eindruck des Gedichtes durch die angehängte Persifflage [34]) selbstmörderisch zerstört?, Die Tendenz stand ihm höher, als die Kunst; es war ihm wichtiger, den Gegensatz der modernen Christusreligion zu jener edel reinsten, nur in der Idealwelt der Poesie möglichen Auffassung des Christenthumes hervorzuheben, als sich der Gefahr auszusetzen, für einen Champion der herrschenden Staatsreligion zu gelten. Dieselbe ängstliche Besorgnis, den frömmelnden Kreuzrittern der Restauration beigezählt zu werden, veranlasste den Dichter, beim Abdruck der „Wallfahrt nach Kevlaar" sich in einer prosaischen Nachbemerkung [35]) dagegen zu verwahren, als habe er durch seine Verse eine Vorliebe für die katholische Religion ausdrücken wollen. Solche Erklärungen des Autors über die Tendenz seines Kunstwerks — mögen sie in Versen oder in Prosa abgegeben werden — sind aber stets vom Übel, und Heine that wohl daran, sie in das „Buch

der Lieder" nicht mit aufzunehmen. War doch ohnehin in den „Nordseebildern" selber genug der Polemik wider die „neuen, herrschenden, tristen Götter" enthalten, um die Erinnerung an die Encyklopädisten des vorigen Jahrhunderts wachzurufen und den Vergleich Heine's mit Voltaire ziemlich entschuldbar zu machen. In Berlin kursierte sogar das nachstehende malitiöse Epigramm von Ernst Woldemar auf den Verfasser der „Reisebilder" [36]):

Ein neues Qui pro quo.

Vergebens ist, ihr Weisen, eur Bemühn,
Der Meinung Wechselstrom zu wehren!
Die Stadt, der jüngst Voltaire ein Affe schien,
Hält jetzt den Affen für Voltairen.

Aber wenn Heine sich auch später einmal in einem Briefe an St. René Taillandier [37]) eine deutsche Nachtigall nennt, die sich ihr Nest in der Perücke des Herrn de Voltaire gebaut, so herrscht doch zwischen dem satirischen Lachen dieser Beiden ein großer Unterschied. Voltaire ging einem Zeitalter der Philosophie voraus, und spottete über Dinge, die bisher noch von Wenigen ernstlich bedacht worden waren. Heine folgte einem philosophischen Zeitalter nach; alle Fragen der Religion und Gesellschaft hatten die gründlichste Diskussion erfahren, und man konnte bei redlichem Willen über dieselben im Klaren sein. Wer in der alten Gefühls- und Denkweise verharrte, nachdem die französische Revolution, Napoleon und die Freiheitskriege, Kant, Fichte, Schelling und Hegel den politischen, socialen und geistigen Boden der Menschheit umgepflügt und für die Aufnahme der neuen Saat bereitet hatten, Der war träge und feig und verdiente fast nichts Anderes, als Spott; ja, er musste sich ob seiner bewegungslosen Apathie schier selber verachten. Voltaire's sarkastisches Gelächter hatte Etwas von dem erbarmungslos grinsenden Hohne des Henkers, der dem Delinquenten, welcher sich im letzten Becher Weins berauscht, unter dem Mantel das Richtbeil zeigt, mit dem er in der Morgenfrühe geköpft werden soll. Heine's graciöses Lächeln war der Humor, jener Herold einer neuen Zeit, der „die lachende Thräne" im Wappen führt, und sein Opfer mit Blumen bekränzt, bevor er es zum Richtplatze geleitet, aber nicht um ihm dort das Haupt abzuschlagen, sondern um auf öffentlichem Markt allem Volke zu zeigen, wie hinter der prahlerischen Maske des gefürchteten Feindes ein bleiches Skelett, ein verweste, mit

buntem Flittertand umhangene Leiche sitzt. Gerade zu Zeiten, wo eine veraltete Weltanschauung im Absterben begriffen ist, das neue, bessere Evangelium aber noch nicht völlig den Sieg errungen hat, tritt der Humor in sein unbestreitbares Recht. In einer solchen Übergangsepoche erscheint dem Einen lächerlich und absurd, was dem Andern noch werth und heilig ist. Der riesige Koloß der Vergangenheit schrumpft zum ohnmächtigen Zwerg zusammen und fordert mit Greinen und Winseln, daß man ihm noch als dem furchtbaren Goliath huldige, der uns ehemals durch sein Poltern in Respekt erhielt; dagegen wandelt der Riese der Zukunft, welcher einst Scepter und Krone tragen soll, vielleicht noch als Hirtenknabe umher und prüft zaghaft in der Schleuder den Stein, mit dem er Jenem das Hirn zerschmettern wird. Alles ist schief verzerrt, wunderlich fahl oder grell beleuchtet, hier sprengt der neue Most in gährender Überkraft den alten Schlauch, dort heißt es, wenn man sich am lieben altgewohnten Tranke berauschen möchte: „Zum Teufel ist der Spiritus!“ In solcher Zeit rettet der wahre Poet sich naturgemäß auf die sonnige Höhe des Humors, daß tief unter ihm wimmle

das närrische Menschengeschlecht;
Sie schreien und wüthen und schelten,
Und haben Alle Recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund;
Mit ihren Kolben schlagen
Sie sich die Köpfe wund. [38)]

So erscheint dem Dichtet die ringsumher kämpfende Welt entweder als ein Narrenhaus, oder als ein großes Lazareth,

— Und Fratzenbilder nur und sieche Schatten
Seh' ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht:
Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus? [39)] —

je nachdem der Humor seine lustige oder ernsthafte Seite herauskehrt, je nachdem er sich auf den Fittichen der Hoffnung über das vergängliche Leid von heute emporschwingt, oder in mitleidigem Erbarmen zu den fieberhaft aufgeregten Zeitgenossen herantritt, um ein Wort der Theilnahme und des Trostes zu ihnen zu reden. — Es ist, wie wir schon bei Besprechung der in Bonn entstandenen „Fresko-Sonette“ erwähnten, das

eigenthümliche Kennzeichen des Humors, dass in seinen Schöpfungen der neue Inhalt gewöhnlich die alte Form überragt, deren er sich nothgedrungen noch bedient. Insofern lockert und verhöhnt er die ewigen Gesetze der Kunst; denn nur in weihevollsten Momenten gelingt es der zukunfttrunkenen Seele, inmitten des Kampfgetümmels der Gegenwart sogleich die neue, künstlerisch vollendete Form, den durch keine tendenziöse Beimischung verfälschten, unmittelbar poetischen Ausdruck für die neue Weltanschauung zu finden. In solcher Bedrängnis wählt der Humor mit Vorliebe die an sich und zu anderer Zeit wenig berechtigte Mischgattung der poetischen Prosa, die ihm gestattet, mit fast unbegrenzter Freiheit die Stimmung und Behandlungsweise, seiner vorhin angedeuteten Doppelnatur entsprechend, zu wechseln, aus dem sentimentalen in den scherzenden Ton, aus diesem wieder in jenen zu verfallen.

Zahlreiche Äußerungen Heine's lassen nicht den mindesten Zweifel daran, dass er sich der tiefen Bedeutung des Humors vollkommen bewusst war, und denselben sehr wohl von dem oberflächlich an der Außenseite der Dinge hinspielenden Witze unterschied. Saphir's Wortwitzeleien und ähnliche Kunststückchen des Verstandes, denen die Basis einer großartigen Weltanschauung fehlte, waren ihm höchst zuwider. „Witz in seiner Isolierung", schrieb er an Moser [40], der ihm von Saphir's Erfolgen in Berlin erzählt hatte, „ist gar Nichts werth. Nur dann ist mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernsten Grunde ruht. Darum trifft so gewaltig der Witz Börne's, Jean Paul's und des Narren im „Lear". Der gewöhnliche Witz ist bloß ein Niesen des Verstandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rothjäckiger Affe, der sich zwischen zwei Spiegeln begafft, ein Bastard, den der Wahnsinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf öffentlicher Straße gezeugt — nein! ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, dass wir Beide selbst uns zu Zeiten herablassen, einen Witz zu reißen." Sehr feinsinnig spricht sich Heine in einem Briefe an Friederike Robert über das Wesen des Humors in den aristophanischen Lustspielen aus. Er tadelt es, dass Schlegel in seinen dramaturgischen Vorlesungen die „Vögel" für Nichts weiter als für einen lustigen barocken Spaß erklärt habe, und fügt belehrend hinzu [41]): „Es liegt aber ein tiefer, ernster Sinn in diesem Gedichte, und während es die exoterischen Kächenäer (d. h. die athenienſischen Maulaufsperrer) durch phantastische Gestalten und Späße und Witze und Anspielungen, z. B.

auf das damalige Legationswesen, köstlich ergötzt, erblickt der Esoterische (d. h. Ich) in diesem Gedichte eine ungeheure Weltanschauung; ich sehe darin den göttertrotzenden Wahnsinn der Menschen, eine echte Tragödie, um so tragischer, da jener Wahnsinn am Ende siegt und glücklich beharrt in dem Wahne, dass seine Luftstadt wirklich existiere und dass er die Götter bezwungen und Alles erlangt habe, selbst den Besitz der allgewaltig herrlichen Basileia." In demselben Sinne verlangt Heine — freilich noch halb vom einseitig romantischen Standpunkte aus, — dass die humoristische Ironie, wie im Lustspiel, so auch in der Tragödie ein Hauptelement bilde[42]): „Das Ungeheuerste, das Entsetzlichste, das Schaudervollste, wenn es nicht unpoetisch werden soll, kann man nur in dem buntscheckigen Gewande des Lächerlichen darstellen, gleichsam versöhnend — darum hat auch Shakspeare das Gräßlichste im „Lear" durch den Narren sagen lassen, darum hat auch Goethe zu dem furchtbarsten Stoffe, zum „Faust", die Puppenspielform gewählt, darum hat auch der noch größere Poet, unser Herrgott, allen Schreckensscenen dieses Lebens eine gute Dosis Spaßhaftigkeit beigemischt." — „Eben je wichtiger ein Gegenstand ist, desto lustiger muss man ihn behandeln," heißt es an einer ähnlich lautenden Stelle in den „Englischen Fragmenten" [43]); „das blutige Gemetzel der Schlachten," das schaurige Sichelwetzen des Todes wäre nicht zu ertragen, erklänge nicht dabei die betäubende türkische Musik mit ihren freudigen Pauken und Trompeten." ... „Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nöthig, dass man Witz im Kopfe habe. Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüste der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermuthe des Reichthums schützt euch Nichts — als der Tod und die Satire." ... „Heuchlerische Duckmäuser, die unter der Last ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einherschleichen, wagen es, ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das sich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die schwere Kreuzeslast kaum ertrüge, wenn er

nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trällerte und Späße risse über die neuern Pharisäer und Saducäer. Die kolossalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne solche Witzreißerei und Persifflage! Der Ernst tritt um so gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn angekündigt." Dieser tiefere welthistorische Sinn des Heine'schen Humors, seine mit dem trüben Ernst des Gegenstandes versöhnende und den Geist zugleich aus den Bleifesseln stumpfer Apathie emporrüttelnde Wirkung ist das Hauptverdienst der „Reisebilder". Jenes übermüthige Gelächter, jener unbarmherzig dreiste Spott über die Thorheiten und Sünden der Zeit riß den Leser unwiderstehlich mit fort, und befreite das Gemüth von dem Alpdruck des auf ihm lastenden mittelalterlichen Nachtmahrs, dessen gespenstische Herrschaft in der langen trüben Restaurationsperiode alles Leben zu ersticken gedroht hatte. Zum ersten Mal athmete die beklommene Seele wieder auf, und fragte sich erstaunt, ob denn Das, was hier mit so überlegenem Muthwillen verhöhnt wurde, wirklich so heilig und unerschütterlich sei, wirklich ein Recht ewigen Bestehens in sich trage — und die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. —

Wer so rücksichtslos vor aller Welt die verhüllten Zeitnöthen entblößte, und inmitten des lärmenden Festbankettes der in alle Staats- und Gesellschaftsverhältnisse eingedrungenen Romantik auf die schwärenden Wunden der Menschheit wies, übernahm ein gefahrvolles Amt. Ja, er musste, wenn er sich die Möglichkeit des Redens und Gehörtwerdens nicht von vornherein abschneiden wollte, fast mit Nothwendigkeit die bunte Hanswurstjacke anziehen und die Rolle des Narren im „Lear" spielen, um unter der humoristischen Vermummung Wahrheiten sagen zu dürfen, die ernsthaft ausgesprochen kein Censor hätte durchschlüpfen, keine Regierung ungeahndet hätte verbreiten lassen. Und auch so war die Maskenfreiheit, deren Schutz ihm zu Hilfe kam, sehr bedingter Natur. Schon der erste Band der „Reisebilder" wurde nicht in Göttingen allein, sondern auch in manchen anderen Städten und Städtchen des deutschen Reiches verboten, und es fehlte nicht an Anfeindungen jeglicher Art in der servilen Presse damaliger Zeit. Der gesinnungslose Saphir, welcher in jenen Tagen doch selbst zu den Oppositionslustigen gehörte, und in seiner „Schnellpost" zum Gaudium der Berliner ergötzliche Scharmützel mit den Censur- und Polizeibehörden ausfocht, sah eben so neidisch, wie der giftige Müllner, auf den wachsenden Ruhm des jungen Kollegen, und zauste mit

frecher Hand an seinem wohlverdienten Dichterkranze, während Müllner in den „Kourierbildern" seines „Mitternachtsblattes" das Publikum durch ungehörige Nachahmung der Schreibweise Heine's hinters Licht führte und Letztern dadurch in den ärgerlichen Verdacht brachte, der Verfasser einer Reihe ihm ganz fremder klatschhafter Ausfälle gegen Hamburger Persönlichkeiten zu sein[44]), mit denen er ohnehin, wie mit dem „schwarzen, noch ungehenkten Makler", schon auf hinlänglich gespanntem Fuße stand. In dem „schwarzen Ungehenkten mit dem spitzbübischen Manufakturwaaren-Gesicht"[45]) hatte ein übelberüchtigter Hamburger Jude, Namens Friedländer, sein eignes Porträt zu erkennen geglaubt, und dem Verfasser der „Reisebilder" grimmige Rache geschworen. Er fiel Heine, der nie mit ihm eine Differenz gehabt, noch überhaupt je ein Wort mit ihm gesprochen, bald nachher auf öffentlicher Straße an, packte ihn am Rockschoß, und erhob die Faust wider ihn; doch drängte das Volksgewühl des Burstah die Streitenden auseinander, bevor es zu weiteren Thätlichkeiten gekommen war, und Heine verklagte den Friedensstörer bei der Polizei. Dort leugnete Derselbe mit dreister Stirn das versuchte Attentat, und behauptete sogar, von Heine geschlagen worden zu sein, der in voller Bestürzung zu Campe eilte, und Diesem sein Missgeschick klagte. Der schlaue Freund sagte lächelnd: „Gratulieren Sie sich zu der plumpen Lüge, und widersprechen Sie bei Leibe nicht der köstlichen Fiktion. Es ist besser für Ihren Ruf, dass der Lump durch seine Aussage schwarz auf weiß für eine von Ihnen erhaltene Züchtigung quittiert, als wenn er sich auf dem ganzen Steinweg und an der Börse das Air gäbe, den Verfasser der „Reisebilder" geohrfeigt zu haben." Heine sah zu spät die Zweckmäßigkeit dieses vernünftigen Rathschlages ein; er hatte bereits auf dem Stadthause vor Senator Abendroth gegen die freche, den Sachverhalt umkehrende Aussage protestiert, und schwebte, wie seine Briefe an Merckel beweisen, Monate lang in beständiger Angst vor einer Wiederholung solcher brutalen Angriffe. Seine reizbare Phantasie steigerte oftmals seine Vorstellung von der Bosheit seiner wirklichen oder vermeintlichen Feinde ins Ungeheuerliche, und die Furcht vor eingebildeten Verfolgern bereitete ihm manche schlaflose Nacht. Ein ergötzlicher Vorfall dieser Art bot den Anhalt zu wiederholten Neckereien in der Korrespondenz Heine's mit seinem Verleger. Während seines Aufenthaltes in Hamburg im Sommer 1826 traf Heine, wie gewöhnlich, eines Abends im Alsterpavillon mit Campe und Merckel zusammen. Nach einer lebhaften

Unterhaltung geleiteten die Freunde den Dichter bis an sein Logis auf dem Dragonerstall, und schlenderten dann noch eine Weile in den Straßen umher. Campe, der sich entsann, dass Heine gern Kuchen aß, kaufte in einer Jahrmarktsbude des Gänsemarkts ein Packet Pfeffernüsse, und kehrte mit Merckel nach der Wohnung des Dichters zurück, der noch wach sein musste, da seine Zimmerfenster erhellt waren. Kaum aber begannen die Beiden auf der Straße laut seinen Namen zu rufen, so wurde das Licht ausgelöscht. Campe schellte jetzt an der Hausthür und gab die Kuchen für Heine an das Dienstmädchen ab, mit dem schelmischen Zusatze: „Von Professor Hugo in Göttingen!“ — „Nun, wie haben Ihnen die Pfeffernüsse geschmeckt?“ frug Campe, als Heine nach einigen Tagen zu ihm in den Laden kam. „Was!“ rief Heine, indem er sich ärgerlich vor die Stirn schlug, „Sie haben mir die Kuchen geschickt? Und ich Thor habe sie ins Kaminfeuer geworfen! Da sie mir im Namen Hugo's überbracht wurden und ich auf der Straße meinen Namen hatte schreien hören, so glaubte ich, meine Göttinger Feinde, denen ich in der „Harzreise“ so übel mitgespielt, wollten Rache an mir üben und hätten — wer weiß! — den Teig der Pfeffernüsse vielleicht mit Rattengift gewürzt.“ Wienbarg, der gleich uns diese Anekdote nach Campe's Erzählung mittheilt [46]), scherzt mit Grund über den mittelaltrigen Beigeschmack solches grotesken Argwohns: „Allerdings hatte der Dichter die Universität Göttingen arg verhöhnt, aber es lagen doch mehre Jahrhunderte zwischen ihm und Till Eulenspiegel, der nach Demüthigung des Rektors, der Doktoren und Magister der Prager Universität sich eiligst davon machte, aus Furcht, sie möchten ihm Etwas zu trinken geben.“ Die Geneigtheit, in jedem kleinen Schabernack, der ihm gespielt wurde, sofort eine planmäßig ins Werk gesetzte Intrige seiner literarischen Feinde zu wittern, hatte wohl zum Theil ihren Grund in der übertrieben hohen Meinung, die Heine von der revolutionären Bedeutung seiner Schriften und von dem Martyrium hegte, das er durch die herausfordernde Kühnheit seiner Worte auf sein Haupt lüde. So wähnte er sich nachmals in München überall von den Jesuiten, in Paris von den Republikanern verfolgt, und seit der Affäre mit Salomon Straus schob er Diesem und der Börne'schen Klicke jeden Zeitungsangriff in die Schuhe, durch welchen er seinen Ruf benachtheiligt sah. Auch schon während seines Hamburger Aufenthalts passierte ihm, wie uns Wienbarg berichtet [47]), durch jene gespensterseherische Angst vor persönlicher Verfolgung noch ein

anderer possierlicher Irrthum: „Heine's Gang war eher langsam, als schnell. Sein Fürsichsein, seine vornehme oder schüchterne Noli me tangere-Natur bekundete sich in allen Bewegungen; auf der Straße hielt er die Arme am Leibe, als wollte er sich vor jeder zufälligen Berührung in Acht nehmen. Dennoch widerfuhr es ihm einst, als er in Gesellschaft einer Dame über den Wall ging, von einem schnurrbärtigen, in eine Polonika gekleideten Herrn angerannt zu werden; statt Entschuldigung suchte Dieser auf brutale Weise Streit mit ihm. Heine, der gleich wieder argwöhnte, seine Feinde hätten ihm den Strolch über den Hals geschickt, überreichte ihm stolz seine Karte, und bat sich die seine aus. Es war indeß nicht so ritterlich gemeint. Auf der Polizei fand sich, daß der Mensch ein fremder Abenteurer war, und Derselbe musste andern Tags plötzlich das Hamburger Gebiet verlassen." —

Anderthalb Monate nach dem Erscheinen des ersten Bandes der „Reisebilder" finden wir Heine wieder auf dem Wege nach Norderney. Die Herstellung seiner immer noch leidenden Gesundheit, Ekel an dem engherzigen Hamburger Treiben und eine geistige Unruhe, ein allgemeiner Mißmuth, dessen letzte Gründe vielleicht mehr noch in der Zeitstimmung als in dem eignen Gemüth lagen, machten dem Dichter einen momentanen Wechsel seines Aufenthaltsortes wünschenswerth. Um die Mitte des Julimonats langte er in Cuxhaven an, wo ihn konträrer Wind und eine schöne, geistreiche Frau, Jeannette Jacobson, verehelichte Goldschmidt, acht Tage lang festhielten. In einer wilden, stürmischen Nacht, und in nicht minder erregter Stimmung, setzte er endlich seine Reise fort. „Das Schiff lag hoch auf der Rhede," schrieb er an Merckel [48], „und die Jolle, worin ich abfuhr, um es zu erreichen, wurde dreimal von den unklugen Wellen in in den Hafen zurück geschlagen. Das kleine Fahrzeug bäumte sich wie ein Pferd, und Wenig fehlte, daß nicht eine Menge ungeschriebener Seebilder nebst ihrem Verfasser zu Grunde gingen. Dennoch — möge mir der Herr der Atomen die Sünde verzeihen — war mir in dem Augenblicke sehr wohl zu Muthe. Ich hatte Nichts zu verlieren!" — In Norderney besserte sich allmählich seine Gesundheit, die frische Seeluft und der Anblick des Meeres übten ihre besänftigende Wirkung auf das verstimmte Herz, und wenn Heine sich im Ganzen diesmal in dem abgelegenen Badeort nicht so erheitert wie im vorigen Jahr fühlte, so entstanden doch mehrere neue „Seebilder", und einige Scenen zum „Faust" wurden skizziert. Außer

den Gesängen Homer's, deren rechtes Verständnis ihm erst aufgegangen war, seit er die meerdurchrauschten Blätter der Odyssee, auf weißer Düne sitzend, am Strande der Nordsee gelesen, fesselte ihn besonders die Lektüre der Erzählungen Heinrich's von Kleist, in dessen Werken er die künstlerische Aufgabe, die er sich selbst in seiner ersten Dichtungsperiode gestellt, auf bewundernswerthe Weise gelöst fand. „Kleist ist ganz Romantiker," lautete sein briefliches Urtheil über den von ihm so hoch gepriesenen Schriftsteller [49]), „er will nur das Romantische geben, und giebt Dieses durch lauter plastische Gestalten."

Anfangs versuchte Heine auch in Norderney, wie er schon in Cuxhaven gethan, sein Glück am grünen Tische der Spielbank. Er fand „eine Süßigkeit eigener Art in dieser unbestimmten Lebensart, wo Alles vom Zufall abhängt"; bald aber meldete er seinem Freunde Merckel [50]): „Seit vorgestern spiele ich nicht mehr. Nicht weil das Geld ganz all wäre, ich habe noch einiges — sondern weil mich das Spiel zu langweilen begann. Auch ärgerte mich das ewige Verlieren, und ich gab Jemanden mein Ehrenwort, nicht mehr zu spielen." — Zu der Zahl der Badegäste hatte, wie gewöhnlich, der hannövrische Adel das Hauptkontingent gestellt. Besonders viele fürstliche Personen waren anwesend. Auch die Fürstin Solms-Lich hatte sich wieder eingefunden; sie schien aber dem Dichter, der seit ihrer letzten Begegnung den ersten Band der „Reisebilder" herausgegeben hatte, nicht mehr so gewogen wie früher zu sein, und bedrohte ihn oft mit warnend erhobenem Zeigefinger, ohne ihm sagen zu wollen, was der schelmische Gestus zu bedeuten habe [51]). Sehr entzückt war Heine von der Liebenswürdigkeit einer schönen Cellenserin, die er schon bei seinem ersten Besuche in Norderney kennen gelernt, und mit der manches Stündchen in loser Neckerei verplaudert ward. Obschon er in seinen Briefen versicherte, daß er sehr isoliert lebe und nicht einmal schönen Weibern die Kour mache, widersprach doch der Inhalt eben dieser Briefe solcher Behauptung. Eine launenhafte Veränderlichkeit der Stimmung schien ihn ganz und gar zu beherrschen, und er gab sich keine Mühe, vor sich selbst oder vor seinen Freunden konsequent zu erscheinen, während er sich den wechselnden Eindrücken seines, dem Meere gleich, durch jeden Windhauch bewegten Gemüthes hingab. Heute schrieb er an Merckel [52]): „Ich habe am Meeresstrande das süßeste, mystisch lieblichste Ereignis erlebt, das jemals einen Poeten begeistern konnte. Der Mond schien mir zeigen zu wollen, daß

in dieser Welt noch Herrlichkeiten für mich vorhanden. Wir sprachen kein Wort — es war nur ein langer, tiefer Blick, der Mond machte die Musik dazu. — Im Vorbeigehn fasste ich ihre Hand, und ich fühlte den geheimen Druck derselben — meine Seele zitterte und glühte — Ich hab' nachher geweint. Was hilft's! Wenn ich auch kühn genug bin, das Glück rasch zu erfassen, so kann ich es doch nicht lange festhalten. Ich fürchte, es könnte plötzlich Tag werden — nur das Dunkel giebt mir Muth. — Ein schönes Auge, es wird noch lang' in meiner Brust leben, und dann verbleichen und in Nichts zerrinnen — wie ich selbst. — Der Mond ist an Schweigen gewöhnt, das Meer plappert zwar beständig, aber man kann seine Worte selten verstehen, und du, der Dritte, der jetzt das Geheimnis weiß, wirst reinen Mund halten, und so bleibt es verborgen in der eigenen Nacht." Knüpfte nun aber der Freund an dies Herzensabenteuer die Hoffnung, daß es den Poeten nachhaltig begeistern und ihn der finstern Schwermuth entreißen werde, so ward ihm alsbald die Antwort zu Theil [53]: „Das lichte Ereignis am Strande ist nicht so bedeutend, wie du glaubst und wie meine leicht erregbare Stimmung es anschlug; es war ein Stern, der durch die Nacht herabschoß in grausamer Schnelligkeit und keine Spur zurückläßt — denn ich bin trist und niedergedrückt wie zuvor. Aber es war doch ein Stern!" — In der letzten Zeit seines Aufenthaltes auf Norderney verkehrte Heine viel mit dem Fürsten Koslowski, der als russischer Gesandter am badischen Hofe in den Jahren 1816—18 Varnhagen's Kollege in Karlsruhe gewesen, fast sämmtliche europäische Länder aus eigener Anschauung kennen gelernt, und sich trotz seiner diplomatischen Stellung ein unbefangen selbständiges Urtheil in politischen Dingen bewahrt hatte. In späterer Zeit spielte der geistvolle Mann eine hervorragende Rolle am russischen Hofe, wo er durch seine originelle Vortragsart mit ungezwungenem Freimuth Dinge sagen durfte, die kein Anderer auszusprechen gewagt hätte, und meistens zu gutem Zweck und Erfolg. Custine verdankte ihm einen großen Theil seiner Mittheilungen über Rußland [54], und auch Heine erhielt durch ihn die erste glaubwürdige Kunde von den damals noch wenig bekannten politischen und socialen Zuständen des großen Ostreiches. Die interessanten Erzählungen des Fürsten aus dem Londoner und Pariser Leben weckten dem Dichter, wie er seinem Freunde Merckel gestand [55], die Lust nach „high life", und gaben ihm die erste Anregung zu seiner Reise nach England. Heine beabsichtigte Anfangs, von Norderney

einen Abstecher nach Ostfriesland und Holland zu machen, aber der Ausbruch eines typhösen Fiebers in jenen Gegenden schreckte ihn von der Ausführung seines Vorhabens ab, und nach zweimonatlichem Aufenthalt im Seebade trat er die Rückreise über Bremen an, wo er im „Lindenhofe" den Fürsten Koslowski noch einmal wiedersah, und wo ein Besuch in dem fast gleichzeitig durch Wilhelm Hauff's „Phantasien" verherrlichten Rathskeller ihm den Stoff zu einem der glücklichsten humoristischen Gedichte lieferte, die seiner Feder entflossen sind [56]).

Am 23. September traf Heine wieder bei seinen Eltern in Lüneburg ein, die ihr Logis im Wahlstab'schen Hause seit Johanni mit einer kleineren Wohnung am Marktplatze vertauscht hatten. Er zeigte sich unentschlossener denn je in Betreff seiner Pläne für die Zukunft. Der Aufenthalt in Hamburg war ihm gründlich verleidet, auch Berlin gewährte ihm keine lockende Aussicht, und schon aus Norderney hatte er an Moser geschrieben [57]): „Es ist ganz bestimmt, daß es mich sehnlichst drängt, dem deutschen Vaterlande Valet zu sagen. Minder die Lust des Wanderns, als die Qual persönlicher Verhältnisse, z. B. der nie abzuwaschende Jude, treibt mich von hinnen." Varnhagen's Rathschläge weckten ihm aufs Neue den alten Plan einer Übersiedlung nach Paris, wo er Menschen und Welt zu sehen und die Materialien für ein Buch von europäischer Bedeutung zu sammeln hoffte. „Ich denke etwas Besseres zu liefern, als die Morgan", äußerte er in einem Briefe an Merckel [58]); „die Aufgabe ist, nur solche Interessen zu berühren, die allgemein europäisch sind." Die geistvollen Reisewerke der Lady Morgan, „France" und „Italy" — das letztgenannte Buch hatte selbst Byron's ungetheilte Bewunderung erregt — scheinen, neben Sterne's „Sentimental Journey" und Frau von Staëls „De l'Allemagne", auf den Verfasser der „Reisebilder" einen nachhaltigen Einfluß geübt zu haben, der sich u. A. in den „Englischen Fragmenten" und in den späteren Berichten über die politischen und Kultur-Zustände Frankreichs erkennen läßt. Einstweilen scheute sich Heine, aus Furcht auf ernstlichen Widerstand zu stoßen, seiner Familie und ferner stehenden Bekannten Mittheilungen über jenen Reiseplan zu machen [59]), den, außer Varnhagen, Moser und Merckel, nur noch Immermann unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfuhr [60]). In Lüneburg lebte der Dichter, wie bei seinem früheren Aufenthalte, in stiller Zurückgezogenheit, und verkehrte, außer mit seinem Bruder Maximilian, der in den Michaelisferien auf einige Wochen

nach Hause kam, fast ausschließlich mit Rudolf Christiani. Manchmal auch schlenderte er an freundlichen Herbsttagen nach dem nahegelegenen Wienebüttel hinaus, wo er in der Familie des dortigen Predigers, eines Schwagers von Merckel, anregende Unterhaltung fand.

Die in Norderney empfangenen Eindrücke wurden inzwischen für den zweiten Band der „Reisebilder" con amore verarbeitet. Schon Anfangs Oktober war der zweite Cyklus der „Seebilder" nahezu vollendet, und die dritte Abtheilung der „Nordsee" nebst dem Buche „Le Grand" rüstig in Angriff genommen. „Im Grunde ist es auch gleichgültig, was ich beschreibe," sagt Heine in einem Briefe an Merckel [61]); „Alles ist ja Gottes Welt und der Beachtung werth; und was ich aus den Dingen nicht heraussehe, das sehe ich hinein. Wenn es sich nur mit meiner Gesundheit etwas mehr bessert, so wird der zweite Reisebilder-Theil das wunderbarste und interessanteste Buch, das in dieser Zeit erscheinen mag." — „Die Reisebilder sind vor der Hand der Platz, wo ich dem Publikum vorbringe, was ich will," lautet eine ähnliche Bemerkung in einem Schreiben an Immermann [62]). Ja, noch mehr, Heine schien die „Reisebilder" zu einem Tummelplatz zeitgemäßer Ideen nicht für sich selbst allein, sondern auch für seine Freunde erweitern zu wollen, — vielleicht nicht ganz ohne den Nebengedanken, sich dadurch zugleich Bundesgenossen vor der Öffentlichkeit zu erwerben. Wie an Immermann, richtete er auch an Varnhagen und Moser die Aufforderung, ihm Beiträge für sein Buch einzusenden. Dem Letzteren schrieb er [63]): „Dieser zweite Theil soll ein außerordentliches Buch werden und großen Lärm machen. Ich muss etwas Gewaltiges geben. Die zweite Abtheilung der „Nordsee", die den Band eröffnen wird, ist weit origineller und kühner, als die erste, und wird dir gewiss gefallen. Auch den rein freien Humor habe ich in einem selbstbiographischen Fragmente versucht. Bisher hab' ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch nie den reinen, urbehaglichen Humor. Auch soll der zweite Band eine Reihe Nordsee-Reisebriefe enthalten, worin ich „von allen Dingen und von noch einigen" spreche. Willst du mir nicht einige neue Ideen dazu schenken? Ich kann da Alles brauchen. Fragmentarische Aussprüche über den Zustand der Wissenschaften in Berlin oder Deutschland oder Europa — wer könnte die leichter hinskizzieren als du? und wer könnte sie besser verweben als ich? Hegel, Sanskrit, Dr. Gans, Symbolik, Geschichte — welche reiche Themata! Du wirst es nie bequemer bekommen; und ich seh' voraus, du wirst nie ein ganzes

Buch schreiben, und keins, was gleich die ganze Welt liest. Es ist nicht so sehr die Lust, mich mit deinen Federn zu putzen, sondern mehr der liebevolle Zug, dich geistig in mein geistiges Wesen aufzunehmen, dich, den gleichgesinntesten meiner Freunde. Willst du aber über jene Themata etwas Abgeschlossenes schreiben, z. B. einen ganzen wichtigen Brief, so will ich ihn — versteht sich, ohne dich zu nennen — als fremde Mittheilung aufnehmen. Du kannst ja sehr populär schreiben, wenn du nur willst." Die Aufforderung an Varnhagen [64]) lautet noch bedenklicher: „Dieses Alles schreib' ich Ihnen aus der ganz besondern Absicht, damit Sie sehen, wie es mir ein Leichtes ist, im zweiten Theil der Reisebilder Alles einzuweben, was ich will. Haben Sie daher in dieser Hinsicht irgend einen besondern Wunsch, wünschen Sie eine bestimmte Sache ausgesprochen, oder irgend einen unserer Intimen gegeißelt zu sehen, so sagen Sie es mir, oder, was noch besser ist, schreiben Sie selber in meinem Stil die Lappen, die ich in meinem Buche einflicken soll, und Sie können sich auf meine heiligste Diskretion verlassen. Ich darf jetzt Alles sagen, und es kümmert mich wenig, ob ich mir ein Dutzend Feinde mehr oder weniger aufsacke. Wollen Sie in meine Reisebilder ganze Stücke, die zeitgemäß, hineingeben, oder wollen Sie mir bloß die Proskriptionsliste schicken — ich stehe ganz zu Ihrem Befehl." Wenn jedoch Varnhagen, wie aus seiner Anmerkung zu dieser Briefstelle hervorgeht, das Anerbieten Heine's dahin deutete, als habe sich Derselbe bereit erklärt, jeden beliebigen Gegner des Freundes auf Kommando literarisch zu züchtigen, so bringt solche wörtliche Auslegung doch den humoristischen Charakter des Briefschreibers allzu wenig in Rechnung. Übrigens entsprach nur Immermann durch Einsendung einiger Xenien, die buntscheckig und lose genug den Nordseebriefen angehängt wurden, dem sonderbaren Vorschlage, dessen Ausführung sicherlich zum Schaden des Buches den letzten Schein einer künstlerischen Einheit der Form muthwillig zerstört hätte.

Gegen Ende des Jahres war der zweite Band der „Reisebilder" im Manuskripte vollendet, und Heine begann unter sorgsamer Nachfeile seine Arbeit für den Druck ins Reine zu bringen. „Du wirst sehen," schrieb er an Merckel in seinem letzten Briefe aus Lüneburg [65]): „le petit bon homme vit encore. Das Buch wird viel Lärm machen, nicht durch Privatskandal, sondern durch die großen Weltinteressen, die es ausspricht. Napoleon und die französische Revolution stehen darin in Lebensgröße.

Sag Niemanden ein Wort davon; kaum wag' ich es, Campen mit dem Inhalt des Buches zu früh vertraut zu machen. Es muss verschickt sein, ehe man dort eine Silbe davon weiß." In der That hatte Heine, wie der Erfolg lehrte, guten Grund, die Aufmerksamkeit der Behörden nicht zu früh auf sein Buch hinzulenken. — Am 15. Januar 1827 traf er, um den Druck persönlich zu überwachen, wieder in Hamburg ein. Merckel hatte ihm eine stille Wohnung unweit der Langhoff'schen Buchdruckerei ausgesucht, und zum Dank für die kritische Beihilfe, welche er dem Freunde durch manchen scharfsinnigen Verbesserungsvorschlag geleistet, wurden ihm die „Nordseebilder" gewidmet. Die Vorlesungen über Goethe, welche Professor Zimmermann im Winter 1826—27 vor einem gemischten Publikum hielt, und welche Heine zum Theil noch mit anhörte, gaben ihm Anlass, sich in den Briefen aus Norderney, die vor Ablieferung des Manuskriptes vielfach umgearbeitet und ergänzt wurden, auf geistvolle Art über die landläufige Goethekritik auszusprechen. — Auch seinen Vetter Schiff fand er nach Hamburg zurückgekehrt, und begegnete ihm bald auf der Straße. Schiff erstaunte über die vortheilhafte Veränderung, die in den letzten Jahren mit dem Dichter vorgegangen. „Er war nicht mehr der in sich selbst Zurückgezogene, sein Benehmen war offener und freier. Er war ein Lebemann geworden, und mehr als Das: ein vornehm missmuthiger Gentleman" [66]). Als Schiff ihm Komplimente über sein gutes Aussehn machte, erwiderte Heine: „Wundre dich nur. Ich bin ein Andrer geworden, und schwinge jetzt die Harlekinspeitsche." Schiff erhielt die Aushängebogen des zweiten Bandes der „Reisebilder", und Heine bat ihn um sein Urtheil. „Nun, was sagst du?" frug er mit selbstgefälliger Miene, als der Vetter sich einige Tage nachher bei ihm einstellte. — „„Dasselbe, was du schon äußertest. Allein die Harlekinspeitsche ist keine Dichterfeder."" — „Als ob ich nicht gewohnt wäre, von dir negiert zu werden!" lachte Heine. „Glücklicherweise kann ich mich darüber trösten." — „„Allerdings, die Majorität des Publikums ist für dich. Es folgt wohl daraus, dass ich es auch sein muss."" — „Der Erfolg hat Recht!" — „„Das gilt für Frankreich, nicht für Deutschland, und zwei Auguren, die sich begegnen, lachen einander aus."" — „Was sagst du zu dem Buche Le Grand?" — „„Du hast nicht wohlgethan, deine musikalische Unwissenheit öffentlich kund zu geben."" — „Unverschämtester der Sterblichen, was meinst du damit?" — „„Dass du ein feines Ohr für Rhythmus und

Wohllaut der Verse hast, müssen deine Todfeinde dir lassen, den langen Schaller aus Danzig mit eingerechnet. Auch deine Prosa ist, wie Maler sagen, ein geleckter Stil, der in der niederländischen Schule zuweilen vorkommt. Dagegen hat die florentiner Schule ihr Sgraffito, — zwei Kunstextreme, die sich niemals berühren können. Dein großer Kaiser ist über alle Maßen bewundernswerth, aber nicht Jeder kann ihn lieben und verehren — zumal der Hamburger nicht, dem Davoust's Schreckensregiment zu gut in der Erinnerung lebt. Dennoch sage ich, ein Hamburger: Napoleon, kolossal in seinen Thaten wie in seinen Fehlern, sollte nicht durch den geleckten, seltenen niederländischen Stil gefeiert werden, sondern eher durch den hohen florentinischen Stil oder dessen Sgraffito. Aber ich will nicht pedantisch sein. Lassen wir Das, und reden wir von deinem Le Grand. Mir scheint, du kennst keinen Unterschied zwischen einer Militärtrommel und einem großen Orchester. Du lässt die Siege Napoleon's von einem kaiserlichen Tambour austrommeln, und stellst dich aufs Gerüst, um den Ruhm des Welteroberers auszumarktschreien. Frag den übertriebenen Orchestrierer, den königlich preußischen Generalmusikdirektor Spontini, was Der dazu sagt. Ich sage, Das ist keine Poesie, sondern Charlatanerie.""

— „Pah! giebt es eine Poesie ohne Charlatanerie?" frug Heine, der sehr ernsthaft geworden war. — „„Nur keine phantasielose Charlatanerie. Ein Tambour, der aus heiler Haut stirbt, und einen Wirbel dazu schlägt, ist ein Unding. Was hast du Meister in der Plastik dabei gedacht? Was sah dein Auge, hörte dein Ohr dabei? Du hast sicherlich nie eine Trommel gerührt. Aber du weißt doch vielleicht, daß die gedämpfte Trommel die militärische Todtenglocke ist. Ein braver Tambour, der sich sterben fühlt, mag diese letzte soldatische Ehre sich selbst anthun, ja, er mag seine letzte Kraft aufbieten, um mit einem tapferen Nachschlag zu enden. Ein Wirbel aber, diminuendo bis zum piano pianissimo, ist ein unmögliches Tambour-Schwanenlied; denn beim Wirbel müssen die Ellbogen fix gerührt werden; das Piano ist schwieriger als das Forte, und die abnehmende Lebenskraft kann es nicht hervorbringen. Gesetzt aber, sie könnte es, so wäre ein solches Dahinscheiden lächerlich. Das wirst du zugeben, wenn du mit Phantasie gehörig an Aug' und Ohr appellierst."" — „Hör, Bursche!" rief Heine mit scharfer Betonung, „Das sagst du mir, aber keinem Andern!" — „„Weßhalb sollte ich dem Publikum seinen Spaß verderben?"" lachte Schiff. „„Da ich obendrein weiß, daß es nutzlos für den Einzelnen ist,

sich der absoluten Majorität als Lehrmeister aufzudrängen..."" Bevor der Satz beendigt wurde, trat Campe ein. Er machte Schiff aufmerksam auf den pelzgefütterten Schlafrock des Dichters, und sagte mit komischer Gravität: „Ich bin ein persischer Schach, der Ehrenpelze vertheilt." — „„Jetzt glaub' ich an die 5000 Exemplare der Reisebilder,"" versetzte Schiff, „„da Campe seinen Autor warm hält."" — Heine aber sagte: „Hier stelle ich Ihnen einen jungen Schriftsteller vor, der eines soliden Verlegers bedarf. Nehmen Sie sich seiner an. Mein Freund Schiff ist mir besonders interessant, weil er sich Nichts aus mir macht. Sie glauben nicht, wie wohl es thut, wenn man, wie ich, mit Lob überschüttet wird, auch einmal Jemanden zu finden, der uns mit dreister Hand die Achillesferse zeigt, an der wir verwundbar sind." — Trotz des freundlich scherzenden Tones, in welchem Autor und Verleger mit einander verkehrten, hatte sich doch beim Drucke des neuen Werkes eine verstimmende Differenz zwischen ihnen erhoben. Heine, der auf eine splendide äußere Ausstattung seiner Bücher großes Gewicht legte, fand das von Campe bestellte Papier nicht weiß und elegant genug, und bestand hartnäckig auf Anschaffung einer besseren Qualität. Um seinen Willen durchzusetzen, musste er sich eine Honorarverkürzung von 30 Louisd'or gefallen lassen, und nur die Bereitwilligkeit, mit welcher ihm Campe sofort eine noch größere Summe auf künftig zu liefernde Arbeiten vorschoss, ließ ihn den Ärger über jenen, für seine Börse so empfindlichen Ausfall verschmerzen.

Das Erscheinen des zweiten Bandes der „Reisebilder" verzögerte sich bis Mitte April, und mehr als ein voller Monat verging, bevor einzelne Zeitungen zur Besprechung des kühnen Buches den Muth fanden, das sich inzwischen schon einen zahlreichen Leserkreis erworben hatte. „Aufsehen, viel Aufsehen macht Ihr Buch," schrieb Varnhagen aus Berlin dem Verfasser [67], „und Dümmler und Konsorten nennen es nach ihrem Buchladenmaß ein gutes, aber die Leser verstutzen, sie wissen nicht, ob sie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffentlich ableugnen sollen; selbst die Freunde thun erschrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger — — kurz, aus serviler Angst wird Alles getadelt." Varnhagen — wenn Heine Recht hat, unter der Chiffer „W." den wohlwollenden Freund zu vermuthen, und nicht vielmehr Dr. Hermann (Ernst Woldemar) unter derselben verborgen war — scheint denn auch wieder der Erste gewesen zu sein, welcher im „Gesellschafter" Nr. 82, vom 23. Mai 1827, für das neue Werk

des Dichters öffentlich in die Schranken trat. „Was zuerst auffällt," heißt es in der kurzen, aber treffenden Charakteristik, „ist die Überdreistigkeit, mit der das Buch alles Persönliche des Lebens nach Belieben hervorzieht, das Persönliche des Dichters selbst, seiner Umgebung in Freunden und Feinden, in Örtlichkeiten ganzer Städte und Länder; diese Dreistigkeit steigt bis zum Wagnis, ist in Deutschland kaum jemals in dieser Art vorgekommen, und um ihr ein Gleichnis aufzufinden, müsste man fast an die berühmten Junius-Briefe in England erinnern, mit dem Unterschiede, den die politische Richtung und der englische Maßstab für diese letztern bedingt. Aber neben und mit dieser Dreistigkeit und Ungebühr entfaltet sich eine Innigkeit, Kraft und Zartheit der Empfindung, eine Schärfe und Größe der Anschauung, eine Fülle und Macht der Phantasie, welche auch der erklärteste Feind nicht wegzuleugnen vermag. In diesem zweiten Theile seines Buches hat der Verfasser zugleich einen ganz neuen Schwung genommen. Seine poetische Welt, anhebend von der Betrachtung seiner individuellen Zustände, breitet sich mehr und mehr aus, sie ergreift Allgemeineres, wird endlich universell, und Dies nicht nur in den Stoffen, die nothwendig so erscheinen müssen, sondern auch in denjenigen, welche sich recht gut in einer gewissen Besonderheit behandeln lassen und fast immer nur so behandelt werden, in Allem nämlich, was die Gefühlsstimmung überhaupt und alles Gesellschaftsverhältnis im Allgemeinen betrifft. Es ist, als ob nach einem großen Sturme, der den Ocean aufgewühlt, die Sonne mit ihren glänzenden Strahlen die Küsten beleuchtete, wo die Trümmer der jüngsten Schiffbrüche umherliegen, Kostbares mit Unwerthem vermischt, des Dichters ehemaliger Besitz und die Güter eines geistigen Gemeinwesens, dem er selber angehört, Alles unter einander. Das Talent unsres Dichters ist wirklich ein beleuchtendes, die Gegenstände, mögen sie noch so dunkel liegen, weiß er mit seinen Strahlen plötzlich zu treffen und sie, wenigstens im Fluge, wenigstens von einer Seite, hell glänzen zu lassen. Der Lebensgehalt europäischer Menschen, wie er sich als Wunsch, als Seufzer, als Verfehltes, Unerreichtes, als Genuss und Besitz, als Treiben und Richtung aller Art darstellt, ist hier in gediegenen Auszügen ans Licht gebracht. Die Ironie, die Satire, die Grausamkeit und Roheit, mit welchen jener Lebensgehalt behandelt wird, sind selbst ein Theil desselben, so gut wie die Süßigkeit, die Feinheit und Anmuth, welche sich dazwischen durchwinden; und so haben jene Härten, die man dem Dichter so gern

wegwünscht, in ihm dennoch zuletzt eine größere Nothwendigkeit, als man ihnen Anfangs zugesteht." „Wollte man," lautet der Schluss dieser bezeichnenden Kritik, „aus dem Buche einige Proben mittheilen, so müsste man sich bald in Verlegenheit befinden, denn fast jedes Blatt bietet die außerordentlichsten Züge, deren gedrängte Fülle gerade den Charakter des Buches ausmacht; dasselbe ist gleichsam eine Sammlung von Einfällen, deren jeder, wie in einem Pandämonium, sich auf den kleinsten Raum zu beschränken sucht, um dem Nachbar, der sich aber eben so wenig breit macht, Raum zu lassen. Mögen die Kritiker des Tages immerhin vorzugsweise die skurrile Außenseite beschreien und anklagen: dem sinnigen Leser kann nicht verborgen bleiben, welch heller, echter Geisteseinblick, welch starke, schmerzliche Gefühlsgluth, mit einem Worte, welch edle und tiefe Menschlichkeit hier in Wahrheit zu Grunde liegt." — Kläglich genug umgingen freilich die meisten übrigen Recensionen den bedeutungsvollen innern Gehalt des Buches, und beschränkten sich meist auf pedantische Bemerkungen über die gegen den herkömmlichen ästhetischen Kanon rebellierende Form. Selbst Willibald Alexis entblödete sich nicht, in dem von ihm und Dr. Friedrich Förster redigierten „Berliner Konversations-Blatte" [68]), das seinen Lesern kurz zuvor drei der herrlichsten Nordseebilder aus dem Manuskript mitgetheilt hatte [69]), die nichtssagenden Phrasen, mit denen er das Werk des Freundes ankündigte, durch das naive Geständnis zu entschuldigen: „Das Buch zu recensieren, ist eine missliche Aufgabe, für die sich vor der Hand bei uns kein Paladin gefunden." Nicht viel eingehender, wennschon im wohlwollendsten Sinne verfasst, war die kurze empfehlende Anzeige Professor Zimmermann's im Hamburger „Unparteiischen Korrespondenten" vom 26. Mai 1827, welche dem „Buche Le Grand" eine Vollendung in Inhalt und Form zusprach, die den Verfasser in die Reihe der ersten humoristischen Schriftsteller Deutschlands versetze. Auch Ludwig Robert zog es vor, im Tübinger „Literaturblatte", dessen Leitung Wolfgang Menzel seit dem vorigen Jahr übernommen hatte, statt einer beurtheilenden Kritik über das „zwär außer-, aber eben dadurch unordentliche Buch", ein die humoristische Form desselben karrikierendes Kapriccio in Briefform zu schreiben [70]), dessen Pointe, bei aller Anerkennung vieler vortrefflicher Stellen, auf einen schulmeisterlichen Tadel der „blauen Regellosigkeit" hinauslief, die das eminente Talent des Verfassers hindere, ein „regelrechtes Kunstgebilde" zu geben. Außer der oben erwähnten Besprechung im „Gesellschafter",

fanden wir nur noch in den Brockhausischen „Blättern für literarische Unterhaltung“ vom 17. und 18. Januar 1828 eine mit verständigem Ernst auf die Fehler und Vorzüge des Dichters hinweisende Recension. Dieselbe rügt vom Standpunkte der Ästhetik mit Recht die Neigung Heine's, das Schöne ironisch zu behandeln, das Erhabene oftmals absichtlich mit der schroffsten Trivialität zu paaren, und den dithyrambischen Schwung durch Wendungen zu unterbrechen, die nur der scherzhaften Idylle oder Satire angemessen sind. Sie nennt solches Verfahren eine künstlerische Frechheit, und bringt dem Dichter für diese Sünden die Anfangsworte der Horazischen Epistel über die Dichtkunst in Erinnerung:

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere si velit, — — — — — — — — —
Spectatum admissi risum teneatis, amici?

Frei von allem kleinlich nergelnden Schematismus, wird dagegen eingeräumt: „Ein Anderes ist es, wenn die epigrammatische Wendung eine Spitze bildet, oder sich, wie bei Shakspeare, die komische Larve in schroffer, aber doch künstlerisch umgebildeter Wirklichkeit neben der tragischen zeigt; da ist Sinn und Bedeutung, oft die tiefste, zu erkennen; und auch unserm Dichter fehlt es nicht an Anlage dazu . . . Wer mag bezweifeln, daß es großentheils nur in seinem Willen liegt, wenn er nicht überall Derselbe ist? Großentheils, sagen wir mit Bedacht; denn wenn wir von diesem aphoristischen Buch abgehen und uns anderer Werke des Verfassers, insbesondere seiner Tragödie „Ratcliff“ erinnern, so tritt es ziemlich evident hervor, daß ihm Nichts schwerer wird, als ein Ganzes zu gestalten, oder besser, die Kunstwerke aus der Vergangenheit für die Zukunft anzulegen, während die Gegenwart dabei nur das Zufällige wird. Dagegen zeigt er auf der andern Seite das größte Talent, die Gegenwart zu fesseln und ihrer äußern Gestalt das Mögliche abzugewinnen. Vorbereiten und auflösen ist nicht seine Sache, aber das Bild des Augenblicks festhalten und mit brennenden Farben vor die Seele stellen, Das versteht er als Meister. In jedem Kunstwerk aber, selbst in dem kleinsten an Umfang, soll ein denkender Sinn des Dichters mehr oder weniger sichtbar sein; wir wollen in dem Gedicht einen Hauptgedanken, eine Hauptanschauung versinnlicht sehen, es muß, um es praktisch auszudrücken, einen Inhalt haben, wodurch es einen Namen, eine Überschrift bekommt. Daß dazu allemal, selbst in einem aphoristischen Gedichte, eine Wendung, eine Spitze, ein Abschluß nöthig ist, fühlt unser

Dichter sehr deutlich. Oftmals aber hat er bloß (wiewohl fast immer schön) phantasiert und findet kein bestimmtes Ziel; dann wird er ironisch gegen sich selbst und endigt mit einem dissonierenden Griff in die Leier, weil ihm die nothwendige Auflösung nicht zu Gebot steht, oder eigentlich keine solche möglich ist. Wenn wir daher auch oben zugaben, es liege großentheils in dem Willen des Dichters, wenn er nicht immer so treffliche Gedichte liefere, als er könne, so ist doch die Frage, ob er alle die hier gegebenen Gedichte wirklich zu in sich vollendeten hätte schaffen können; ob er, wenn er es verschmähen will, uns nur mit schönen Einzelheiten zu beschenken, im Stande sei, so Viel zu producieren, als er bisher gethan? Vielleicht glaubt er aber, das Wesen des humoristischen Dichters gestatte ihm, sich um das Ganze eines Werks eben nicht zu kümmern; aber Dies wäre ein großer Irrthum. Die größten Dichter sind ihm hier als Beispiele entgegen. Shakspeare braucht man nur zu nennen; Sterne erhält seine Totalität durch eine Einheit der Welt- und Lebensanschauung, die sich durch alle die bunten Formen seiner Schriften bekundet (bei dem Verfasser scheint gerade hier eine große Ungewißheit vorzuwalten), und Jean Paul zeigt außer dieser noch den größten Fleiß in der Anlage im Großen und der Ausbildung in den einzelnen Theilen seiner Kunstwerke." Den in Prosa geschriebenen Abschnitten wird nachgerühmt: „Lebendige Darstellung, eine wunderbare Verschmelzung des Romantischen mit dem Wirklichen (z. B. in der Geschichte von der kleinen Veronika), eine edle Verehrung des Großen, leider aber oft durch Spott und Irrthum getrübt, geistvolle Einfälle, Funken des Witzes, dabei oft Gedanken, die, wenn sie auch nicht tief zu nennen sind, doch wenigstens aus dem Innern der Seele stammen, kurz, Reichthum an einzelnen Vortrefflichkeiten, wie sie selten ein Buch besitzt. Mit Kraft, wenngleich mit einer jugendlichen Schonungslosigkeit, greift der Verfasser das Gemeine und Schlechte, insbesondere die Philister unserer Zeit an. Daß sein Buch deßhalb an manchen Orten verboten worden, gereicht ihm wohl nur zur Ehre." Der anonyme Recensent schließt mit einer warnenden Prophezeiung, deren letzte trübe Hälfte sich in der Folge nur allzu schlimm bewahrheitet hat: „Wenn der Verfasser, was wir schwer glauben, sich entschließen kann, nicht bloß unsere, sondern eine mißbilligende Meinung überhaupt, sine ira et studio zu prüfen und zu beherzigen, und Muth und Kraft besitzt, den schwersten Kampf, den mit sich selbst, zu beginnen, und wenn er in diesem Kampfe den Sieg über sich erstreitet, so

sind wir überzeugt, daß Das, was er in scherzender Weise als ernstlich gemeint über seinen eignen Nachruhm sagt[71]), sich dereinst erfüllen kann, wiewohl es ihm noch viele Mühe kosten wird. Bleibt er aber bei Dem, was er begonnen, so wird er zwar eine Zeitlang Aufsehen erregen, aber, wie so viele Erscheinungen dieser Zeit, die mit blendendem Glanz auftraten und das Publikum eine Zeitlang gewissermaßen in überraschter Gefangenschaft hielten, bald spurlos verschwinden und (eine strenge Nemesis!) viel tiefer in der Meinung sinken, als er sich darin erhoben hat. Denn wem man zu Viel gegeben, Dem nimmt man auch leicht zu Viel; abgesehen davon, daß Nichts schwerer ist, als einem großen Rufe Genüge leisten, besonders, wenn er plötzlich, wie durch einen glücklichen Wurf, gewonnen ist."

Ohne Zweifel sind die künstlerischen Bedenken, welche seitdem so häufig gegen die jeder strengen Einheit ermangelnde humoristische Form der Heine'schen Werke erhoben wurden, durchaus berechtigt. Nur sollte man nicht vergessen, daß derselbe Tadel fast ausnahmslos eben so wohl die Werke aller übrigen humoristischen Schriftsteller trifft, weil eben der Humor, um uns des Goethe'schen Ausspruchs zu bedienen, seinem Wesen nach „zuletzt alle Kunst zerstört". In den Shakspeare'schen Dramen ist der Humor zwar ein hervorragendes, aber doch nur ein Element neben vielen andern eben so bedeutenden, ja zum Theil wichtigeren Ingredienzen; es würde also unbillig sein, Heine's poetische Prosa, welcher der Humor das werthbestimmende Gepräge verleiht, mit den dramatisch geschlossenen Kunstschöpfungen des brittischen Dichters in Vergleich zu bringen. Hinter Sterne's „Sentimentaler Reise" und „Tristram Shandy" oder Jean Paul's formlosen Romanen aber bleibt sie gewiß nicht zurück. Wenn der Recensent der „Blätter für literarische Unterhaltung" in den Heine'schen „Reisebildern" jene „Einheit der Welt- und Lebensanschauung" vermisst, die sich in den Schriften Sterne's und Jean Paul's bekunde, so mag die Ursache darin liegen, daß ihm, wie den meisten Lesern, Heine's Betrachtungsweise der politischen, gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse zu neu war, um ihre geistige Totalität sofort erkennen zu lassen. Und allerdings trat, wie Das bei den literarischen Produktionen einer Übergangsepoche der Fall zu sein pflegt, auf den ersten Blick mehr die oppositionslustige Schärfe des Angriffs, als der geheime Grund eines so heftigen Kampfes hervor. Heutzutage ist es schon leichter, den innern Zusammenhang zu überblicken,

welcher die nach allen Seiten gerichteten, scheinbar so lose mit einander verknüpften Ausfälle, wie die von verschiedenen Punkten anrückenden Kolonnen einer gut geleiteten Feldschlacht, mit einander verband. Wenn Heine im ersten Bande der „Reisebilder" seine Kampagne gegen die Weltanschauung der Vergangenheit gleichsam als Plänkler durch ein wohlgezieltes Tirailleurfeuer eröffnet hatte, rückt er ihr im zweiten und den folgenden Bänden schon mit Bajonett und Kanonen auf den Leib, und bringt sie endlich gar so weit, daß sie in ihrer Verzweiflung sich selbst zum Ergötzen des Siegers verspotten muß. Die zweite und dritte Abtheilung der „Nordsee", das Buch „Le Grand", die „Bäder von Lucca", die „Stadt Lucca" und die „Englischen Fragmente" sind konsequente Resultate der in der „Harzreise", wie in einem fernen Wetterleuchten, phosphorescierenden Gedanken. Das Gewitter ist nahe herangerückt und entlädt sich über unsern Häuptern, die Blitze zucken herab, jeder Schlag zündet, und das vernichtende Feuer ergreift mählich die ganze hinsterbende alte Welt. Von Schonung ist nicht die Rede; wer sich aus dem Schiffbruch überlebter, inhaltslos gewordener Gefühle nicht an das blinkende Gestade der Zukunft retten will, mag zu Grunde gehn; die „Reisebilder" sind gleichsam eine lebendige Illustration der Goethe'schen Verse:

> Komm her, wir setzen uns zu Tisch;
> Wen sollte solche Narrheit rühren?
> Die Welt geht aus einander wie ein fauler Fisch —
> Wir wollen sie nicht balsamieren!

Trotz Alledem hat Heine auch im zweiten Bande der „Reisebilder" den Boden der Romantik noch nicht völlig verlassen. Oftmals inmitten des heißesten Kampfes beschleicht ihn plötzlich eine traumhafte Sehnsucht nach den „Blumen der Brenta" oder „seinem Vaterlande, dem heiligen Ganges", nach der kleinen todten Veronika oder der Elfenkönigin, die ihm lächelnd im Vorüberreiten nickt. Auch täuschte Heine sich so wenig über diese Sehnsucht nach dem einheitlichen Fabellande der Phantasie, daß er vielmehr noch in seinen letzten „Geständnissen" offen bekennt[77]): „Trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch immer selbst ein Romantiker . . . Mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward." Wichtiger jedoch, als jene von Zeit zu Zeit in Heine's Schriften stets wieder auftauchenden Traumgebilde der

Romantik, ist sein schärfer und schärfer markiertes Verhältnis zur Außenwelt, durch das er sich wesentlich von allen Schriftstellern der romantischen Periode unterschied. Letztere hatten, wie an einer früheren Stelle erörtert ward, in genussüchtig toller Überhebung des Subjekts die ganze objektive Welt zu negieren versucht und sich in eine Idealwelt der Phantasie geflüchtet, die in die leere Luft hinein gebaut war und wie eine Seifenblase zerplatzen musste, sobald der Hauch des nüchternen Verstandes sie anblies. Wir sahen, wie die Romantik, aus ihrem phantastischen Taumel erwacht, schließlich zu dem direkten Extrem ihres Ausgangspunktes, zur bedingungslosen Anerkennung der zuerst von ihr gänzlich in Frage gestellten Wirklichkeit, hingetrieben ward, und in der Angst vor jedem ruhestörenden Fortschritt die ehernste Stabilität auf ihre Fahnen schrieb. In diesem Endstadium ihrer Entwicklung trug sie dem Humor und der Satire den köstlichsten Stoff entgegen, und Heine zögerte nicht, sich desselben mit aller Energie seines Talents zu bemächtigen. Indem er die Romantik mit ihren eignen Waffen bekämpfte und vernichtete, betrat er zugleich instinktiv eine neue Bahn in dem Fortschrittsprocesse der Menschheit. Die Dichter unsrer klassischen Periode hatten den Inhalt des modernen Lebens auf den Kulturgehalt und die Kunstgesetze der hellenischen Vorzeit zurückstimmen, die Freiheit des Subjekts unter den Zwang einer künstlich geschaffenen objektiven Welt beugen wollen, eines Allgemeinen, das nicht naturgemäß dem nationalen und geschichtlichen Boden der Gegenwart entblüht war. Die Romantiker hatten bei ihrer Revolte gegen den Neuhellenismus die Loslösung des Subjekts von allen Banden der Wirklichkeit proklamiert, und der objektiven Außenwelt, als einer für sie gar nicht vorhandenen Scheinmacht, zu Gunsten der selbstherrlichen Phantasie jede Berechtigung abgesprochen, um mit ihrem hochfliegenden Idealismus zuletzt in die Schlammpfützen der gemeinsten Realität, in das Joch der erbärmlichsten politischen und kirchlichen Reaktion herabzufallen. Sollten die idealen Freiheitsrechte des Subjekts, welche sich im feindlichen Gegensatze zur bestehenden Wirklichkeit vergeblich zu behaupten gesucht hatten, jetzt nicht durch eine Wiederherstellung der mittelalterlichen Autoritätsherrschaft in Staat und Kirche unrettbar verloren gehn, so musste vor Allem das Band mit der realen Welt wieder angeknüpft, es musste eine Reform der bestehenden Verhältnisse ins Werk gesetzt, und die Verwirklichung der bisher in der Luft schwebenden Freiheitsideale musste auf dem Boden der aus lethargischem Schlummer geweckten Mensch-

heit erstrebt werden. Europa musste das Erbe der französischen Revolution antreten und den Kampf gegen die Feudalhierarchie der Vergangenheit wieder aufnehmen, der durch den Sturz Napoleon's und die Restauration des Absolutismus nur vertagt, nicht aber zum entscheidenden Abschlusse gebracht worden war. Daß Heine diese Nothwendigkeit begriff, und sich die Konsequenzen der übernommenen Aufgabe immer klarer vergegenwärtigte, tritt in jedem neuen Bande der „Reisebilder" deutlicher hervor. Das individuelle Leid, die subjektive Gefühlsschwelgerei löst sich mehr und mehr in ein Allgemeines, in die Theilnahme an den großen Interessen der Menschheit auf, die Liebeslieder werden zu Schlachtgesängen, die Sehnsucht nach der blauen Blume der Romantik verwandelt sich in die erwartungsvolle Hoffnung auf einen Auferstehungsmorgen der Völker. Der Bonaparte-Kultus und die Lobreden auf die französische Revolution haben daher, abgesehen von den frühesten Jugendreminiscenzen des Dichters, in denen ihm der Kaiser naturgemäß als ein Messias seiner jüdischen Stammgenossen erschien, eine tiefere Bedeutung, als man ihnen gewöhnlich beimisst, und Heine bedient sich in seiner Polemik wider die Champions der Vergangenheit absichtlich der Terminologie von 1789. Wenn er in den „Reisebildern" mit der Leidenschaftlichkeit eines Jakobiners gegen „Aristokratie" und „Pfaffenthum" eiferte, so waren diese Worte verständlich für Jedermann und bezeichneten den Feind, den es in jenen Tagen hauptsächlich zu bekämpfen galt, mit prägnanter Bestimmtheit. Je kleinlicher und gestaltungsohnmächtiger die den Freiheitskriegen nachfolgende Restaurationsepoche war, desto größer und ideenvoller mussten dem Dichter die ihr voraufgegangenen welterschütternden Kämpfe erscheinen. Nirgends spiegelt sich daher in den „Reisebildern" die Schlaffheit des öffentlichen Lebens effektvoller und drastischer, als wo sie mit der jüngstverflossenen gewaltigen Zeitbewegung zusammentrifft. Hier fährt Napoleon wie ein flammendes Meteor in die schale, hinsiechende Welt; sie erbebt unter seinen Tritten; der Kaiser reitet langsam auf dem weißen Rößlein vorbei, und — — „den andern Tag war die Welt wieder ganz in Ordnung, und es war wieder Schule nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt nach wie vor — die römischen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechisch, Hebräisch, Geographie, deutsche Sprache, Kopfrechnen — Gott! der Kopf schwindelt mir noch davon . . . Nach dem Abgang der Helden kommen die Clowns und Graziosos mit ihren Narren-

kolben und Pritschen, nach den blutigen Revolutionsscenen und Kaiseraktionen kommen wieder herangewatschelt die dicken Bourbonen mit ihren alten abgestandenen Späßchen und zart legitimen Bonmots, und graziöse hüpft herbei die alte Noblesse mit ihrem verhungerten Lächeln, und hinterdrein wallen die frommen Kapuzen mit Lichtern, Kreuzen und Kirchenfahnen.“ [73])

„Es war eine niedergedrückte, arretierte Zeit in Deutschland,“ sagt Heine bei einer spätern Gelegenheit [74]), „als ich den zweiten Band der Reisebilder schrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erschien, verlautete schon Etwas davon im Publikum; es hieß, mein Buch wolle den eingeschüchterten Freiheitsmuth wieder aufmuntern, und man treffe schon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken.“ Allerdings ließen die Verfolgungsmaßregeln nicht lange auf sich warten; Hannover ging mit einem Verbote des Buches voran, Preußen, Österreich, Mecklenburg und die meisten kleineren deutschen Staaten folgten dem gegebenen Beispiel. Aber die Ächtung wirkte als Reklame, die fieberhafte Neugier des Publikums wuchs mit der Schwierigkeit, sich in den Besitz der verfehmten Geisteswaare zu setzen, und Moser hatte Recht mit seiner witzigen Äußerung [75]): „Die Regierungen hätten das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden.“ Die enthusiastische Aufnahme der scharfen Worte, die Heine gegen Adel und Klerisei, gegen den heuchlerischen Tugendpöbel der Restaurationsepoche gerichtet, die Kühnheit, mit welcher er einer verlogenen Gesellschaft die christlich fromme Maske vom greisenhaft welken Antlitz riß und ihr den Spiegel ihrer eignen Nichtswürdigkeit vorhielt, hatten den Dichter wie mit einem Zauberschlage zum Volkstribunen, zum Herold der öffentlichen Meinung gemacht, und er sah sich plötzlich zu einem Amte erkoren, das ihm statt der Lorberkrone des Poeten die dornenvolle Laufbahn des publicistischen Freiheitskämpfers in Aussicht stellte. Heine stand am Scheidewege seines Ruhmes, er sollte zwischen Poesie und Politik die verhängnisvolle Wahl treffen, die, wenn er sich fest entschieden hatte, ihm in einer Übergangsperiode aller Wahrscheinlichkeit nach das eine oder das andere jener Gebiete für die Zukunft verschloß. Eine Zeitlang schwankte er unschlüssig hin und her. Gleich nach Ausgabe des Buches schrieb er seinem Freunde Merckel die halb spöttischen, halb ernsthaften Zeilen [76]): „Wie wird es mir noch gehn in dieser Welt! Ich werde es trotz meiner bessern Einsicht nimmermehr lassen können, dumme Streiche

zu machen, d. h. freisinnig zu sprechen. Ich bin begierig, zu erfahren, ob keine Regierung mir mein Buch übel genommen. Am Ende will man doch ruhig am Herde in der Heimat sitzen, und ruhig den Deutschen Anzeiger oder die Hallische Literaturzeitung lesen und ein deutsches Butterbrot essen." Sechs Wochen später jedoch stoßen wir schon in einem Briefe an Moser auf die energische Versicherung[77]: „Ich habe durch dieses Buch einen ungeheuern Anhang und Popularität in Deutschland gewonnen; wenn ich gesund werde, kann ich jetzt Viel thun; ich habe jetzt eine weitschallende Stimme. Du sollst sie noch oft hören, donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte. Ich werde eine ganz extraordinäre Professur erlangen in der Universitas hoher Geister." Hüten wir uns aber, die Bedeutung dieses mit fast theatralischem Pomp vorgetragenen Gelöbnisses zu überschätzen. Heine hatte für den Moment freilich seine Entscheidung getroffen; die Aufgabe, zum Führer der liberalen Partei, zum Propheten der politischen und religiösen Freiheit berufen zu sein, erschien ihm als ein herrliches Ziel, und er acceptierte mit Eifer die ihm dargebotene Rolle — er acceptierte sie zur Hälfte sogar aus redlicher Überzeugung, zur andern Hälfte aber aus eitlem Ruhmgelüst. So oft er sich von der reinen Begeisterung für die Idee emportragen ließ und die kleinlichen Interessen seiner Persönlichkeit über der großen Sache des Fortschrittes vergaß, erscholl sein Wort mächtig durch die deutschen Lande und weckte sich in tausend Herzen einen freudigen Wiederhall. Nicht selten auch gingen ihm in solchen höheren Stunden ganz neue Töne und Weisen auf, in denen er für den erweiterten Inhalt des modernen Lebens mit glücklichem Griffe sogleich den poetisch vollkommenen Ausdruck fand. Weil er sich aber nicht mit uneigennütziger Liebe völlig der Idee zu eigen gab, und eben so oft mit derselben nach Weise der Romantiker nur ein willkürliches Spiel trieb, erlahmte zuletzt seine Kraft, und es gelang ihm weder, sich als Volkstribun und politischer Chorführer auf der Höhe der Zeit zu behaupten, noch als Dichter den ganzen Kulturgehalt der modernen Weltanschauung in einem großen, abgerundeten Kunstwerke plastisch zu gestalten. Publicist und Poet tauschten beständig ihre Rollen; aber weil Ersterer sich allzu oft mit dem koketten Flitter poetischer Phrasen drapierte und auf öffentlichem Forum dem graciösen Faltenwurf seiner Toga mehr Gewicht als dem Sieg der von ihm verfochtenen Sache beimaß, erschien er bereits nach wenigen Jahren der aufhorchenden Menge wie ein Schau-

spieler, und sie verlor den Glauben an die Tiefe und Redlichkeit seiner Überzeugung. Nicht minder litten andererseits seine dichterischen Schöpfungen unter der übernommenen Doppelrolle: in die erhabensten Klänge der Poesie mischte sich zur Unzeit die publicistische Tagespolemik ein, und zerstörte die reine Wirkung der Kunst. So rächte sich bitter der Wahn Heine's, in einer bewegten Übergangsepoche, auf der Grenzscheide zweier Weltanschauungen, mit der Idee ungestraft ein artistisches Spiel treiben zu können. Nur der Künstler, der sich mit aufopferndem Selbstvergessen ganz in sie versenkt und in strengem, keuschem Dienste ihr ein volles Menschenleben weiht, darf hoffen, nicht wie Ixion eine Wolke zu umarmen, sondern in ihr auch die Muse zu finden, mit welcher ihm unsterbliche Kinder zu zeugen vergönnt ist.

Zweites Kapitel.

London.

An demselben Tage, an welchem in Hamburg der zweite Band der „Reisebilder“ ausgegeben wurde, trat Heinrich Heine eine mehrmonatliche Reise nach England an. Hauptzweck dabei war, wie er an Moser schrieb[78]), Hamburg, den verhassten und doch stets wieder ihn anlockenden Schauplatz trüber Erinnerungen, auf längere Zeit — womöglich auf Nimmerwiederkehr — zu verlassen. „Es war nicht die Angst,“ sagt er in einem Briefe an Varnhagen[79]), „die mich wegtrieb, sondern das Klugheitsgesetz, das Jedem rathet, Nichts zu riskieren, wo gar Nichts zu gewinnen ist. Hätte ich Aussicht gehabt, in Berlin angestellt zu werden, so wäre ich, unbekümmert um den Inhalt meines Buches, direkt dorthin gereist. Ich denke, da unser Ministerium gescheit ist, habe ich jetzt mehr als je die Aussicht, angestellt zu werden, und werde wohl am Ende wieder zu Ihnen nach Berlin zurückkehren. Ich habe von den Schicksalen meines Buches noch kein Wort erfahren. Ich weiß sie vorher. Ich kenne meine Deutschen. Sie werden erschrecken, überlegen und Nichts thun. Ich zweifle sogar, dass das Buch verboten wird. Es war aber nothwendig, dass es geschrieben wurde. In dieser seichten, servilen Zeit musste Etwas geschehen. Ich habe das Meinige gethan und beschäme jene hartherzigen Freunde, die einst so Viel thun wollten und jetzt schweigen. Wenn sie zusammen sind und in Reih' und Glied stehen, sind die feigsten Rekruten recht muthvoll; aber den wahren Muth zeigt Derjenige, der allein steht. — Ich sehe auch vorher,

daſs die Guten des Landes mein Buch hinlänglich herunter reißen werden, und ich kann es den Freunden nicht verdenken, wenn sie über das gefährliche Buch schweigen. Ich weiß sehr gut, man muſs staatsfrei gestellt sein, wenn man über meinen Le Grand sich äußern will." — Was Heine aber zunächst gerade nach England führte, war ohne Zweifel der Wunsch, freiere politische Zustände und ein sich in parlamentarischen Formen bewegendes großartiges Staatsleben aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Je ernsthafter er sich der publicistischen Laufbahn zuzuwenden begann, um so nöthiger musste es ihm erscheinen, sich mit den wichtigen Fragen des Zeitalters vertraut zu machen, die in den Debatten des Unterhauses und in den großen, unter dem Schutze der Preſsfreiheit sich aussprechenden englischen Journalen eine fast ungehinderte Erörterung fanden.

Die kurze Glanzperiode des Canning'schen Ministeriums war seit Kurzem als Morgenroth einer besseren Zukunft für England angebrochen, als Heine gegen Ende April 1827 in London eintraf. Der große Redner und Staatsmann, der, in Pitt's Schule herangewachsen, dreißig Jahre lang als einer der mächtigsten Helfershelfer der konservativen Torypartei Frankreich und die Errungenschaften der französischen Revolution mit unversöhnlichem Hasse bekämpft hatte, George Canning, der bürgerliche Minister, war am Abend seines vielbewegten Lebens durch unbefangene Würdigung der Weltereignisse zu der Einsicht gelangt, daſs nachgerade selbst Englands Macht und Einfluſs durch die aristokratischen und absolutistischen Umtriebe der kontinentalen Regierungen aufs gefährlichste bedroht werde. Schon war auf Veranlassung der Allianzmächte ein französisches Heer in Spanien eingefallen, und hatte dort unter Vernichtung der Cortes das absolute Königthum wieder hergestellt. Die lichtscheue Kabinettspolitik der heiligen Allianz maßte sich immer frecher das Entscheidungsrecht in allen öffentlichen Angelegenheiten der Völker an — da enthüllte Canning in seiner glorreichen Rede vom 12. December 1826 vor den Augen Europa's die ränkevollen Intrigen des Restaurationssystems, und warf der volksfeindlichen Aristokratie den Fehdehandschuh ins Gesicht. Als Lord Liverpool bald darauf — im Februar 1827, — von einem Schlaganfalle betroffen, den Staatsgeschäften entsagen musste, vertauschte Canning das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten mit der Oberleitung des Kabinettes, und nahm als Premierminister von England mit beispielloser Kühnheit den Kampf für die bedrohten Interessen der Völker auf. Wohl befehdete ihn

die aristokratische Torypartei mit ingrimmigster Wuth, wohl traten der Herzog von Wellington und seine hochkonservativen Genossen aus dem Ministerium und stellten sich an die Spitze der Opposition gegen die Fortschrittspolitik ihres bisherigen Kollegen — aber Canning ließ sich durch die Fluth gehässigster Drohungen und Verleumdungen, die wider ihn entfesselt wurde, nicht einschüchtern. Er harrte getreulich wie ein Held in der Schlacht auf seinem Posten aus, bis sein müder Leib unter den tödlichen Streichen der Gegner, die auch die erbärmlichsten Mittel nicht scheuten, zusammenbrach, und er nahm die Genugthuung mit in sein frühes Grab, daß er die Geschicke seines Vaterlandes in eine neue, segensvolle Bahn gelenkt. Die brittische Politik hielt sich von nun an frei von jeder solidarischen Gemeinschaft mit der fluchwürdigen Schergenpolitik der heiligen Allianz. Wie Canning schon früher die Selbständigkeit der südamerikanischen Kolonien, die sich vom spanischen Mutterlande losgerissen, anerkannt, den Negersklavenhandel an den afrikanischen Küsten für Seeraub erklärt, und gegen die französische Intervention in Spanien zum mindesten energisch protestiert hatte, so schützte er jetzt Portugal wirksam gegen eine ähnliche Invasion, und brachte am 6. Juli 1827 den Vertrag mit Rußland und Frankreich zu Stande, welcher die Befreiung Griechenlands vom Türkenjoche gegenüber den Metternich'schen Kabalen durchsetzen half. Wie in den auswärtigen Angelegenheiten, erwies sich Canning auch in den innern Fragen des Landes als ehrlichen Freund des politischen und socialen Fortschritts. Er bahnte durch Einbringung liberaler Gesetzvorschläge die allmähliche Beseitigung des Prohibitivsystems, vor Allem die Aufhebung der für die ärmeren Klassen so drückenden Korngesetze, an, und wenn die seit 1824 wiederholt von ihm beantragte Emancipation der Katholiken für jetzt an dem zähen Widerstande der Tories scheiterte, so war die Überzeugung von der Nothwendigkeit dieser Koncession an den fünften Theil der Bevölkerung Großbritanniens doch so mächtig in die Gemüther eingedrungen, daß alsbald nach seinem Tode dieselbe hochmüthige Aristokratenpartei, welche sich am heftigsten der Maßregel widersetzt hatte, sie zur Ausführung bringen und dadurch den Weg für eine gründliche Reform des Parlaments bereiten musste.

Heine erlebte während seines Aufenthaltes in London als aufmerksamer Zuhörer einen großen Theil jener leidenschaftlich bewegten Parlamentsdebatten, bei welchen Lord Brougham, die Lords Holland und Lansdowne,

Sir Francis Burdett, Spring Rice und andere hervorragende Führer der Whigpartei im Unterhause die freisinnige Politik Canning's kräftig unterstützten, während im toristisch verrotteten Oberhause keine einzige Stimme sich zur Vertheidigung des vielgeschmähten, durch die Natternstiche der Aristokratenbrut in den Tod gehetzten Volkskämpfers erhob. Für die tiefere Bedeutung dieser Kämpfe bewies Heine in seinen nachmaligen Schilderungen des politischen Parteiwesens in England einen richtigen Blick, und manche seiner Urtheile über Verhältnisse und Personen tragen einen fast prophetischen Anstrich. Das Charakterbild, welches er von der gemeinen Natur des ewig unzufriedenen Radikalen, des scheltsüchtigen alten Cobbett, entwirft[80]), den er mit einem knurrenden Kettenhunde vergleicht, dessen Gebell zuletzt allen Werth verliert, weil er dem Freunde seines Herrn so gut wie dem Dieb nach den Waden schnappt, ist eben so bezeichnend wie der malitiöse Steckbrief, den er dem Vollblutsaristokraten, dem Herzog von Wellington, auf das fürstliche Wams heftet[81]): „Der Mann hat das Unglück, überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und Das empört uns und macht ihn verhasst. Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphiert, wo Napoleon Bonaparte untergeht! Jetzt, bei der Emancipation der Katholiken, lässt Fortuna ihn wieder siegen, und zwar in einem Kampfe, worin George Canning zu Grunde ging. Ohne solches Unglück des Glücks würde Wellington vielleicht für einen großen Mann passieren, man würde ihn nicht hassen, nicht genau messen, wenigstens nicht mit dem heroischen Maßstabe, womit man einen Napoleon und einen Canning misst, und man würde nicht entdeckt haben, wie klein er ist als Mensch. In der That, was bleibt übrig, wenn man einem Wellington die Feldmarschallsuniform des Ruhmes auszieht? Ein Korporalstock, der die ausgerechneten Ministerialinstruktionen, wie es von einem Stück Holz zu erwarten steht, recht ruhig und genau ausführt, ein eckig geschnitzter Hampelmann, der sich ganz nach dem Schnürchen bewegt, woran die Aristokratie zieht, ein hölzerner Völkervampyr mit hölzernem Blick (wooden look, wie Byron sagt), und ich möchte hinzusetzen: mit hölzernem Herzen... Erliegen müssen die Freunde Canning's, die ich die guten Geister Englands nenne, weil ihre Gegner dessen Teufel sind; Diese, den dummen Teufel Wellington an ihrer Spitze, erheben jetzt ihr Siegesgeschrei. Und, o! sie werden jetzt wieder nach wie vor alle Früchte des Volksfleißes in

ihren eigenen Säckel hineinverwalten, sie werden als regierende Kornjuden die Preise ihres Getreides in die Höhe treiben, John Bull wird vor Hunger mager werden, er wird endlich für einen Bissen Brot sich leibeigen selbst den hohen Herren verkaufen, sie werden ihn vor den Pflug spannen und peitschen, und er wird nicht einmal brummen dürfen, denn auf der einen Seite droht ihm der Herzog von Wellington mit dem Schwerte, und auf der andern Seite schlägt ihn der Erzbischof von Canterbury mit der Bibel auf den Kopf — und es wird Ruhe im Lande sein." — Neben dem engherzigen Übermuthe der Aristokratie, — der „bekannten oder, besser gesagt, unbekannten Fuchsjäger," die „unter dem Wohl Englands nichts Anderes als die Sicherheit ihrer eigenen Herrschaft verstehen" [82]), und zu deren Brandmarkung Heine mit boshaftem Behagen die schärfsten Invektiven des Cobbett'schen Journals übersetzte, — verdrossen ihn besonders die religiöse Beschränktheit und der puritanische Zuschnitt des englischen Lebens, welche selbst den Parlamentsdebatten häufig einen lästigen Zwang auferlegten [83]): „Wenn man mit dem dümmsten Engländer über Politik spricht, so wird er doch immer etwas Vernünftiges zu sagen wissen. Sobald man aber das Gespräch auf Religion lenkt, wird der gescheiteste Engländer Nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entsteht wohl jene Verwirrung der Begriffe, jene Mischung von Weisheit und Unsinn, sobald im Parlamente die Emancipation der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage, worin Politik und Religion kollidieren." Desto mehr imponierte dem jungen Deutschen, in dessen Heimat das öffentliche politische Leben kaum noch im ersten Erwachen war, die anregende Lebendigkeit der parlamentarischen Verhandlungen, aus denen er zu Nutz und Frommen seiner Landsleute manche illustrierende Redeprobe mittheilt. „Das englische Parlament," sagt er bei solcher Gelegenheit, mit treffendem Seitenhieb auf die unfreien heimischen Verhältnisse [84]), „bietet ein heiteres Schauspiel des unbefangensten Witzes und der witzigsten Unbefangenheit; bei den ernsthaftesten Debatten, wo das Leben von Tausenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel steht, kommt doch keiner der Redner auf den Einfall, ein deutsch-steifes Landständegesicht zu schneiden oder französisch-pathetisch zu deklamieren, und wie ihr Leib, so gebärdet sich alsdann auch ihr Geist ganz zwanglos, Scherz, Selbstpersifflage, Sarkasmen, Gemüth und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verse sprudeln hervor im blühendsten Farbenspiel, so daß die Annalen des Parlaments uns noch nach

Jahren die geistreichste Unterhaltung gewähren. Wie sehr kontrastieren dagegen die öden, ausgestopften, löschpapiernen Reden unserer süddeutschen Kammern, deren Langweiligkeit auch der geduldigste Zeitungsleser nicht zu überwinden vermag, ja deren Duft schon einen lebendigen Leser verscheuchen kann, so dass wir glauben müssen, jene Langweiligkeit sei geheime Absicht, um das große Publikum von der Lektüre jener Verhandlungen abzuschrecken, und sie dadurch trotz ihrer Öffentlichkeit dennoch im Grunde ganz geheim zu halten." — Sehr witzig vergleicht Heine[85]) das Gebahren der jeweiligen Oppositionspartei im englischen Parlamente mit dem trugvollen Manöver einer neuen Oppositionskutsche, die, um alle schon vorhandenen Konkurrenz-Linien aus dem Felde zu schlagen, ihre Fahrgäste spottwohlfeil befördert, aber sofort die Preise erhöht, wenn die alten Fuhrgelegenheiten verdrängt worden sind. Es versteht sich daher, dass Heine den Bezeichnungen „Whigs" und „Tories" nur eine untergeordnete Bedeutung beilegt, und sie vielmehr nur als Koteriennamen gelten lässt[86]): „Sie bezeichnen Menschen, die bei gewissen Streitfragen zusammenhalten, deren Vorfahren und Freunde schon bei solchen Anlässen zusammenhielten. Von Principien ist gar nicht die Rede, man ist nicht einig über gewisse Ideen, sondern über gewisse Maßregeln in der Staatsverwaltung, über Abschaffung oder Beibehaltung gewisser Missbräuche, über gewisse Bills, gewisse erbliche Questions — gleichviel aus welchem Gesichtspunkte, meistens aus Gewohnheit. Die Engländer lassen sich nicht durch die Parteinamen irre machen. Wenn sie von Whigs sprechen, so haben sie nicht dabei einen bestimmten Begriff, wie wir z. B., wenn wir von Liberalen sprechen, wo wir uns gleich Menschen vorstellen, die über gewisse Freiheitsrechte herzinnig einverstanden sind — sondern sie denken sich eine äußere Verbindung von Leuten, deren Jeder, nach seiner Denkweise beurtheilt, gleichsam eine Partei für sich bilden würde, und die nur, wie schon oben erwähnt ist, durch äußere Anlässe, durch zufällige Interessen, durch Freundschafts- und Feindschaftsverhältnisse gegen die Tories ankämpfen. Hierbei dürfen wir uns ebenfalls keinen Kampf gegen Aristokraten in unserem Sinne denken, da diese Tories in ihren Gefühlen nicht aristokratischer sind als die Whigs, und oft sogar nicht aristokratischer als der Bürgerstand selbst, der die Aristokratie für ebenso unwandelbar hält wie Sonne, Mond und Sterne, der die Vorrechte des Adels und des Klerus nicht bloß als staatsnützlich, sondern als eine Naturnothwendigkeit ansieht, und vielleicht selbst für diese

Vorrechte mit weit mehr Eifer kämpfen würde als die Aristokratie selbst, eben weil er fester daran glaubt als diese, die zumeist den Glauben an sich selbst verloren. In dieser Hinsicht liegt über dem Geist der Engländer noch immer die Nacht des Mittelalters; die heilige Idee von der bürgerlichen Gleichheit aller Menschen hat sie noch nicht erleuchtet, und manchen bürgerlichen Staatsmann in England, der torisch gesinnt ist, dürfen wir deßhalb bei Leibe nicht servil nennen und zu jenen wohlbekannten servilen Hunden zählen, die frei sein könnten, und dennoch in ihr altes Hundeloch zurückgekrochen sind und jetzt die Sonne der Freiheit anbellen." Im Gegensatze zu diesem Koteriegezänk der herkömmlichen Parteien, betrachtete Heine die schlechte und ungerechte Art der Volksrepräsentation als einen viel ernsterer Kämpfe würdigen Makel des englischen Staatslebens, und die in jenen Tagen seit Kurzem lebhafter zur Sprache gebrachte Parlamentsreform erschien ihm als die Kernfrage der nächsten Zukunft.

Aber nicht die brittische Politik allein interessierte ihn, sondern fast mehr noch die Beobachtung des Volkslebens und des gesellschaftlichen Treibens der vornehmen Welt. Heine hatte sich eine Wohnung im Mittelpunkte der Stadt, in Nr. 32 der vom „Strand" nach der Themse führenden Craven-Street, unweit der Waterloobrücke, ausgesucht. Von dort aus schlenderte er in der ersten Zeit allmorgens in behaglichem Flanieren durch die menschengefüllten Straßen, um die bunt vorüberschwirrenden Eindrücke der fremdartigen Riesenstadt und ihrer Bewohner ruhig in sich aufzunehmen, bis sie sich ihm allmählich zu einem festen Bilde gestalteten. Anfangs wagt er kein sicheres Urtheil zu fällen, er konstatiert nur das Betäubende des ungewohnten Anblicks [87]): „Schon genug gesehen und gehört, aber noch keine einzige klare Anschauung. London hat all meine Erwartung übertroffen in Hinsicht seiner Großartigkeit, aber ich habe mich selbst verloren. Nichts als Nebel, Kohlendampf, Porter und Canning. Es ist hier so fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Mensch versteht Einen, kein Mensch versteht Deutsch." Inzwischen benutzte er seinen Aufenthalt, um alle Sehenswürdigkeiten London's gründlich in Augenschein zu nehmen. Der Kreditbrief an Rothschild, den Onkel Salomon ihm „der Repräsentation halber" mitgegeben, lieferte ihm ausreichende Mittel, seine Schaulust zu befriedigen und Vergnügungen aller Art nachzugehn, unter welchen der Verkehr mit schönen Weibern, neben häufigem Besuch der Londoner Theater, die Hauptrolle spielt. Obschon Heine

während seines dreimonatlichen Aufenthaltes in England 1400 Thlr. verbrauchte, zahlte er doch von dem Erlös jenes Kreditbriefes gleichzeitig nicht bloß seine alten Schulden an Moser und die Universitätsfreunde in Berlin und Göttingen zurück [88]), sondern schickte auch vorsorglich 800 Thaler an Varnhagen, der ihm die Summe bis zu näherer Verfügung aufheben sollte. „Ich habe mancherlei Schulden in diesem irdischen Jammerthal," schrieb er mit kavaliersmäßiger Nonchalance dem bewährten Freunde [89]), „und bis jetzt keine fixe Einnahme. Die Verfolgungen, die ich erleide, sind bedenklich, und es ist nöthig, dass ich zu jeder Zeit mit Reisegeld versehen sei. Was ich bei mir habe, pflege ich gewöhnlich zu verschleudern; und so wäre es gut, denk' ich, wenn Sie mir immer einen kleinen Zehrpfennig aufbewahrten." [90])

So sehr ihm aber das englische Leben äußerlich imponierte, so wenig vermochte Heine demselben innerlich Geschmack abzugewinnen. „Schickt einen Philosophen nach London; bei Leibe keinen Poeten!" ruft er in seinen Reiseerinnerungen aus [91]). „Dieser bare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verdrießlichkeit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und zerreißt das Herz." Die vielgeschäftige, unruhige Hast, das Stoßen und Drängen auf den tosenden Straßen, der grelle Kontrast zwischen höhnendem Reichthum und hungernder, zerlumpter Armuth machten ihn schaudern und flößten ihm einen tiefen Widerwillen gegen England ein, der sich später oft mit ungerechtester Einseitigkeit in seinen Schriften kundgab. Es schien ihm [92]), „als sei ganz London eine Beresinabrücke, wo Jeder in wahnsinniger Angst, um sein bischen Leben zu fristen, sich durchdrängen will, wo der kecke Reiter den armen Fußgänger niederstampft, wo Derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren ist, wo die besten Kameraden fühllos, Einer über die Leiche des Andern, dahineilen, und Tausende, die, sterbensmatt und blutend, sich vergebens an den Planken der Brücke festklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabstürzen." Im Ganzen fand er England und das englische Treiben genau wie er es im „Ratcliff" geschildert, und gestand einem Freunde [93]) bei seiner Rückkehr, dass er diesen Stoff auch jetzt, nachdem er den Schauplatz desselben aus eigner Anschauung kennen gelernt, im Wesentlichen nicht mit bessern Lokalfarben zu behandeln wüsste. „Wie der Mathematiker," fügte er hinzu, „aus einem Theile des Kreises diesen sofort ganz herzustellen vermag, so kann auch der

Dichter aus wenigen Zügen das ganze Bild konstruieren." Die vorgefasste Meinung und die Abneigung des Poeten gegen die eckig prosaische Außenseite des englischen Lebens influierten jedoch über Gebühr auf sein Urtheil, und er verfiel bei seinen Spöttereien nur zu häufig selbst in den von ihm so streng gerügten Fehler „jener geistigen Maskeradenlust, wo wir Menschen und Denkweise unserer Heimat in fremde Länder hineintragen, statt bei unbefangener Beobachtung wahrzunehmen, dass dort die Menschen mit Sitten und Kostüm gleichsam verwachsen sind, dass die Gesichter zu den Gedanken und die Kleider zu den Bedürfnissen passen, ja dass Pflanzen, Thiere, Menschen und Land ein zusammenstimmendes Ganze bilden." [94]) Anfangs bemühte Heine sich allerdings, seine subjektive Aversion zu überwinden, und die Reiseberichte, welche er in den „Englischen Fragmenten" gab, zeugten im Ganzen noch von dem Streben, den politischen und gesellschaftlichen Eigenthümlichkeiten der fremden Nationalität gerecht zu werden, dem Leser ein richtiges Verständnis derselben zu vermitteln. Viele der mitgetheilten Aufsätze — die Charakteristik John Bull's, die Abhandlung über die Staatsschuld, das Bild Lord Brougham's als Parlamentsredner, die türkischen und jüdischen Parallelgeschichten bei den Debatten über die Emancipation der Katholiken — waren direkt aus englischen Journalen entnommen, und das starke Nationalbewusstsein der Engländer wurde als Schlüssel zur Erklärung mancher anscheinender Widersprüche lebhaft betont [95]): „Trotz der entgegengesetzten Geistes- und Lebensrichtungen, findet man doch wieder im englischen Volke eine Einheit der Gesinnung, die eben darin besteht, dass es sich als ein Volk fühlt; die neueren Stutzköpfe und Kavaliere mögen sich immerhin wechselseitig hassen und verachten, dennoch hören sie nicht auf, Engländer zu sein; als Solche sind sie einig und zusammengehörig, wie Pflanzen, die aus demselben Boden hervorgeblüht und mit diesem Boden wunderbar verwebt sind. Daher die geheime Übereinstimmung des ganzen Lebens und Webens in England, das uns beim ersten Anblick nur ein Schauplatz der Verwirrung und Widersprüche dünken will. Überreichthum und Misère, Orthodoxie und Unglauben, Freiheit und Knechtschaft, Grausamkeit und Milde, Ehrlichkeit und Gaunerei, diese Gegensätze in ihren tollsten Extremen, darüber der graue Nebelhimmel, von allen Seiten summende Maschinen, Zahlen, Gaslichter, Schornsteine, Zeitungen, Porterkrüge, geschlossene Mäuler, alles Dieses hängt so zusammen, dass wir uns Keins ohne das Andere denken können, und was ver-

einzelt unser Erstaunen oder Lachen erregen würde, erscheint uns als ganz gewöhnlich und ernsthaft in seiner Vereinigung."

Nur kurze Zeit aber vermochte Heine dies halbwegs unparteiliche Resultat seines Besuches in England festzuhalten, und Land und Volk mussten später bei jeder Gelegenheit bitter entgelten, dass die Form ihrer äußern Erscheinung dem künstlerischen Schönheitssinne des deutschen Poeten so wenig Genüge gethan. Seit Letzterer vollends die heitre Beweglichkeit des französischen Lebens kennen und genießen gelernt, verschoben sich ihm die Erinnerungen seiner Londoner Reise zu einem grotesken Zerrbilde, das nur noch dem ausgelassensten Humor zum Spielball oder den Ausbrüchen missmüthigster Laune zum Blitzableiter dient. „Es sind nun acht Jahre", erzählt er in den „Florentinischen Nächten" [96]), „dass ich nach London reiste, um die Sprache und das Volk dort kennen zu lernen. Hol' der Teufel das Volk mitsammt seiner Sprache! Da nehmen sie ein Dutzend einsilbiger Worte ins Maul, kauen sie, knatschen sie, spucken sie wieder aus, und Das nennen sie Sprechen. Zum Glück sind sie ihrer Natur nach ziemlich schweigsam, und obgleich sie uns immer mit aufgesperrtem Maule ansehen, so verschonen sie uns jedoch mit langen Konversationen. Aber wehe uns, wenn wir einem Sohne Albions in die Hände fallen, der die große Tour gemacht und auf dem Kontinente Französisch gelernt hat. Dieser will dann die Gelegenheit benutzen, die erlangten Sprachkenntnisse zu üben, und überschüttet uns mit Fragen über alle möglichen Gegenstände, und kaum hat man die eine Frage beantwortet, so kommt er mit einer neuen herangezogen, entweder über Alter oder Heimat oder Dauer unseres Aufenthalts, und mit diesem unaufhörlichen Inquirieren glaubt er uns aufs allerbeste zu unterhalten. Einer meiner Freunde in Paris hatte vielleicht Recht, als er behauptete, dass die Engländer ihre französische Konversation auf dem Bureau des passeports erlernen. Am nützlichsten ist ihre Unterhaltung bei Tische, wenn sie ihre kolossalen Roastbeefe tranchieren und mit den ernsthaftesten Mienen uns abfragen, welch ein Stück wir verlangen, ob stark oder schwach gebraten, ob aus der Mitte oder aus der braunen Rinde, ob fett oder mager. Diese Roastbeefe und ihre Hammelbraten sind aber auch Alles, was sie Gutes haben. Der Himmel bewahre jeden Christenmensch vor ihren Saucen, die aus ⅓ Mehl und ⅔ Butter, oder je nachdem die Mischung eine Abwechselung bezweckt, aus ⅓ Butter und ⅔ Mehl bestehen. Der Himmel bewahre auch Jeden vor ihren naiven

Gemüsen, die sie in Wasser abgekocht, ganz wie Gott sie erschaffen hat, auf den Tisch bringen. Entsetzlicher noch als die Küche der Engländer sind ihre Toaste und ihre obligaten Standreden, wenn das Tischtuch aufgehoben wird und die Damen sich von der Tafel wegbegeben, und statt ihrer eben so viele Bouteillen Portwein aufgetragen werden — denn durch letztere glauben sie die Abwesenheit des schönen Geschlechtes aufs beste zu ersetzen. Ich sage: des schönen Geschlechtes, denn die Engländerinnen verdienen diesen Namen. Es sind schöne, weiße, schlanke Leiber. Nur der allzu breite Raum zwischen der Nase und dem Munde, der bei ihnen eben so häufig wie bei den englischen Männern gefunden wird, hat mir oft in England die schönsten Gesichter verleidet. Diese Abweichung von dem Typus des Schönen wirkt auf mich noch fataler, wenn ich die Engländer hier in Italien sehe, wo ihre kärglich gemessenen Nasen und die breite Fleischfläche, die sich darunter bis zum Maule erstreckt, einen desto schrofferen Kontrast bildet mit den Gesichtern der Italiäner, deren Züge mehr von antiker Regelmäßigkeit sind, und deren Nasen, entweder römisch gebogen oder griechisch gesenkt, nicht selten ins allzu Längliche ausarten. Sehr richtig ist die Bemerkung eines deutschen Reisenden, daß die Engländer, wenn sie hier unter den Italiänern wandeln, Alle wie Statuen aussehen, denen man die Nasenspitze abgeschlagen hat. Ja, wenn man den Engländern in einem fremden Lande begegnet, kann man durch den Kontrast ihre Mängel erst recht grell hervortreten sehen. Es sind die Götter der Langeweile, die in blank lackierten Wagen mit Extrapost durch alle Länder jagen, und überall eine graue Staubwolke von Traurigkeit hinter sich lassen. Dazu kommt ihre Neugier ohne Interesse, ihre geputzte Plumpheit, ihre freche Blödigkeit, ihr eckiger Egoismus, und ihre öde Freude an allen melancholischen Gegenständen. Schon seit drei Wochen sieht man hier auf der Piazza del Gran Duca alle Tage einen Engländer, welcher stundenlang mit offenem Maule jenem Charlatane zuschaut, der dort, zu Pferde sitzend, den Leuten die Zähne ausreißt. Dieses Schauspiel soll den edlen Sohn Albions vielleicht schadlos halten für die Exekutionen, die er in seinem theuern Vaterlande versäumt. Denn nächst Boxen und Hahnenkampf giebt es für einen Britten keinen köstlicheren Anblick, als die Agonie eines armen Teufels, der ein Schaf gestohlen oder eine Handschrift nachgeahmt hat, und vor der Façade von Old-Baylie eine Stunde lang mit einem Strick um den Hals ausgestellt wird, ehe man ihn in die Ewigkeit

schleudert. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, dass Schafdiebstahl und Fälschung in jenem hässlich grausamen Lande gleich den abscheulichsten Verbrechen, gleich Vatermord und Blutschande, bestraft werden. Ich selber, den ein trister Zufall vorbeiführte, ich sah in London einen Menschen hängen, weil er ein Schaf gestohlen, und seitdem verlor ich alle Freude an Hammelbraten; das Fett erinnert mich immer an die weiße Mütze des armen Sünders. Neben ihm ward ein Irländer gehenkt, der die Handschrift eines reichen Bankiers nachgeahmt; noch immer sehe ich die naive Todesangst des armen Paddy, welcher vor den Assisen nicht begreifen konnte, dass man ihn einer nachgeahmten Handschrift wegen so hart bestrafe, ihn, der doch jedem Menschenkind erlaube, seine eigne Handschrift nachzuahmen. Und dieses Volk spricht beständig von Christenthum, und versäumt des Sonntags keine Kirche, und überschwemmt die ganze Welt mit Bibeln. — Ich will gestehen: wenn mir in England Nichts munden wollte, so lag auch wohl zum Theil der Grund in mir selber. Ich hatte einen guten Vorrath von Misslaune mit hinüber gebracht aus der Heimat, und ich suchte Erheiterung bei einem Volke, das selber nur im Strudel der politischen und merkantilischen Thätigkeit seine Langeweile zu tödten weiß. Die Vollkommenheit der Maschinen, die hier überall angewendet werden, und so viele menschliche Verrichtungen übernommen, hatte ebenfalls für mich etwas Unheimliches; dieses künstliche Getriebe von Rädern, Stangen, Cylindern und tausenderlei kleinen Häkchen, Stiftchen und Zähnchen, die sich fast leidenschaftlich bewegen, erfüllte mich mit Grauen. Das Bestimmte, das Genaue, das Ausgemessene und die Pünktlichkeit im Leben der Engländer beängstigte mich nicht minder; denn gleich wie die Maschinen in England uns wie Menschen vorkommen, so erscheinen uns dort die Menschen wie Maschinen. Ja, Holz, Eisen und Messing scheinen dort ganz den Geist des Menschen usurpiert zu haben und vor Geistesfülle fast wahnsinnig geworden zu sein, während der entgeistete Mensch als ein hohles Gespenst ganz maschinenmäßig seine Gewohnheitsgeschäfte verrichtet, zur bestimmten Minute Beefstäke frisst, Parlamentsreden hält, seine Nägel bürstet, in die Stage-Coach steigt oder sich aufhängt." — Boshafter noch sind die galligen Worte, mit denen Heine seine Besprechung der Shakspeare'schen Frauenbilder einleitet [97]): „Ich kenne einen guten Hamburger Christen, der sich nie darüber zufrieden geben konnte, dass unser Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Wie es diesem vortrefflichen

Sohne Hammonia's mit Jesus Christus geht, so geht es mir mit William Shakspeare. Es wird mir flau zu Muthe, wenn ich bedenke, dass er am Ende doch ein Engländer ist, und dem widerwärtigsten Volke angehört, das Gott in seinem Zorne erschaffen hat. Welch ein widerwärtiges Volk, welch ein unerquickliches Land! Wie steifleinen, wie hausbacken, wie selbstsüchtig, wie englisch! Ein Land, welches längst der Ocean verschluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, dass es ihm Übelkeiten im Magen verursachen möchte... Ein Volk, ein graues gähnendes Ungeheuer, dessen Athem Nichts als Stickluft und tödliche Langeweile, und das sich gewiss mit einem kolossalen Schiffstau am Ende selbst aufhängt... Und in einem solchen Lande, und unter einem solchen Volke hat William Shakspeare das Licht der Welt erblickt. Gleichsam eine geistige Sonne ward er für jenes Land, welches der wirklichen Sonne fast während zwölf Monate im Jahre entbehrt, für jene Insel der Verdamnis, jenes Botanybay ohne südliches Klima, jenes steinkohlenqualmige, maschinenschnurrende, kirchengängerische und schlecht besoffene England! Die gütige Natur enterbt nie gänzlich ihre Geschöpfe, und indem sie den Engländern Alles, was schön und lieblich ist, versagte, und ihnen weder Stimme zum Gesang noch Sinne zum Genuss verliehen, und sie vielleicht nur mit ledernen Porterschläuchen statt mit menschlichen Seelen begabt hat, ertheilte sie ihnen zum Ersatz ein groß Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent, sich häuslich bequem einzurichten, und den William Shakspeare."

An Letzteren wurde Heine bei seinem Durchstreifen der Weltstadt aller Orten erinnert, und er überzeugte sich, dass Shakspeare's Dramen dort zu Lande nicht bloß dem Gebildeten, sondern fast Jedem im Volke bekannt sind [98]): „Sogar der dicke Beefeater, der mit seinem rothen Rock und rothen Gesicht im Tower als Wegweiser dient, und dir hinter dem Mittelthor das Verlies zeigt, wo Richard seine Neffen, die jungen Prinzen, ermorden lassen, verweist dich an Shakspeare, welcher die näheren Umstände dieser grausamen Geschichte beschrieben habe. Auch der Küster, der dich in der Westminsterabtei herumführt, spricht immer von Shakspeare, in dessen Tragödien jene todten Könige und Königinnen, die hier in steinernem Konterfei auf ihren Sarkophagen ausgestreckt liegen und für einen Schilling sechs Pence gezeigt werden, eine so wilde oder klägliche Rolle spielen. Ich müsste den ganzen Guide of London abschreiben, wenn ich die Orte anführen wollte, wo mir dort Shakspeare in Erinnerung gebracht wurde.

Am bedeutungsvollsten geschah Dieses im Parlamente, nicht sowohl deßhalb, weil das Lokal desselben jenes Westminster-Hall ist, wovon in den Shakspeare'schen Dramen so oft die Rede, sondern weil, während ich den dortigen Debatten beiwohnte, einigemal von Shakspeare selber gesprochen wurde, und zwar wurden seine Verse nicht ihrer poetischen, sondern ihrer historischen Bedeutung wegen citiert. Zu meiner Verwunderung merkte ich, daß Shakspeare in England nicht bloß als Dichter gefeiert, sondern auch als Geschichtschreiber von den höchsten Staatsbehörden, von dem Parlamente, anerkannt wird." —

Mitte Juni machte Heine einen vierzehntägigen Ausflug nach dem fashionablen Seebade Ramsgate an der Themsemündung, und kehrte von dort wieder auf kurze Zeit nach London zurück, das er am 8. August, dem Todestage Canning's, verließ, um sich über Holland zum dritten Male nach Norderney zu verfügen. „Ich werde Nichts über England herausgeben; kein Buchhändler bezahlt mir die Kosten," hatte er aus London an Merckel geschrieben [99]). Trotz der mannigfachen geistigen Ausbeute, die ihm seine Reise gewährt hatte, wiederholte er jetzt, mit Anspielung auf Walter Scott's „Leben Napoleon's", das hauptsächlich zur Deckung der Gläubiger des schottischen Barden verfasst worden war, dieselbe Versicherung [100]): „England hat mich in finanzieller Hinsicht zu Grunde gerichtet. Dennoch will ich es nicht wie Walter Scott machen und ein schlechtes Buch, aber lukratives, schreiben. Ich bin der Ritter vom heiligen Geist." — Hatte er sich vor der Reise nach England, die fast einer Flucht ähnlich sah, etwas furchtsam erwiesen, so erschien nach den scharfen Worten, die er im zweiten Bande der „Reisebilder" über den hannövrischen Adel gesprochen, sein jetziger Besuch auf Norderney fast wie eine tollkühne Provokation. „Nun, dazu gehörte Muth!" riefen ihm in der That einige alte Bekannte entgegen, als sie ihn ankommen sahen. So ungehalten aber die aristokratischen Badegäste über ihn sein mochten und so fern sie sich von ihm hielten, hatte er doch keinerlei ernstliche Anfechtungen zu erleiden. Nach zweiwöchentlichem Verweilen begab er sich von dem diesmal sehr überfüllten, ziemlich geräuschvollen Bade nach der weiter ostwärts gelegenen Insel Wangeroge, deren einsamer Strand fast schon von allen Kurgästen verlassen war. Nachdem er hier in stiller Zurückgezogenheit seine von der Sommerreise stark angegriffenen Nerven gekräftigt, kehrte er gegen Ende September nach Hamburg zurück.

Drittes Kapitel.

Das „Buch der Lieder".

Schon aus Lüneburg hatte Heine im verflossenen Winter an Merckel geschrieben [101]: „Einige Freunde bringen darauf, daß ich eine auserlesene Gedichtesammlung, chronologisch geordnet und streng gewählt, herausgeben soll, und glauben, daß sie eben so populär wie die Bürger'sche, Goethe'sche Uhland'sche u. s. w. werden wird. Varnhagen giebt mir in dieser Hinsicht manche Regeln. Ich würde einen Theil meiner ersten Gedichte aufnehmen, ich darf es rechtlich thun, da mir Maurer keinen Pfennig Honorar gegeben hat; ich nehme fast das ganze „Intermezzo" — Das könnte Dümmler mir nicht verargen — und dann die spätern Gedichte, wenn Campe, von dem ich keinen Schilling Honorar verlangen würde, das Buch verlegen wollte, und nicht fürchtet, daß die „Reisebilder" dadurch beeinträchtigt werden. Wie gesagt, ich wollte für dieses Buch keinen Schilling verlangen, die Wohlfeilheit und die andern Erfordernisse des Popularwerdens wären meine einzigen Rücksichten, es wär' meine Freude, Maurern und Dümmlern zu zeigen, daß ich mir doch zu helfen weiß, und dieses Buch würde mein Hauptbuch sein, und ein psychologisches Bild von mir geben, — die trüb-ernsten Jugendgedichte, das „Intermezzo" mit der „Heimkehr" verbunden, reine blühende Gedichte, z. B. die aus der „Harzreise", und einige neue, und zum Schluß die sämmtlichen kolossalen Epigramme. Hör doch mal aus Campe heraus, ob ihm solch ein Plan nicht mißfällt und ob er solchem Buch — es wär' keine gewöhnliche Gedichtesammlung — Absatz verspricht."

Campe war Anfangs dem Plane wenig geneigt, er hatte zeitlebens geringes Gefallen an dem Verlag von Gedichten, über deren Werth er zudem meistens ein sehr unsicheres Urtheil besaß, und im vorliegenden Falle schien es ihm obendrein recht bedenklich, durch Einzeldruck der in den „Reisebildern" enthaltenen Gedichte gewissermaßen mit einem andern Artikel seines Verlages selbst in Konkurrenz zu treten. Nach vielem Zureden entschloß er sich endlich, gegen Zusicherung sämmtlicher künftiger Auflagen des „Buches der Lieder", über ein Darlehen von 50 Louisd'or, das der Dichter im Frühjahr bei ihm gemacht hatte, zu quittieren, und der Druck begann, sobald Heine wieder in Hamburg eintraf.

Schon in der Mitte des Oktobermonats wurde das Buch versandt. „Es ist Nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte," schrieb Heine, durch Campe's geringfügige Erwartungen entmuthigt, den Freunden in Berlin bei Zustellung der für sie bestimmten Exemplare [102]. „Es ist wunderschön ausgerüstet, und wird wie ein harmloses Kauffahrteischiff, unter dem Schutze des zweiten Reisebilderbandes, ruhig ins Meer der Vergessenheit hinabsegeln." Der Erfolg sollte jedoch diese schlimme Prophezeiung glänzend widerlegen. Zehn Jahre vergingen freilich, bevor die erste, in 5000 Exemplaren gedruckte Ausgabe vergriffen war, dann aber folgte eine neue Auflage der andern, und der Dichter, welcher den kostbaren Liederhort für ein so winziges Sümmchen auf immer aus der Hand gegeben, hatte so Unrecht nicht, wenn er später mit satirischem Lächeln das stattliche Haus seines Verlegers in der Schauenburgerstraße zu Hamburg ein prachtvolles Monument nannte, das ihm in dankbarer Erinnerung an die vielen und großen Auflagen des „Buches der Lieder" errichtet sei [103].

Obwohl die Sammlung kein einziges Gedicht enthielt, das nicht schon in früheren Publikationen Heine's mitgetheilt worden war — ein Umstand, über den seine Gegner es an boshaften Glossen nicht fehlen ließen [104] — so war doch die Wirkung des Ganzen eine wesentlich andere und tiefere, als der Eindruck der in verschiedenen Büchern und Tagesblättern zerstreuten Lieder. Die lyrische Thätigkeit des Dichters und ihr eigenthümlicher Charakter stellten sich jetzt dem Leser in einem Gesammtbilde dar, in welchem das Einzelne durch seine Beziehung zu allen übrigen Theilen erst die rechte Beleuchtung gewann. Unter den Wenigen, welche das „Buch der Lieder" damals einer eingehenden Besprechung würdigten, erkannte ein Berliner Recensent sofort diese literarhistorische Bedeutung der Heine'schen

Gedichtsammlung. „Nicht nur darf uns erfreuen," schrieb der mehrfach genannte Dr. Heinrich Hermann (Ernst Woldemar) im „Gesellschafter" Nr. 186, vom 21. November 1827, „jetzt bequem beisammen zu haben, was nun doch einmal innig zusammen gehört, sondern wir finden auch unsern Besitz in sich selbst vergrößert, schon durch die bloße Vereinigung; denn der Strauß ist noch etwas mehr, als die Blumen alle, aus denen er besteht. Wie jedes Lied einzeln nur für sich spricht, so spricht es in einer Folge aufgereiht zugleich seinen Theil eines höheren Ganzen aus. Augenblicke, Stunden, Tage der Empfindung werden so zu einer Herzensgeschichte, die in den mannigfachsten Scenen ihren fast dramatischen Verlauf hat; die Einheit des Gefühls, welche diesen Liedern zum Grunde liegt, lässt sich nicht leugnen, sie ist die reine, ursprüngliche Quelle, aus der jede Ausdrucksweise hier fließt; die Nachahmung von Kunstformen, das Begehren, Etwas zu scheinen, waren hier keine Antriebe. Die Ursprünglichkeit und Selbständigkeit dieser lyrischen Ergüsse zeigt sich schon dadurch offenbar, daſs es vor Heine in unsrer Literatur Nichts dieser Art gegeben, und seit seinem Auftreten schon mehrere Nachahmungen seiner Weise, doch mit geringem Glück, versucht worden."

Ein Irrthum wäre es jedoch, zu glauben, daſs die Mehrzahl der zeitgenössischen Kritiker diese günstige Ansicht über den Werth des Heine'schen Liederbuches getheilt hätte. Das Talent des Dichters wurde freilich anerkannt, aber der Gebrauch seiner Gaben erregte vielfältiges Bedenken. Die Schulpedanten, welche nach ihren klassischen Traditionen das Gesetz der quantitierenden Metrik auch für die deutsche Poesie festhalten wollten, vermochten in den melodischen Hebungen und Senkungen der volksliedartigen Reime nur eine stillose Flüchtigkeit der Versifikation, in den majestätisch wogenden Rythmen der „Nordseebilder" gar nur eine willkürlich in Verszeilen abgetheilte Prosa zu erkennen [105]). „Übrigens sind diese „Lieder" von H. Heine recht hübsche Lieder," schrieb der eitle Dr. Nikolaus Bärmann [106]), der sich zu jener Zeit in der seiltänzerisch gekünstelten Nachahmung aller erdenklichen ausländischen Muster gefiel, „wenn man die Reimzeilen dieses anderweitig genialen Autors für deutsche Verse will gelten lassen. Was Apel's „Metrik„ und Voſs's „Zeitmessung" dazu sagen — — ei nun! es kann ja Jeder diese Herren selbst fragen." Ähnlich lautete die nach Katheder staub und Lampenöl duftende Censur, welche Müllner mit gewohnter Anmaßung dem „Buche der Lieder" auf den Weg gab [107]):

„Der Inhalt zeugt für ein dichterisches Talent, welches (wie nicht immer der Fall ist), dem Sänger eigenthümlich zugehört, aber, wenn wir uns eines schulmännischen Ausdrucks bedienen dürfen, noch nicht gelernt hat, hartes Holz zu bohren. Ein Genius ist da, aber er ist noch nicht, wie Schiller ihn will: er entbrennt nicht, thatenvoll dem Stoffe sich zu vermählen, er spannt nicht den Nerv des Fleißes an, um beharrlich ringend dem Gedanken das Element zu unterwerfen. Hinwerfen auf das Papier, was er leicht aufgefasst hat, leicht und angenehm hinwerfen, was er ohne Anstrengung der dichterischen Kraft gestaltet hat, Das ist die Thätigkeit, die er liebt. In Gottes Namen! Da die Poeten geboren werden, so müssen sie auch Kinder sein, sie müssen spielen dürfen, bis die Kraft zur Arbeit reif geworden ist. Um so besser werden sie dann im Stande sein, der Arbeit den Schein des Spieles zu geben, und Das ist ja das Geheimnis der schönen Kunst.“

Von allen Vorwürfen, die gegen Heine erhoben werden konnten, war der Tadel, daß er es mit der künstlerischen Form zu nachlässig und leicht nehme, sicher der ungerechteste. Es ging den Herren Müllner, Bärmann und Konsorten, wie es manchem dilettantischen Betrachter einer Gemäldeausstellung zu gehen pflegt, der bewundernd vor mittelmäßigen Bildern stehen bleibt und sie für Meisterwerke hält, weil die Spuren einer mühevollen Technik an den aufgewandten Künstlerfleiß erinnern, während eine Rafael'sche Madonna in dem kunstsinnigen Beschauer freilich andere Empfindungen als das Behagen an den überwundenen Schwierigkeiten der Ausführung erweckt! Für den eingeweihten Kenner der Poesie lag es wohl außer Zweifel, daß die leichtbeschwingten Weisen der Heine'schen Lieder, gegen welche fast das Beste unter dem Früheren schwerfällig erschien, keineswegs in flüchtiger, anstrengungsloser Hast aufs Papier geworfen waren. Ein Schriftsteller, der, wie Heine, der stilistischen Vollendung des Ausdrucks so hohen Werth beilegte, daß er selbst von jedem einigermaßen wichtigen Privatbriefe ein Koncept entwarf, musste sicherlich auf die Ausarbeitung seiner poetischen Werke eine gesteigerte Sorgfalt verwenden. In der That braucht man nur eins oder das andere jener anmuthigen Lieder, die so tändelnden Spiels von der Sängerlippe geflossen zu sein scheinen, im Manuskript anzusehn, um zu erkennen, wie emsig Heine an Form und Gedanken feilte. „Wie gern überredete man sich nicht,“ bemerkt August Lewald[108]), der 1840 in der Zeitschrift „Europa“ das Faksimile der Hand-

schrift einiger dieser Lieder mittheilte, „dass der Dichter sie hinhauchte, dass der üppige Erguss aus der Fülle seiner Seele immer auch gleich die Gestalt gewinne, die uns erfreuen und entzücken kann. Wer aber die Manuskripte betrachtet, wird anderer Meinung werden. Diese reizende Leichtigkeit, dieser rhythmische Wohlklang, diese scheinbare Nachlässigkeit, es ist Alles Frucht des sorglichsten Nachdenkens; die schärfste Kritik, das feinste Ohr wachen über diesen Hervorbringungen und geben ihnen ihre liebliche Vollendung.“ Ein paar Beispiele mögen uns in die geistige Werkstatt des Dichters einführen und uns zeigen, wie prüfend jedes Wort und jede Wendung überlegt wurde, bis endlich der bezeichnendste Ausdruck des Gedankens, die rhythmisch einschmeichelndste Versmelodie gefunden war. Sämmtliche Strophen sind dem „Neuen Frühling“ entnommen.

Es hebt die Wasserlilje
Ihr Köpfchen aus dem Fluss,
Da wirft der Mond aus dem Himmel
Viel lichten Liebeskuss.

Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder herab zu den Welln —
Da sieht sie zu ihren Füßen
Den zitternd blassen Geselln.

So lautet die erste Fassung des bekannten Liedes. Aber nachdem der dritte Vers der ersten Strophe zweimal geändert worden war:

Da wirft der Mond aus der Höhe

und

Da wirft der Mond herunter,

genügte schließlich die ganze Strophe erst in nachstehender Form dem feinsinnigen Ohre des Dichters:

Die schlanke Wasserlilje
Schaut träumend empor aus dem See,
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

In der zweiten Strophe wurde das „herab“ mit einem korrekteren „hinab“ vertauscht, und der „zitternd blasse“ Gesell sah sich, nachdem er noch die Wandlung eines „zärtlich blassen Geselln“ durchlaufen war, einfacher und geschmackvoller in einen „armen blassen Geselln“ verkehrt.

Ein anderes Lied. Wie steif klingt folgende Strophe in der ersten Version:

Weil ich dich liebe, muss ich fliehend
Ausweichen dir — o zürne nicht!
Dein Antlitz, das so heiter blühend,
Passt nicht zu meinem Angesicht.

oder selbst noch in der zweiten:

Weil ich dich liebe, muss ich fliehend
Dich stets vermeiden — zürne nicht!
Dein Antlitz ist so schön, so blühend,
Passt nicht zu meinem Angesicht.

Nur wenige Worte sind verändert — aber dennoch, Wer fühlte nicht das bedeutungsvolle Gewicht der genialen Verbesserungen in der nächsten und letzten Fassung:

Weil ich dich liebe, muss ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht!
Wie passt dein Antlitz, schön und blühend,
Zu meinem traurigen Gesicht!

Wir beschließen diese Beispiele, welche sich ins Unendliche vermehren ließen, mit Anführung der Varianten des wehmüthigen Frühlingsliedes:

Gekommen ist der Maie,
Die Blumen und Bäume blühn.

Da hieß es gleich in der zweiten Zeile unplastischer und allgemeiner:

Die liebe Erd' ist grün.

Die mittlere Strophe begann:

Die lustigen Vöglein singen,

während die spätere Version:

Die Nachtigallen singen

wieder ein konkreteres Bild giebt. Die letzte Strophe lautete anfänglich:

Ich denk' an meine Schöne,
Ich denk', ich weiß nicht was;
Es rinnt gar manche Thräne
Hinunter in das Glas.

Dann schrieb Heine:

Ich sitze mit meinem Kummer
Im hohen grünen Gras.
Da kommt ein sanfter Schlummer,
Ich träume, ich weiß nicht was.

Erst bei der dritten Verbesserung fand der Dichter einen ungleich edleren Abschluss des Liedes:

Doch ich kann nicht springen und singen,
Ich liege krank im Gras;
Ich hör' ein süßes Klingen,
Und träum', ich weiß nicht was.

Auch an dieser Fassung aber wurde noch gefeilt, bis endlich die Strophe, wie folgt, zum Abdrucke kam:

Ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

Das Studium der zahlreichen Varianten der Heine'schen Lieder dürfte unsern Poeten und Kunstkritikern besonders deßhalb zu empfehlen sein, weil fast ausnahmslos jede Änderung eine wesentliche, in ihrem Motive leicht sich erklärende Verbesserung war. Wir wollen beiläufig bemerken, daß Heine jene Arbeit eines sorgsamen Feilens in der Regel zu derselben Stunde vollzog, in welcher er die betreffenden Gedichte schuf, nicht aber später, wenn sie ihm fremd geworden, daran krittelte und klaubte. „Ich selbst bin wirklich immer sehr gewissenhaft im Arbeiten gewesen," äußerte er im Oktober 1850 gegen Adolf Stahr, „ich habe gearbeitet, ordentlich gearbeitet an meinen Versen . . . Ich lasse mir jetzt Knebel's Briefwechsel vorlesen. Da hat mich eine Stelle als sehr komisch frappiert. Es ist ein Brief Ramler's, worin der Gute angiebt, wie er es beim Dichten macht, wie er sich erst den Gedanken schriftlich exponiert, gleichsam sceniert, und dann das Alles gehörig in Verse und Reime bringt. Es ist mir sehr komisch vorgekommen, diese poetische Receptierkunst unserer Väter. Und doch haben die Leute ein großes Verdienst gehabt: sie haben ihre Verse ordentlich gearbeitet, sie haben ein Studium aus ihrer Arbeit und aus dem Verse gemacht. Die Romantiker hingegen, bei denen Alles aus der Urkraft ursprünglich wachsen sollte, nun! bei Denen haben wir ja gesehen, was da gewachsen ist." —

Da wir die einzelnen Abtheilungen des „Buches der Lieder" schon beim Entstehen derselben ziemlich ausführlich besprachen, heben wir nur noch eine in mancher Hinsicht beachtenswerthe Kritik hervor, die sich in Nr. 52 des Tübinger „Literatur-Blattes" vom 27 Juni 1828 findet, und — mit der Chiffre G. S. unterzeichnet — wahrscheinlich von Gustav Schwab herrührt. Es ist die erste zeitgenössische Kritik, welche vorherrschend den humoristischen Charakter der Heine'schen Poesie betont, obschon das Wesen

dieses Humors auch hier Nichts weniger als richtig begriffen wird. Wir lassen die Eingangsbetrachtungen unverkürzt folgen: „Der Schmerz der Poesie über das alltägliche und konventionelle Leben äußert sich entweder empfindsam oder humoristisch. Den empfindsamen Schmerz hatte sich bisher die Lyrik vorbehalten, und den Humor der höheren Komödie und dem Roman überlassen; nur einzelne Anklänge desselben vernahm man seit Goethe in den Liedern des letzten halben Jahrhunderts; am natürlichsten und mildesten sprach er sich in Uhland's lyrischen Poesien aus. Herr Heine aber ist der Erste, in dessen Liederdichtungen jene welterhöhnende Stimmung eines zerrissenen Gemüthes Grundton geworden ist, und zwar so, daß sein Humor nicht etwa auf eine geheime Versöhnung hindeutet, sondern den Kontrast zwischen Poesie und Leben fast immer ohne Milderung recht grell und mit kalter Bitterkeit zur Anschauung bringt, und sich in „vergifteten" Liedern gefällt. So originell und vielleicht durch das Lebensschicksal des Dichters bedingt ein solches Bestreben erscheint, so wehethuend muß es in die Länge werden, wenn immer nur der unselige Sieg des Lebens über die Poesie, und die unerbittliche Vernichtung des Idealen durch das Zufällige und Irdische dargestellt wird; und so leicht kann der immer in derselben Richtung wiederkehrende Witz und Hohn in eine ermüdende Manier ausarten. Zweierlei Mittel hat der Dichter gegen diese doppelte Gefahr: entweder das tiefe Gefühl, durch das jener Spott selbst mannigfaltig modificiert, durch das er zugleich, ohne es selbst zu wollen, rührend und weich wird; oder eine reiche Phantasie, die in beiden Gegensätzen eine unendliche Bilderwelt eröffnet, und dem Geiste auf diesem Wege ersetzt, was auf einem andern dem Gemüthe genommen wird. Das letztere Mittel steht Herrn Heine in vollem Maße zu Gebot, und wenn uns jener hartnäckige und einseitige Hohn, der sich häufig von allen tröstenden Gefühlen abkehrt, zuweilen eher Zweifel gegen seine Poesie, als Belege für dieselbe an die Hand giebt, so erhebt uns die Fülle und Eigenthümlichkeit seiner Phantasie wieder über diese Zweifel, und lässt uns einen wahren, ja einen ausgezeichneten Dichtergeist in ihm erkennen." „Jene Dissonanz," heißt es weiter unter Anführung zahlreicher Belege, „wird in den Liedern des Dichters eben mit Hilfe seiner Phantasie aufs mannigfaltigste dargestellt. Am effektvollsten löst sie sich in Grausen und Entsetzen auf. Bald stoßen wir auf Lieder, in denen der Liebende, durch die Braut beseligt, vor dem Altare steht, aber der Böse ist's, der sie traut; bald wird eine Jungfrau von einem fiedelnden Todten-

gerippe mit Walzermelodien zum Ball auf den Kirchhof gelockt; bald verdirbt eine Predigersfamilie auf dem Lande, der der Vater gestorben ist, in der Langenweile und Armuth. Oft zeigt sich die Dissonanz in der kalten Verzweiflung, und selten nur endet der Lebensmißmuth in einen mildern Schmerz, in eine milde Ironie oder in edeln Ernst. In seinem Elemente aber ist der Verfasser, wo sich die Verzweiflung in ein wild bewegtes Sinnenleben stürzt. Kaum hörbar mehr ist jedoch die Dissonanz in den Liedern aus der „Harzreise," in denen der Dichter einmal, ohne die Fratzen des Alltagslebens herbei zu zerren, der idyllischen Wonne einer reinen, schöpferischen Phantasie sich ergiebt." Ähnliches wird manchen Gedichten der „Nordsee" nachgerühmt, und die wohlmeinenden Schlußworte lauten: „Nur noch ein Wort an den Dichter über seine ganze beliebte Manier, die Elendigkeit des Alltaglebens immer, wo möglich, mit dessen eigensten Modeausdrücken darzustellen, und uns zur Vollendung des poetischen Kontrastes den rechten Extrakt aus allem Quarke seiner Zufälligkeiten und willkürlichen Abgeschmacktheiten zu geben. Diese Manier kann für den Augenblick großen Eindruck machen, und den vollkommenen Effekt des Lächerlichen hervorbringen: in hundert Jahren, nachdem zehn andere Hanswurstsleben über die Bühne der Zeit gegangen sein werden, wird diese Manier abgestanden, unverständlich, gelehrt erscheinen, oder sie wird, wie nachgedunkelte Farben eines Gemäldes, Eindrücke an unrechter Stelle hervorbringen. Und etwas Andres, was auf den wahren, niemals eiteln Dichter sehr demüthigend wirkt, fängt Herr Heine bereits an zu erfahren. Nicht nur ein Narr macht ihrer zehn, sondern in Deutschland macht auch ein Dichter zehn Poeten, um so gewisser, je mehr er Manier hat. Und so muß denn auch schon Herr Heine seine ganze Manier in einem dicken Bande von Gedichten, den wir nicht näher bezeichnen wollen [109]), recht täuschend nachgemacht finden. Alle seine schönen, handgreiflichen Dissonanzen: seine Ma foi's, seine blauen Husaren, seine ästhetischen Theetische, seine Madame's und Aimable's und Miserable's und Passable's, Alles findet er dort recht täuschend nachfabriciert. Doch tröste er sich, seine Dichterphantasie, die in vielen seiner Lieder über die Manier gesiegt und dieselbe oft ganz verdrängt hat, diese wird weder altern, noch nachgeahmt werden; nicht jene Manier, die vielleicht Mancher für das Originellste an seiner Poesie hält, sondern diese Phantasie wird ihm einen Platz unter unsern bleibenden, unter unsern originellen Dichtern aufbewahren."

Wir sagten vorhin, daſs auch diese ernste, trotz des eingestreuten Tadels sich von jeder absichtlichen Gehässigkeit freihaltende Kritik das Wesen des Heine'schen Humors nicht erkläre. Sie beruht im Gegentheil auf demselben Miſsverständnisse, das — freilich nicht ohne Mitschuld des Dichters — bis auf den heutigen Tag sich in den meisten Beurtheilungen seiner Werke wiederholt. Es ist völlig wahr, daſs der Humor Heine's den Gegensatz zwischen Poesie und Leben, zwischen Ideal und Wirklichkeit fast immer mit greller Dissonanz zur Anschauung bringt, aber es ist irrig, zu glauben, daſs sein Spott deſshalb gegen das Ideal selber gerichtet sei. Des bloßen Witzes wird man auf die Dauer satt, und der Reiz der Negation schwindet mit dem Anlaſs dazu. Nicht hierin liegt also der Zauber, den Heine's Gedichte üben, sondern, wie Karl Eitner in einem ungedruckten Buche bemerkt, „in dem Blicke, den uns der Dichter in die Kluft thun läſst, welche die Geister der Gegenwart von der Reinheit und Ganzheit des Lebens und seines Ideales trennt. Und das schneidende Hohnlachen dabei ist nicht so sehr das der bloßen Schadenfreude, als vielmehr des verzerrten Stoicismus, der uns den eigenen Schmerz verheimlichen will." Man erinnere sich nur recht lebhaft der Zeit, in welche das erste Auftreten des Dichters fiel. Die poetische Scheinwelt, welche die Romantiker mit dem Zauberstabe der Phantasie in die leere Luft gezeichnet hatten, war gleich einer Fata Morgana eben so schnell wieder verbleicht, wie sie emporgeflammt. Es rächt sich eben immer, wenn die Kunst ihre Ideale der Vergangenheit entnimmt und sich hochmüthig über die Bedürfnisse der Gegenwart hinwegsetzt. „Das Ideal," sagt Ernst Gnad in einem trefflichen, seither nur in den Spalten eines östreichischen Lokalblatts abgedruckten Aufsatze über den Charakter der Heine'schen Dichtung [110]), „findet sein Symbol an dem Epheu und braucht den Stamm der Wirklichkeit, um sich blühend emporzuranken; von diesem getrennt, schleicht es matt am Boden hin, und wird gar bald von dem irdischen Fuß in den Staub getreten. Der wirre Märchenspuk, die bunte Sagenwelt, welche die Romantik wieder hervorzauberte, sie paſsten wohl für die kindlich naive Anschauung des Mittelalters mit ihrem Wunderglauben, aber der skeptische Geist des Jahrhunderts belächelte sie, wenn er sich auch für kurze Zeit an ihnen, wie an bunten Spielen, ergötzte. Die zarten, bebenden Klänge der romantischen Lyrik, diese Liederchen mit ihren blauen Veilchenaugen, mit ihrem Sinnen und Minnen, sie widerstrebten den unruhigen, fieberhaft erregten Gemüthern,

die nach großen welthistorischen Begebenheiten lechzten. Die Romantiker sangen von der entschwundenen Größe des Reiches zur Zeit, da Deutschland unter dem Druck der Franzosenherrschaft daniederlag und ohnmächtig an seinen Ketten riß; sie erfüllten die Welt mit Liedern voll religiöser Schwärmerei zur Zeit, da die Philosophie des Zweifels schonungslos an den Tempeln des Glaubens rüttelte; sie stellten mit gläubigem Pathos Adel und Ritterthum den Zeitgenossen als Ideal hin, während die französische Revolution die Idee der Gleichberechtigung der Menschen mit blutigen Zügen in die Welt geschrieben. Kurz, was sie als Ideale aufwarfen, hatte das Zeitalter entweder überwunden, oder doch alle Begeisterung dafür verloren. Die ewige Ritterthümelei, der beständige Singsang von Harnischen und Burgfrauen, von ehrsamen Zunftmeistern und kecken Knappen, dies Wehmuthsgewimmer, dies Sinnen und Träumen, der religiöse Somnambulismus dieser Dichtkunst mißbehagte am Ende der Zeit, und man wandte sich unwillig ab von den glänzenden Idealen einer Vergangenheit, die so grell von der flachen und trostlosen Wirklichkeit abstand. So hatten die romantischen Dichter grade das Gegentheil von Dem erreicht, was sie Anfangs bezweckten. Anstatt die Poesie wieder mit dem Leben auszusöhnen, rissen sie die Kluft zwischen beiden noch tiefer, anstatt die Menschheit durch die Dichtkunst aus der traurigen Gegenwart empor zu heben, mehrten sie nur die verzehrende Sehnsucht nach den Heiligthümern, welche die Welt eingebüßt hatte. Sie selbst aber fühlten nicht die tiefe Ironie, die in den Scheingestalten ihrer Dichtungen lag, sondern gläubig und mit voller Liebe hingen sie an ihren Idealen, und kümmerten sich wenig darum, ob die Menschheit dieselben belächelte oder ihren Verlust schmerzlich betrauerte. Aber es tritt nun eine andere Art der Dichtkunst auf, die das vergebliche Bemühen aufgiebt, die dunklen Schatten des Lebens mit glänzenden Farben zu übermalen, die, weit entfernt, die Poesie mit der Wirklichkeit zu vereinen, nur den schroffen Gegensatz beider mit scharfen Zügen hervorhebt. Diese, wie Julian Schmidt betont, ihrem innersten Wesen nach pessimistische Dichtung sieht nur das Leben und seine Schmerzen, beleuchtet nur die Kehrseite des Daseins. Mit frevelnder Kraft wirft sich diese Dichtung auf Alles, was dem Menschen bisher hoch und heilig schien, und tritt es mit Füßen, wie ein zorniges Kind die Blumen zerstampft, die es nicht zum Kranze zu binden vermag. Traurig, und im vergeblichen Ringen, die brennenden Ideale in den Gestalten des Lebens zu verwirk-

lichen, senkt die Poesie die Fackel, und in ihrem düstern Lichte erscheint die Welt als eine unermeßliche Wüste, wo nur Das vorhanden ist, was nicht sein soll. Die blauäugige Muse der Romantik lockte Anfangs auch Heine in das alte Wunderland der Sagen und Märchen zurück; wie Engelskinder schwebten die vergessenen Bilder der Sehnsucht zu ihm herab und küssten den Spott von seinen Lippen. In dem Gedichte „Die Nixen" [111]) ruht ein Ritter im Mondschein am Strande, von bunten Träumen befangen; aus der Meerestiefe entsteigen die schönen Nixen und reihen sich um ihn herum. Die Einen spielen mit seinem Harnisch, Andere nehmen neugierig das funkelnde Schwert von seiner Seite und lassen es im Mondenlicht blitzen, wieder Andere küssen ihn sehnsüchtig auf Lipp' und Wange. Und der Ritter schließt die Augen und stellt sich schlafend. Heine ist selbst dieser schlafende Ritter, auch zu ihm kommen die vergessenen Nixen aus der Wunder- und Feenwelt, küssen die Falten des Denkens von der zweifelnden Stirn, und nehmen ihm weg das scharf geschliffene Schwert des Hohns. Der Schläfer weiß, daß er träumt, daß er nur die Augen zu öffnen braucht, und Nixen und Wunder sind entschwunden, aber der Traum ist zu süß, um ihn so schnell zu zerstören. Und so irrt Heine oft und gern mit verbundenen Augen durch den Zaubergarten der Romantik. Aber plötzlich reißt er die Binde ab, und durch die blumigen Räume schallt ein langes, gellendes, titanisches Gelächter. Und dann fliehen die zauberhaft schönen Nymphen voll Entsetzen hinweg, vor Schreck erblassen die glühenden Rosen, und den Nachtigallen erstirbt das süße Lied in der Kehle. Und dies ist das Heine'sche Lachen, Dies seine vielberühmte, vielberufene, oftmals mißverstandene Ironie, um die es in der That seltsam bestellt ist. Wenn uns Jemand, der nie geliebt hat, von der Liebe abräth, und uns von ihren Täuschungen predigt, so können wir mit Achselzucken antworten und vorübergehn; aber wir werden betroffen stehn bleiben vor Dem, welcher mit kaltem Hohne zertrümmert, was er unendlich geliebt hat und woran er noch immer mit voller Seele hängt; denn jene zarten und innigen Lieder, worin Heine's ganze Seele liegt, sind meistens in jenem romantischen Stile gedichtet, den er so beißend verspottet. Sie behandeln alle noch jene hergebrachten Stoffe von Nachtigall, Frühling, Liebe, Mondschein 2c., und der Dichter ist bescheiden genug, einzugestehen:

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Strahlenlauf,
Dann schwimmen die Sternlein hinterdrein;
Wenn der Sänger zwei süße Äuglein sieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth.
Doch Lieder und Sterne und Blümelein
Und Äuglein und Mondglanz und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang' keine Welt.

Neu aber und von mächtiger Wirkung war die Satire, womit Heine diese zarten Liederblüthen vergiftete; neu war der kalte Spott, den er mit diesen Empfindungen trieb, neu war der cynische Schluß, den er auf seine innigsten Träume folgen ließ, wodurch, wie Karl Barthel bemerkt[112]), seine Gedichte oft aussehen wie Engelsköpfe, die in Fratzen auslaufen. Und gerade in dieser Ironie liegt ein Hauptgrund, weßhalb die Heine'schen Gedichte sich einen so großen Leserkreis erwarben. Man versteht sie jedoch gewöhnlich falsch, man sieht in Heine's Lachen ein bloßes Mephistogelüste, das sich im Zerstören aller Ideale gefällt, man glaubt gemeiniglich, daß Heine die schönsten und tiefsten Gefühle absichtlich hervorzaubere, um an ihnen nur seinen beißenden Witz zu üben. Und die große Menge von flachen, poesielosen Alltagsseelen, sie jubeln dem Dichter am meisten zu und freuen sich, wenn er die ihnen lästigen Ideale mit Füßen tritt. Sie sind es, gegen welche der Dichter jenes ätzende Epigramm richtet:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

Und gewiß, wer in der Heine'schen Ironie nur ein selbstzufriedenes Lächeln sieht, und das Seelenweh des Dichters über den Verlust aller poetischen Ideale nicht herausfühlt, Der hat das innerste Wesen der Heine'schen Dichtung nie begriffen. Befremdend ist nun allerdings dieses frivole Spiel, welches der Dichter mit der Poesie treibt, diese Verhöhnung der Dichtung in ihrem eigenen Reiche, dieser ewige Selbstmord des Schönen. Und es wird noch befremdender, wenn wir die großen Dichter der Vergangenheit daneben halten, oder von den possierlichen Sprüngen der Heine'schen Muse den Blick wenden zu Goethe's und Schiller's herrlicher

Menschlichkeit. Wie begegnet uns da die Achtung vor dem Menschen und seiner edlern Seite, wie heilig und ernst ist das Streben in ihren Schöpfungen, wie innig der Glaube und die Hingebung an Alles, was sie als Ideal erkannten! Hohen Priestern gleich saßen sie vor dem heiligen Tempel der Kunst und bewahrten die stolzen Götterbilder, die sie geschaffen, vor jeder Entweihung. Aber bei Heine scheint es, als spotte er des Menschen und seiner heiligsten Seite, als spiele er mit seinen eigenen Gaben schöner Menschlichkeit, als lästere er die Poesie durch die Poesie, als fühle er sich nur heimisch im Spott und in der Verachtung. Nichts ragt hervor in Religion, in Kunst, in Wissenschaft und Leben, dem seine leichtfertige Muse nicht die Schellenkappe ihres vernichtenden Witzes aufsetzte. Aber wenn man auch nicht leugnen kann, dass Heine seinem Spotte manchmal allzufrei die Zügel schießen lässt, und in der Verhöhnung des Falschen auch viel Wahres und Ewiges mit zu Boden wirft, so darf man doch nicht vergessen, dass es einer solchen zersetzenden Ironie bedurfte, um unsere Dichtung und unser geistiges Leben vor der Verflachung zu retten, in welche die Verirrungen der Romantiker beide gebracht hatten. Es galt, den Blick wieder frei zu machen von den Luftschlössern und Wahngebilden, durch welche uns die Aussicht in die gesunde Natur versperrt worden war; wir mussten es lernen, die falschen Ideale zu belächeln, um die wahren zu erkennen. Dass eine Dichtung, welche diesen Zweck verfolgt, nur skeptisch, nur zerstörend sein kann, dass ihr eigentlicher Charakter die Ironie sein muss, liegt auf der Hand. Darum hat die Heine'sche Dichtung für jene Zeit ihre vollkommene Berechtigung, und Vischer bezeichnet sie treffend als die Auflösung, als den Verwesungsprocess der deutschen Romantik. Aber es ist durchaus unrichtig, aus dieser Ironie den Schluss zu ziehen, als fühlte Heine selbst nichts Edles in sich, als gäbe es für ihn nichts Heiliges, nichts Ideales, weil er Das belächelte, was seinen Zeitgenossen als Solches erschien, und woran er noch oft in seinen Träumen mit sehnsüchtiger Liebe hängt. Was er belächelt, ist nicht die Idealität selbst, sondern nur die falschen Ideale; was seine Ironie zerstört, ist nicht die echte, ewig schaffende Poesie, sondern nur die schwindsüchtige, innerlich kranke Romantik. Eine neue Zeit dämmert vor seinem Blick empor; was ihre Schritte hemmt, wirft er schonungslos beiseite, und wenn er dabei oft seine Zeitgenossen in ihren heiligsten Empfindungen verletzt, so darf man nicht vergessen, dass er eben so wenig sich selber verschont. Wer

kennt nicht das Gedicht „Seegespenst“ [113]) aus dem Cyklus „Die Nordsee“? Aus welch tiefer Empfindung quillt nicht dies wundersame Bild einer versunkenen mittelalterlichen Stadt, mit dem wimmelnden Marktplatz und dem treppenhohen Rathhaus mit den steinernen Kaiserbildern; wie taucht nicht vor unserer Phantasie die verschwundene Zeit auf, diese festlich geschmückten Menschen, diese seidenrauschenden Jungfraun mit den Blumengesichtern, die bunten Gesellen in spanischer Tracht, die alten Dome des Mittelalters mit ihrem Glockengeläute und rauschenden Orgeltön. Und mitten durch das wimmelnde Menschengetriebe drängt's den Dichter mit wieder erwachter Sehnsucht zu einem alten stillen Hause; da sitzt eine vergessene Liebe, ein blasses trauerndes Mädchen; und der Dichter will mit ausgebreiteten Armen vom Bord des Schiffes hinabstürzen an ihr Herz — aber „Doktor, sind Sie des Teufels?“ ruft der Kapitän, weg ist Traum und Poesie, und die nackte Prosa des Lebens steht gähnend vor uns. Kopfschüttelnd fragen wir: Treibt der Dichter Spott mit uns und mit seinen eigenen Empfindungen? Wozu dieser Aufwand von Phantasie und Gemüthstiefe um eines Witzes willen? Ist Das nicht Verrath an der Poesie? Ist Das nicht Verhöhnung der edelsten Gabe der Menschheit? Gemach, ihr vorschnellen Tadler! Das Gefühl, woraus jenes Gedicht entspringt, die Sehnsucht nach dem schmerzlich verlorenen Liebestraum seines Herzens, ist wahr und aus tiefster Seele kommend; aber neben dem Dichter steht der Kapitän, die nackte Handelsprosa des Lebens, und hält ihn beim Fuße. Was begreift Der von der tiefen Sehnsucht, welche den Dichter nach der zaubrischen Meerestiefe hinunter zieht? er sieht nur die Gefahr, in welcher der excentrische Passagier schwebt, und die Tollheit seines wunderlichen Treibens. Und Heine reißt sich gewaltsam los von seinen liebsten Erinnerungen, und während sein Auge noch sehnsüchtig auf ihnen haftet, quillt ihm vom Munde der alte zerstörende Spott [114]). Und so ist seine Seele in ewigem Widerstreit zwischen der idealen Gluth seiner Empfindung und der schneidenden Kälte seines zersetzenden Verstandes. Jene zieht ihn machtvoll zurück nach den lieblichen Bildern der Romantik, dieser reißt ihn hinweg zur flachen Wirklichkeit; jene weist ihn in die einsame Stille des Herzens, dieser auf die Gegenwart und ihre Bedürfnisse; jene lullt ihn mit süßen Tönen in sehnsüchtige Träume von vergangener Zeit, dieser drängt ihn zur Welt, zur Menschheit, zur That. Und diesen für Heine so bezeichnenden innern Streit zweier widerstrebender Welten

müssen wir uns stets vor Augen halten, wollen wir über seine Dichtungsweise kein schiefes Urtheil fällen und erklären, was sonst unerklärlich bliebe: wie oft die in einigen Gedichten ausgesprochenen schönsten Gefühle durch andere Gedichte, die daneben stehen, gradezu Lügen gestraft werden. Beide Gegensätze wurzeln in Heine's Seele, sein Spott ist in den meisten Fällen so wahr wie seine Rührung, seine Sehnsucht so tiefgefühlt wie seine Ironie. Denn mit der Bemerkung, dass es dem Dichter mit seinen Empfindungen niemals Ernst, mit dem Vorwurf, dass seine Poesie eine Poesie der Lüge sei, ist für das Verständnis der Heine'schen Dichtung Wenig gewonnen; auch widerspricht diese Annahme dem innersten Wesen einer Dichterseele — kein echter Dichter, am wenigsten ein lyrischer, treibt vorsätzlich Spott mit seinen tiefsten Empfindungen. Wir müssen immer festhalten, dass in Heine's Poesie zwei Perioden gekennzeichnet sind, die Periode der in sich zerfallenden Romantik, und die Anfänge einer neuen Poesie der Zukunft. Die Richtschnur für diese neue Dichtkunst festzustellen, für die erblassten Ideale der Vergangenheit neue große Ideale der Zukunft zu schaffen, dazu war Heine's Talent zu wenig großartig angelegt, und die Zeit, in der er lebte, zu wenig geeignet, einem solchen Streben sicheren Halt zu bieten; andrerseits war Heine selbst noch zu tief in den Traditionen der romantischen Dichtung befangen, von welchen er sich, wenn auch oft gewaltsam, loszureißen sucht, und aus diesem Drange erklärt sich der ewige Widerstreit in seinen Dichtungen. Wenn man also von Heine sagen kann, er glaube und liebe nur, um seinen Glauben und seine Liebe zu zerstören, so gilt Dies nur in den Fällen, wo er Glauben und Liebe als krankhaft erkennt. Dann wird, wie auch Julian Schmidt einräumt [115]), „sein Witz eine Schutzwaffe, um übermächtige Empfindungen und Ideen von sich abzuwehren"; niemals vielleicht ist die Empfindung des Heiligen so lebhaft in ihm, als wenn er alle Kobolde der Unterwelt heraufbeschwört, es zu zerstören, niemals vielleicht ist sein Gefühl tiefer und inniger, als wenn er es durch bitteren Spott von sich abzuwehren sucht:

> O, dieser Mund ist viel zu stolz,
> Er kann nur küssen und scherzen,
> Er spräche vielleicht ein höhnisches Wort,
> Während ich sterbe vor Schmerzen.

Was Heine in der Schrift über die Romantische Schule von dem Dichter Sterne sagt, Das kann man füglich auf ihn selbst anwenden [116]):

„Er war das Schoßkind der bleichen tragischen Muse. Einst, in einem Anfall von grausamer Zärtlichkeit, küsste Diese ihm das junge Herz so gewaltig, so liebestark, so inbrünstig saugend, dass das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieser Welt verstand und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemosyne's, die rosige Göttin des Scherzes, hüpfte schnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme, und suchte ihn zu erheitern mit Lachen und Singen, und gab ihm als Spielzeug die komische Larve und die närrischen Glöckchen und küsste begütigend seine Lippen, und küsste ihm darauf all ihren Leichtsinn, all ihre trotzige Lust, all ihre witzige Neckerei. Und seitdem geriethen sein Herz und seine Lippen in einen sonderbaren Widerspruch; wenn sein Herz manchmal ganz tragisch bewegt ist, und er seine tiefsten blutenden Herzensgefühle aussprechen will, dann, zu seiner eignen Verwunderung, flattern von seinen Lippen die lachend ergötzlichsten Worte.““

Dies seltsame Gemisch einer von Schmerz durchdrungenen Komik, dies Lächeln unter Thränen ist in der That die besondere Eigenthümlichkeit der Heine'schen, wie jeder humoristischen Dichtung. Keiner unter den neueren Ästhetikern hat sich treffender hierüber ausgesprochen, als Adolf Zeising in seinen „Ästhetischen Forschungen.“ Vor Allem gehört hieher, was er über jene Modifikation des Humoristischen bemerkt, die von ihm als das „Düster-Humoristische“ oder das „Sentimental-melancholisch-Bizarre“ bezeichnet wird [117]): „Der Process des düstern Humors beginnt sogleich mit einer tragischen Weltanschauung. Er erkennt, dass die Welt inmitten ihrer Größe, Schönheit und Herrlichkeit dennoch voller Tollheiten und Widersprüche ist, dass Alles, was in ihr zu grünen und zu blühen scheint, schon den Wurm des Todes in sich trägt, weil Alles, was entsteht, werth ist, dass es zu Grunde geht; dass auch der Mensch, der sich den Herrn der Schöpfung nennt, Nichts ist, als der Spielball einer unwiderstehlichen absoluten Gewalt, der sich Objekt und Subjekt gleich unbedingt unterwerfen müssen. Bis hieher ist die Empfindung eine rein tragische; es ist der Grundgedanke, der sich durch alle Tragödien hindurchzieht. Aber der Humor bleibt nicht dabei stehen. Er schließt weiter: Nun denn, wenn die Welt ein so jammervolles, zerbrechliches, werthloses Ding ist, dann ist sie auch nicht werth, darüber eine Thräne zu vergießen, ja nicht einmal werth, sie zu hassen oder zu verachten. Das einzig Vernünftige ist, sie

als Das zu nehmen, was sie ist, d. i. für ein Nichts, für den absoluten Widerspruch, und über den kann man nur lachen. Hiemit schlägt der tragische Schmerz zur komischen Lust um, doch auch diese vermag sich nicht zu behaupten. Der Humorist fühlt, dass er mit der Welt auch sich selbst vernichtet, sein Lachen schallt ihm aus dem leeren Schattenbilde, in das sie sich für ihn verwandelt, hohl und gespenstisch entgegen, er erkennt, dass sie ihm doch mehr gewesen, als er glaubte, dass er nur in ihr und mit ihr existieren kann. Er will sich ihr daher wieder hingeben, wirft sich ihr mit doppelter Liebe, Sehnsucht und Inbrunst an die Brust; aber kaum ist er zu ihr zurückgekehrt, kaum beginnt er damit, sich ihre Schönheit und Vollkommenheit zu vergegenwärtigen, so schaut sie ihm schon wieder mit demselben trüben Angesicht als ein Inbegriff von Leiden, Schmerzen und Qualen entgegen, und er sieht sich wieder von derselben unwiderstehlichen Gewalt in die tragische Weltanschauung hineingerissen." Mit Recht indessen bemerkt Zeising, dass der Humor in den Heine'schen Liedern gewöhnlich einen Gang vom Düstern zum Heiteren nimmt [118]): „Er deckt erst mit der Miene des Weltschmerzes die Widersprüche und Wehen des Lebens auf, und macht zuletzt einen Witz darüber.

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai ...

So beginnt er, den Widerspruch zwischen der lachenden Außenwelt und der düstern Innenwelt bloßlegend; und wenn er im Folgenden sich Mühe giebt, die Schönheit der Außenwelt in sich aufzunehmen, so bringt er es doch nicht weiter, als zu einer trockenen Aufzählung der einzelnen Gegenstände, die in ihrem bunten Durcheinander von Landhäusern und Gärten und Menschen und Ochsen und Wiesen und Wald erst recht zeigen, wie unersprießlich und innerlich nichtig die Welt ist, wenn es an einem frischen, empfänglichen Herzen, einem das Einzelne zusammenfassenden Subjekte fehlt. Durch das ganze Gedicht bis zum Ende zieht sich also die düstere tragische Weltanschauung, dass Herz und Welt, Subjekt und Objekt gleich traurig sind, wenn sie mit einander in Widerspruch stehen, wenn sie sich nicht zu einem Höheren, Absoluten vereinigen. Dieser Gedanke treibt ihn bis zum Wunsche, in dieser Nichtigkeit auch vom Schein-Etwas befreit zu werden; — in demselben Moment aber, wo dieser Wunsch auftaucht, empfindet er in sich wieder eine Überlegenheit über die Welt und sich selbst, er fühlt, dass er nicht wünschen könnte, vernichtet zu werden, wenn er nicht

Mehr als ein Nichts wäre, er wird sich seiner Positivität, der Unwahrheit seines Wunsches bewusst, und so verwandelt sich für ihn das Schlussmoment des tragischen Gedankenganges in den komischen Passus:

Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen steht;
Ein rothgeröckter Bursche
Dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präsentiert und schultert —
Ich wollt', er schösse mich todt!

dessen Komik sich freilich mit der Tragik so eng verschmilzt, daß sich die einzelnen Ingredienzien nicht mehr unterscheiden lassen, wodurch eben das Komische aufhört, ein bloß Komisches zu sein, und zum Humoristischen wird."

Wir werden nach Alledieſem kaum mehr fragen, weßhalb Heine seine Ideale nicht in einer Gegenwart zu finden vermochte, die ihm und den besten seiner Zeitgenossen in so trostlosem Lichte erschien. Die brennende Sehnsucht nach einer Wiederherstellung des verlorenen Einklangs zwischen Poesie und Leben ist, wie bei den Romantikern, so auch bei Heine der Grundton aller seiner Lieder, der bald in klagenden Mollaccorden unsre Seele zu sympathischer Trauer stimmt, bald in schrillen Dissonanzen uns die Widersprüche zwischen Ideal und Wirklichkeit aufs schärfste empfinden läßt. Aber ob der Dichter aus den „Unbehagnissen und Ekelthümern der heutigen Weltordnung" in die geträumte Herrlichkeit des romantischen Wunderlandes oder in den „leuchtenden Menschenfrühling von Hellas" flüchte, oder Trost suche in der ahnungsvollen Vision einer Zukunft, wo die leiderlösten Menschen wie schöne Götter durch den hesperischen Garten des Lebens wandeln: seine Lieder sind, wie es in den Eingangsstrophen zur „Heimkehr" [119]) heißt, doch eben nur ein ermuthigender Aufschrei, durch welchen das beklommene Gemüth sich in der finsteren Zeit von seiner Angst zu befreien sucht. Und ein Fortschritt gegen die frühere romantische Periode lag sicherlich in dieser Heine'schen Poesie, die, von der Gegenwart unbefriedigt, dennoch stets von ihr ausgeht und stets zu ihr zurückkehrt, wenn sie auch das Ideal der Schönheit und edlen Menschlichkeit nicht in ihr verwirklicht sieht, und durch die Widersprüche des Lebens jeden Augenblick in ihrem begeisterten Aufschwunge gehemmt wird. Denn, wie Ernst

Gnad seinen vorhin erwähnten Aufsatz schließt, „Heine war im Grunde genommen empfänglich und begeistert für alles Große und Schöne, und wer das Gegentheil behauptet, kennt ihn nur von seinen Schwächen. Wenn wir aber Dessen ungeachtet in ihm so Viel des Gemeinen und Schmutzigen finden, wenn sein herrliches Talent auf halbem Wege stehen blieb, so fällt Dies zum großen Theile seinem Zeitalter zur Last, in dessen Stickluft das Feuer der Liebe, das sein Herz durchglühte, keine Nahrung fand. Denn wo das Leben Großes und Edles bietet, da strömt es auch vom Dichtermund. Die Poesie ist immer ein Spiegel der Zeit, und die Griechen nannten darum ihre Dichter Propheten. Wenn unfertige Dichterlinge uns in allen Tonarten von ihren eingebildeten Leiden und von ihrem Weltschmerz vorjammern, so können wir getrost darüber lächeln; aber wenn unsre begabtesten Talente in Einen Weheruf einstimmen über die poesielose Gegenwart, so dürfen wir nicht gleichgültig daran vorüber gehen, sondern müssen uns die ernste Frage stellen, was der menschlichen Gesellschaft noth thut, um sich zu läutern und zu veredeln. Nur dann, wenn unsere Dichter nicht mehr aus längst entschwundenen Zeiten ihre Ideale suchen, sondern diese wie frische Blumen aus dem grünen Boden des Lebens selbst emporsprießen werden, dann erst können wir eine neue große Zeit der Dichtkunst erwarten, in welcher der schroffe Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit zur Versöhnung kommt.“

Viertes Kapitel.

In München.

Wir wissen, dass Heine bei seiner Abreise nach England geringe Lust hatte. nach Deutschland, insbesondere nach Hamburg, zurück zu kehren. Bestimmte Pläne für die Zukunft hatte er jedoch so wenig damals, wie zur Zeit seines Aufenthaltes in Hamburg und Lüneburg, gefasst. Er lebte einstweilen in den Tag hinein, und richtete höchstens gelegentlich an diesen oder jenen Freund eine vage Andeutung, was er demnächst zu thun oder wo er den Winter zu verleben gedenke. Seit Eduard Gans eine Professur in Berlin erhalten, klammerte auch Heine sich immer noch an die unbestimmte Hoffnung einer Staatsanstellung in Preußen, und in seinem ersten Briefe aus London legte er Varnhagen diesen Wunsch sofort wieder ans Herz [120]: „Wenn Sie in Korrespondenz mit Cotta sind, so fragen Sie ihn doch, ob er mich für sein „Morgenblatt" hier oder in Paris beschäftigen will. Aber Dieses müssten Sie bald thun. Versteht sich von selbst, dass er etwas stark honorieren müsste, wenn ich etwa für ihn länger in England bleiben sollte." Varnhagen befolgte ungesäumt diesen Wink. Der zweite Band der „Reisebilder" hatte, wo möglich, noch größeres Aufsehen als der erste erregt, Heine's Anwesenheit in London war in englischen und deutschen Tagesblättern unter anderen wichtigen politischen Nachrichten angezeigt worden, und der alte Baron Cotta, der hochgebildete Freund und Verleger unsrer Dichterheroen der klassischen Zeit, verkannte nicht den Gewinn, der ihm aus der Verbindung mit einem so vielverheißenden jungen Schriftsteller erwachsen könne. Er forderte daher Letzteren

nicht allein zur Einsendung von Aufsätzen für das „Morgenblatt“ auf, die er glänzend zu honorieren versprach, sondern ließ nebenher durchblicken, daß er Heine's Thätigkeit auch an andere publicistische Unternehmungen seines Verlages zu fesseln, namentlich ihn für die beabsichtigte zeitgemäße Umgestaltung der früher von Posselt und Murhard geleiteten „Allgemeinen politischen Annalen“ zu interessieren wünsche.

Die Aussicht auf ein bestimmtes journalistisches Engagement scheint den Dichter Anfangs mehr in Erstaunen und Verlegenheit gesetzt, als ihm sonderliche Befriedigung gewährt zu haben. Unschlüssig hin und her schwankend, rühmt er seinem Freunde Merckel zwar den „offnen süddeutschen Brief“ und das freundliche Entgegenkommen Cotta's, fügt aber sogleich bedenklich und abwehrend hinzu [121]: „Es ist mir nichts Neues, daß mir von dorther viel Anlockendes zukam. Ach, ich bin gefesselt an Norddeutschland. Ein schöner Gedanke, Liberalenhäuptling in Baiern zu werden! Aber ach, ich bin krank, ruiniert und gefesselt.“ Einige Zeilen weiter heißt es: „Gestern dachte ich, ob ich nicht einige Aufsätze über England fürs „Morgenblatt“ schreiben soll. Aber Das ist auch nicht der Mühe werth. Ich muß mich darin politisch zähmen, und die Sachen verlören ihr Interesse, wenn ich sie als Buch wieder abdruckte.“ Am Schlusse des Briefes besinnt sich Heine abermals eines Andern: „Cotta werde ich seiner Zeit zu benutzen wissen. Ich will einige Aufsätze fürs „Morgenblatt“ schreiben, aber Nichts über England.“ Obschon auch dies Versprechen unerfüllt blieb, und Heine die Antwort auf Cotta's Propositionen monatelang hinausschob, erhielt er doch von Diesem und von Dr. Friedrich Ludwig Lindner inzwischen den erneuten Antrag, die Redaktion der „Politischen Annalen“ gemeinschaftlich mit Letzterem zu übernehmen. „Auch an Lindner hab' ich noch nicht geschrieben,“ berichtet Heine am 20. August 1827 von Norderney aus an Merckel [122]; „es soll aber nächstens geschehen. Cotta hat mir sehr liberale Vorschläge gemacht. Indessen, ich gehe auf Nichts ein, und will ihm auch nicht früher antworten, bis ich mich in Hamburg mit dir darüber besprochen.“

Mitte Oktobers entschloß Heine sich endlich, den ihm von Cotta gestellten Anträgen zu folgen — nicht so sehr weil ihn die seiner harrende Aufgabe der Leitung einer renommierten politischen Zeitschrift zu erhöhter Anspannung seiner geistigen Kräfte gereizt hätte, sondern vielmehr weil er der finanziellen Abhängigkeit von den Launen des reichen Oheims eben so

müde wie des Hamburger Lebens war, und in München Ruhe und Erholung zu finden hoffte. Die kurze Zeit seines diesmaligen Aufenthaltes in Hamburg hatte ihm zudem unerwartete Gemüthsaufregungen gebracht. Wie A. W. von Schlegel und Professor Zimmermann, die ihrer Bewunderung — Ersterer in einer besonderen Broschüre, Letzterer in seinen „Neuen dramaturgischen Blättern" — öffentlichen Ausdruck gegeben, hatte auch Heine durch das naturwahre Spiel der schönen Therese Peche, die er in zweien ihrer vorzüglichsten Rollen, als Cordelia im „Lear" und als Estrella im „Stern von Sevilla", auftreten sah, sich mächtig ergriffen gefühlt, und der günstige Eindruck ihrer Erscheinung auf der Bühne war durch persönliches Bekanntwerden mit der anmuthigen Künstlerin noch verstärkt worden. Sogleich aber beeilten sich klatschhafte Zungen, den flüchtigen Verkehr des Dichters mit der jungen Schauspielerin zu einer ernstlichen „Liebschaft" zu stempeln. Heine erwähnt dieses Geredes beiläufig in einem Briefe an Varnhagen[123]): „Es heißt in Hamburg, ich sei in die Schauspielerin Peche verliebt, sterbensverliebt. Zwei Leute wissen, daß es nicht der Fall sein kann — ich und Frau von Varnhagen." So ganz ohne aufkeimendes, gewaltsam ersticktes Herzensinteresse scheint der Umgang Heine's mit Therese Peche jedoch nicht geblieben zu sein; denn am 7. November schrieb er von Kassel aus seinem Freunde Merckel: „Du begreifst wohl, warum ich dich vor meiner Abreise nicht nochmals aufsuchte. Nächst dem leidigen Abschiednehmen fürchtete ich deine Überredung zum Dortbleiben. Der Stern von Sevilla hätte mein Unstern werden können." Der Eifer, mit welchem Heine sich des künstlerischen Rufes der einundzwanzigjährigen Schauspielerin ihren Widersachern gegenüber annahm, zog ihm auch später noch manche Ungelegenheit zu. In einem Briefe an Merckel beschwert er sich, daß der Freund ihn bei seinen Hamburger Bekannten und bei der jungen Dame selber durch das aus der Luft gegriffene Versprechen blamiere, als ob er für ihren Ruhm journalistisch einzutreten gesonnen sei, und die herabwürdigende Weise, in welcher ihres Spiels bald darauf in einer Hamburger Korrespondenz des „Morgenblattes" gedacht wurde, bewog ihn in der That, bei Gelegenheit einer Recension der ersten Aufführung des Michael Beer'schen „Struensee" im selben Blatte den Namen der Demoiselle Peche den glänzendsten Sternen am Theaterhimmel jener Zeit anzureihen[124]).

Am 19. Oktober 1827 — kurz bevor Heine Hamburg verließ, und

just zu derselben Zeit, als dort das Gerücht seines intimen Verhältnisses zu der schönen Bühnenkünstlerin den neuesten Gesprächsstoff der männlichen und weiblichen Klatschbasen abgab — sollte der Dichter die unvergessene, in zahllosen Liedern besungene Jugendgeliebte zum ersten und letzten Male seit ihrer Verheirathung wiedersehn. In wie bittere Stimmung ihn diese Begegnung versetzte, sagen uns die Worte, mit denen er das Ereignis an Varnhagen berichtet. Es ist Dies zugleich der einzige Brief, in welchem er den wirklichen Namen jener Geliebten nennt, und da der Bruder des Dichters in seinen jüngst veröffentlichten „Erinnerungen" kurioserweise die Liebesleidenschaft H. Heine's für seine Kousine Amalie, trotz aller Gedichte und schmerzlich bewegten Briefe, für eine grundlose Fabel erklärt[125]), so scheint es uns desto nöthiger, die Richtigkeit unsrer Darstellung durch Abdruck der Zeilen an Varnhagen abermals zu bestätigen. „Ich bin im Begriff," schreibt H. Heine in dem erwähnten Briefe[126]), „diesen Morgen eine Frau zu besuchen, die ich in elf Jahren nicht gesehen habe, und der man nachsagt, ich sei einst verliebt in sie gewesen. Sie heißt Madame Friedländer aus Königsberg, so zu sagen eine Kousine von mir. Den Gatten ihrer Wahl hab' ich schon gestern gesehen, zum Vorgeschmack. Die gute Frau hat sich sehr geeilt, und ist gestern just an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner „Jungen Leiden" von Hoffmann und Campe ausgegeben worden ist. — Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich, und riecht nach vertrockneten Veilchen. — Ich aber bin Herausgeber der politischen Annalen; außerdem bin ich fest überzeugt, daß die Esel, wenn sie unter sich sind und sich ausschimpfen wollen, so schimpfen sie sich „Mensch". — Ärgert dich dein Auge, so reiß es aus, ärgert dich deine Hand, so haue sie ab, ärgert dich deine Zunge, so schneide sie ab, und ärgert dich deine Vernunft, so werde katholisch. — Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnsinnigen Politiker gesprochen, der mir geheimnisvoll vertraut hat, der liebe Gott sei eigentlich ein russischer Spion. Der Kerl soll Mitarbeiter werden bei meinen politischen Annalen." — Der angekündigte Besuch bei Madame Friedländer wurde ausgeführt. Heine fand ihr sechsjähriges Töchterchen Elisabeth (jetzt mit dem Schriftsteller Dr. F. A. Leo in Berlin vermählt) allein im Zimmer. Das Kind hatte einen hübsch verzierten Papierbogen vor sich liegen, auf den es allerlei Striche und Figuren kritzelte. „Gieb mir das schöne Papier," scherzte der Dichter. Mit Widerstreben überließ ihm die Kleine das Blatt, obwohl Heine lachend ausrief:

„Kind, ich werde es dir noch viel schöner und werthvoller für dein Alter machen!“ Er improvisierte nun auf dem Blättchen rasch ein Gedicht, worin er die kleine Elisabeth mit ihrer Mutter Amalie verglich:

Gleiche Blicke, gleiche Töne,
Wie die liebliche Sirene, —

und mit der epigrammatischen Wendung schloss, dass, wie bei der schönen Magellone und sonstigen Sirenen, auch hier der Drachenschwanz nicht fehle. Obgleich es uns, außer dem düsteren Briefe an Varnhagen und diesem charakteristischen Gedichte, dessen Veröffentlichung bis jetzt leider nicht zu erlangen war, an weiteren Zeugnissen über die Begegnung Heine's mit seiner Jugendgeliebten gebricht, dürfen wir eben aus diesem Mangel wohl schließen, dass die kaum vernarbte Herzenswunde durch das unerwartete Wiedersehen nicht aufs Neue mit alter Heftigkeit zu bluten begann. Zeit und Vernunft hatten ihre beschwichtigende Macht geübt, der Schmerz hatte sich ausgeweint, und männlicher Stolz schloss fortan der weichlichen Klage die Lippen. —

Auf der Durchreise nach München verweilte Heine vier Tage im Hause seiner Eltern zu Lüneburg. In Göttingen besuchte er seinen alten Lehrer, den Hofrath Sartorius, und traf am 1. November in Kassel ein, wo er sich in schlechtester Laune eine Woche lang aufhielt. „Es ist ein niederträchtig Wetter,“ schloss er einen von dort aus an Merckel gerichteten Brief, „und ich hab' ehrlich die schönste Jahrzeit verstreichen lassen. Herbstnebel, dürre Bäume, frierende Gesichter, nasse Wege und ein liebemüder Mensch, der sich zufällig nennt H. Heine.“ In Kassel machte er die Bekanntschaft der Brüder Grimm. Jakob und Wilhelm waren auf der dortigen Bibliothek angestellt; der jüngste Bruder, Ludwig, hatte schon einen großen Ruf durch seine mit der Radiernadel gefertigten Zeichnungen erlangt, und bewog Heine, ihm zu sitzen. Das fein ausgeführte Porträt ist ein Meisterstück der Radierkunst, obschon die Züge reichlich idealisiert sind und einen bestimmteren Charakter tragen, als er sich jemals in Heine's Gesicht ausprägte. Es ist dies das einzige vollständig en profil gezeichnete Bild des Dichters; die Nase erscheint stärker — fast jüdisch — gebogen, die Stirn fällt schräger zurück, als auf irgend einem andern Porträt. Das sonst immer glatt anliegende Haar ist in Locken à la Byron gekräuselt; auch der nachlässig auf die Hand gestützte Kopf, das weiche, rundliche Kinn und der missmuthige Blick des viel zu großen, himmelwärts gerichteten Auges erinnern an den brittischen Lord, mit welchem sich Heine

damals gerne vergleichen ließ. Als Unterschrift trägt das Bild, entsprechend der weltschmerzlichen Haltung der ganzen Figur, die Anfangszeilen des auf der Reise gedichteten Liedes:

Verdrossnen Sinn im kalten Herzen hegend,
Schau' ich verdrießlich in die kalte Welt.[127]

In Frankfurt am Main ließ Heine sich durch den anregenden Verkehr mit Ludwig Börne drei Tage lang festhalten. Schon während seines Aufenthaltes in Berlin war er durch Varnhagen von Ense und Rahel, zu deren Lieblingsschriftstellern Börne zählte, mit den in der „Wage" und in den „Zeitschwingen" abgedruckten Aufsätzen des Letztern bekannt geworden. Voller Bewunderung für die Originalität, die Wahrheitsliebe und den edlen Charakter, der sich in jenen Abhandlungen aussprach, hatte er den Verfasser seitdem nicht aus dem Gesichte verloren, und beeilte sich, ihm in Frankfurt seinen Besuch abzustatten. Börne befand sich damals vielleicht in der zufrieden behaglichsten Stimmung seines unruhvollen Lebens. Die aufreibenden Kämpfe mit einem despotischen, konservativ gesinnten Vater, der ihn bei Lebzeiten sehr knapp gehalten und ihn wider Neigung und Überzeugung in die diplomatische Karrière hatte drängen wollen, waren durch den kürzlich erfolgten Tod Desselben beendet. Im ererbten Besitz eines ansehnlichen Vermögens, sah Ludwig Börne jetzt einer sorglosen, unabhängigen Zukunft entgegen; die reizbare Laune, in welche ihn ein mehrjähriges Kränkeln versetzt, war nach Herstellung seiner Gesundheit einem harmlosen Humor gewichen, der im Gespräche mit Gleichgesinnten die Raketen des Witzes wie ein brillantes Feuerwerk leuchten ließ, und die steigende Anerkennung seiner schriftstellerischen Thätigkeit spornte ihn zu rüstigem Schaffen. Er hatte so eben den Plan zu einer Sammlung seiner in Zeitschriften verstreuten Arbeiten gefasst, und Heine's Rath veranlasste ihn, bald darauf nach Hamburg zu reisen und sich mit Julius Campe über die Herausgabe seiner Schriften zu verständigen. Heinrich Heine referiert in seinem Buch über Ludwig Börne ausführlich die Gespräche, welche Dieser in Frankfurt mit ihm gewechselt. Der innere Gegensatz beider Naturen, welcher später zu so gehässigen wechselseitigen Anfeindungen führte, trat damals noch nicht zu Tage, weil der Republikanismus Börne's erst nach der Julirevolution jene extreme Richtung annahm, die sich in den Pariser Briefen bekundet. Die politischen Ansichten Heine's und Börne's begegneten sich 1827 in einem unbestimmten Liberalismus,

der sich auf kein festes Parteiprogramm verpflichtet hatte; und wenn Letzterer in das reiche Lob, das er Ersterem spendete, auch damals schon den leisen Tadel einfließen ließ, daß der Verfasser der „Reisebilder“ vom lieben HERRGOTT mit zu wenig Reverenz, von Napoleon aber mit zu großer Ehrfurcht gesprochen, so stimmten Beide desto einmüthiger in dem Hasse gegen die Unterdrücker ihrer jüdischen Stammgenossen und in der Sympathie für die Abneigung Derselben gegen die Taufe überein. Eine Wanderung durch das Judenquartier regte namentlich Börne zu den bittersten Bemerkungen über dies Thema an[128]. „Betrachten Sie diese Gasse,“ sprach er seufzend, als die schwarzen Häuser ihre finsteren Schatten in sein Gemüth warfen, „und rühmen Sie mir alsdann das Mittelalter! Die Menschen sind todt, die hier gelebt und geweint haben, und können nicht widersprechen, wenn unsere verrückten Poeten und noch verrückteren Historiker, wenn Narren und Schälke von der alten Herrlichkeit ihre Entzückungen drucken lassen; aber wo die todten Menschen schweigen, da sprechen desto lauter die lebendigen Steine.“ Die jüdische Bevölkerung feierte in den Tagen, als Heine in Frankfurt verweilte, das achttägige Chanükkahfest zum Andenken an die Siege der Makkabäer über die Heere des Antiochus Epiphanes und an die Wiedereinweihung des Tempels durch Judas Makkabäus. „Sehen Sie,“ sagte Börne, als die Straße, welche bei Tage einen so düsteren Anblick bot, Abends aufs fröhlichste von Illuminationslampen erhellt war, „Das ist der 18. Oktober der Juden, nur daß dieser makkabäische 18. Oktober mehr als zwei Jahrtausende alt ist und noch immer gefeiert wird, statt daß der Leipziger 18. Oktober noch nicht das fünfzehnte Jahr erreicht hat und bereits in Vergessenheit gerathen. Die Deutschen sollten bei der alten Madame Rothschild in die Schule gehen, um Patriotismus zu lernen. Sehen Sie, hier in diesem Hause wohnt die alte Frau, die Lätitia, die so viele Finanz-Bonapartes geboren hat, die große Mutter aller Anleihen, die aber trotz der Weltherrschaft ihrer königlichen Söhne noch immer ihr kleines Stammschlößchen in der Judengasse nicht verlassen will, und heute wegen des großen Freudenfestes ihre Fenster mit weißen Vorhängen geziert hat. Wie vergnügt funkeln die Lämpchen, die sie mit eigenen Händen anzündete, um jenen Siegestag zu feiern, wo Judas Makkabäus und seine Brüder eben so tapfer und heldenmüthig das Vaterland befreiten, wie in unsern Tagen Friedrich Wilhelm, Alexander und Franz II.“

Wolfgang Menzel's Werk über die deutsche Literatur war so eben erschienen, und Börne freute sich kindisch, dass Jemand gekommen sei, der den Muth zeige, so rücksichtslos gegen Goethe aufzutreten. „Der Respekt," setzte er hinzu, „hat mich bisher davon abgehalten, Dergleichen öffentlich auszusprechen. Der Menzel, Der hat Muth, Der ist ein grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter, an Dem werden wir noch viele Freude erleben!" Auf dieses Thema kam er noch öfter zurück, und Heine musste ihm geloben, Menzel, an den er ihm eine Empfehlungskarte mitgab, in Stuttgart zu besuchen. Auch Heine war um jene Zeit nicht allzu gut auf Goethe zu sprechen. Moser hatte ihm mitgetheilt, wie man sich in Berlin sehr ungünstige Äußerungen Goethe's über den Verfasser der „Reisebilder" erzähle, und Heine hatte geantwortet[129]): „Dass ich dem Aristokratenknecht Goethe missfalle, ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, dass er Nichts mehr erschaffen kann. Raumer kann bezeugen, dass ich ihn schon vor drei Jahren nicht mehr geliebt, und jetzt nicht durch deinen letzten Brief bestochen worden." Und in einem Briefe vom selben Datum an Varnhagen heißt es mit Anspielung auf dasselbe Thema[130]): „Ich werde es mit den Aristokraten noch mehr verderben. Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, dass sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen H. Heine." In seiner bald nachher für die „Annalen" abgefassten Recension des Menzel'schen Buches rügt er zwar die pietätlose Weise, in der Menzel sein hartes Urtheil über Goethe aussprach[131]): „Es ist doch immer Goethe, der König, und ein Recensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch eben so viel Kourtoisie besitzen, wie jener englische Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat" — in der Sache selbst aber schließt Heine sich den wider Goethe rebellierenden Geistern mit geringer Reservation an, und wiederholt in ähnlichen Worten, was er an Moser und Varnhagen geschrieben. Die Idee der Kunst wird als Mittelpunkt der Goethe'schen Dichtung und jener ganzen Literaturperiode dargestellt, die mit dem Erscheinen Goethe's anfange und jetzt ihr Ende erreicht habe. Eine Vergleichung des Menzel'schen Buches mit Friedrich Schlegel's Vorlesungen über die Geschichte der alten

und neuen Literatur giebt Anlaß zu einer weiteren Ausführung dieses Gedankens: „In dem Schlegel'schen Werke sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesammte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Decennien, und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'schen Vorlesungen solchermaßen ein Literaturepos, so erscheint uns hingegen das Menzel'sche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser lässt allen ihr Recht widerfahren, als echter Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umstandes, daß er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demselben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'schen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigsten Gegenwart. Nur so Viel sehen wir, der Mittelpunkt des Menzel'schen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es ist uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botanisiert, und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoristisch an jedem Tulpenbeet, küsst jede Rose, neigt sich freundlich zu einigen befreundeten Wiesenblümchen, und schaut dabei so klug, daß wir fast glauben möchten, er höre das Gras wachsen. Andererseits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wissenschaftlichkeit, welches ebenfalls eine Tendenz unserer neuesten Zeit ist, eine jener Tendenzen, wodurch sie sich von der früheren Kunstperiode unterscheidet. Wir haben große geistige Eroberungen gemacht, und die Wissenschaft soll sie als unser Eigenthum sichern. Diese Bedeutung derselben hat sogar die Regierung in einigen deutschen Staaten anerkannt, absonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher ꝛc. in solcher Hinsicht am schönsten glänzen. Dasselbe Streben hat sich, zumeist durch Einwirkung solcher deutschen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, daß alles Wissen einen

Werth an und für sich hat, daſs es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden soll, sondern damit es seinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir als das beste Erbtheil den folgenden Geschlechtern überliefern werden." Die Auszüge, welche Heine aus dem Menzel'schen Buche giebt, setzen den Gedankengang desselben in ein noch helleres Licht. Mit besonderer Absicht werden die Äußerungen Menzel's über den politischen Kampf der Gegenwart hervorgehoben, welche in dem dunklen Gewirr der Parteien nur Einen Hauptgegensatz, den zwischen Liberalismus und Servilismus, erkennen: „Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestiert, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in der vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählich immer mehr die starren Krystallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden." Indem Heine der Begeisterung Menzel's für Schiller ihr volles Recht zuerkennt, protestiert er doch andererseits gegen jeden Versuch, den Werth Goethe's zu Gunsten Schiller's herabzudrücken, und spottet über die Menzel'sche Lehre, daſs Goethe kein Genie, sondern nur ein Talent sei. „Woher aber," fragt er weiter, „kommt diese Härte gegen Goethe, wie sie uns hie und da sogar bei den ausgezeichnetsten Geistern bemerkbar geworden? Vielleicht eben weil Goethe, der Nichts als primus inter pares sein sollte, in der Republik der Geister zur Tyrannis gelangt ist, betrachten ihn viele große Geister mit geheimem Groll. Sie sehen in ihm sogar einen Ludwig XI., der den geistigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geistigen Tiers état, die liebe Mittelmäßigkeit, empor-

hebt. Sie sehen, er schmeichelt den respektiven Korporationen der Städte, er sendet gnädige Handschreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen“, und erschafft einen Papieradel von Hochbelobten, die sich schon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben so gut wie der König selbst, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggisch zu sprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag Dieses geschehen. Sahen wir doch jüngst in den Fürstengrüften von Westminster, daſs jene Großen, die, als sie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen — und so wird auch Goethe nicht verhindern können, daſs jene großen Geister, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zusammen kommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Westminster der deutschen Literatur. — Die brütende Stimmnng unzufriedener Großen ist ansteckend, und die Luft wird schwül. Das Princip der Goethe'schen Zeit, die Kunstidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Principe steigt auf, und, seltsam! wie das Menzel'sche Buch merken läſst, sie beginnt mit Insurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe selbst, daſs die schöne objektive Welt, die er durch Wort und Beispiel gestiftet hat, nothwendiger Weise zusammen sinkt, so wie die Kunstidee allmählich ihre Herrschaft verliert, und daſs neue frische Geister von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordischen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civilisierte Goethenthum über den Haufen werfen und an dessen Stelle das Reich der wildesten Subjektivität begründen. Daher das Bestreben, eine Goethe'sche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Die alten Romantiker, die Janitscharen, werden zu regulären Truppen zugestutzt, müssen ihre Kessel abliefern, müssen die Goethe'sche Uniform anziehen, müssen täglich exercieren. Die Rekruten lärmen und trinken und schreien Vivat, die Trompeter blasen — — Wird Kunst und Alterthum im Stande sein, Natur und Jugend zurückzudrängen?... Wir können nicht umhin ausdrücklich zu bemerken, daſs wir unter „Goethenthum“ nicht Goethe's Werke verstehen, nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längst die deutsche Sprache schon gestorben ist und das geknutete Deutschland in slavischer Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verstehen wir auch nicht eigentlich die Goethe'sche Denkweise, diese Blume, die im Miste unserer Zeit immer blühender gedeihen wird, und sollte auch ein glühendes Enthusiastenherz sich über ihre kalte Behaglichkeit noch so sehr ärgern; mit

dem Worte „Goethenthum" deuteten wir oben vielmehr auf Goethe'sche Formen, wie wir sie bei der blöden Jüngerschar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepsen jener Weisen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepsen gewährt, erregte unsere Klage. Der Alte! wie zahm und milde ist er geworden! Wie sehr hat er sich gebessert! würde ein Nicolait sagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den schwülen „Werther" und den „Götz mit der eisernen Hand" schrieb. Wie hübsch manierlich ist er geworden, wie ist ihm alle Rohheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere geniale himmelstürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar Andere, in seine alten Fußstapfen tretend, mit demselben Übermuthe ihre Titanen-Flegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieser Hinsicht ein geistreicher Ausländer unseren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der sich vom Handwerke zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provinzialstädtchens ein ehrsam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichste alle Philistertugenden zu erfüllen strebt, und in die peinlichste Verlegenheit geräth, wenn zufällig irgend ein wüster Waldgesell aus Kalabrien mit ihm zusammen trifft und alte Kameradschaft nachsuchen möchte." — „Ich lese jetzt den vierten Band von Goethe's und Schiller's Briefwechsel," schreibt Heine zwei Jahre später an Varnhagen [132]), „und wie gewöhnlich mache ich Stilbeobachtungen. Da finde ich wieder, daß Sie nur mit dem frühesten Goethe, mit dem Werther-Goethe, Ähnlichkeit im Stil haben. Ihnen fehlt ganz die spätre Kunstbehaglichkeit des großen Zeitablehnungsgenies, der sich selbst letzter Zweck ist. Er beherrscht seinen Stoff, Sie bezwingen ihn. Abrundung, Helldunkel, Perspektive der Zwischensätze, mechanisches Untermalen der Gedanken, Dergleichen kann man von Goethe lernen — nur nicht Männlichkeit. Es ist noch immer meine fixe Idee, daß mit der Endschaft der Kunstperiode auch das Goethenthum zu Ende geht; nur unsere ästhetisierende, philosophierende Kunstsinnzeit war dem Aufkommen Goethe's günstig; eine Zeit der Begeisterung und der That kann ihn nicht brauchen. Aus jenem vierten Briefsammlungstheil sah ich klar, wie ingrimmig er die Revolution hasste, er hat in dieser Hinsicht ungünstig auf Schiller eingewirkt, den er vielleicht am Ende zum Mitaristokraten gemacht hätte. Vgl. seine Verhöhnung Posselt's, Campe's, des Bürgerdiploms, das Schiller aus Frankreich erhielt, u. s. w." — Wenn wir mit solchen Äußerungen die Worte

des an früherer Stelle (Bd. I. S. 343) mitgetheilten Briefes an Moser vom Sommer 1825 zusammenhalten, so wird uns der spätere Scherz Heine's [133]), dass seine Opposition wider Goethe nur dem „Neid“ entsprungen sei, nicht irre führen. Heine, Börne und Menzel wurden zu ihren Angriffen gegen die Person Goethe's ursprünglich durch eine und dieselbe demokratische Tendenz bestimmt; sie vermissten in seinen Schöpfungen jedes warme Interesse für das freiheitliche Streben der Gegenwart, und nicht mit Unrecht wiesen sie darauf hin, dass die geflissentliche Abwendung der Kunst von den Ansprüchen der wirklichen Welt einen nachtheiligen Einfluss auf die politische Entwicklung des Volkes übe. Nach der Julirevolution freilich gingen die Ansichten und Wege der Schriftsteller, welche jetzt in ihrer herben Beurtheilung Goethe's und in so manchen anderen Dingen leidlich sympathisierten, weit auseinander: in Menzel trat das christlich-germanische Princip, in Börne der einseitig starre Republikanismus mit rücksichtsloser Schärfe hervor, und auch Goethe wurde von Jedem der Beiden mit ihren kleinlich beschränkten Maßstäben gemessen — dem Einen schien er nur noch ein „sentimental-frivoler Selbstvergötterer,“ ein „ästhetischer Heliogabalus“, ein „Nachäffer des Fremden,“ dem Andern ein serviler Fürstenknecht, — während Heine über den menschlichen Eitelkeiten und Schwächen des Greises niemals die unsterbliche Größe des Dichters vergaß, die Verdienste Desselben mit aufrichtiger Bewunderung ins Licht stellte, und seinen gelegentlichen Tadel der Goethe'schen Kunstrichtung fortan in die mildeste Form kleidete. —

„Hüten Sie sich, in München mit den Pfaffen zu kollidieren,“ waren die letzten Worte, welche Börne dem Dichter der „Reisebilder“ beim Abschiede von Frankfurt ins Ohr flüsterte. Über Heidelberg, wo er den dort studierenden geistvollen Witzling Detmold kennen lernte, nach Stuttgart reisend, erfuhr Heine in letztgenannter Stadt, dass der Baron Cotta zur Zeit abwesend sei, ihn aber in München erwarte. Er kürzte daher seinen Aufenthalt so viel wie möglich ab, und machte nur, wie er Börne versprochen, Wolfgang Menzel's Bekanntschaft, ohne Gustav Schwab oder irgend ein anderes in Stuttgart lebendes Mitglied der schwäbischen Dichterschule aufzusuchen.

In der letzten Novemberwoche 1827 traf Heine in München ein, wo Cotta, den Geschäfte nach Stuttgart riefen, seiner bereits mit Ungeduld harrte. Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf stand damals im

vierundsechzigsten Lebensjahre. Trotz seines vorgerückten Alters hatte er sich jene jugendliche Arbeitskraft und fast immer vom Glück gekrönte Unternehmungslust bewahrt, vermittelst deren er sich aus den reduciertesten Verhältnissen zum ersten Buchhändler Deutschlands emporgeschwungen. Durch eine reguläre Gymnasial- und Universitätsbildung — er hatte erst Theologie, dann Mathematik und Jurisprudenz studiert, und eine Zeitlang in Tübingen als Hofgerichtsadvokat praktisiert — war seinen trefflichen Anlagen die Basis vielseitiger Kenntnisse zu Theil geworden, die er nicht allein bei seinen buchhändlerischen Operationen, sondern auch in seiner politischen Laufbahn mit Erfolg verwerthete. Es mag richtig sein, wie von überstrengen Beurtheilern seines Verhaltens in der französischen Zeit bemerkt worden ist, daß sein Patriotismus sich mehr auf die Wahrnehmung der Partikularinteressen seines engeren Vaterlandes, als auf die Förderung der nationalen Macht und Unabhängigkeit des deutschen Reiches wandte — aber Wer dürfte ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er in seinem staatsmännischen Verhalten den überwältigenden Zeitumständen Rechnung trug, und einem Lande, dessen Herrscher als Vasall Napoleon's eine so traurige Rolle spielte, nach besten Kräften im Einzelnen zu nützen suchte? Schon 1799 unterhandelte er im Auftrag der würtembergischen Stände zu Paris einen Separatfrieden für Würtemberg, der freilich später nicht ratificiert ward. Seit dem Jahre 1811 zum würtembergischen Landstand erhoben, vertrat er als Solcher 1815 mit Bertuch die Sache der deutschen Buchhändler auf dem Wiener Kongresse. Seine nachmalige Thätigkeit als Abgeordneter auf dem würtembergischen Landtage und als Vicepräsident der zweiten Kammer bot ihm mehrfach Gelegenheit, seine Stimme muthvoll für die Abschaffung veralteter Mißbräuche in Kirche und Staat zu erheben; u. A. sprach er sich wiederholentlich mit kräftigem Nachdruck zu Gunsten der bürgerlichen und politischen Gleichstellung der Juden aus. Es ist bekannt, daß er 1825 die Dampfschifffahrt auf dem Bodensee einführte, die er im folgenden Jahre auf dem ganzen Rheinstrome mit den betreffenden Regierungen regulierte. Auch gelang seinen Bemühungen 1828 die Durchsetzung der wichtigen volkswirthschaftlichen Maßregel des Anschlusses von Baiern und Würtemberg an den preußischen Zollverband. Von seinen bedeutungsvollen journalistischen Unternehmungen gedenken wir zunächst der Herausgabe der „Horen", die ihn, wie mit Schiller, so auch mit Goethe und Herder in dauernden Verkehr brachte. Fast gleichzeitig gründete er

die „Politischen Annalen" und die „Allgemeine Zeitung", welch letztere Anfangs in Tübingen und Stuttgart, dann in Ulm, seit 1816 in Augsburg erschien, und ein halbes Jahrhundert hindurch den Rang des angesehensten politischen Journals in Deutschland behauptete. Ebenso vortheilhaft zeichnete sich vor den mittelmäßigen belletristischen Zeitschriften jener Periode das 1807 begonnene, mit Geist und Geschick redigierte „Morgenblatt" aus, dem sich später das von Schorn begründete „Kunstblatt" und das eine scharfe Kritik übende „Literaturblatt" zugesellten. Auch Dingler's „Polytechnisches Journal" ging seit 1820 aus der Cotta'schen Officin hervor. Die Thronbesteigung des Königs Ludwig I. von Baiern, der voll hochfliegender Pläne davon träumte, seine Residenz zum Mittelpunkte deutscher Kunst, Literatur und Wissenschaft zu gestalten, veranlasste den unermüdlichen Geschäftsmann, 1826 auch in München eine literarisch-artistische Anstalt als Filiale seiner Stuttgarter, Tübinger und Augsburger Firmen zu errichten, und bald darauf zwei neue Zeitschriften, das „Ausland" und das „Inland", ins Leben zu rufen. Der König, welcher sich bei Cotta's häufiger Anwesenheit in München oft uud gern mit Demselben unterhielt, begünstigte eifrig diese Unternehmungen, die er als ein willkommenes Mittel ansah, Schriftsteller und Künstler von Ruf und Talent nach seiner Hauptstadt zu ziehen.

Schon bei der ersten Begegnung mit Heine machte Cotta kein Hehl daraus, daß er nicht bloß für die „Politischen Annalen", sondern gleichfalls für das „Ausland" und das „Morgenblatt", dessen Redakteur, der Dichter Wilhelm Hauff, so eben gestorben war, auf seine thätige Mitwirkung rechne. Er bot ihm vorläufig ein Jahrgehalt von 2000 Gulden an, ohne ihm bestimmte Verpflichtungen in Betreff der Art und des Umfangs der von ihm zu liefernden schriftstellerischen Beiträge aufzuerlegen. Aber je mehr sich Heine durch dies vertrauende Entgegenkommen geehrt fand und je wohlthuender ihn dasselbe berührte, desto ernstlicher zweifelte er bei dem schwankenden Zustande seiner Gesundheit an der Ausdauer seiner Arbeitskraft. Er wünschte sich erst genauer den Kreis der ihm erwachsenden Thätigkeit anzusehn und die Einwirkung des verrufenen Münchener Klimas auf seine Kopfnerven zu erproben, bevor er sich auf längere Zeit bände. Einstweilen verpflichtete er sich daher nur auf ein halbes Jahr, und versprach, für jedes Heft der „Annalen" einen Aufsatz aus eigener Feder zu liefern, auch nach Kräften das „Ausland" und das „Morgen-

blatt" mit Beiträgen zu bedenken. Was er in den genannten Journalen während der Frühlingsmonate 1828 drucken ließ, beschränkte sich, außer den nachmals im vierten Bande der „Reisebilder" zusammengestellten „Englischen Fragmenten", auf den vorhin erwähnten Aufsatz über Menzel's „Deutsche Literatur" und einen Bericht über die erste Aufführung von Michael Beer's „Struensee". Für diese Arbeiten und die mit Lindner geführte Redaktion der „Annalen" bezog er von Januar bis Juni 1828 ein Gesammthonorar von 100 Karolin. Die Liberalität Cotta's in Geldsachen und die zuvorkommende Bereitwilligkeit, mit welcher er auf Heine's Wünsche und Vorschläge einging, trugen Viel dazu bei, das Verhältnis zwischen den beiden Männern zu einem ungemein freundlichen zu gestalten. Der Dichter rechnete es dem gentilen Buchhändler hoch an, dass er mit Demselben niemals um den Honorarbetrag für seine Arbeiten zu feilschen brauchte. In der Korrespondenz mit Merckel finden sich zahlreiche ärgerliche Äußerungen über Campe's „Knickrigkeit," während die Generosität Cotta's aufs glänzendste belobt wird: „Campe weiß nie zur rechten Zeit ein paar lumpige Louisd'or wegzuwerfen; Dieses sollte er von Cotta lernen... Glaub mir, Dieser ist ein nobler Mensch. Er lässt den Schriftsteller leben und will nicht auf Dessen Kosten typographisch glänzen. Sehe ich, was Cotta für die Gedichte von Uhland und Platen thut, oder besser gesagt für die Dichter selbst, so muss ich mich vor mir selber schämen." „Cotta lässt auch auf schlechtem Billard spielen," scherzt Heine in einem späteren Briefe an Merckel, mit Anspielung auf das graue Fließpapier der meisten Cotta'schen Verlagsartikel damaliger Zeit; „aber Wer gut spielt, hat mehr Nutzen davon." Und ein andermal schreibt er [134]): „Was das Bezahltwerden betrifft, so bin ich wie eine Köchin, die sehr zartfühlend die Bemerkung macht, dass sie in ihrem Dienste weniger auf Geld sähe, als auf gute Behandlung." Auch die Gemahlin Cotta's, eine aufrichtige Bewunderin des „Buches der Lieder," machte auf Heine den angenehmsten Eindruck, und es freute ihn, sich der liebenswürdigen Dame durch Einsendung poetischer Beiträge für das unter ihren Auspicien erscheinende „Taschenbuch für Damen" gefällig zu erweisen. Nach dem am 29. December 1832 erfolgten Tode des Freiherrn bewahrte Heine Demselben das pietätvollste Andenken, und noch im Jahre 1852 schrieb er aus seiner Matratzengruft in der Rue d'Amsterdam dem Sohne seines „alten vielgeliebten Cotta" [134]): „Durch meinen körperlichen Zustand abgesperrt von den

Genüssen der Außenwelt, suche ich jetzt Ersatz in der träumerischen Süße der Erinnerungen, und mein Leben ist nur ein Zurückgrübeln in die Vergangenheit: da tritt oft vor meine Seele das Bild Ihres seligen Vaters, des wackern würdigen Mannes, der mit der vielseitigsten deutschen Ausbildung einen in Deutschland seltenen praktischen Sinn verband, der so brav und so ehrenfest war, auch so höflich, ja hofmännisch höflich, so vorurtheilsfrei, so weitsichtig, und der bei seinen großen Verdiensten um die geistigen wie materiellen Interessen des Vaterlandes dennoch von einer so rührenden Bescheidenheit war, wie man sie nur bei alten braven Soldaten zu finden pflegt. Das war ein Mann, Der hatte die Hand über die ganze Welt! so ungefähr, glaube ich, äußert sich der Schneider Setter über Karl V. in Goethe's Egmont." —

Als Heine nach München kam, trug die Stadt nicht entfernt ihren heutigen Charakter. Der halb mittelalterliche, bunt abwechselnde Anblick ihrer äußern Erscheinung bildete einen auffallenden Kontrast zu den langen, breiten, schnurgeraden Häuserreihen Berlin's, und Heine verfehlte nicht, diesen Gegensatz, von dem er aufs wohlthuendste berührt ward, in seiner gewohnten drastischen Art hervorzuheben. „München nämlich," schreibt er [131]), „ist eine Stadt, gebaut von dem Volke selbst, und zwar von auf einander folgenden Generationen, deren Geist noch immer in ihren Bauwerken sichtbar, so daß man dort, wie in der Hexenscene des Macbeth, eine chronologische Geisterreihe erblickt, von dem dunkelrothen Geiste des Mittelalters, der geharnischt aus gothischen Kirchenpforten hervortritt, bis auf den gebildet lichten Geist unserer eigenen Zeit, der uns einen Spiegel entgegenhält, worin Jeder sich selbst mit Vergnügen anschaut. In dieser Reihenfolge liegt eben das Versöhnende; das Barbarische empört uns nicht mehr, und das Abgeschmackte verletzt uns nicht mehr, wenn wir es als Anfänge und nothwendige Übergänge betrachten. Wir sind ernst, aber nicht unmuthig bei dem Anblick jenes barbarischen Doms, der sich noch immer in stiefelknechtlicher Gestalt über die ganze Stadt erhebt und die Schatten und Gespenster des Mittelalters in seinem Schoße verbirgt. Mit eben so wenig Unmuth, ja sogar mit spaßhafter Rührung, betrachten wir die haarbeuteligen Schlösser der spätern Periode, die plump deutschen Nachäffungen der glatt französischen Unnatur, die Prachtgebäude der Abgeschmacktheit, toll schnörkelhaft von außen, von innen noch putziger dekoriert mit schreiend bunten Allegorien, worauf die seligen hohen Herrschaften abkonterfeit sind:

die Kavaliere mit rothen, betrunken nüchternen Gesichtern, worüber die Allongeperücken wie gepuderte Löwenmähnen herabhängen, die Damen mit steifem Toupet, stählernem Korsett, das ihr Herz zusammenschnürte, und ungeheurem Reifrock, der ihnen desto mehr prosaische Ausdehnung gewährte. Wie gesagt, dieser Anblick verstimmt uns nicht, er trägt vielmehr dazu bei, uns die Gegenwart und ihren lichten Werth recht lebhaft fühlen zu lassen, und wenn wir die neuen Werke betrachten, die sich neben den alten erheben, so ist's, als würde uns eine schwere Perücke vom Haupte genommen und das Herz befreit von stählerner Fessel. Ich spreche hier von den heiteren Kunsttempeln und edlen Pallästen, die in kühner Fülle hervorblühen aus dem Geiste Klenze's, des großen Meisters.“ Wenn Heine ein Jahrzehnt später München wiedergesehen und die glänzende Metamorphose gewahrt hätte, durch welche König Ludwig das als Kronprinz in Rom gegebene Versprechen wahr gemacht: „Ich will aus München eine Stadt schaffen, die Deutschland so zur Zierde gereichen soll, daß Keiner Deutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat,“ so würde auch hier wohl die Bemerkung nicht ausgeblieben sein, daß die neuerstandene Pracht dem Eigenwillen eines Einzelnen entsprossen sei und wenig Kunde gebe von der Denkweise der Menge. Auch damals schon, wo der kunstsinnige König erst seit zwei Jahren zur Regierung gelangt, und von den in Angriff genommenen großartigen Schöpfungen Klenze's noch keine einzige vollendet war, lautete Heine's Urtheil über die Anfänge und Übergänge jener Zeit keineswegs immer so milde wie in der angezogenen Stelle. Mit dem beißendsten Spotte persiffliert er vielmehr schon in der „Reise von München nach Genua“ [136]) die Bestrebungen des Königs, seine Residenz in ein „neues Athen“ umzuwandeln, und malitiös genug belehrt er den Berliner Philister, der so unhöflich ist, alles attische Salz bei den biertrinkenden Neu-Atheniensern zu vermissen, daß sie erst junge Anfänger seien, deren große Geister, ja deren ganzes gebildetes Publikum noch nicht danach eingerichtet, sich in der Nähe sehen zu lassen. „Es ist Alles noch im Entstehen, und wir sind noch nicht komplet. Nur die untersten Fächer, lieber Freund,“ fügt der Schalk hinzu, „sind erst besetzt, und es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß wir z. B. an Eulen, Sykophanten und Phrynen keinen Mangel haben. Es fehlt uns nur an dem höheren Personal... was uns aber an Quantität fehlt, Das ersetzen wir durch Qualität. Wir haben nur einen großen Bildhauer, — aber es ist ein „Löwe!“ Wir haben

nur einen großen Redner, aber ich bin überzeugt, daß Demosthenes über den Malzaufschlag in Attika nicht so gut donnern konnte. Wenn wir noch keinen Sokrates vergiftet haben, so war es wahrhaftig nicht das Gift, welches uns dazu fehlte. Und wenn wir noch keinen eigentlichen Demos, ein ganzes Demagogenvolk besitzen, so können wir doch mit einem Prachtexemplare dieser Gattung, mit einem Demagogen von Handwerk aufwarten, der ganz allein einen ganzen Demos, einen ganzen Haufen Großschwätzer, Maulaufsperrer, Poltrons und sonstigen Lumpengesindels aufwiegt."

Allerdings war es eine originelle, von den Zeitgenossen kaum nach ihrer vollen Bedeutung gewürdigte Aufgabe, die sich König Ludwig gestellt. Obwohl er in den napoleonischen Kriegen mit Auszeichnung auf Seiten der Franzosen gekämpft hatte, war er doch im Grunde seines Herzens von der wärmsten Begeisterung für den Glanz und die Herrlichkeit des deutschen Geistes durchdrungen. Schon als Jüngling versenkte er sich mit Eifer in das Studium der Geschichte der deutschen Vorzeit, die deutschthümelnden Bestrebungen der burschenschaftlichen Romantik nach den Freiheitskriegen weckten in seinem poetisch gestimmten Gemüthe einen lauten Wiederhall, und nur aus solcher Extravaganz des Patriotismus lässt es sich erklären, wenn er dem aus französischem Kanonenerz gegossenen Obelisken, welchen er den dreißigtausend im russischen Feldzug umgekommenen Baiern in seiner Hauptstadt errichtete, die abenteuerliche Inschrift gab: „Auch sie starben für des Vaterlands Befreiung." Vor Allem war es jedoch die deutsche Kunst, an der seine Seele mit glühender Leidenschaft hing, und deren Wiedererweckung er durch sein Beispiel mit unermüdlicher Energie beförderte. Wie unsere Dichtkunst sich unlängst im kastalischen Quell hellenischer Schönheit zu neuem Leben verjüngt hatte, so wandten nun auch die Meister der bildenden Kunst ihr Auge den hehren klassischen Vorbildern zu, und feierten auch auf plastischem Gebiete die Vermählung des Faust mit der Helena. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, stand das Münchener Kunsttreiben unzweifelhaft auf der Höhe des ästhetischen Entwicklungsganges der neuen Zeit. Wie gering einstweilen die Anregung und das Verständnis sein mochten, die es auf der unmittelbaren Stätte seines Wirkens, im bairischen Volke, fand: die genialen Schöpfungen eines Klenze und Cornelius trugen den Ruhm der wieder erwachten deutschen Architektur und Malerei weit über Baiern hinaus, und das Beispiel des Königs Ludwig, der sich in großartigem Maße zum Schirmherrn der Künste aufwarf, spornte andere

deutsche Fürsten, vor Allem den Kronprinzen von Preußen, zu edler Nachahmung an. Auch Heine verdankte den Eindrücken seines Münchener Aufenthalts und dem Verkehr mit den Malern nud Bildhauern, die in großer Zahl dort zusammen strömten, seine erste nähere Bekanntschaft mit den Meisterwerken der bildenden Kunst, die ihm bis dahin ein wenig vertrautes Gebiet gewesen. Ein Hamburger Architekt, Herr Friedrich Stammann, welcher derzeit in München seine Studien machte und öfters mit Heine zusammentraf, erzählt uns, dass Letzterer Anfangs auf die jungen Maler, welche sich seines geistvollen Umgangs erfreuten, ziemlich hochmüthig herabsah, und sich manchen boshaften Witz über ihre Bestrebungen erlaubte. Eines Tages wollte er ihnen sogar ernsthaft die Inferiorität ihrer Kunst im Vergleiche mit der Dichtkunst beweisen. „Ein Lied, eine Tragödie wirkt unmittelbar auf die Herzen der Menge,“ so lautete seine wunderliche Deduktion; „ihr dagegen bedürft des fremden Vermittlers, eure großen historischen Bilder und Allegorien sprechen nur wenige auserlesene Kunstkenner an, und euer Ruhm liegt in den Händen des Schriftstellers, der eure Intentionen erst dem Publikum klar machen, die Hieroglyphenschrift eures Pinsels aller Welt deuten muss.“ Ein muthwilliges Gelächter unterbrach den Redner. Während Dieser die Abhängigkeit des Malerruhms von der wohlwollenden Kommentierung des Schriftstellers behauptete, hatte ein begabter Kunstjünger schweigend eine unbarmherzige Karikatur Heine's auf ein Blatt Papier gezeichnet, und hielt die Skizze jetzt triumphierend empor. Mit ärgerlicher Verlegenheit betrachtete Heine dies schlagende Argument, dass dem Maler doch unter Umständen auch einige Macht über den Dichter gegeben sei, und er hütete sich in Zukunft, durch so thörichte Äußerungen eine selbständige Schwesterkunst herabzuwürdigen. Fleißig besuchte er fortan die Gemäldegalerie, und mit seiner zunehmenden Kenntnis der reichen Kunstschätze stieg seine Hochachtung und Bewunderung der Malerei, obschon er im Allgemeinen der von Cornelius und seinen Nachfolgern eingeschlagenen Kunstrichtung nicht zugethan war, und alle heitere Lebensfreudigkeit in derselben vermisste [137]).

Kurz nach seiner Ankunft in München wurde Heine von einer ernstlichen Krankheit befallen, die ihn mit schwermüthigen Todesgedanken erfüllte. Er befürchtete, dass ihn eben jetzt, wo er berühmt geworden, das Schicksal Körner's, Hauff's, Wilhelm Müller's und so manches andern vielversprechenden Schriftstellers, frühes Hinsterben, ereile. „Wenn ich kränker

werde," schrieb er an Campe [138]), „ordne ich meine Papiere und adressiere sie an Sie für den Fall meines Absterbens. Dann geben Sie solche heraus, und das Honorar soll meine irdischen Schulden hienieden decken!" Auch in den Briefen an Merckel und Varnhagen klagt er über den schlechten Einfluss des Münchener Klimas auf seine Gesundheit, und in den ersten Wochen lebte er in stiller Zurückgezogenheit von allem geselligen Verkehr. Später jedoch änderte sich Dies, er bezog eine elegante Wohnung im Rechberg'schen Palais auf der Hundskugel, Cotta's und Varnhagen's Empfehlungen erschlossen ihm die Cirkel der haute volée, und in einem Schreiben an den letztgenannten Freund bezeichnet er seine socialen Verhältnisse als sehr heiter und liebenswerth [139]): „Ich lebe als grand seigneur, und die 5½ Menschen hier, die lesen können, lassen mir auch merken, dass sie mich hochschätzen. Wunderschöne Weiberverhältnisse — indessen diese befördern weder meine Gesundheit, noch meine Arbeitslust. Am liebsten bin ich unter jungen Malern, die besser aussehen als ihre Bilder." Auch an Moser schrieb er nach der Abreise von München, dass er dort ein köstliches Leben geführt und mit Freuden auf immer dahin zurückkehren möchte [140]).

Über Heine's Thätigkeit für die „Neuen politischen Annalen" ist nicht sonderlich viel Rühmliches zu berichten. Als er den wiederholten Anträgen Cotta's nachgab, hatte er freilich an Varnhagen geschrieben [141]): „Ich habe diese Redaktion angenommen, weil ich überzeugt war, Sie sind nicht bloß damit zufrieden, sondern auch darüber erfreut. Die Tendenz sehen Sie wohl voraus... Noch bin ich jung, noch hab' ich keine hungernde Frau und Kinder — ich werde daher noch frei sprechen." Schon im ersten Briefe aus München heißt es jedoch [142]): „Die Annalen sollen mir wenig Mühe machen," und in der That lieferte Heine für dieselben fast nur jene flüchtigen Aufzeichnungen seiner Reise nach England, welche erst später, bei ihrer Veröffentlichung in Buchform, durch Hinzufügung mehrer neuen Kapitel eine bestimmtere politische Färbung erhielten. Es hatte den Anschein, als ob er sich einstweilen der größten Mäßigung bestrebe und jede schroffe Äußerung über die heimische Tagespolitik vermeide, um sich nicht die Möglichkeit einer Staatsanstellung zu versperren. Anfangs überließ er seinem um 28 Jahr' älteren Mitredakteur, dem Dr. Friedrich Ludwig Lindner, einem Jugendfreunde Rahel's, der am 11. Mai 1845 in Stuttgart starb, ausschließlich die Leitung des Blattes und die Abfassung der redaktionellen Noten, mit welchen die Abhandlungen der Mitarbeiter häufig begleitet wurden.

Heine bestand jedoch auf Unterzeichnung dieser Noten mit einer deutlich erkennbaren Namenschiffre, seit er sich im vierten Hefte des 26sten Bandes der „Annalen" (S. 365) zu der Erklärung veranlasst sah, dass eine redaktionelle Anmerkung im vorigen Heft (S. 227), welche gegen die Hegel'sche Schule gerichtet war und behauptete, es werde in ihr die Philosophie in der Sprache des Wahnwitzes vorgetragen, „weder aus seiner Feder, noch aus seiner Gesinnung geflossen" sei. Schon früher hatte er mit seinem Mitherausgeber eine kleine Differenz gehabt, als Dieser au Heine's stark bonapartistischer Kritik des Walter Scott'schen Buches über Napoleon Anstoß nahm. Heine ließ sich aber diesmal zu keiner Milderung der Ausdrücke bewegen. „Es kommt hier auf Gesinnungen an," schrieb er dem Dr. Lindner [113]); „und da darf man keine Rücksichten hegen. Frauen zeichnen sich aus durch Schönheit und Anmuth; Männer durch Gesinnungen. Freilich — ehrlich gestanden — liebe ich auch die ausgezeichneten Frauen mehr als die ausgezeichneten Männer, und — noch ehrlicher gestanden — ich möchte nicht einmal ein Mann sein, wenn man den Frauen gefallen könnte, ohne ein Mann zu sein, ein Mann von Gesinnung, Grundsatz, Festigkeit, Unbestechlichkeit, Unerschrockenheit und dergleichen Erschrecklichkeiten mehr, mit welchen ich die Ehre habe zu sein &c." Dass es mit diesem scherzhaften Trumpfen auf politische Gesinnungen in Wirklichkeit nicht sehr ernst gemeint war, bestätigen uns die Worte eines Briefes an Varnhagen, dessen Frau tadelnd an Heine geschrieben hatte, dass man in seiner Recension des Walter Scott'schen Buches die Einflüsterung bonapartistischer Freunde heraushöre. „Frau von Varnhagen hat ganz Recht," antwortete Heine [114]), „in Dem, was sie über Napoleon sagt. Er hätte nie sich den Freuden der Societät hingeben dürfen, das freundliche Lächeln der Societät zieht alle Kraft aus der Brust des Mannes, wie der Magnetberg alles Eisen aus dem nahenden Schiffe zieht. Aber was will Frau von Varnhagen von mir? Ich bin ja kein Napoleon. Ich denke nicht einmal daran, Pankow zu erobern, viel weniger die Welt. Meine ganze Eroberungssucht beschränkt sich vielleicht auf 10 bis 11 Herzen. Ich bin ja ein Mensch, der zu seinem Vergnügen lebt. Ich könnte den Tod aufladen durch eine Vergleichung mit Napoleon — ich kann schon jetzt nicht mehr so gut schlafen wie sonst, seit ich weiß, dass ein junger Maler mich in eine fürchterliche Schlacht hineingemalt hat. Nun stehe ich auf dem Bild in Lebensgefahr — und Wer steht mir dafür, dass nicht mal so eine gemalte

Flinte losgehen kann, und mein wirklicher Leib sympathisch mitfühlt, wenn der gemalte durchlöchert wird?"

Wir werden einräumen müssen, daß ein Schriftsteller, der jede Zumuthung der Übernahme eines politischen Martyriums mit so selbstverhöhnendem Spotte zurückwies, geringe Naturanlage zum Volkstribunen besaß. In einem Briefe an Cotta vom November 1828 bekennt er zudem offen [145]), daß weder seine politischen Kenntnisse, noch seine Schreibart ihn zum Redakteur eines politischen Journals geeignet machten, und mit eben so naiver Aufrichtigkeit äußert er gegen Merckel über seine Aufsätze für die „Annalen" [146]): „Meine Finanzen sind zerrüttet, ich habe Schulden, will diesen Sommer wieder ins Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich sorgt, so viel Geld nehme, muß ich auch Etwas liefern. Drum sollen in jedem Heft der „Annalen" wenigstens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel Renommage zum Grund: ich zeige der Welt, daß ich etwas Anderes bin, als unsre sonettierenden Almanachspoeten." Das sind unzweifelhaft sehr subjektive Beweggründe zur Oppositionsschriftstellerei, die mit dem aufopfernden Vertreten einer politischen Überzeugung Wenig gemein haben. In noch üblerem Lichte erscheint der Umgang, welchen Heine mit dem verrufenen Wit von Dörring pflog, der als achtzehnjähriger Jüngling in die phantastischen Verschwörungsumtriebe der Jenenser Burschenschaft verwickelt gewesen war, seitdem in England, Frankreich, Italien, Deutschland und der Schweiz eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte, und gleichzeitig von den Regierungen als Carbonaro verfolgt, von den Häuptern der liberalen Partei als geheimer Polizeiagent verächtlich gemieden ward. Mit gerechtfertigter Besorgnis beklagt sich Heine, daß Campe einem so unzuverlässigen Subjekte Briefe für ihn anvertraut. „Wussten Sie denn nicht," fragt er halb entrüstet [147]), „daß ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Wit haben kann und will?" Und einige Monate später, als Wit auch mit den bairischen Behörden in Kollision gerathen und plötzlich von München ausgewiesen worden war, lesen wir in einem Briefe Heine's an Merckel den ängstlichen Stoßseufzer: „Wit schreibt mir, Campe habe ihm hierher ein Packet geschickt, worin auch Sachen für mich seien, und ich sollte das Packet auf der Post für ihn in Empfang nehmen. Das thue ich nicht. Deßhalb schreibe mir um Gotteswillen! es sind doch keine Briefe für mich darin? doch keine Briefe?" Aus einem fast gleichzeitigen Schreiben an

Varnhagen aber ersehen wir, daß Heine mit jenem Menschen, den er so tief verachtete, dennoch in charakterloiester Weise, und aus wenig ehrenhaften Motiven, freundschaftlich verkehrte. Die höchst bezeichnende Briefstelle lautet [148]): „Wit von Dörring, der Berüchtigte, ist hier. Gott weiß, mit welchem Skandal er endigen wird. Ich hab' ihn persönlich sehr gern, und er kompromittiert mich überall, indem er mich seinen Freund nennt; dadurch aber erlange ich erstens, daß die Revolutionaire von mir sich fern halten, was mir sehr lieb ist; zweitens, daß die Regierungen denken, ich sei nicht so schlimm, und überzeugt sind, daß ich in keiner einzigen schlimmen Verbindung stehe. Ich will ja nur sprechen. Übrigens ist Wit mein Fouché. Mir kann er nicht schaden, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn schaden, wem ich wollte. Freilich, hätte ich Macht, ließe ich ihn hängen. — Ich glaube, sein Treiben ist heilsam; schon das Princip der Bewegung, sei diese auch feindlich, bringt . . . Ich wurde in Mitten des Briefes unterbrochen. Die Ursache war der famöse Wit selbst, der plötzlich von hier, ohne Recht und Urtheil, verwiesen worden. Wit ist ein mauvais sujet, und wenn ich Macht hätte, ich ließe ihn hängen. Er hat eine Privatliebenswürdigkeit, die mich oft seinen Charakter vergessen ließ, — er hat mir immer ungemein viel Spaß gemacht, und vielleicht eben deßhalb weil die ganze Welt wider ihn war, hielt ich ihm manchmal die Stange. Das hat Vielen mißfallen. In Deutschland ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und That befördern will, sich oft einige kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vortheil, zu Schulden kommen lassen darf, wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens Nichts schadet, ja daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswerth sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unsres Lebens desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Macchiavell und jetzt noch in Paris hat man diese Wahrheit am tiefsten begriffen. Dieses zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Lust habe, in diesem Leben zu begehen."

So laxe politische Grundsätze und eine so frivole Zweckmäßigkeitsmoral nehmen sich freilich befremdend aus auf den Lippen eines Mannes, der nicht ohne Ostentation das Amt eines Stimmführers der öffentlichen Meinung, eines Vorkämpfers der bürgerlichen Freiheit übernommen hatte. Die allgemeine Verderbnis der Zeit, die Gesinnungslosigkeit und schlaffe

Resignation, welche pestartig die stagnierende Luft jener Tage erfüllten und selbst die besten Charaktere befleckten, mögen in gewissem Grade den Schwächen des Einzelnen zur Entschuldigung dienen: bei Alledem aber lässt sich Heine's Benehmen von dem Vorwurfe einer bewussten Zweideutigkeit nicht freisprechen. Fühlte er sich ernstlich berufen, ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit zu sein, dem es gebühre, dass man ihm einst ein Schwert auf den Sarg lege[149]; betrachtete er es als die Aufgabe seines Lebens, die Missbräuche in Staat, Kirche und Gesellschaft unerbittlich zu befehden, so musste er bereit sein, die Folgen seiner Worte und Handlungen zu tragen, und durfte keinesfalls um persönlicher Vortheile willen mit den Mächten, die er öffentlich angriff, insgeheim transigieren. Dass er Solches gethan, dass er während seines Aufenthaltes in München nur allzu geneigt war, die Rolle eines kühnen Oppositionsschriftstellers mit der Fessel eines Staatsamtes zu vertauschen, dafür liegen in den Briefen an Varnhagen und Cotta, an Schenk und Tjutschew leider die gravierendsten Zeugnisse vor. Zunächst, wie wir früher gesehen, war es eine Anstellung in Preußen, die Heine vor Allem erwünscht schien, und zu der ihm Varnhagen verhelfen sollte. „Ich handle," schreibt er in demselben Briefe, der die oben angeführten machiavellistischen Grundsätze entwickelt, „wie Sie sehen, sehr bedachtsam, und meine Unbesonnenheit ist nur Schein. An dem Tage, wo mein zweiter Theil der Reisebilder ausgegeben wurde, saß ich auf dem englischen Dampfboot, und während man mich in Deutschland zerreißen wollte, saß ich zu London ruhig hinterm Ofen . . . Ich werde hier sehr ernsthaft, fast deutsch; ich glaube, Das thut das Bier. Oft habe ich eine Sehnsucht nach der Hauptstadt, nämlich Berlin. Wenn ich mal gesund bin, will ich suchen, ob ich dort nicht leben kann. Ich bin in Baiern ein Preuße geworden. Mit welchen Menschen dort rathen Sie mir in Verbindung zu treten, um eine gute Rückkehr einzuleiten?" Die Antworten Varnhagen's sind uns nicht erhalten, und wir wissen nicht, in wie weit Dieser den Aspirationen seines jungen Freundes auf ein Staatsamt in Preußen Hoffnung gemacht oder ihm die Aussicht auf Erfüllung solcher Wünsche benommen hat. Inzwischen war Heine auf dem besten Wege, in Baiern zu erreichen, was ihm in Preußen fehlschlug. König Ludwig, der sich schon als Kronprinz mit freisinnigen Männern umgeben und seinen Regierungsantritt durch eine Reihe von liberalen Maßregeln inauguriert hatte, dürstete nach dem Ruhm, auch die Lehrstühle der neu

errichteten Münchener Universität mit den ausgezeichnetsten Geistern zu besetzen. Er hatte Schelling, Maßmann und mehr als Einen andern Gelehrten, auf den die später zur Herrschaft gelangende ultramontane Klicke mit mißgünstigen Augen sah, in seine Hauptstadt berufen, ein Poet, der Dichter des „Belisar", Eduard von Schenk, leitete das Ministerium des Innern — wie sollte nicht Heine sich der Erwartung hingeben, daß auch ihm die Gunst des Protektors aller schönen Künste sich zuwenden werde, falls es ihm gelänge, Dessen Aufmerksamkeit zu erregen? Der König las, wie er sagte, mit Theilnahme die „Politischen Annalen" [180]), Heine durfte also annehmen, daß seine Aufsätze über England dem Monarchen schon bekannt geworden. Er bat Cotta, Demselben nun auch die „Reisebilder" und das „Buch der Lieder" in die Hände zu spielen. „Vergessen Sie nicht," schrieb er bei Übersendung der Bücher am 18. Juni 1828 [181]), „sie mitzunehmen, wenn Sie zum Könige gehen; es käme mir auch zu Gute, wenn Sie ihm andeuten wollten: der Verfasser selbst sei viel milder, besser und vielleicht jetzt auch ganz anders, als seine früheren Werke. Ich denke, der König ist weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen, und nicht nach dem etwa guten oder schlimmen Gebrauch, der schon davon gemacht worden. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie überbillig belästige; aber mein Hierbleiben hängt so sehr davon ab, und ich bin ja ganz Ihr gehorsamst ergebener H. Heine." Den mächtigsten Fürsprecher fand Heine in dem Minister von Schenk, mit welchem er durch Michael Beer bekannt geworden, und welcher dem Dichter die bestimmteste Zusicherung gab, Alles aufbieten zu wollen, um ihm eine Professur an der Münchener Universität zu erwirken. „Sie gehören zu den Wenigen," betheuert Heine in einem aus Florenz datierten Schreiben an Schenk vom 1. Oktober 1828 [182]), „die darauf bedacht waren, meine äußere Stellung zu sichern, und so wahr mir Gott helfe, ich hoffe, auch der König von Baiern wird es Ihnen einst danken. Ich fühle viel Kraft in mir und will sie gern zum Guten anwenden . . . Ich weiß, eben so wenig, wie ich, sind Sie Freund vom Briefschreiben, aber so lange ich nicht la sureté de la sureté habe, wie sich Herr von Savigny ausdrückt, so lange ich nicht die Ausfertigung des königlichen Dekrets habe, lebe ich in einer gewissen Unbestimmtheit, die sehr unbequem ist." Das Ausbleiben des versprochenen Ernennungsdekretes erfüllte Heine mit steigender Unruhe. Er wandte sich daher von Florenz aus gleichzeitig an einen anderen Freund, den 1803 zu Moskau geborenen

Dichter Feodor Iwanowitsch Tjutschew[153], der schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre der russischen Gesandtschaft in München als Attaché beigegeben wurde, und sich dort 1827 mit der verwittweten Frau von Peterson, gebornen Gräfin Bothmer, vermählte. Mit Tjutschew, seiner trefflichen Gemahlin und seiner jungen, anmuthigen Schwester stand Heine in herzlichstem Verkehr; es war also ganz natürlich, dass er sich dieser Verbindung bediente, um sich Gewissheit über den Entschluss des Königs zu verschaffen. Die betreffende Briefstelle lautet[154]: „Der Stand meiner Angelegenheit Betreffs meiner Ernennung zum Professor ist Ihnen bekannt. Es war mit Herrn Schenk verabredet, dass ich ihm, sobald ich in Italien angelangt sei, meine Adresse mittheilen solle, damit er mir von dem königlichen Dekret dorthin Kenntnis gebe. In dieser Erwartung schrieb ich vor beinahe vier Wochen an Schenk, er möge mir jene Nachricht poste restante nach Florenz senden. Diesen Morgen angelangt, eile ich zur Post, und finde keinen Brief. Ich habe daher einen zweiten Brief an Schenk geschrieben, worin ich ihm angezeigt, dass ich hier bleiben werde, um seine Antwort zu erwarten. Tausend Gründe können die Ursache seines Schweigens sein, aber da er Poet ist, vermuthe ich, dass es die Faulheit, jene Geistesfaulheit ist, die uns so arg zusetzt, wenn wir an unsre Freunde schreiben sollen . . . Einliegend der Brief, den ich an Schenk geschrieben, und den Sie ihm gütigst sogleich übersenden wollen. Besuchen Sie ihn dann ein paar Tage nachher — er weiß, wie sehr Sie mein Freund sind, — sagen Sie ihm, ich hätte Ihnen mitgetheilt, wovon meine Rückkehr nach Deutschland abhängt, und da Sie Diplomat sind, wird es Ihnen leicht sein, den Stand meiner Angelegenheit zu erfahren, ohne dass Schenk ahnt, ich hätte Sie gebeten, mich darüber zu unterrichten, und ohne dass er sich der Pflicht enthoben glaubt, mir selbst zu schreiben. Sie wissen, wie sehr ich Schenk liebe, wie sehr ich von seinem Wohlwollen für mich überzeugt bin; er ist mehr noch eine große Seele, als ein großer Dichter, er kennt seine Pflichten gegen Pairs des Talents, er weiß, dass die Nachwelt ihn mit Rücksicht hierauf beurtheilen wird — aber er ist bei Alledem ein Staatsmann.“

Durch welcherlei Gründe König Ludwig veranlasst ward, die in Aussicht gestellte Unterzeichnung des Ernennungsdekrets Heine's zum Professor an der Münchener Universität schließlich doch zu verweigern, ist niemals bestimmt aufgeklärt worden. Sehr möglich, dass besonders der Kosten-

punkt den Stein des Anstoßes abgab; hatte doch der König, der oft zur Unzeit knauserte, eben zu jener Zeit die Wahl August's von Platen zum außerordentlichen Mitgliede der Münchener Akademie der Wissenschaften nur unter dem Vorbehalte bestätigt, daß das Jahrgehalt des gräflichen Dichters auf 500 Gulden beschränkt werde[155]). Eben so möglich auch, daß, wie Heine annahm[156]), die Einflüsterungen der Pfaffenpartei, vor deren Ränken ihn Börne gewarnt, und die allmählich schon eine unheilvolle Macht über den König gewann, ihm in der Gunst des Monarchen geschadet und die wohlmeinende Absicht Schenk's vereitelt haben. Es ist unfruchtbar, Vermuthungen darüber aufzustellen, in wie weit Heine sich durch Erlangung der Professur zum Aufgeben seiner oppositionellen Richtung hätte bestimmen lassen. Die Andeutungen in dem Briefe an Cotta klingen bedenklich genug, und der schwankende Charakter Heine's bietet geringe Bürgschaft dafür, daß er den verlockenden Einwirkungen der Hofkreise auf die Dauer mit männlicher Festigkeit widerstanden hätte. Vorderhand freilich redete er sich ein, den Dienst der Freiheit mit einer Staatsanstellung vereinigen zu können; denn in denselben Tagen, als er seine Bestallung erwartete, schrieb er aus den Bädern von Lucca an Moser[157]): „Wenn ich nach Deutschland zurückkehre, will ich den dritten Band der „Reisebilder" herausgeben. Man glaubt in München, ich würde jetzt nicht mehr so gegen den Adel losziehen, da ich im Foyer der Noblesse lebe, und die liebenswürdigsten Aristokratinnen liebe — und von ihnen geliebt werde. Aber man irrt sich. Meine Liebe für Menschengleichheit, mein Haß gegen Klerus war nie stärker wie jetzt, ich werde fast dadurch einseitig. Aber eben um zu handeln, muß der Mensch einseitig sein. Das deutsche Volk und Moser werden eben wegen ihrer Vielseitigkeit nie zum Handeln kommen." Selbst in den Briefen an Cotta ließ Heine es an gelegentlichem Spott über das hochmüthige Gebahren der bairischen Junker nicht fehlen. „Hier in unserem aufblühenden Bier-Athen," schrieb er einmal aus München dem über lächerliche Standesvorurtheile erhabenen Freiherrn[158]), „giebt es nichts Neues, als daß nächstens der hohe Adel ein Turnier hält und der ehrsame Bürgersmann sich freut, daß er für 2 Gulden 42 Kreuzer zusehen kann, eben so gut wie bei Rappo, dem Jongleur. Ich fürchte, das Theater wird durch die Konkurrenz dieser neuen Spiele etwas leiden." Auch gegen Varnhagen zeigt sich Heine nicht sehr erbaut von dem Münchener Thun und Treiben[159]): „Es sieht hier schlecht aus; seichtes, kümmerliches Leben.

Kleingeisterei. Und gäbe es nicht zuweilen einige großartige Erscheinungen," fügt der lose Spötter hinzu, „z. B. eine Michel Beer'sche oder Schenk'sche Tragödie, so wäre dieses triviale schlechte Klima nicht zu ertragen. Ich leide so sehr an diesem Klima, dass ich nichts Gescheites schreiben kann, und will bald packen." — „Wie sehr ich herunter bin, an Leib und Seele," heißt es in einem gleichzeitigen Billett an Merckel, „magst du erkennen, wenn du nächstens im „Morgenblatte" einen langen Münchener Korrespondenzartikel von mir findest, worin ich nahe dran bin, Michel Beer für ein Genie zu erklären . . . Verzeih mir jenen Artikel — ich musste ihn schreiben." Wir erinnern uns aus den Briefen an Moser, dass Heine sich über Michael Beer und Dessen „Paria" früher ziemlich ungünstig geäußert hatte, er warf ihm Halbheit der Gesinnung und ein des Juden unwürdiges Kokettieren mit dem Christenthume vor — es mochte daher wohl nicht durchaus freie Neigung und Überzeugung sein, wodurch Heine bestimmt wurde, nach der ersten Aufführung von Beer's „Struensee" im Münchener National-Theater am 27. März 1828 eine enthusiastische Anzeige des Stückes für das „Morgenblatt" zu verfassen. Michael Beer verweilte damals in München, er hatte Heine bei Schenk eingeführt und ihm bei Letzterem warm das Wort geredet — die Pflicht der Dankbarkeit schien also zu fordern, dass Heine sich dem ihm von Beer gestellten Ansuchen nicht entziehe, ein Referat über Dessen Tragödie zu liefern. Indess gereicht die Art und Weise, in welcher er dieser Aufgabe nachkam, ihm nicht im entferntesten zur Unehre, und er hätte sich durch Unterzeichnung des trefflichen Aufsatzes ruhig zur Autorschaft desselben bekennen dürfen. Die „angelernte Unnatur" und „stelzenhafte Komödiantenhoffprache" der früheren Beer'schen Dichtungen erfährt den nachsichtslosesten Tadel, und auch dem neuesten Drama des Verfassers wird „die verschwimmende Sentimentalität der Charaktere, das Erbgebrechen Beer'scher Helden," unparteilich vorgerückt. Den Hauptaccent aber legt Heine auf die politische Seite der besprochenen Tragödie, und hier enthüllt er in muthvollen Worten seine Ansicht über die Stellung des Dichters zu den großen Fragen der Gegenwart [160]): „Ist es doch nie die Poesie an und für sich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verschafft. Betrachten wir nur den Goethe'schen „Werther". Sein erstes Publikum fühlte nimmermehr seine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erschütternde, das Interessante des Faktums, was die große Menge anzog und abstieß. Man las das Buch

wegen des Todtschießens, und Nicolaiten schrieben dagegen wegen des Todtschießens. Es liegt aber noch ein Element im „Werther", welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Gesellschaft höflichst hinausgewiesen wird. Wäre der „Werther" in unseren Tagen erschienen, so hätte diese Partie des Buches weit bedeutsamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Pistolenknalleffekt. Mit der Ausbildung der Gesellschaft, der neueuropäischen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menschenklassen gekränkt werden, Abscheu erregten jene Vorurtheile, die, gleich zurückgebliebenen häßlichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwissenheit, noch immer ihre Menschenopfer verlangen, und denen noch immer viele schöne und gute Menschen hingeschlachtet werden. Die Idee der Menschengleichheit durchwärmt unsere Zeit, und die Dichter, die als Hohepriester dieser göttlichen Sonne huldigen, können sicher sein, daß Tausende mit ihnen niederknien, und Tausende mit ihnen weinen und jauchzen. Daher wird rauschender Beifall allen solchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's „Werther" war Ludwig Robert der Erste, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der „Macht der Verhältnisse" ein wahrhaft bürgerliches Trauerspiel zum Besten gab, als er mit kundiger Hand die prosaischen kalten Umschläge von der brennenden Herzenswunde der modernen Menschheit plötzlich abriß. Mit gleichem Erfolge haben spätere Autoren dasselbe Thema, wir möchten fast sagen, dieselbe Wunde, behandelt. Dieselbe Macht der Verhältnisse erschüttert uns in „Urika" und „Eduard", der „Herzogin von Duras", und in „Isidor und Olga" von Raupach. Frankreich und Deutschland fanden sogar dasselbe Gewand für denselben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen „Paria" . . . Wir kehren zurück zu dem Hauptthema des „Struensee", dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Aristokratie. Daß dieses Thema mit dem des „Paria" verwandt ist, soll nicht geleugnet werden. Es musste naturgemäß aus demselben hervorgehen, und wir rühmen um so mehr die innere Entwicklung des Dichters und sein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptstreitfragen unserer Zeit hinleitet. Im „Paria" sahen wir den Unterdrückten zu Tode gestampft unter dem eisernen Fußtritte des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die seelenzerreißend zu unseren Herzen drang, war der Noth-

schrei der beleidigten Menschheit. Im „Struensee" hingegen sehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern. Diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören, ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindiciert und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt... Man hat die Wahl des Stoffes getadelt, der, wie man sagte, noch nicht ganz der Geschichte anheim gefallen sei, und dessen Behandlung es nöthig mache, noch lebende Personen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unstatthaft, dabei noch gar die Interessen der heutigsten Parteien auszusprechen, die Leidenschaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzustellen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Gegenwart am gefährlichsten und wildesten bewegt ist. Wir aber sind anderer Meinung. Die Greuelgeschichten der Höfe können nicht schnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier soll man, wie einst in Ägypten, ein Todtengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den sie etwa stiften könnte, beurtheilt, so sind wir gewiß sehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer solchen Theorie würde die Beer'sche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn sie das Bild jener Kastenbevorrechtung in all seiner grausamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, so ist Das vielleicht heilsamer, als man glaubt. Es geht eine Sage im Volke, der Basilisk sei das furchtbarste und festeste Thier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu tödten, bestände darin, daß Jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Thier sich selbst erblickt, erschrickt es so sehr ob seiner eignen Häßlichkeit, daß es zusammenstürzt und stirbt. Der „Struensee", eben so sehr wie der „Paria", war ein solcher Spiegel, den der kühne Dichter dem schlimmsten Basilisken unserer Zeit entgegen hielt, und wir danken ihm für diesen Liebesdienst... An der freimüthigen Beurtheilung, die sein Werk bei uns gefunden, möge er unsere neidlose, liebreiche Gesinnung erkennen, und es sollte uns freuen, wenn unser Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der schönen Bahn, die er so ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter sind ein unstätes Volk, man kann sich nicht auf sie verlassen, und die besten haben oft ihre besseren Meinungen gewechselt aus eitel Veränderungssucht. In dieser Hinsicht sind die Philosophen weit sicherer, weit mehr als die Dichter

lieben sie die Wahrheiten, die sie einmal ausgesprochen, man sieht sie weit andauernder dafür kämpfen, denn sie haben selbst mühsam diese Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während sie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geschenk zugekommen sind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenso wie der „Paria“ und der „Struensee“, tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer ist, als der große Apollo und all' die andern mediatisierten Götter des Olymps; wir sprechen vom Gotte der Freiheit.“ Es war Dies auf jeden Fall eine Sprache, wie man sie in den Theaterberichten eines Unterhaltungsblattes selten zu hören bekam, und die Schlussmahnung Heine's zum Ausharren bei der einmal ergriffenen Fahne hinterlässt fast den Eindruck, als ob sie von der Stimme des Gewissens eben so sehr ihm selbst, wie dem Verfasser des „Struensee“, ins Herz gerufen worden sei. —

Ende Juni 1828 wurden die von Heine und Lindner redigierten „Neuen politischen Annalen“ mit dem vierten Hefte des 27sten Bandes geschlossen. Es war die Absicht der Herausgeber wie der Verlagshandlung, die Zeitschrift nach Verlauf von sechs Monaten in erweiterter Gestalt wieder aufzunehmen, und Heine erklärte sich, wenn Cotta besonderen Werth darauf lege, bereit, seinen Namen als Redakteur — sei es allein, sei es in Gemeinschaft mit Dr. Lindner oder mit Dr. Gustav Kolb — auch ferner auf das Titelblatt des Journals zu setzen, obschon er hinzufügte [161]: „Was mich selbst betrifft, so sage ich voraus, dass auf mich in Hinsicht der Beiträge nicht zu rechnen ist, und noch weniger in Hinsicht der redaktorischen Betriebsamkeit. Aber wahrlich, ich will nicht durch fremde Mühe lukrieren, und erst späterhin, wenn das Journal einige Zeit in Gang ist, mögen Sie, Herr Baron, selbst bestimmen, was ich Ihnen dabei werth war.“ Desto nachdrücklicher bestand Heine darauf, dass den Mitarbeitern der renovierten „Annalen“ ein ansehnliches Honorar gezahlt würde [162]: „Ich dächte: für Originalaufsätze 4 Louisd'or, für Bearbeitungen 2 bis 3, je nachdem sie mehr oder minder selbständige sind, 1 Louis für Übersetzungen. Wahrlich, ich denke nicht sehr an Selbstnutzen, aber ich will mein sauer erworbenes bischen Ruhm nicht einbüßen durch ein schlecht dotiertes Journal“. Gleichzeitig schrieb er seinem in München verweilenden Freunde Kolb über diese Angelegenheit [163]: „Der Baron Cotta kann Ihnen sagen, wie wenig Privatinteresse mich dabei leitet; mein einziger Wunsch ist nur, der liberalen Gesinnung, die wenig' geeignete Organe

in Deutschland hat, ein Journal zu erhalten, und ich dächte, auch Sie bringen gern ein Opfer für einen solchen Zweck. Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsre Festungen. Ich bin gewöhnlich faul und lässig, aber wo, wie hier, ein gemeinsames Interesse ganz bestimmt gefördert wird, da wird man mich nie vermissen. Lassen Sie also die „Annalen" nicht fallen ... Als Motto schlage ich Ihnen vor die Worte: „Es giebt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien."" Bei der ausgesprochenen Abneigung Heine's, der Zeitschrift neben dem Aushängeschild seines Namens auch häufigere Beiträge und eine ernstliche Redakteursthätigkeit zu widmen, zerschlugen sich jedoch die Unterhandlungen über Wiederaufnahme der „Annalen," und Cotta ließ das Journal gänzlich eingehen.

Fünftes Kapitel.

Die italiänische Reise.

Nur auf ein halbes Jahr hatte sich Heine zur Mitredaktion der „Neuen politischen Annalen“ verbindlich gemacht. Gleichzeitig mit dem Ablauf dieses Termines wurde das Erscheinen der Zeitschrift eingestellt; die Entscheidung des Königs über die Professur Heine's konnte sich voraussichtlich noch Monate lang verzögern — es fesselte den Dichter für den Augenblick also Nichts mehr an München, und er beeilte sich, den längst gehegten Wunsch einer Reise nach Italien zur Ausführung zu bringen. Sehnsüchtig hatte er oftmals im Winter von der Treppenterrasse zu Bogenhausen nach den schneebedeckten Tyroler Alpen geblickt und sich Flügel gewünscht, um über die Berge zu schweben in das sonnige Frühlingsland. Schon im April hatte er sich von Varnhagen die 800 Thaler, die er dem Freunde bei seiner Rückkehr aus England in Verwahr gegeben, nach München schicken lassen, damit er jeden Tag sein Ränzel zu schnüren im Stande sei. Jetzt endlich sah er sich aller hemmenden Verpflichtungen ledig, und in der heitersten Stimmung trat er Mitte Juli die Reise nach Italien an.

Sein Bruder Maximilian, der um jene Zeit in München seine medicinischen Studien fortsetzte, begleitete ihn bis Tyrol [161]), wo der Dichter mit besonderem Interesse den lebendigen Erinnerungen des Volkes an den Franzosenkrieg von 1809 lauschte, und mit Erstaunen wahrnahm, wie getreu Karl Immermann in seinem „Andreas Hofer“ den Charakter des Helden und den Geist der Begebenheiten geschildert. Es ist bezeichnend für

die damaligen politischen Zustände, dass Immermann's patriotisches Trauerspiel gerade in Tyrol strengstens verboten war — das wachgerufene Andenken an die Behandlung, welche die tapfern Vaterlandsvertheidiger erfahren hatten, mochte der kaiserlichen Regierung in Wien nicht allzu willkommen sein. — Zu Innsbruck kehrte Heine im goldnen Adler, wo Andreas Hofer logiert hatte, bei dem Gastwirth Niederkirchner ein, und ließ sich von dem alten Manne Vielerlei aus dem Tyrolerkriege erzählen. In Steinach besah er den Marktplatz, auf welchem Immermann den Sandwirth eine Zusammenkunft mit seinen Getreuen abhalten lässt. Überall drängte sich dem wandernden Dichter der Zusammenhang zwischen den historischen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit und dem gutmüthig naiven Servilismus der Bevölkerung auf [165]): „Die Tyroler sind schön, heiter, ehrlich, brav, und von unergründlicher Geistesbeschränktheit... Von der Politik wissen sie Nichts, als dass sie einen Kaiser haben, der einen weißen Rock und rothe Hosen trägt. Das hat ihnen der alte Ohm erzählt, der es selbst in Innsbruck gehört von dem schwarzen Sepperl, der in Wien gewesen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinaufkletterten und ihnen beredsam vorstellten, dass sie jetzt einen Fürsten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hosen trage, da griffen sie zu ihren Büchsen, und küssten Weib und Kind, und stiegen von den Bergen hinab, und ließen sich todtschlagen für den weißen Rock und die lieben alten rothen Hosen... Viele merkwürdige Ereignisse jener Zeit sind gar nicht aufgeschrieben und leben nur im Gedächtnisse des Volkes, das jetzt nicht mehr gern davon spricht, da die Erinnerung mancher getäuschten Hoffnung dabei auftaucht. Die armen Tyroler haben nämlich auch allerlei Erfahrungen machen müssen, und wenn man sie jetzt fragt, ob sie zum Lohne ihrer Treue Alles erlangt, was man ihnen in der Noth versprochen, so zucken sie gutmüthig die Achsel und sagen naiv: „Es war vielleicht so ernst nicht gemeint, und der Kaiser hat Viel zu denken, und da geht ihm Manches durch den Kopf!" Tröstet euch, arme Schelme! Ihr seid nicht die Einzigen, denen Etwas versprochen worden. Passiert es doch oft auf großen Sklavenschiffen, dass man bei großen Stürmen, und wenn das Schiff in Gefahr geräth, zu den schwarzen Menschen seine Zuflucht nimmt, die unten im dunkeln Schiffsraum zusammengestaut liegen. Man bricht dann ihre eisernen Ketten, und verspricht heilig und theuer, ihnen die Freiheit zu schenken, wenn durch ihre Thätigkeit das Schiff gerettet werde. Die blöden Schwarzen jubeln

nun hinauf ans Tageslicht, hurrah! sie eilen zu den Pumpen, stampfen aus Leibeskräften, helfen, wo nur zu helfen ist, klettern, springen, kappen die Masten, winden die Taue, kurz arbeiten so lange, bis die Gefahr vorüber ist. Alsdann werden sie, wie sich von selbst versteht, wieder nach dem Schiffsraum hinabgeführt, wieder ganz bequem angefesselt, und in ihrem dunkeln Elend machen sie demagogische Betrachtungen über Versprechungen von Seelenverkäufern, deren ganze Sorge nach überstandener Gefahr dahin geht, noch einige Seelen mehr einzutauschen."[166])

Über Sterzing und Brixen hinab reisend, sah Heine die schönen Gebirgslandschaften des nördlichen Tyrols wegen des beständig herabfließenden Regens meist nur vom Wagen aus im Vorüberfahren. Hinter Botzen klärte sich endlich das Wetter auf, und goldener Sonnenschein lag auf den Bergen, als der Dichter an einem schönen Sonntagnachmittage in der alterthümlichen Stadt Trient ankam, die schon ganz den Charakter der italiänischen Städte trägt. Hier besuchte er den uralten Dom, schlenderte wie im Traume über den Marktplatz und durch die sonntäglich belebten Gassen, und wie ein Märchen der Kindheit berührte ihn der Anblick der schönen Männer und Frauen mit den edelgeformten, von der Sonne des Südens gebräunten Gesichtern, aus denen die schwarzen Augen so melancholisch hervorstrahlten. Nach einer kurzen Nachtruhe in der Locanda dell' Grande Europa bestieg er mit Sonnenaufgang das Fuhrwerk des Vetturins, und traf, nach mehrstündigem Aufenthalte in Ala, gegen Abend in Verona ein, wo er auf einen Tag im Gasthof Due Torre Quartier nahm. In der Nähe der von hohen Pallästen umgebenen Piazza delle Erbe wurde ihm das unscheinbare Haus gezeigt, das man wegen eines in Stein gemeißelten Hutes über dem inneren Thore für den Pallast der Capuletti hält; unfern davon die Kapelle, worin der Sage nach das unglückliche Liebespaar getraut worden. Auch die Grabmäler der Scaliger und das trefflich erhaltene Amphitheater aus der Römerzeit, in welchem er jetzt, statt der Gladiatorenspiele und Thierhetzen, eine moderne italiänische Posse aufführen sah, boten dem Dichter Stoff zu ernsten Betrachtungen der Vergangenheit, deren blutbespritzter Riesenschatten gespenstisch unheimlich hinüberragt in die mildere Gegenwart [167]).

An einem drückend heißen Augusttage fuhr Heine in einem schwerfälligen Postwagen, der wegen des Staubes von allen Seiten dicht verschlossen wurde, nach Brescia, und setzte nach kurzem Aufenthalt seine Reise

über Bergamo und Monza nach Mailand fort, wo er um Mitternacht anlangte und bei Herrn Reichmann, einem Deutschen, einkehrte, dessen Hotel ihm von Deutschen und Engländern als eines der besten Wirthshäuser in Italien empfohlen war. Wie in Trient und Verona, fiel dem Dichter auch in Mailand wieder der blasse, elegische, von Leiden durchgeistete Ausdruck in den meisten italiänischen Gesichtern auf: das ganze Volk schien innerlich krank zu sein und zu verkümmern unter dem langjährigen Drucke der aufgezwungenen Fremdherrschaft. Nur beim Anhören berauschender Musik brach die verhaltene Leidenschaft mit stürmischer Wildheit hervor, wie Heine zu bemerken Gelegenheit fand, als er im Theater della Scala der Aufführung einer neuen Rossini'schen Oper beiwohnte. „Der leidende Gesichtsausdruck," schreibt er in seinem Reiseberichte [168]), „wird bei den Italiänern am sichtbarsten, wenn man mit ihnen vom Unglück ihres Vaterlandes spricht, und dazu giebt's in Mailand genug Gelegenheit. Das ist die schmerzlichste Wunde in der Brust der Italiäner, und sie zucken zusammen, sobald man diese nur leise berührt. Sie haben alsdann eine Bewegung der Achsel, die uns mit sonderbarem Mitleid erfüllt. Einer meiner brittischen Gasthofsgefährten hielt die Italiäner für politisch indifferent, weil sie gleichgültig zuzuhören schienen, wenn wir Fremde über die katholische Emancipation und den Türkenkrieg politisierten; und er war ungerecht genug, gegen einen blassen Italiäner mit pechschwarzem Barte sich darüber spöttisch zu äußern. Ihr Italiäner, sagte er, scheint für Alles abgestorben zu sein, außer für Musik, und nur noch diese vermag euch zu begeistern. Sie thun uns Unrecht, sagte der Blasse und bewegte die Achsel. Ach! seufzte er hinzu, Italien sitzt elegisch träumend auf seinen Ruinen, und wenn es dann manchmal bei der Melodie irgend eines Liedes plötzlich erwacht und stürmisch emporspringt, so gilt diese Begeisterung nicht dem Liede selbst, sondern vielmehr den alten Erinnerungen und Gefühlen, die das Lied ebenfalls geweckt hat, die Italien immer im Herzen trug und die jetzt gewaltig hervorbrausen." — „Freilich," sagt Heine ein andermal, als er, vor der Thür einer Botega seinen Sorbet schlürfend, einem Trio von Straßenmusikanten lauschte, die ein leidenschaftliches Gesangsstück aus irgend einer beliebten Opera buffa mit leidenschaftlichster Lebendigkeit vortrugen [169]), — „um die heutige italiänische Musik zu lieben und durch die Liebe zu verstehn, muß man das Volk selbst vor Augen haben, seinen Himmel, seinen Charakter, seine Mienen, seine Leiden,

seine Freuden, kurz seine ganze Geschichte, von Romulus, der das heilige römische Reich gestiftet, bis auf die neueste Zeit, wo es zu Grunde ging unter Romulus Augustulus II. Dem armen geknechteten Italien ist ja das Sprechen verboten, und es darf nur durch Musik die Gefühle seines Herzens kundgeben. All sein Groll gegen fremde Herrschaft, seine Begeisterung für die Freiheit, sein Wahnsinn über das Gefühl der Ohnmacht, seine Wehmuth bei der Erinnerung an vergangene Herrlichkeit, dabei sein leises Hoffen, sein Lauschen, sein Lechzen nach Hilfe, alles Dieses verkappt sich in jene Melodieen, die von grotesker Lebenstrunkenheit zu elegischer Weichheit herabgleiten, und in jene Pantomimen, die von schmeichelnden Karessen zu drohendem Ingrimm überschnappen. Das ist der esoterische Sinn der Opera buffa. Die exoterische Schildwache, in deren Gegenwart sie gesungen und dargestellt wird, ahnt nimmermehr die Bedeutung dieser heiteren Liebesgeschichten, Liebesnöthen und Liebesneckereien, worunter der Italiäner seine tödlichsten Befreiungsgedanken verbirgt, wie Harmodius und Aristogiton ihren Dolch verbargen in einem Kranze von Myrten. Das ist halt närrisches Zeug, sagt die exoterische Schildwache, und es ist gut, dass sie Nichts merkt. Denn sonst würde der Impresario mitsammt der Prima Donna und dem Primo Uomo bald jene Bretter betreten, die eine Festung bedeuten; es würde eine Untersuchungskommission niedergesetzt werden, alle staatsgefährliche Triller und revolutionärrische Koloraturen kämen zu Protokoll, man würde eine Menge Arlekine, die in weiteren Verzweigungen verbrecherischer Umtriebe verwickelt sind, auch den Tartaglia, den Brighella, sogar den alten bedächtigen Pantalon arretieren, dem Dottore von Bologna würde man die Papiere versiegeln, er selbst würde sich in noch größeren Verdacht hineinschnattern, und Kolumbine müsste sich über dieses Familienunglück die Augen roth weinen. Ich denke aber, dass solches Unglück noch nicht über diese guten Leute hereinbrechen wird, indem die italiänischen Demagogen pfiffiger sind, als die armen Deutschen, die, Ähnliches beabsichtigend, sich als schwarze Narren mit schwarzen Narrenkappen vermummt hatten, aber so auffallend trübselig aussahen, und bei ihren gründlichen Narrensprüngen, die sie Turnen nannten, sich so gefährlich anstellten und so ernsthafte Gesichter schnitten, dass die Regierungen endlich aufmerksam werden und sie einstecken mussten.“

Der prächtige Dom zu Mailand, dessen Fortbau Napoleon so eifrig betrieben hatte, und mehr noch die Fahrt über das Schlachtfeld von Ma-

rengo boten Heine willkommenen Anlass, sich über seinen „Bonapartismus", der ihm nicht bloß von Varnhagen und Rahel, Börne und Lindner, sondern auch von manchem böswilligen Gegner scharf vorgerückt worden war, gegen Freund und Feind bestimmt zu erklären. Diese Erklärungen sind von Wichtigkeit, da Heine den hier ausgesprochenen Ansichten in der Folgezeit unverbrüchlich treu geblieben ist, und durch seine poetische Bewunderung der Heldengestalt Napoleon's sich weder zu einer Anpreisung des Imperialismus der älteren, noch der neueren napoleonischen Dynastie verlocken ließ. „Ich bitte dich, lieber Leser," heißt es in der „Reise von München nach Genua" [170], „halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartisten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, sondern nur dem Genius des Mannes, heiße dieser Mann nun Alexander, Cäsar oder Napoleon. Unbedingt liebe ich Letzteren nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verrieth er die Freiheit. Und er that es nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus geheimer Vorliebe für Aristokratismus. Napoleon Bonaparte war ein Aristokrat, ein adeliger Feind der bürgerlichen Gleichheit, und es war ein kolossales Missverständnis, dass die europäische Aristokratie, repräsentiert von England, ihn so todfeindlich bekriegte; denn wenn er auch in dem Personal dieser Aristokratie einige Veränderungen vorzunehmen beabsichtigte, so hätte er doch den größten Theil derselben und ihr eigentliches Princip erhalten, er würde diese Aristokratie regeneriert haben, statt dass sie jetzt darniederliegt durch Alterschwäche, Blutverlust und Ermüdung von ihrem letzten, gewiss allerletzten Sieg. Lieber Leser! wir wollen uns hier ein für alle Mal verständigen. Ich preise nie die That, sondern nur den menschlichen Geist, die That ist nur dessen Gewand, und die Geschichte ist Nichts als die alte Garderobe des menschlichen Geistes. Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und so liebe ich den Mantel von Marengo ... Auf diesem Schlachtfelde that der General Bonaparte einen so starken Zug aus dem Kelch des Ruhmes, dass er im Rausche Konsul, Kaiser, Welteroberer wurde und sich erst zu St. Helena ernüchtern konnte. Es ist uns selbst nicht viel besser ergangen; wir waren mitberauscht, wir haben Alles mitgeträumt, sind ebenfalls erwacht, und im Jammer der Nüchternheit machen wir allerlei verständige Reflexionen. Es will uns da manchmal bedünken, als sei der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung, und Napoleon sei vielleicht der letzte Eroberer." In ähnlichem Sinne schrieb Heine später bei Rückführung der Asche des Kaisers nach

Frankreich [171]), dass Napoleon unleugbar „ein Feind der Freiheit, ein Despot, gekrönte Selbstsucht“ war und die Gesetze mit Füßen trat, dass aber die Leichenfeier „nicht diesem liberticiden Napoleon, nicht dem Helden des 18. Brumaire, nicht dem Donnergotte des Ehrgeizes“ gelte, sondern „dem Manne, der das junge Frankreich dem alten Europa gegenüber repräsentierte“ ... „Der Kaiser ist todt und begraben. Wir wollen ihn preisen und besingen, aber zugleich Gott danken, dass er todt ist. Mit ihm starb der letzte Held nach altem Geschmack, und die neue Menschheit athmet auf, wie erlöst von einem glänzenden Alp. Über seinem Grabe erhebt sich eine industrielle Bürgerzeit, die ganz andere Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette, oder James Watt, den Baumwollespinner.“

In Genua hielt sich Heine fast eine Woche lang auf, und besuchte namentlich die Gemäldegalerie im Pallaste Durazzo, wo ihn treffliche Bilder von Paul Veronese, Giorgione und Rubens erfreuten. Wenn man den etwas prahlerisch klingenden Versicherungen eines Briefes an Moser glauben darf, scheint er dort auch — (vielleicht aus Anlass eines Liebesabenteuers) — die Bekanntschaft der verrufenen italiänischen Bravos gemacht zu haben; wenigstens schreibt er dem Freunde [172]): „In Genua hat ein Schurke bei der Madonna geschworen, mich zu erstechen; die Polizei sagte mir, solche Leute hielten gewissenhaft ihr Wort, und rieth mir, gleich abzureisen — ich blieb aber sechs Tage, und ging wie gewöhnlich des Nachts am Meere spazieren. Ich lese alle Abend im Plutarch, und ich sollte mich vor einem modernen Meuchelmörder fürchten?“ — Nach mehrtägigem Verweilen in Livorno, wohin er eine Schiffsgelegenheit gefunden, traf Heine am 1. September in den Bädern von Lucca ein, deren wildromantische Lage in den Apenninen allsommerlich eine große Zahl von Touristen und Badegästen anlockt. Der Dichter verlebte hier in der frischen Bergluft und unter täglichem Gebrauch der berühmten heißen Mineralbäder von Ponte Seraglio vier herrliche Wochen. Im Anfang seiner Reise hatte er sich freilich durch seinen Mangel an Kenntnis der italiänischen Sprache vielfach in der Konversation behindert gefühlt. „Ich versteh' die Leute nicht“, klagt er in einem Briefe aus Livorno [173]), „und kann nicht mit ihnen sprechen. Ich sehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier sprechen die Steine, und ich verstehe ihre stumme Sprache. Auch sie scheinen tief zu fühlen, was ich denke. So eine abgebrochene Säule aus der Römerzeit,

so ein zerbröckelter Longobardenthurm, so ein verwittertes gothisches Pfeilerstück versteht mich recht gut. Bin ich doch selbst eine Ruine, die unter Ruinen wandelt. Gleich und Gleich versteht sich schon. Manchmal zwar wollen mir die alten Palläste etwas Heimliches zuflüstern, ich kann sie nicht hören vor dem dumpfen Tagesgeräusch; dann komme ich des Nachts wieder, und der Mond ist ein guter Dolmetsch, der den Lapidarstil versteht und in den Dialekt meines Herzens zu übersetzen weiß. Ja, des Nachts kann ich Italien ganz verstehen, dann schläft das junge Volk mit seiner jungen Opernsprache, und die Alten steigen aus ihren kühlen Betten und sprechen mit mir das schönste Latein. Es hat etwas Gespenstisches, wenn man nach einem Lande kommt, wo man die lebende Sprache und das lebende Volk nicht versteht, und statt Dessen ganz genau die Sprache kennt, die vor einem Jahrtausend dort geblüht und, längst verstorben, nur noch von mitternächtlichen Geistern geredet wird, eine todte Sprache. Indessen, es giebt eine Sprache, womit man von Lappland bis Japan bei der Hälfte des menschlichen Geschlechtes sich verständlich machen kann. Und es ist die schönere Hälfte, die man par excellence das schönere Geschlecht nennt. Diese Sprache blüht in Italien ganz besonders. Wozu Worte, wo solche Augen mit ihrer Beredsamkeit einem armen Tedesco so tief ins Herz hineinglänzen, Augen, die besser sprechen als Demosthenes und Cicero, Augen — ich lüge nicht, — die so groß sind wie Sterne in Lebensgröße." — In der Mußezeit, welche Thermalbäder, Gebirgsexkursionen und der Umgang mit schönen Frauen ihm übrig ließen, begann Heine in seiner weinlaubumrankten Wohnung zu Ponte Seraglio, den Anfang seines italiänischen Tagebuches für das „Morgenblatt" auszuarbeiten. Er hatte, wie aus einem Briefe an Eduard von Schenk hervorgeht, damals die Absicht, Diesem sein neues Werk, die Frucht seiner Reise nach Italien, zu widmen. „Ach, Schenk!" hatte er ihm beim Eintreffen in Florenz am 1. Oktober geschrieben [174]), „die Seele ist mir so voll, so überfließend, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthusiastische Bücher schreibe. Im Bade zu Lucca, wo ich die längste und göttlichste Zeit verweilte, habe ich schon zur Hälfte ein Buch geschrieben, eine Art sentimentaler Reise. Sie und Immermann habe ich mir meistens als Leser gedacht, und wenn ich die ersten Kapitel nächstens im „Morgenblatt" abdrucken lasse, so werden Sie sehen, wie ich Immermann abzufinden gewusst habe. Ich muß bei diesem Wort laut auflachen, um so mehr, da ich

weiß, Sie verstehen es nicht. Doch wozu Ihnen Etwas verbergen, da es mir das größte Vergnügen macht, es Ihnen schon jetzt zu sagen! Ja, lieber Schenk, Sie werden wohl Ihren ehrlichen Namen zu diesem Buche hergeben müssen, ohne Pardon wird's Ihnen dediciert. Doch sein Sie nicht in Angst, es wird Ihnen auch erst zum Lesen gegeben, und es wird viel Artiges und meist Sanftes enthalten. Ich muss Ihnen durchaus ein öffentliches Zeichen meiner Gesinnungen geben, Sie haben's um mich verdient." Als Schenk jedoch seinem Versprechen, dem Freunde eine Professur an der Münchener Universität zu erwirken, nicht nachkam, sondern ihn, wie Heine gegen Varnhagen behauptet [175]), den Jesuiten sakrificierte, wurde den „Bädern von Lucca", statt der schwerlich allzu willkommenen Dedikation an den bairischen Staatsminister, der jedenfalls geeignetere Name Karl Immermann's vorangestellt.

In Florenz gefiel sich Heine so gut, dass er dort die ersehnten Nachrichten aus München abzuwarten beschloss, und seinen Aufenthalt bis gegen Ende des Novembermonats verlängerte. Bei seinen Wanderungen durch die Kunstsammlungen und Gemäldegalerien der ruhmvollen Medicäerstadt begegnete er wiederholt dem Kronprinzen von Preußen, welcher zu jener Zeit ebenfalls Italien bereiste. „Ich bin," scherzt er in einem Briefe an Cotta [176]), „mit diesem Fürsten mehrmals solcher Art zusammen getroffen, ohne die Gelegenheit zu benutzen, ihn zu sprechen und mich ihm zu empfehlen für den Fall, dass ich mal unter seiner Regierung auf die Festung käme. Es ist seltsam, beim Anblick von Kronprinzen denken wir immer an das Böse, welches sie einst thun können, und nicht an das Gute, welches sie wahrscheinlich thun werden. Der Mensch fürchtet immer mehr, als er hofft." Dagegen machte Heine in Florenz die Bekanntschaft des Kunstschriftstellers Karl Friedrich von Rumohr, welcher dem Kronprinzen dort als Cicerone diente, und sowohl mit Cotta wie mit dem Grafen Platen befreundet war. Letzterer konnte es nicht verschmerzen, dass Heine im zweiten Bande der „Reisebilder" ein paar spöttische Xenien Immermann's über die westöstlichen Gaselendichter hatte abdrucken lassen [177]). Obschon kein Name genannt worden war, hielt Platen, der kurz zuvor zwei Hefte „Gaselen" und einen „Spiegel des Hafis" herausgegeben, sich überzeugt, dass die Spitze jener Stachelverse vorherrschend gegen ihn gerichtet sei [178]), und die verletzte Eitelkeit reizte ihn, im „Romantischen Oedipus" an den Bekrittlern seines Dichterruhms ein rhadamantisches Strafgericht zu üben.

Mit gewohnter Selbstüberhebung schrieb er am 18. Februar 1828 seinem Freunde Fugger, der ihm zuerst die in Rede stehenden Epigramme nach Italien gesandt hatte [179]: „Was den Juden Heine betrifft, so wünschte ich wohl, daß meine Münchner Freunde (denn er ist in München) ihn gelegentlich mystificierten und ihn zur Rede stellten, was ihn zu dem Wagestück verleitet, einen offenbar Größern, der ihn zerquetschen kann, so unbarmherzig zu behandeln? Er solle sich gnädiger anlassen, und meine Gaselen, die den Beifall Goethe's, Schelling's und Sylvester de Sacy's erhalten, wenigstens nicht ganz verachten u. s. w." — Am Tage bevor Heine München verließ, um nach Italien zu reisen, hatte ihm Dr. Kolb mitgetheilt, daß Platen sehr feindselig gegen ihn gestimmt sei, und seinen Groll wider ihn und Immermann in einem aristophanischen Lustspiele ausgelassen habe, dessen erster Akt bereits dem Grafen Fugger zugesandt worden [180]. Es ist begreiflich, daß Heine dem ihn bedrohenden Angriffe gegenüber gleichfalls eine kriegerische Stellung einnahm, und bei seinem Zusammentreffen mit dem Freiherrn von Rumohr zu verstehen gab, wie es ihm ein Leichtes sei, den gräflichen Dichter bei dem deutschen Publikum als Aristokraten zu verdächtigen, und seine Vergötterung des eigenen Geschlechts den Damen ans Herz zu legen [181]. Der Freund Platen's verfehlte nicht, Diesem die Äußerungen Heine's brühwarm zu hinterbringen, und so glauben wir gern, daß der Verkehr zwischen Letzterem und dem Herrn von Rumohr ein sehr steifer und förmlicher blieb. „Ich sehe ihn selten," schrieb Heine an Cotta [182]; „er kann mich nicht ausstehn, ich liebe ihn ebenfalls nicht sonderlich, und trotzdem kann keine rechte Freundschaft zwischen uns aufkommen." Platen selbst, der sich im Sommer und Herbst 1828 gleichfalls in Oberitalien aufhielt, und in Genua und Florenz wenige Tage nach Heine's Abreise eintraf, ist Letzterem niemals persönlich begegnet. —

Ursprünglich mag Heine, wie er viele Jahre nachher Adolf Stahr erzählte [183], die Absicht gehabt haben, seine italiänische Reise bis nach Rom auszudehnen, obschon diese Angabe nicht mit den Worten eines Briefes an Moser aus den Bädern von Lucca übereinstimmt [184], wonach der Dichter von dort schon über Florenz und Bologna nach Venedig zurück zu reisen gedachte. Wie Dem aber auch sei, jedenfalls gelangte er südwärts nicht über Florenz hinaus. Nachdem er dort sechs oder sieben Wochen verweilt hatte, überfiel ihn plötzlich eine so krankhafte Sehnsucht nach seinem Vater, daß er sich eiligst auf den Heimweg begab, und selbst Venedig nur im

Fluge sah. Anscheinend war seine Beängstigung ganz grundlos, aber er vermochte sich derselben nicht zu entschlagen. In Venedig empfing er einen Brief seines Bruders, welcher ihm schrieb, daß der Vater lebensgefährlich erkrankt sei, und daß Heinrich bei Herrn Textor in Würzburg Näheres erfahren werde. Als er dort ankam, war sein Vater todt. Dieser war im Sommer 1828 mit der Mutter von Lüneburg nach Hamburg übergesiedelt, wo der zweite Sohn, Gustav, dem es als Landmann nirgends glücken wollte, inzwischen ein Speditions- und Produktengeschäft begründet hatte, das Anfangs auf dem Großen Burstah Nr. 90, später auf dem Zeughausmarkte Nr. 10 betrieben ward. Im letzterwähnten Hause erlag Samson Heine am 2. December 1828 den Folgen eines Nervenschlages, und wurde am 5. December auf dem israelitischen Kirchhofe zu Altona bestattet[185]). Die Verhältnisse der Familie müssen auch um jene Zeit Nichts weniger als glänzend gewesen sein, da die Kosten des einfachen Begräbnisses, wie sich aus den noch vorhandenen Gemeinde-Rechnungen ergiebt, von Salomon Heine gedeckt wurden. Die Mutter bezog bald nach dem Hinscheiden ihres Gatten, den sie um mehr als dreißig Jahr' überlebte, eine Wohnung auf dem Neuenwall Nr. 28, Lit. D. Erst während der Brandtage im Mai 1842 übersiedelte sie nach dem kleinen Häuschen in der Dammthorstraße Nr. 20, das sie bis zu ihrem am 3. September 1859 erfolgten Tode nicht wieder verließ[186]). Gustav Heine, der in seiner kaufmännischen Karrière so wenig wie einst sein älterer Bruder vom Erfolg begünstigt ward, liquidierte sein Geschäft bereits im Sommer 1829, und trat unter dem adligen Familiennamen der Mutter — von Geldern — in östreichische Kriegsdienste, wo er nachmals zum Dragonerofficier aufrückte. Der jüngste Bruder, Maximilian, ging nach Vollendung seiner Universitätsstudien nach Rußland, machte als Militärarzt den berühmten Zug des Generals Diebitsch über den Balkan, sowie zwei Jahre später die Kampagne zur Niederwerfung des polnischen Aufstandes mit, und ließ sich dann als praktisierender Arzt dauernd in St. Petersburg nieder. Die „Bilder aus der Türkei,“ welche er 1833 mit einer Dedikation an das russische Heer veröffentlichte, und die unlängst erschienenen „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie“ athmen eine fanatische Bewunderung russischer Zustände[187]), und es ist ein bizarres Spiel des Schicksals, daß von den Brüdern des Dichters, dessen Leben dem Kampfe für die liberalen Ideen des Jahrhunderts gewidmet war, der eine den Heldenkampf des unglück-

lichen Polens mit schnödem Hohne begeiferte, der andere als Lanzknecht des Servilismus dem freiheitsfeindlichen System der östreichischen Regierung erst seinen Arm, dann in dem von ihm geleiteteten „Wiener Fremdenblatte“ seine Feder lieh, und zum Lohn für seine der Reaktion geleisteten Dienste schließlich ein Adelsdiplom ergatterte! Unter diesen Umständen erklärt es sich leicht, daß der geistige Verkehr Heinrich Heine's mit seinen Brüdern — wie auch die neuerdings von Maximilian Heine veröffentlichten Briefe beweisen — ein höchst oberflächlicher blieb und sich meist auf Geld- und Familienangelegenheiten beschränkte. Schon aus München schrieb H. Heine seinem Freunde Merckel: „Willst du Mord und Todtschlag verhindern, so geh zu Campe und sage ihm, daß er alle Briefe, die für mich bei ihm ankommen mögen, auf keinen Fall an meinen Bruder Gustav geben soll. Denk dir, Dieser, auf dein Beispiel sich berufend, hat die Impertinenz gehabt, Briefe, die ihm Campe für mich gegeben hat, zu erbrechen und mir — den Inhalt zu schreiben! Ich berste vor Wuth. Mein Bruder, dem ich nicht die Geheimnisse meiner Katze, viel weniger die meiner Seele anvertraue!“ Auch nach einem Besuche seines Bruders Gustav in Paris während des Sommers 1851 klagte H. Heine gegen Campe [188]), wie er gespürt habe, „daß die Verschiedenheit der politischen Ansichten sogar unter Brüdern einen fatalen Einfluß ausübt. Ich habe Manches nicht berühren können, und Das störte jeden freimüthigen Erguß . . . Meine Übersiedlung von Hamburg war das Hauptthema meiner Unterhaltungen mit meinem Bruder.“ — „Von meinem Bruder,“ heißt es in einem der nächstfolgenden Briefe [189]), „habe ich seit seiner Abreise noch keine Nachricht, obgleich er wichtige Dinge für mich zu besorgen hat. Ich denke ihm so bald als möglich bis zum letzten Sous zurück zu bezahlen, was er mir vorgeschossen. Er ist bei aller brüderlichen Liebe seines krakehligen Charakters wegen nicht die geeignete Person, der ich eine Einmischung in meinen literarischen Angelegenheiten vertrauen dürfte.“ — „Mein Bruder schreibt mir,“ bemerkt Heine ein andermal [190]), „daß das östreichische Verbot des „Romancero“ durch das Gedicht „Maria Antoinette“ motiviert sei, was ich nicht glaube, da er mir wegen seiner eignen Position dabei interessiert zu sein scheint, daß ich hinfüro Östreich schone. Wahrlich, den Östreichern ist es nichts Neues, daß Maria Antoinette geköpft worden, und sie haben sich mit diesem historischen Faktum längst abgefunden.“ Charakteristisch ist eine Antwort, die Heinrich Heine einige Jahre vor sei-

nem Tode seinem Bruder Gustav gab, als Dieser sich naiverweise erbot, die neuesten Gedichte Desselben durch Aufnahme in sein Blatt zu verbreiten. Heinrich — so erzählt Maximilian Heine [101]) — war Anfangs ganz verdutzt, machte aber ein harmloses Gesicht und sagte dann im demüthigsten Tone: „Ach, lieber Bruder, du hast Recht; Das ist eine gute Idee. Da kann ich ja noch berühmt werden!“ Übereinstimmend hiermit, schrieb H. Heine an Campe, als Gustav Heine sich bald nachher eine den Letztern injuriierende Einmischung in Dessen Geschäftsbeziehungen zu dem Dichter erlaubt hatte [102]): „Habe ich meinen Bruder Gustav zu Ihnen geschickt? Hat er das geringste Mandat von mir, habe ich Ihnen nicht längst über Gustav's zänkischen Charakter meine Meinung gesagt und Ihnen versichert, daß ich Alles so einrichten werde, daß er niemals das Geringste in Bezug auf mich mit Ihnen zu verkehren haben würde? Ich habe Ihnen die Vermittlung von Max vorgeschlagen, der die verträglichste Seele ist und in seiner Gemüthlichkeit fast zu weit geht, indem er für den Frieden unserer Ehe*) selber Opfer bringen wollte — genug davon, Gustav Heine ist mein Bruder, ich liebe ihn als Solchen, weil man unter allen Umständen seine Brüder lieben soll. Außerdem hat er mir bedeutende Dienste erzeigt, und ich werde wahrlich der Letzte sein, der auf ihn loszöge, aber Jeder von der Familie wird Ihnen sagen können, daß er wie eine Bombe in Hamburg hineinfiel und während der wenigen Tage seines Aufenthalts die meisten Familienglieder gegen einander zu verhetzen suchte. Was soll ich also lange darüber jammern, daß er auch uns Beide brouillieren wollte. Schon an der Plumpheit des Vorgebrachten mussten Sie erkennen, daß ich nicht im Spiele und ein Bruch zwischen uns nicht in Absicht stand. Hierzu mögen noch besondere Interessen Antrieb gewesen sein; ich habe schon längst gemerkt, daß bei meinem hilflos kranken Zustande mein Bruder Gustav sich verpflichtet glaubte, mein literarischer Vormünder zu sein. In Bezug auf mein Buch hat er noch specielle Absichten, die ich aus Takt Ihnen nicht gestehen will, die Sie vielleicht aber errathen. Er sagte mir längst, daß er mit seinem Zeitungsinstitute auch den Verlag von Novitäten verbinden wolle. Max meint wirklich, ich würde ein solcher

*) Dieser Ausdruck ist — wie zur Verhütung von Missverständnissen bemerkt sein mag — eine scherzhafte Anspielung auf das Verhältnis des Dichters zu seinem Verleger, das Heine in seinen Briefen an Campe häufig mit einem Ehebündnisse verglich.

Narr sein, des Geldes wegen meinen Namen von Gustav für die Feuilletons seines Journales oder sonstwie als Annonce ausbeuten zu lassen. Er hat mir einen bedeutenden Geldvorschuss gemacht auf Geschäfte, deren Besorgung ich ihm übertragen; er weiß, er wird rembourfieren, und er hat durchaus keine Macht über mich. Mein Bruder Gustav kann auch Nichts wissen über meine „Memoiren;“ er hat nur Vermuthungen und sagt immer mehr, als er weiß. Es bekümmert mich unendlich, dass Sie ihn nicht von einer besseren Seite kennen gelernt; er hat sehr viele gute Eigenschaften, er hat sie oft durch die That bewiesen, und nur die verdammte Zwistsucht und die Emancipation von der Wahrheit kann ihn verhasst machen; ich aber werde, wie gesagt, einen Bruder unter jeder Bedingung lieben.“ — Ungleich günstiger sprach sich Heinrich Heine, nicht bloß in obiger Briefstelle, sondern auch bei andern Gelegenheiten, über den Charakter seines jüngeren Bruders, Maximilian, aus, den er einen „guten Jungen,“ einen „sehr geistreichen und höchst vernünftigen Menschen“ nennt, welcher sein ganzes Zutrauen besitze und es immer verdient habe [103]). Bei der weiten Entfernung zwischen Paris und St. Petersburg und bei der geringen Gemeinsamkeit geistiger Interessen lag es jedoch in der Natur der Verhältnisse, dass der schriftliche Verkehr auch mit diesem Bruder, den er im späteren Leben nur ein einziges Mal — im Sommer 1852 — persönlich wiedersah, die großen politischen und literarischen Zeitfragen kaum in flüchtigstem Vorüberstreifen berührte. —

Nach kurzem Besuch bei seiner Familie in Hamburg, reiste Heinrich Heine im Anfang des Jahres 1829 nach Berlin, wo er ein Logis in der Friedrichstraße bezog, und von den alten Freunden — Varnhagens, Roberts, Moser und Zunz — mit gewohnter Herzlichkeit empfangen ward. Der Tod seines Vaters hatte ihn in die schmerzlichste Trauer versetzt, in dumpfer Betäubung war er nach Hause gereist, weil er geglaubt hatte, dass nun die geliebte Mutter auch sterben müsse [104]), und selbst nachdem er Letztere gesund und rüstig, wennschon tief gebeugt durch den Verlust des treuen Lebensgefährten, wiedergefunden, vermochte er doch lange Zeit den Schlag, der ihn so unerwartet getroffen, nicht zu verwinden. In wehmüthigster Stimmung nahm er zu Berlin die in den Bädern von Lucca begonnene Ausarbeitung seiner italiänischen Reiseerinnerungen wieder auf; aber Monate vergingen, bevor er den heiteren Eindrücken des geselligen Lebens von Neuem zugänglich ward. „Ich habe den Verlust meines Vaters jahrelang nicht begreifen

und ihn nie verschmerzen können," sagte er später einem Freunde[105]), als die Rede auf dies Ereignis kam. Noch im Mai 1829 schrieb er an Friederike Robert[106]): „Ach, krank und elend wie ich bin, wie zur Selbstverspottung, beschreibe ich jetzt die glänzendste Zeit meines Lebens, eine Zeit, wo ich, berauscht von Übermuth und Liebesglück, auf den Höhen der Apenninen umherjauchzte, und große, wilde Thaten träumte, wodurch mein Ruhm sich über die ganze Erde verbreite bis zur fernsten Insel, wo der Schiffer des Abends am Herde von mir erzählen sollte; jetzt, wie bin ich zahm geworden seit dem Tode meines Vaters! jetzt möchte ich auf so einer fernen Insel nur das Kätzchen sein, das am warmen Herde sitzt und zuhört, wenn von berühmten Thaten erzählt wird!" Zu so bescheidener Resignation auf seinen Dichterruhm war Heine jedoch nur in seltenen Stunden trübster Verzagnis aufgelegt — Rahel beklagt sich in einem Briefe an Varnhagen, welcher damals in einer diplomatischen Sendung nach Kassel und Bonn reiste, ganz im Gegentheil über Heine's allzu starkes Selbstgefühl, das ihn an ernstlicher Ausbildung seiner Gaben hindere[107]): „Von Heine'n wollte ich dir schreiben. Das Resumé, was ich heraus habe, ist und bleibt sein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muss, sonst wird's inhaltsleer, und höhlt zur Manier aus; er denkt überhaupt, was ihm entschlüpft, was er sagen mag, ist für die Menschen gut genug." Und nun erzählt Rahel allerlei flüchtige Witzworte Heine's, wie er von einem vielbelobten Tagesdichter gesagt: „So lange Der lebt, wird er unsterblich sein," — wie er die schlechte Aufführung der Bach'schen Passionsmusik bespöttelt: „er hätte acht Groschen Profit dabei; einen Gulden kostete sie, und für einen Thaler hätte er sich ennuyiert," — und wie er endlich in das tollste Gelächter ausgebrochen sei, als Rahel die steife Haltung der ägyptischen Bildwerke von kulturhistorischem Standpunkte in Schutz genommen und als Gegensatz davon den Wiener Walzer aufgestellt habe, der ihr immer großen Eindruck mache und gefalle, ohne dass sie lange den Grund deutlich gewusst. „So wie ein Leid, ein Kampf, eine Verwirrung, ein Vollbrachtes geschehen ist: gewalzt! Was will der Mensch mehr. Schweben, Leben, Sein, Fertigsein!" Heine schlug über die Fanteuil-Lehne, blutroth, ganz weg vor Lachen, er brach wider Willen aus. „Tollheit!" schrie er, „toll, ganz toll; o wie toll! Tollheit, nein, Das ist rasend, solcher Unsinn ward noch nicht gesagt," und so blieb er lachend. So wie er wieder zu sich war, war es reinster, lichter Neid. Ich sagte ihm auch: „Den

Unsinn möchten Sie gemacht haben." Ich lachte auch. Die letzte Hälfte, die vom Walzer, musste ich ihm erklären; er frug ganz ernsthaft, und fand es dann sehr gut. Aber dies Lachen! So natürlich sah ich ihn nie." — Wenige Tage nachher war Heine auf dem besten Wege, sich mit der geistreichen Freundin ernstlich zu brouillieren. Dieselbe hatte ihm auf eine etwas eitle Bemerkung über den Vorzug, welchen er ihr durch seine häufigen Besuche erweise, halb ärgerlich geantwortet: wenn er so übergroßen Werth auf sein Kommen lege, so wolle sie ihn gar nicht haben! Heine fühlte sich durch diese treuherzig derbe Zurechtweisung bitter gekränkt, und schrieb andern Tages an Frau von Varnhagen ein pikiertes Billett, worin er ihr den freundschaftlichen Verkehr aufkündigte [108]). Er kam jedoch schnell zur Einsicht des Unrechts, das er durch seine gereizten Worte der Freundin zugefügt, und als Diese kurz darauf in schwerer Erkrankung Gesicht und Hände fortwährend mit befeuchteten Rosen erfrischen musste, sandte Heine ihr eine Fülle der herrlichsten Centifolien ins Haus.

„Rosen wurden Brücken, sie führten mich ins Leben,
Rosen waren Wunder, Heine hat sie mir gegeben,"

lauten die kunstlosen Erinnerungszeilen, welche Rahel nach bald erfolgter Genesung in ihr Notizbuch schrieb [109]).

Bei seiner diesmaligen Anwesenheit in Berlin machte Heine im Gesellschaftscirkel des Varnhagen'schen Hauses die Bekanntschaft des Dichters Achim von Arnim und seiner genialen Frau, Bettina, ohne jedoch mit Beiden in ein intimes Verhältnis zu treten. Unter dem Nachwuchs jüngerer Leute von Geist und Talent, die seinen Umgang suchten, ragten besonders der treffliche Kunsthistoriker Franz Kugler und der geistvolle Moritz Veit — später Buchhändler und Abgeordneter im deutschen Parlament und der preußischen Kammer — hervor, welcher Letztere ebenfalls mit Moser, Zunz und Lehmann befreundet war. Die Neigungen des erst einundzwanzigjährigen Kugler waren zu jener Zeit noch unentschieden zwischen Musik, Malerei und Poesie getheilt; er versuchte sich mit Glück in allen drei Künsten, während er sich gleichzeitig schon mit Ernst in das Studium der mittelalterlichen Architektur vertiefte. Als Zeugnis seines Verkehrs mit Heine existiert noch eine mit der Feder gezeichnete Porträtskizze, die er von Demselben entwarf, und die zu den ähnlichsten Bildern gehört, welche wir aus der Jugendperiode des Dichters besitzen. Nur die Backenknochen drücken etwas zu stark auf das Auge, und die Arme sind

verhältnismäßig zu lang. Der melancholische Charakter der Züge, den wir auf der Grimm'schen Radierung bemerkten, nimmt hier einen weicheren, minder starren Ausdruck an. Das Bild, welches auch (bei E. H. Schroeder in Berlin) im Kunsthandel erschienen ist, trägt auf der linken Seite die von H. Heine unterzeichneten Worte: „So sah ich aus, heute Morgen, den 6ten April 1829." — Moritz Veit, ein Sohn des angesehenen Kaufmanns Philipp Veit, in dessen gastlichem Hause sich jeden Donnerstag die glänzendsten jüdischen Kapacitäten der Hauptstadt versammelten, beabsichtigte damals mit Heinrich Stieglitz und Karl Werder die Herausgabe eines Berliner Musenalmanachs, und forderte auch Heine zu Beiträgen auf. Dieser schrieb jedoch an Moser[200]): „Zu dem Almanach werde ich ganz bestimmt Nichts geben, indem ich Nichts habe und auch kein Gedicht machen kann, was besser wäre, als die schon gelieferten. Ich werde immer zur rechten Zeit aufzuhören wissen, wenn ich in einer Gattung nichts Besseres, als das schon Geleistete, geben kann." Mit verstärktem Nachdruck wiederholte er drei Wochen später in einem Schreiben an Heinrich Stieglitz die Erklärung, dass mit dem Beschreiten der politischen Arena die Zeit des Versespinnens für ihn vorüber sei: „In Beantwortung Ihres lieben Briefes bekenne ich Ihnen ganz freimüthig, dass ich unter meinen Papieren keine Gedichte finden konnte, die denen, die ich in früheren Jahren geliefert, an Werth gleich kämen, und dass ich Ihnen deshalb gar Nichts zu Ihrem Almanach gebe, was ich auch schon früherhin ganz bestimmt dem Moritz Veit wissen lassen. Glauben Sie nur nicht, dass ich Dies aus kläglicher Bescheidenheit sage; vielmehr erstolzt mich das Bewusstsein, dass ich selbst jetzt mehr werth bin als meine Verse; vielleicht ist das ehrliche Bekenntnis, warum ich Nichts zum Almanach gebe, viel mehr werth als das beste Gedicht, das ich sonst wohl machen konnte. Ich bitte Sie auch, erschrecken Sie mich nicht mehr durch allongeperückliche Titulaturkurialien; ich habe es besonders um die Mitjugend nicht verdient, wie ein alter Hofrath angeredet zu werden." Bei diesem vorwiegenden Herauskehren demokratischer Tendenzen zog sich Heine misstrauisch von manchen Freunden zurück, deren politische Gesinnung ihm zweifelhaft erschien. So nahm u. A. das früher so herzliche Verhältnis zu Joseph Lehmann jetzt eine merklich kühlere Farbe an, weil Derselbe als Mitarbeiter bei der neubegründeten „Preußischen Staatszeitung" eingetreten war, und Heine dieser Stellung, wiewohl irrthümlich, einen officiösen Charakter beimaß. — Ende Februar kam auch

der Baron von Cotta mit seiner Gemahlin auf einige Wochen nach Berlin. Heine, der ihnen häufig im Varnhagen'schen Salon begegnete, war mit Erfolg bemüht, das Interesse des freidenkenden Buchhändlers für die gelehrten Forschungen von Leopold Zunz auf dem Felde der jüdischen Literaturgeschichte zu erwecken, und Cotta erklärte sich gern bereit, eine von Demselben zu schreibende Einleitung in die Wissenschaft des Judenthums zu verlegen; doch ist das Werk nicht erschienen, weil Zunz durch andere Arbeiten an der Ausführung seines damaligen Planes verhindert ward.

Gegen Mitte April übersiedelte Heine nach Potsdam, wo er drei Monate hindurch in ländlicher Stille fleißig am dritten Bande der „Reisebilder" arbeitete. Er wohnte bei Herrn Witte auf dem hohen Weg Nr. 12, und lebte, wie er der schönen Friederike Robert schrieb, Anfangs so einsam wie Robinson auf seiner Insel: „Mein Stiefelputzer ist mein Freitag, die Hausmägde sind meine Lamas u. s. w... Es ist hier ein fatales Wetter, die Frühlingsblumen möchten gern gemüthlich aufblühen, aber von oben bläst ein kalter Verstandeswind in die jungen Kelche, die sich ängstlich wieder schließen... Ich befinde mich in jeder Hinsicht schlecht. Bin ich krank? dumm? verliebt? Wer kann Das unterscheiden!" Der nächste Brief meldet[201]: „Ein ganz einsamer Robinson bin ich hier nicht mehr. Einige Officiere sind bei mir gelandet, Menschenfresser. Gestern Abend im Neuen Garten gerieth ich sogar in eine Damengesellschaft, und saß zwischen einigen dicken Potsdammerinnen, wie Apoll unter den Kühen des Admet. Vorgestern war ich in Sanssouci, wo Alles glüht und blüht, aber wie! Du heiliger Gott! Das ist Alles nur ein gewärmter, grünangestrichener Winter, und auf den Terrassen stehen Fichtenstämmchen, die sich in Orangenbäume maskiert haben. Ich spazierte umher und sang im Kopfe:

Du moment qu'on aime, — l'on devient si doux!
Et je suis moi-même — aussi tremblant que vous.

Das singt nämlich das Ungeheuer in „Zemire und Azor". Ich armes Ungeheuer, ich armer verwünschter Prinz, bin so kummerweich gestimmt, daß ich sterben möchte. Und ach! wer todt zu sein wünscht, Der ist es schon zur Hälfte." — Am 7. Juni schickte Heine die zweite Hälfte seiner „Reise von München nach Genua" und die Anfangskapitel der „Stadt Lucca" zum Abdruck im „Morgenblatte" nach Stuttgart. In dem Begleitschreiben an Cotta protestierte er nachdrücklich gegen jede Verstümmelung seines Manuskripts[202]: „Ist der unverkürzte, unverkümmerte Abdruck

nicht möglich, so bitte ich, mir dasselbe unter Varnhagen's Adresse zurück zu schicken. Sie, Herr Baron, den ich so sehr liebe und dem ich so ungern missfallen möchte, dürfen mir bei Leibe meine Unnachgiebigkeit in den geistigsten Interessen nicht missdeuten. Ich finde jetzt, dass es oft darauf abgesehen ist, mich zu beschränken und zu avilieren, und ich muss mich daher männlicher zu verhärten suchen, als mir eigentlich selbst lieb ist." Trotz dieser bestimmten Erklärung, wurden die übersandten „Italiänischen Fragmente" erst im November des Jahres — und zwar nur zum kleinsten Theile und arg beschnitten — im „Morgenblatte" abgedruckt. „Sämmtliche Redakteure Cotta'scher Zeitschriften," klagt Heine in einem Briefe an Immermann[203]), „sind mir feindlich, im „Morgenblatt" verstümmeln sie meine Aufsätze aufs schändlichste. Der alte Cotta selbst ist sehr brav." Dem Letzteren schrieb er am 14. December 1829: „Wenn ich dies Jahr Weniger gab, als ich wohl beabsichtigte, so lag die Schuld nur in der Natur meines Talentes, da dieses nur selten im Stande ist, den milden Ton des Morgenblatts zu treffen, wesshalb mir auch die Redaktion Einiges zurückschicken und ich noch viel Mehr zurückbehalten musste."

Die ländliche Zurückgezogenheit H. Heine's wurde, abgesehen von einem kurzen Besuch seines Hamburger Verlegers Julius Campe, nur einmal durch achttägiges Beisammensein mit dem Dichter Heinrich Stieglitz und seiner Frau Charlotte unterbrochen, die einige Jahre später so tragisch endete. Das seit Kurzem vermählte junge Ehepaar machte während der Pfingstferien einen Ausflug nach Potsdam und verlebte in Heine's anregender Gesellschaft glückliche Stunden. Fast täglich wurden gemeinsame Touren nach den umliegenden Hügeln und Seen ausgeführt, und mit besonderem Interesse liess Heine sich von Stieglitz aus dem Manuskript seiner „Bilder des Orients" die Perle dieser Dichtungen, das „Frühlingsfest in Kaschmir," vorlesen[204]). Auf die Frage Charlottens, mit welcher poetischen Arbeit er selbst gegenwärtig beschäftigt sei, erwiderte Heine mit gutmüthiger Selbstironie: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, schöne Frau, lesen Sie niemals das abscheuliche Zeug, das ich jetzt schreibe!" Aber wie ungetrübt fremden Beobachtern um diese Zeit noch der Frieden der Stieglitz'schen Ehe erscheinen mochte: die Wolkenschatten künftiger Stürme zogen doch schon langsam herauf, und Heinrich Heine las in den missmuthigen Zügen des mit sich selbst und der Welt zerfallenen Dichters und in den schwärmerisch aufleuchtenden Blicken der willensstarken Charlotte die

Anzeichen einer schreckensvollen Tragödie. Maximilian Heine, welcher auf der Durchreise durch Potsdam mit seinem Bruder einige Stunden in der Gesellschaft von Heinrich und Charlotte Stieglitz verbrachte, erzählt Folgendes über diesen merkwürdigen Besuch [205]: „Der Eindruck, den das junge Paar auf mich machte, war ein ganz eigenthümlicher, wenn ich ihn näher bezeichnen soll, ein ängstlicher zu nennen. Aus Allem sprach die unsichere bürgerliche Lage, Überquellen dichterischer Phantasie, nirgends ein ruhiger Halt. Stieglitz und seine bewunderungswürdige Charlotte waren ernst, mein Bruder dagegen ausgelassen heiter; was mich betrifft, den bescheidenen Beobachter, so fielen mir die sonderbaren Kontraste nicht wenig auf. Ich weiß nicht, wie es kam, die lebhafte Unterhaltung berührte auch den Heroismus der Frauen in der französischen Revolution. „Mit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts," rief Stieglitz aus, sind die thatvollen großen Frauencharaktere verschwunden, und die Weiber sind hervorgetreten." — „Sie meinen doch nicht die Berliner Waschweiber?" unterbrach ihn lachend Heine. Da verfinsterten sich plötzlich die schönen Gesichtszüge Charlottens, sie wandte sich rasch zu ihrem Manne um, legte ihre Hand auf seine Schulter, und sagte mit einem mir unvergeßlichen Ausdruck ihrer Stimme: „Also du glaubst wirklich, es gebe heut zu Tag keine Frauen mehr wie jene Römerin, die Arria, welche ihrem Manne den blutenden Dolch wie eine Bonbonnière präsentierte?" — „Jedenfalls," setzte Heine scherzend hinzu, „gehörte er mehr zu den Weibern." Auf dem Heimwege brach er in die prophetischen Worte aus: „Weißt du, Max, Die sind nicht glücklich zusammen, Die zanken nicht mit einander, sondern hadern mit dem Schicksal. Das ist die schlechteste Sorte von Verdruss, und ich sage dir, entweder er wird verrückt, oder sie begeht einen Selbstmord."" —

Anfangs August treffen wir Heinrich Heine auf dem rothen Felsen von Helgoland, wo er zwei Monate lang mit bestem Erfolg das kräftigende Seebad gebrauchte. „Ich befinde mich wohl und heiter," berichtete er seinem Freunde Moser [206]). „Das Meer ist mein wahlverwandtes Element, und schon sein Anblick ist mir heilsam. Ich bin, jetzt fühl' ich es erst, unsäglich elend gewesen, als ich mich in Berlin befand; du hast gewiss darunter leiden müssen. Ein melancholischer Freund ist eine Plage Gottes . . . Ich wünschte, du sähest mal das Meer; vielleicht begriffest du die Wollust, die mir jede Welle einflößt. Ich bin ein Fisch mit heißem Blute und schwatzendem Maule; auf dem Lande befinde ich mich wie ein

Fisch auf dem Lande.“ Unter den Badegästen, mit denen er näheren Umgang pflog, ist vor Allem der geniale Kunstschriftsteller Karl Schnaase zu nennen, welcher damals noch als Regierungsbeamter in Marienwerder angestellt war, aber schon im folgenden Frühjahr an das Landgericht zu Düsseldorf versetzt wurde und dort mit Immermann in anregendsten Verkehr trat. Ein häufiger Begleiter auf Heine's Fahrten um die Insel war ein Herr Vogt, der mit ihm zuletzt fast allein auf Helgoland zurückblieb, und sich kurz nach der Abreise des Dichters aus Liebesgram erschoß. „Ich hatte ihm schon vorher abgemerkt,“ schrieb Heine, als er Immermann diese Nachricht zur Mittheilung an Schnaase meldete[207]), „daß ihm das Leben zur Last war, da er am liebsten bei hoher See zum Vogelschießen ausfuhr, wo ich ihn dann nur aus Ambition, um nicht ein Poltron zu scheinen, manchmal begleitet habe. Er schoß noch viele Vögel, manch hübschen Vogel, und den merkwürdigsten zuletzt.“

Am 30. September kehrte Heine aus dem Seebade nach Hamburg zurück, wo er für längere Zeit seinen Aufenthalt nahm. Anfangs miethete er sich eine abgelegene Wohnung in der zweiten Etage des Schimmelmann'schen Palais in der Mühlenstraße; schon gegen Ende December zog er indeß zu der Mutter auf dem Neuenwall. Der dritte Band der „Reisebilder“ war in Helgoland wenig gefördert worden, aber Campe, der seit zwei Jahren auf denselben gewartet und das Papier längst bereit liegen hatte, drängte um Ablieferung des Manuskripts, und schickte die erste Hälfte des Buches in die Druckerei, ehe noch die letzte Hälfte fertig geschrieben war. Sofort entspannen sich, wie bei Herausgabe des vorigen Bandes, wieder ärgerliche Streitereien über die äußere Ausstattung des Buches. Wie damals, fand Heine das ihm vorgelegte Druckpapier nicht elegant und fest genug, und bestand darauf, sein Manuskript zurückkaufen zu wollen, wenn Campe nicht für besseres Papier sorge. „Hier erhältst du den ersten Aushängebogen,“ schrieb er an Merckel, der ihm bei Durchsicht der Korrekturen behilflich war. „Das ist also das Papier, das meiner so sehnsüchtig harrte, und um dessentwillen unser typographischer Julius mich beständig pisackte. Ich laufe wüthend im Zimmer herum und betrachte vergleichend meine alte Unterhosen und dann wieder meinen Aushängebogen. Ich sterbe vor Unmuth.“ Nur mit Mühe gelang es dem Zureden Merckel's, den komischen Zorn seines Freundes zu beschwichtigen und einen Ausgleich der durch beiderseitigen Eigensinn verschärften Differenz zuwege zu bringen. Campe entschloß

sich endlich zur Wahl eines kostspieligeren milchweißen Papiers, und Heine versprach dafür, einige Bogen mehr, als zu denen er sich verpflichtet hatte, zu liefern. In fliegender Eile, während die Setzer von Seite zu Seite auf das Manuskript warteten, schrieb er jene letzten Kapitel, in denen er seine unfeine Rache an Platen für den „Romantischen Oedipus“ nahm, und so konnte er mit Fug gegen Moser scherzen, dass sein Buch „(irländischer Bull!) die Presse verließ, fast noch ehe es geschrieben war.“ — „Ich will jetzt Alles aufbieten,“ heißt es in einem Billett an Merckel vom 5. December, „um in acht Tagen fertig zu werden. Darum schick' ich dir diese Blätter, die ich dir nur einen Tag lassen kann. Besprechung über das Minderwichtige erlaubt die Zeit nicht mehr; nur in Hauptsachen kann ich jetzt dein Bedenken gelten lassen.“ Diese drängende Hast mag wohl zum Theile Schuld daran gewesen sein, dass in der Diatribe gegen Platen nicht wenigstens einige der verletzendsten Stellen nachträglich bei ruhiger Ueberlegung gemildert wurden.

Das Buch gelangte um Neujahr 1830 zur Versendung und machte bedeutenden Lärm, ohne jedoch im entferntesten den Beifall der früheren Bände der „Reisebilder“ zu finden. Ein Fortschritt lag allerdings in der gesteigerten Energie, mit welcher der Verfasser die großen politischen Zeitfragen in den Kreis öffentlicher Besprechung zog; aber Dies geschah mit solchem Übermuth subjektiver Laune und in so theatralischer Fechterpositur, dass gerechte Zweifel an dem Ernst seiner Gesinnung laut werden mussten. Heine selbst legte den größten Werth auf die Betrachtungen, die er auf dem Schlachtfelde von Marengo anstellte, und bei denen er zunächst auf Varnhagen's Zustimmung rechnete[208]). Er entwickelte hier zum ersten Mal ausführlich jenen kosmopolitischen Gedanken, welchen er in dem Briefe an Dr. Gustav Kolb als Motto für die beabsichtigte Fortsetzung der „Annalen“ vorgeschlagen hatte. Anknüpfend an die Hoffnung, dass mit Napoleon die Periode der Eroberungskriege geschlossen sei, fährt der Dichter fort[209]): „Es hat wirklich den Anschein, als ob jetzt mehr geistige Interessen verfochten würden als materielle, und als ob die Welthistorie nicht mehr eine Räubergeschichte, sondern eine Geistergeschichte sein solle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habsüchtige Fürsten zu ihren Privatzwecken sonst so wirksam in Bewegung zu setzen wussten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Hass, ist jetzt morsch und abgenutzt; täglich verschwinden mehr und mehr die thörichten Nationalvorurtheile; alle schroffen Besonder-

heiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Civilisation, es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien, und es ist ein wundersamer Anblick, wie diese trotz der mannigfaltigsten Farben sich sehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverschiedenheiten sich sehr gut verstehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik giebt, so giebt es jetzt auch eine geistige Parteipolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinsten Krieg, der zwischen den zwei unbedeutendsten Mächten ausbräche, gleich zu einem allgemeinen europäischen Krieg machen würde, worin sich alle Staaten mit mehr oder minderem Eifer, auf jeden Fall mit Interesse, mischen müssten: so kann jetzt in der Welt auch nicht der geringste Kampf vorfallen, bei dem durch jene Parteipolitik die allgemein geistigen Bedeutungen nicht sogleich erkannt, und die entferntesten und heterogensten Parteien nicht gezwungen würden, pro oder contra Antheil zu nehmen. Vermöge dieser Parteipolitik, die ich, weil ihre Interessen geistiger und ihre ultimae rationes nicht von Metall sind, eine Geisterpolitik nenne, bilden sich jetzt, eben so wie vermittelst der Staatenpolitik, zwei große Massen, die feindselig einander gegenüber stehen und mit Reden und Blicken kämpfen. Die Losungsworte und Repräsentanten dieser zwei großen Parteimassen wechseln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entstehen die größten Missverständnisse, diese werden durch die Diplomaten dieser Geisterpolitik, die Schriftsteller, eher vermehrt als vermindert; doch, wenn auch die Köpfe irren, so fühlen die Gemüther nichtsdestoweniger, was sie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe. Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit? Es ist die Emancipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emancipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist, und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Aristokratie. Mögen immerhin einige philosophische Renegaten der Freiheit die feinsten Kettenschlüsse schmieden, um uns zu beweisen, dass Millionen Menschen geschaffen sind als Lastthiere einiger Tausend privilegierter Ritter; sie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, so lange sie uns, wie Voltaire sagt, nicht nachweisen, dass Jene mit Sätteln auf dem Rücken und Diese mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen sind. Jede Zeit hat ihre Aufgabe, und durch die Lösung derselben rückt die Menschheit weiter. Die frühere Ungleichheit, durch das Feudalsystem in Europa gestiftet, war viel-

leicht nothwendig, oder nothwendige Bedingung zu den Fortschritten der Civilisation; jetzt aber hemmt sie diese, empört sie die civilisierten Herzen. Die Franzosen, das Volk der Gesellschaft, hat diese Ungleichheit, die mit dem Princip der Gesellschaft am unleidlichsten kollidiert, nothwendigerweise am tiefsten erbittert, sie haben die Gleichheit zu erzwingen gesucht, indem sie die Häupter Derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abschnitten, und die Revolution ward ein Signal für den Befreiungskrieg der Menschheit. Lasst uns die Franzosen preisen! sie sorgten für die zwei größten Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft, für gutes Essen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunst und in der Freiheit haben sie die größten Fortschritte gemacht, und wenn wir einst Alle als gleiche Gäste das große Versöhnungsmahl halten und guter Dinge sind — denn was gäbe es Besseres als eine Gesellschaft von Pairs an einem gut besetzten Tische? — dann wollen wir den Franzosen den ersten Toast darbringen. Es wird freilich noch einige Zeit dauern, bis dieses Fest gefeiert werden kann, bis die Emancipation durchgesetzt sein wird; aber sie wird doch endlich kommen, diese Zeit, wir werden, versöhnt und allgleich, um denselben Tisch sitzen; wir sind dann vereinigt, und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod, dessen ernstes Gleichheitssystem uns wenigstens nicht so sehr beleidigt, wie die lachende Ungleichheitslehre des Aristokratismus. Lächle nicht, später Leser. Jede Zeit glaubt, ihr Kampf sei vor allen der wichtigste, Dieses ist der eigentliche Glaube der Zeit, in diesem lebt sie und stirbt sie, und auch wir wollen leben und sterben in dieser Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgestorbene Seelengespenst, das wir noch so zu benennen pflegen — unser heiliger Kampf dünkt uns der wichtigste, wofür jemals auf dieser Erde gekämpft worden, obgleich historische Ahnung uns sagt, dass einst unsre Enkel auf diesen Kampf herabsehen werden, vielleicht mit demselben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabsehen auf den Kampf der ersten Menschen, die gegen eben so gierige Ungethüme, Lindwürmer und Raubriesen, zu kämpfen hatten." — Diese „Geisterpolitik", als deren diplomatischen Vertreter Heinrich Heine sich einführt, verleitet den philhellenischen Träumer nun freilich sofort zu dem wunderlichen Irrthume, in dem Zaren Nikolaus, weil Derselbe scheinbar zu Gunsten der Griechen gegen die Türken focht, den Gonfaloniere der Freiheit zu erblicken, und ein Weilchen für Russlands demokratische Mission zu schwärmen. Im Gegensatze zu England, das in

unverjüngbaren, mittelalterlichen Institutionen erstarrt sei, wohinter die Aristokratie sich verschanze, sind ihm die Prinzipien, woraus die russische Freiheit hervorgegangen, die liberalen Ideen unserer neuesten Zeit, von welchen auch die russische Regierung durchdrungen sei, und die sie kosmopolitischen Sinns zu verwirklichen strebe. Der Sonnenaufgang über dem Schlachtfelde von Marengo verscheucht aber diese nebelhaften Gedanken, und der Dichter sieht im Geiste schon den Völkertag heraufdämmern, von welchem sein sehnsüchtiges Herz geträumt: „Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Aristokratie sämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben — O! sie werden eben so wenig ahnen, wie entsetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben mussten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten mit hässlichen Gespenstern, dumpfen Eulen und scheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer, die wir unsre Lebenszeit in solchem Kampfe vergeuden mussten, und müde und bleich sind, wenn der Siegestag hervorstrahlt! Die Gluth des Sonnenaufgangs wird unsre Wangen nicht mehr röthen und unsre Herzen nicht mehr wärmen können, wir sterben dahin wie der scheidende Mond — allzu kurz gemessen ist des Menschen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab.“

Diese und ähnliche freisinnige Betrachtungen über politische und kirchliche Fragen der Gegenwart hätten ohne Zweifel noch weit tieferen Eindruck gemacht, wenn nicht die Persönlichkeit des Verfassers auf jeder Seite seines Buches allzu kokett in den Vordergrund träte. Man lässt es sich gefallen, daß Heine in vertraulichen Briefen an Varnhagen oder andere Freunde über die „vielen Opfer“ klagt, die es ihn gekostet, „ganz rücksichtslos zu schreiben“ [210]), aber in seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften erregt das beständige Prahlen mit seinem politischen Märtyrerthum, mit dem Haß seiner Feinde und den Verfolgungen, die er zu erdulden habe, die unangenehme Empfindung, daß ihm mehr an der Verherrlichung seiner Person, als an dem Siege der von ihm verfochtenen Ideen gelegen sei. Der Zufall hat uns kürzlich das Original-Brouillon des dritten Bandes der „Reisebilder“ in die Hand geführt, und wir haben wahrnehmen müssen, wie das selbstgefällige Prunken Heine's mit der „Ge-

fährlichkeit“ seiner politischen Schriftstellerei dort in noch grellerer Weise hervortritt. Dem Berichte Hyacinth's über den Rothschild'schen Kinderball folgte u. A. ein besonderes, bisher nicht abgedrucktes Kapitel, das wir hier aus dem Manuskripte mittheilen, und auf das wir später bei Besprechung der Heine'schen Denkschrift über Ludwig Börne zurückkommen werden:

„Solche Bücher lässt du drucken!
Theurer Freund, du bist verloren!
Willst du Geld und Ehre haben,
Musst du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir gerathen,
So zu sprechen vor dem Volke,
So zu sprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten!

Theurer Freund, du bist verloren!
Fürsten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren!

Diese Verse, die eigentlich der Extrakt eines sechs Bogen langen Briefes sind, den mir kurz nach Erscheinung des zweiten Bandes der „Reisebilder“ ein Freund geschrieben hat, hüpfen mir eben durchs Gedächtnis, und sind Schuld, dass ich den ehrlichen Hirsch Hyacinthos nicht weiter sprechen lasse. Ich pflege sonst Nichts zu fürchten, die Pfaffen begnügen sich, an meinem guten Namen zu nagen, und glauben, auf diese Weise der Macht meines Wortes entgegen zu wirken; vor dummen Fürsten schütze ich mich, indem ich nie einen Fuß auf ihr Gebiet setze und ihnen dadurch keine Gelegenheit zu dummen Streichen gebe; aber vor Nathan Rothschild empfinde ich zitternde Angst. Ehe ich mich Dessen versehe, schickt er mir einige Könige, ein paar Makler und einen Gendarm auf die Stube und lässt mich nach der ersten, besten Festung abführen. Ich kriege Angst — bin ich in diesem Augenblick auch ganz sicher? Ich glaube: ja, denn ich befinde mich in Preußen, in einem freien, rechtsinnigen, klugen Staate, den ich ehemals in jugendlicher Beschränktheit nicht genug zu schätzen wusste, den ich jetzt aber, nachdem ich andre Länder gesehen habe, täglich mehr achten und sogar lieben lerne, so dass es mir ordentlich schmerzlich wäre, wenn er jemals den Missgriff beginge, mich einzustecken und sich dadurch zu blamieren — ja wahrlich, ich gebe hiermit der preußischen Regierung den Wink, im Fall sie es

mal für dienlich halten sollte, mich einzustecken, bei Leibe keinen öffentlichen Eklat zu machen, sondern sich direkt an mich selbst zu wenden, und ich werde mich dann unverzüglich freiwillig nach derjenigen Festung, die man mir nur zu bestimmen hat, hinbegeben, ohne im mindesten dem Publiko den wahren Grund meines dortigen Aufenthalts merken zu lassen. Kann man Mehr von mir verlangen? Kann man zarter fühlen, als ich? Das ist wahrer Patriotismus, wenn man lieber sich selber als Volontär auf die Festung setzt, ehe man dem Staat Gelegenheit giebt sich zu blamieren! Ich sehe in diesem Augenblick, wie den ältesten Staatsmännern die Thränen der Rührung aus den Augen stürzen; nein, rufen sie alle aus, wie sehr haben wir diesen Menschen verkannt! welch ein Gemüth! Ja, ihr kennt noch nicht den ganzen Umfang dieses Gemüthes; denn wisst, aus patriotischer Vorsorge habe ich sogar jetzt schon meine Freunde drauf vorbereitet, dass ich nächsten Sommer einige Monate zum Vergnügen in Spandau zubringen würde, und Das that ich, damit ich ganz sicher bin, dass die wirklichen Ursachen eines etwaigen Aufenthalts daselbst nimmermehr errathen würden. Ihr seid gerührt, auch ich bin es, die Thränen rinnen, ich höre euch weinend ausrufen: Dieser edle Mensch, dieser zweite Regulus, soll nicht auf die Festung kommen, lieber wollen wir selbst statt seiner dort sitzen. — Aber ich, ich sage euch, ich will hin, ich habe mich auf diese großmüthige That schon ganz eingerichtet, ihr verderbt mir das edelste Aufopfrungsvergnügen — Nein, nein, hör' ich euch wieder entgegnen und schluchzen: Keine Festung, sondern tausend Thaler Zulage! — Welch ein Zeitalter! werden einst die Nachkommen, die dieses Buch lesen, mit Staunen ausrufen, welch ein Zeitalter, wo die Regierungen und die armen Schriftsteller sich wechselseitig an Großmuth zu überbieten suchten! — Du siehst jetzt, lieber Leser, wie gut ich mit der Regierung stehe. Sei also nicht gleich ängstlich, wenn ich mal laut heraus sage, was Andre so gar heimlich verschweigen. Sei nur ohne Sorge, wir Beide haben Nichts zu riskieren: Du, lieber Leser, kannst im Nothfall leugnen, mein Buch gelesen zu haben, oder du kannst sagen, du habest es, sobald du es ausgelesen, mit Unwillen fortgeworfen, es sei ein schlechtes Buch ohne Salz und Geheimrath Schmalz, voll Immoralität und Gefährlichkeit — du verstehst mich. Man kann dir dann Nichts anhaben. Was mich selbst betrifft, so habe ich eben so Wenig zu riskieren; ich sage wie Luther in seinem Briefe an Reuchlin: nihil timeo, quia nihil habeo. Gottlob! sie

haben mir Nichts gegeben auf dieser Welt, und ich habe daher Nichts zu verlieren. Es wäre sehr politisch gewesen, wenn sie mich unter einer Last von Staatswürden niedergebeugt hätten; jetzt flattere ich ihnen über die Häupter weg, sorglos und leicht wie ein Vogel, und singe Freiheitslieder, selbst ein Lied und ein Bild der Freiheit. — Freilich, obgleich man bei unserer jetzigen Civilisation überall seine Bequemlichkeit findet, so möchte ich mir doch zuweilen ein eignes Sofa und eignes liebes Weib anschaffen; aber es könnte mich im Nothfall genieren, ich hätte zu viel Sorge für mein Gepäck, und mit dem Besitzthum käme auch die Furcht und die Knechtschaft. Es verdrießt mich schon genug, dass ich mir vor Kurzem ein Theeservice angeschafft habe — die Zuckerdose war so lockend schön vergoldet, und auf einer von den Tassen war mein Liebling, der König von Baiern, und auf einer andern Tasse war ein Sofa und eheliches Glück ganz vorzüglich gemalt. Ich hab' wahrhaftig schon Sorge, was ich mit all dem Porzellan anfange, wenn mir plötzlich die Regierung eine Mission ins Ausland gäbe und ich über Hals und Kopf abreisen sollte; — oder gar wenn ich aus eignem Triebe einer festen Anstellung entfliehen müsste. Ich fühle jetzt schon, wie mich das verdammte Porzellan im Schreiben hindert, ich werde so zahm vorsichtig, ich schmeichle oft aus Angst — am Ende glaube ich noch, der Porzellanhändler war ein östreichischer Polizeiagent und Metternich hat mir das Porzellan auf den Hals geladen, um mich zu zähmen. Ja, ja, das Bild des Königs von Baiern sah mich so lockend an, und eben Er, der liebenswürdigste der Könige, war der Köder, womit man mich fing. Aber noch bin ich stark genug, meine Porzellanfesseln zu brechen, und macht man mir den Kopf warm, wahrhaftig, das ganze Service, außer der Königstasse, wird zum Fenster hinausgeschmissen, und wer just vorbei geht, mag sich vor den Scherben hüten. — Je mehr ich mein Porzellan betrachte, desto wahrscheinlicher wird mir immer der Gedanke, dass es von Metternich herrührt. Ich verdenke es ihm aber nicht im mindesten, dass er mir auf solche Weise beizukommen sucht. Wenn man kluge Mittel gegen mich anwendet, werde ich nie unmuthig; nur die Plumpheit und die Dummheit ist mir fatal. Auch hab' ich außerdem ein gewisses tendre für Metternich. Ich lass' mich nicht täuschen durch seine politischen Bestrebungen, und ich bin überzeugt: der Mann, der den Berg besitzt, wo der flammende, liberale Johannisberger wächst, kann im Herzen den Servilismus und den Obskurantismus nimmermehr lieben. Es ist

vielleicht eine Weinlaune von ihm, daſs er der einzige freie und geſcheite Mann in Öſtreich ſein will. Nun, Jeder hat ſeine Laune, und ich will auch Metternich die ſeinige hingehen laſſen. Auf keinen Fall will ich es mit ihm verderben; ich will nächſtens in Wien gebratene Hähndel eſſen. Auch mit den Rothſchilden will ich es nicht verderben, und ich will nächſtens in einem beſonderen Buche ihren Werth noch beſonders anerkennen und ihre Verdienſte preiſen." — Abgeſehen von dieſer, an ſich höchſt witzigen Stelle, braucht man Heine's italiäniſche Reiſe nur flüchtig zu durchblättern, um überall auf ähnliche, bald in pathetiſche Sentimentalität, bald in ſchalkhaften Humor gekleidete Selbſtbeſpiegelungen zu ſtoßen, die in ihrer ſteten Wiederholung das unbehagliche Gefühl erwecken, als ob der Verfaſſer mit den Zeitideen nur tändele und ſie bloß artiſtiſch benutze, um ſeiner Perſönlichkeit ein werthvolleres Relief zu geben. Es kann daher nicht überraſchen, daſs ſelbſt wohlwollende Kritiker und aufrichtige Verehrer des Dichters, wie Moritz Veit, im dritten Bande der „Reiſebilder" mehr noch als in den früheren Bänden jene Baſis von charaktervoller Kraft, von heiligem Ernſt und reinem Willen vermiſſten, durch welche allein das Talent geadelt wird. „Heine," ſagt Veit in ſeiner im „Geſellſchafter" abgedruckten Recenſion [211]) ſcharf, aber gerecht, „hat nie einen andern Zweck gehabt, als ſich ſelbſt, er hat immer ſo viel mit dem Darſtellen ſeiner Perſönlichkeit zu thun, daſs er ſich nie oder nur höchſt ſelten über dieſelbe erhebt; er hat ſich nach allen Seiten hin gehen und gewähren laſſen, und ſich immer in dieſem Spiele mit ſich ſelbſt zu ſehr gefallen, als daſs er ſich und ſein Talent mit entſchloſſener Reſignation einem höheren Zweck hätte unterordnen mögen. Wenn bei andern Dichtern das Individuelle der Quellpunkt aller Poeſie iſt, ſo iſt es bei ihm die Perſönlichkeit. In ſo weit daher ſeine Perſönlichkeit intereſſiert, ſo weit intereſſieren auch ſeine Produktionen. Aber eben dieſes Spiel mit ſich ſelbſt hat in einer ſo reich begabten, aber unbewachten Natur unauflöslichen Zwieſpalt erzeugt . . . Mitten in den lockenden Strudel großſtädtiſcher Korruption und Überfeinerung hineingeriſſen, hat er die Unſchuld ſeines Herzens vergiftet, ohne ſie gänzlich zerſtören zu können, und ohne ſich entſchieden nach einer Seite hinzuneigen, ſchwingt er ſich wechſelweiſe nach beiden: bald bricht die Wehmuth über den Schmerz eines verlornen Paradieſes als elegiſcher Seufzer oder als verſchollenes Märchen durch den herben Schmerz der Gegenwart, bald betäubt er dieſen Schmerz durch bittern Hohn, der ſich gegen das

Liebste, was er hat, gegen sich selbst oder den Gegenstand seiner Sehnsucht kehrt . . . Losgerissen von einem heimatlichen Boden, erscheint er uns stets auf Reisen, indem er nur im Schweifen zum Genusse seiner Existenz zu kommen vermeint, und doch blutet sein Herz nach einer Heimat. In dem großen Zufluss neuer Bilder und Gedanken, mit denen er sich auf der Reise bereichert, findet seine Persönlichkeit einen freieren Spielraum, seine innern Zustände erweitern sich und sein Witz schweift frei umher und stachelt die Thorheiten und Verkehrtheiten der Menschen. Und indem er mit seinem durchdringenden Geiste die Einseitigkeit und Befangenheit Anderer leicht überschaut, kann er gleichwohl nicht aus sich selber heraus, und eben diese Wehmuth über den Zwiespalt des eigenen Innern bestimmt auch in den „Reisebildern“ seine Ansichten über die äußere Welt der Geschichte, der Politik, der Literatur. Scheint es doch oft, als ob er sich nur darum über die Sachen und die Menschen lustig machte, um seine Aufmerksamkeit von sich selbst abzulenken, und die beißendste Satire wird ihm unter der Hand zur bittern Selbstpersifflage. Jeder selbständige Zweck, etwa eine klare Erkenntnis der Zustände und der Menschen, liegt ihm hier eben so fern wie früher; nicht als ob es ihm an originellen Ansichten, an glücklichen Bildern und schlagendem Witz fehlte, sondern weil Alles nur in so fern für ihn Werth hat, als es ihm behagt, als es ihm in der Stimmung behagt, in welcher er sich gerade befindet; weil er die Gegenstände nur durch die gefärbte Brille seiner Persönlichkeit ansieht und sie nur in so fern aufzunehmen vermag, als sie dieser mehr oder minder zusagen. Er wird daher schwerlich Etwas schreiben, was nicht durch glänzende Gedanken und pikanten Witz seinen Autor verriethe; man wird ihm in manchen Fällen beistimmen, und in den meisten gestehen müssen, dass, w e n n die Sache sich so verhält, wie er sie auffasst, das Recht allerdings auf seiner Seite sein würde. Darum werden so Viele an ihm irren; sie suchen eine Norm in ihm, und vergessen, dass gerade die geistreiche Normlosigkeit seine Vorzüge und Mängel bedingt. Höchst befremdlich erschien uns in dieser Beziehung die Stelle im dritten Bande der „Reisebilder“, wo er sich mit großer Emphase als einen tapfern Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit ankündigt. Wie kommt Heine zu diesem Pathos? Sonderbar! — aus den mannigfachen Bestrebungen seines Geistes wählt er gerade diese Richtung heraus, die ihm wohl am meisten am Herzen liegen mag, und beredet sich, dass Dies der Zweck sei, den er mit Daransetzung

seiner ganzen Kraft durchführe. Es ist ihm doch also jetzt um einen ernsten und heiligen Zweck zu thun, zu dem er seine Persönlichkeit steigern und erheben müsste und in welchem er sich als in einer höheren Heimat beruhigen könnte: die Ungebundenheit behagt ihm nicht mehr und er sucht gleichsam ein Amt. Vielleicht knüpft sich an dies politische Interesse eine neue Zukunft für ihn an. Bis jetzt aber würde ihn die linke Seite, zu der er sich bekennt, wohl als einen kecken Freibeuter, der dem trägen Feinde so manchen Fouragewagen gekapert, so manchen verlorenen Posten niedergestreckt hat, mit offenen Armen aufnehmen; aber das Schwert auf seinem Grabe wird sie vorerst in einen schlanken Stoßdegen verwandeln." — Auch was Veit an der künstlerischen Form des dritten Bandes der „Reisebilder", besonders der „Bäder von Lucca", zu tadeln findet, ist im Ganzen beherzigenswerth: „Wenn auch manche Scene meisterhaft gearbeitet ist, und die Charaktere des Marchese und seines Dieners bis zur Unerträglichkeit spiegelwahr gezeichnet sind, so stehen sie doch — weder gegenseitig, noch zum Ganzen, oder vielmehr zur Masse — in so gar keiner Verbindung, dass man sich an dem Interesse ärgert, welches diese gemeinen Menschen für sich zu erregen fähig waren. Die Gestalten, die uns Heine vorführt, sind alle nur um ihrer selbst willen da und scheinen uns mit frecher Selbstgenüge zuzurufen: nous voilà! Sie sind aus dem Leben gegriffen, aus der Gasse oder dem Salon mit all dem anklebenden Schmutze und den widrigen Parfüms auf das Papier gebannt; sie sind da, weil sie dasind, nicht weil sie als Mittel zu einem höheren Kunstzwecke dasind. Wenn man dergleichen Personagen wie Signora Lätizia, mit den beiden verschrumpften Amorosos und der tollen Franceska, in der Wirklichkeit begegnet, so kann man ihnen doch wenigstens ausweichen und sich allenfalls ärgern, dass solch ein moralischer und physischer Kadaver, der zufällig vegetiert, sich einbilden kann, noch wirklich in der Welt zu existieren. Möge der Dichter immerhin solche Charaktere treu nach der Natur kopieren: durch die Stellung, die er ihnen in dem Ganzen seines Kunstwerks anweist, muss er sie zur Kunstgestalt läutern, muss er ihre innere Nichtigkeit darthun — denn das Gemeine ist überhaupt nicht, Das heißt als Resultat, höchstens als Werkzeug. Auf diese Weise kommt siegreicher, als durch pfäffisches Moralisieren, durch die Kunst selbst die moralische Weltordnung zu Ehren. Dies aber ist unerlässlich, und Heine thut sich selbst zu viel, wenn er sich zu seinen Gestalten erniedrigt. — Was diesem dritten Bande

besonders schadet, ist der gänzliche Mangel an neuen Gedichten. Man kann es Heine zum Lobe nachsagen, daſs die Poesie ihm nicht zum Handwerk geworden ist: sie ist es ihm vielleicht zu wenig; die Fesseln der Kunstform würden ihn wohlthätig zügeln. Doch auch in anderer Beziehung wird es bemerkbar, daſs die feingebaute Maschine seines Geistes hier und dort an Beweglichkeit und Federkraft müsse verloren haben. Das schlimmste Omen ist, daſs Heine anfängt, sich selbst nachzuahmen, was immer, aber besonders bei ihm, etwas Unheimliches in sich hat. Das gespenstische Doppelwesen seines Innern, das uns in früheren Kompositionen, wo nicht erquickt, doch zuweilen wunderbar ergriffen hat, wirft — etwa im Verscheiden? — seine kalten Schlagschatten über seine jetzigen Gemälde. Die Geschichte der todten Maria — wer glaubt daran? Man fühlt wohl, daſs es nur der Schatten eines Gespenstes sei, und friert. Auch so manche literarische Taschenspielereien, die früherhin einen pikanten Beigeschmack hatten, nutzen sich nachgerade ab. Die feierlich-komische heilige Alliance mit Immermann, dem Dichter, die muthwilligen und, was unerhört ist, oft witzlosen Neckereien neutraler Gebiete, die zweideutig verkappte captatio benevolentiae durch Ertheilung glänzender Epitheta oder Anführung ganz unpassender Mottos — alles Dies erregt Widerwillen, sobald es stereotype Manier wird, da es nur als Übermuth oder geistreiche Neckerei geduldet wurde . . . Vor allen Dingen muſs sich Heine vor einem Stumpfwerden seiner geistigen Sehkraft hüten. Vielleicht aber ist es eben der Überdruſs an der losen Form der „Reisebilder“, welche im letzten Bande durch eine noch losere Form sich selbst persiffliert hat, während der Dichter schon auf Höheres sinnt. Die Vermuthung liegt nicht allzu fern; möchte sie wahr werden! Eine Krisis liegt auf jeden Fall zu Grunde, welche sich eben so in Überspannung wie in Erschlaffung der Kräfte äußert.“

Wir dürfen uns mit dem Hinweis auf diese eine Beurtheilung des dritten Bandes der „Reisebilder“ um so eher begnügen, als dieselbe in gemessenster Weise tadelt, was die Gegner Heine's seinem neuesten Werke in den zeitgenössischen Journalen allerorten mit leidenschaftlicher Bitterkeit vorwarfen. Die Bezichtigung der Immoralität, des unsittlichen Behagens an gemeinen und niedrigen Dingen, der irreligiösen und revolutionären Gesinnung, all' diese gehässigen Denunciationen einer spießbürgerlichen Moral und eines furchtsam servilen Konservativismus erschienen hier auf das richtige Maß zurückgeführt, und der Dichter hatte wahrlich geringe Ursache,

sich in den Briefen an Varnhagen[212]) so unwillig über eine Recension zu äußern, die ihn vor keinem andern Tribunal, als vor dem Richterstuhle der Kunst, zur Verantwortung zog. Einen weit feindseligeren Angriff in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ suchte Varnhagen durch eine Antikritik in einer späteren Nummer (44) desselben Journals zu parieren. In Hamburg trat der Gymnasialprofessor Ullrich mit schulmeisterlicher Pedanterie gegen den Verfasser der „Reisebilder“ in die Schranken, warf aber seinem Stile nicht mit Unrecht ein Haschen nach gesucht seltsamen Beiwörtern vor[213]): „Sehnsüchtige Misthaufen! eine blöde Stadt! ein hastig grüner Leibrock! ein pittoreskes Weh! göttlich liederlich! geistreiche Hüften! ein ängstliches Violett! Wehmuth, dein Name ist Kattun! u. s. w. Wohin soll es mit unserer Sprache kommen, wohin ist es mit unserm Verstande gekommen, wenn Dergleichen gut geheißen wird? Wo hätten Herder, Lessing, Schiller, Goethe, Winckelmann je Ähnliches geschrieben? Ja, welchen Sinn soll man bei dem besten Willen mit jenen Worten verbinden? Man nenne diese Rügen nicht engherzige Wortklaubereien; auch sie bezeichnen wesentlich eine entartete Richtung, die nicht heilbringend ist. Das Einfache, Treffende, Wahre scheint nicht mehr auszureichen, so nimmt man denn zum Unnatürlichen und Pikanten seine Zuflucht.“

Von befreundeten Stimmen ließen sich, außer Varnhagen, diesmal wenige zu Gunsten Heine's vernehmen. Ludwig Robert, Gans und Lehmann schwiegen, obschon Heine sie durch die dringendsten Aufforderungen wiederholt anstachelte, ihm in der literarischen Fehde, die er durch sein Buch heraufbeschwor, als Bundesgenossen zur Seite zu stehn[214]). Selbst Immermann, dem die „Bäder von Lucca“ gewidmet worden und für dessen Märchenepos „Tulifäntchen“ Heine im Frühjahr 1830 eine so herzliche Theilnahme bewies[215]), konnte sich nicht entschließen, dem dritten Bande der „Reisebilder“ öffentlich das Wort zu reden. Auch Michael Beer, den Heine durch Immermann's Vermittelung ersucht hatte, namentlich Schenk gegenüber den Anwalt seines Buches zu spielen, versprach Dies nur zu thun, soweit seine Ehrlichkeit es gestatte, und fügte ausweichend hinzu[216]): „Wenn Heine Sie wiederum befragt, ob Sie Antwort von mir erhalten, und auf welche Weise ich seiner erwähnte, so sagen Sie ihm, er sollte sich erinnern, wie oft er mir gesagt, dass ich die meisten Dinge mit Glacéhandschuhen anfasste. Ich hätte mir diese Handschuhe bei Lektüre seines

Buches angezogen und wäre noch immer der alte Schwächling, der eine so derbe Kost wie seine Satire nicht ohne Indigestion vertragen könne. Mit einem Worte, es wäre mir etwas übel dabei geworden." Mit ähnlichem Degout sprach sich der ehrliche Moser aus, dem Heine deßhalb in schroffster Weise die Freundschaft aufkündigte. Anfangs ließ er die tadelnden Bemerkungen Moser's unbeantwortet; als Derselbe jedoch sein andauerndes Schweigen mit vollem Rechte der verletzten Poeteneitelkeit beimaß, zerriß Heine das langjährige Freundschaftsband durch die schnöden Worte[217]): „Diesen Irrthum muss ich dir entziehen. Ich war nie empfindlich über ein Urtheil von dir, das den Poeten betraf; auch ob du irgend eine meiner Handlungen, die ich als Mensch übte, getadelt oder gelobt hast, war mir, wenn auch nicht gleichgültig, doch keineswegs verletzlich; ich bin überhaupt weder von dir verletzt, noch beleidigt, und mein Stillschweigen ist keine stumme Klage. Ich klage nur über die Götter, die mich so lange Zeit in Irrthum ließen über die Art, wie du mein Leben und Streben begriffest. Du hast letzteres nicht verstanden, und Das ist es, was mir Kummer gemacht. Du verstehst es noch nicht, hast nie mein Leben und Streben verstanden, und unsere Freundschaft hat daher nicht aufgehört, sondern vielmehr nie existiert." Für den selbstverschuldeten Verlust eines Freundes wie Moser bot die schwache Vertheidigung des dritten Bandes der „Reisebilder" in einzelnen Journalen des Frühjahrs 1830 einen mehr als kläglichen Ersatz. Es konnte Heine wahrlich nur geringe Genugthuung gewähren, wenn der Maler J. P. T. Lyser in den Hamburger „Lesefrüchten" jenes Jahres (Bd. I., 11tes Stück) mit bombastischen Tiraden über den „fortschreitenden Riesengeist der Aufklärung," dem „Schleicher-Gesindel" den Text las, das der „Sache des Lichts und der Freiheit" nicht beizukommen vermöge und deßhalb über „ihren Streiter" herfalle, — oder wenn die nach Müllner's Tode noch mehr verlumpte „Mitternachtzeitung" (Nr. 162, vom 27. August) über die „bezifferten und bezahlten" Recensenten der Brockhausischen Unterhaltungsblätter witzelte, — oder wenn der Gleich'sche „Eremit" „selbst die Extravaganzen und Abirrungen eines Geistes wie Heine noch lehrreich und gewissermaßen erfreulich" fand. Ein anonymer Aufsatz in Nr. 37. des „Freimüthigen" oder „Berliner Konversationsblatts" — Heine schrieb denselben der Feder W. Häring's zu[218]) — und eine von Karl Herloßsohn verfaßte Schutzkritik im Leipziger „Kometen" sekundierten dem Dichter etwas geschickter in seiner literarischen Bedrängnis. Herloßsohn, der, wie beiläufig

erwähnt werden mag, mit Heine weder persönlich bekannt war, noch je mit ihm in brieflicher Verbindung stand, geißelte vor Allem das thörichte Geschwätz jener Recensenten, welche beständig über die Zerrissenheit des Dichters und die schrillen Dissonanzen seiner Poesie klagten. „In Heine's Gemüth," sagte er, „geht Das vor, was in vielen andern Gemüthern vorgeht, die keinen Kammerherrnschlüssel und taxfreien Legationsrathstitel haben: nämlich die neueste Zeit, und Heine ist ein Dichter der Nation. Fühlt er sich unglücklich, so fühlt er sich darum unglücklich, weil die Zeit schroffe Gegensätze zu seinem poetischen Himmel bildet, und weil sie ihm Gebäude zertrümmert, bevor er sie noch aufgebaut. . . Wir freuen uns seines schönen, lebenskräftigen Talentes, seines kühnen Strebens in der Zeit, seiner wahren Menschenliebe, seiner Begeisterung für das Vaterland, seines Eifers für das uralte Menschenrecht der Freiheit und Gleichheit, und sagen: Ja, er ist ein guter Kämpfer in der guten Sache, und gleich ihm giebt es noch Manche, die eben so streben, und die ihn lieben, und die eine spätere Zeit alle mit Freude und Liebe nennen wird. Wir freuen uns seines heiteren Gedankenspieles, seines Lebensernstes und seines guten Spottes über die altgewordenen Formen und ihre Träger, über die aristokratischen Haarbeutel, die sich einbilden, Menschen zu sein, wie sie es bei ihrer Geburt waren; wir freuen uns der frischen, lebendigen Komik, die seine Gestalten bewegt, und der poetischen Färbung seiner Ideale." Die cynische Weise, in der Heine den Platen'schen Angriff erwidert hatte, sucht freilich auch Herloßsohn mehr zu entschuldigen, als zu rechtfertigen, und er giebt sogar dem Leser den Rath: „Die letzten Blätter überschlage in den „Reisebildern", du gewinnst Nichts durch die Lektüre derselben, du könntest vielleicht verstimmt werden und unsern Heine weniger lieben, als er's verdient."

Sicherlich war die skandalöse Polemik gegen den Grafen Platen, welche den dritten Band der „Reisebilder" abschloss, ganz dazu angethan, das unvortheilhafteste Licht auf den Charakter Heine's zu werfen, und seinen Freunden jede erfolgreiche Vertheidigung so maßloser Ausfälle auf einen literarischen Gegner unmöglich zu machen. „Ich habe mich," schrieb Campe in einem vertraulichen Briefe an Wilhelm Häring, „vor und bei dem Abdrucke gesträubt, soviel es mir möglich war, um diesen Flecken zu vermeiden. Allein er wollte einen Kopf auf sein Serail stecken; dabei hatte es sein Bewenden." Heine war freilich aufs äußerste gereizt worden, und Platen hatte sich im „Romantischen Ödipus" gegen ihn

ebenfalls der unredlichsten Waffen bedient. Er hatte ihm, in dasselbe Horn mit den Münchener Junkern und Jesuiten stoßend, voll schnöder Intoleranz den „Synagogenstolz" des „getauften Juden" vorgerückt, hatte ihn den „Pindarus vom kleinen Stamme Benjamin", den „Petrark des Lauberhüttenfests", „des sterblichen Geschlechts der Menschen Allerunverschämtesten" genannt, dessen „Küsse Knoblauchsgeruch absondern", und zu all' diesen unwürdigen Schmähungen war er durch nichts Anderes provociert worden, als durch den Abdruck einiger wohlberechtigten Epigramme von Karl Immermann im zweiten Bande der „Reisebilder". Wohlberechtigt in der That war der Xenienspott Immermann's über die seit Anfang der zwanziger Jahre grassierende Nachahmung orientalischer Dichtungsweisen, welche bereits in alexandrinische Formtändelei ausartete, und von Keinem mit prätentiöserem Eifer, als von dem Grafen Platen, betrieben ward. Wie Viel sich Dieser schon auf seine ältesten, an künstlerischem Werthe sehr ungleichartigen Gaselen zu Gute that, zeigt uns das ruhmredige Vorwort seiner ersten Gedichtsammlung, der 1821 erschienenen „Lyrischen Blätter". Als Immermann die erwähnten malitiösen Epigramme drucken ließ, hatte Platen noch kein einziges Werk veröffentlicht, das ihm begründeten Anspruch auf jene Lorberkränze verliehn hätte, die sein ehrgeiziger Sinn heute schon mit kindischer Ungeduld als Lohn seines Strebens von der Kritik einforderte, statt bescheiden zu erwarten, daß sie ihm später als freie Gabe des Dankes und der Bewunderung von selbst zufielen. Es soll jedoch nicht behauptet werden, daß nur ein kleinliches Rachegefühl verletzter Eitelkeit das Motiv zur Abfassung des „Romantischen Ödipus" gewesen sei. Durch die unerhörte Gehässigkeit seiner Invektiven trug Platen allerdings die Hauptschuld daran, daß sein Streit mit Heine und Immermann in persönlichen Skandal ausartete — ursprünglich aber lagen auf beiden Seiten ehrenhaftere Motive zum Grunde. Wie Platen bereits in seinen früheren Lustspielen, vor Allem in der „Verhängnisvollen Gabel", dem „lockeren Sanskulottismus" romantischer Formlosigkeit den Krieg erklärt und, an die antiken Muster sich anlehnend, auf natürliche Einfachheit der Sprache, Korrektheit der Bilder, rhythmischen Wohllaut der Verse, Reinheit der Reime, mit einem Wort auf eine makellose Handhabung der künstlerischen Technik, gedrungen hatte, so nahm er auch im „Romantischen Ödipus" diesen Kampf mit verdoppelter Kraft wieder auf. Daß er in seiner Literaturkomödie gerade Immermann und Heine

zu Repräsentanten jener so scharf von ihm befehdeten, alle Kunstgesetze verachtenden hyperromantischen Richtung wählte, war zunächst freilich ein Akt persönlicher Rache. In einem Briefe an Gustav Schwab gestand Platen selbst, dass er von Immermann Nichts, außer dem Trauerspiel „Cardenio und Celinde", gelesen habe[219]), und er bat seinen Freund Fugger, ihm aus der Tyrolertragödie, deren Titel er nicht einmal kannte, „Etwas von der Handlung und einigen pikanten Unsinn" mitzutheilen, dessen er für den Schluss des fünften Aktes benöthigt sei[220]). Auch von Heine waren ihm nur einzelne Lieder zu Gesicht gekommen, und er lernte die „Reisebilder" erst kennen, nachdem er das fertige Manuskript des „Ödipus" schon nach Deutschland geschickt hatte[221]). Vergebens ermahnte ihn Fugger, die Angriffe auf Heine zu mildern und Letzterem wenigstens keinen Vorwurf aus seiner jüdischen Abstammung zu machen[222]) — Platen ließ sich zu keiner Mäßigung bewegen, und nahm es obendrein dem wohlwollenden Freunde fast übel, dass er für den „Pfuscher" um Schonung gebeten. So verfehlte der giftgetränkte Pfeil, am Ziele vorbeischnellend, seine Wirkung, und prallte auf den Schützen zurück. Weder Heine, noch Immermann wurden durch den Spott Platen's vernichtet, während Dieser durch die Repliken der so arg von ihm misshandelten Dichter eine bedeutende Einbuße in der öffentlichen Achtung erlitt.

So gut wie Platen, glaubten auch Heine und Immermann, in dieser unerquicklichen Fehde nicht allein pro domo, sondern zugleich pro aris et focis der Poesie zu kämpfen. Immermann, der zuerst antwortete, sprach im Vorwort seiner Broschüre „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier" den aristophanischen Lustspielen Platen's nicht allein den dramatischen Gehalt, sondern im höheren Sinne selbst die Form ab, sofern man unter letzterer die lebensvolle und folgerichtige Darstellung einer poetischen Idee begreift. Er wies ferner nach, dass die aristophanische Form, in welcher der Dichter beständig im Vordergrunde steht, während die Handlung und die Entwicklung der Charaktere von untergeordneter Bedeutung sind, für das moderne Publikum immer eine gelehrte Spielerei bleiben werde, weil unser Lustspiel, diametral entgegengesetzt der griechischen Komödie, das Hauptgewicht auf die Handlung und das Spiel der komischen Charaktere legt, der Dichter selbst aber sich hinter den Koulissen hält. „Diese natürliche Ordnung der Dinge umkehren," sagt Immermann, „heißt denn doch nur wieder in die gewöhnliche deutsche Krankheit verfallen.

Das Nahe, Nationale scheint für uns nicht vorhanden zu sein, uns wird nicht eher wohl, als bis wir fremden Boden unter uns fühlen, womöglich den fremdesten. Freilich giebt es dabei ein haltungsloses Dilettieren von Gaselen zu Parabasen ... Aber zugegeben im Allgemeinen, Aristophanes könne bei uns nachgebildet werden, dann müssen wir wenigstens auf der Forderung bestehen, ihn in seiner großen und unterscheidenden Eigenthümlichkeit wieder aufgeweckt erblicken zu wollen. Allerhand Nuditäten, schwierige Strophen, zierlich und leicht behandelt, das Burleske wechselnd mit dem Sublimen, diese Dinge finden sich zwar sämmtlich bei Aristophanes, machen ihn aber nicht zu Dem, der er ist. Der Mittelpunkt, der Charakter seiner Gedichte ist vielmehr die patriotische Begeisterung. Erfüllt von der Schönheit seines herrlichen Landes, glühend für die Ehrbarkeit, die Nüchternheit und die Tugend der marathonischen Zeit, verfolgt er Alles, was Dem entgegen tritt, oder ihm entgegen zu treten scheint. Deßhalb verfolgt er Krieganstifter und die das Volk verderbenden oder verleitenden Schreier, Sykophanten, Sophisten, Dichter. Immer aber bildet jener Patriotismus den Kern des Ganzen, er ist das Gefühl einer großen Seele, und erscheint deßhalb bedeutend, er ist das Agens in einem großen Dichter, und bewirkt daher, daß jedes Wort, trotz aller scheinbaren Willkür, die künstlerische Einheit in sich trägt. Jedesmal erscheint die Gluth und der Zorn des Aristophanes besonders modificiert, daraus entspringt die besondre Tendenz jeder Komödie, und diese Tendenz ist zwar nicht immer im Einzelnen, wo die Laune allerdings Kreuz- und Quersprünge herbeiführt, gewiß aber stets in der Konstruktion der Situationen, der Haupt- und Grundverhältnisse festgehalten. Lustspiele, welche die aristophanische Freiheit ohne jenes ideale Gegengewicht und ohne diese Einheit sich anmaßen, können nur frech und buntscheckig werden, wo das alte edle Muster kühn und schön war." Dieselbe undeutsch gesinnungslose Nachahmung fremder Weisen, dieselbe renommistische Formenspielerei, welche die Kunst des Dichters zu Jongleurkünsten erniedrigt, wirft Immermann dem gräflichen Poeten in den nachfolgenden Sonetten und Parabasen vor. Zwei der ersteren mögen ein Beispiel dafür liefern, wie geschickt Immermann die Blößen seines Gegners aufzudecken und der verdienten Lächerlichkeit preiszugeben verstand:

Der falsche Perser.

Als Hafis eben Mode war geworden,
Fand einen Mann ich einst im grünen Grase,
Den Turban überm Kopf bis zu der Nase,
Gelagert ernst an eines Baches Borden.

Ich bin nun leider von der Zweifler Orden,
Und um zu prüfen ihn mit leichtem Spaße,
Ob er von östlich-genuiner Race?
Rührt' ich ihn an mit meiner Gert' aus Norden.

Da war's geschehn um meinen Orientalen!
Nichts als ein Mummenschanz war die Geschichte,
Vom Turban bis zum Kaftan und zur Harfe.

Statt in Gaselen selig fortzustrahlen,
Sah mit erschrecklich grimmigem Gesichte
Der deutsche grobe Michel aus der Larve.

Glänzendes Elend.

So glatt, so glänzend, glitzrig und manierlich,
In jedem Wort und Füßlein elegant,
Als Jüngling schon Ausgabe letzter Hand,
So formenhaft-geschnürt-antikisierlich!

So von Familie stäts und reputierlich!
Bei der Begeistrung wagestarkem Brand
So rhythmisch-angst in ⏑ und – gebannt,
In Zoten selbst so erudit und zierlich!

Doch in den Versen dann, den glauen, glatten,
Der nachgefühlten Fühlung greise Weise,
Und die Doublettgedanken, ach, die matten!

Ich denk': der Bettler bleibt der Don vom Heller,
Wenn er auch ißt die magre Bettelspeise
Zufällig vom geborgten goldnen Teller.

Hatte Immermann bei der Abwehr des Platen'schen Angriffs sich mit einer derben Züchtigung des hochmüthigen Jambenschleuderers begnügt, der ihn mit den Donnerkeilen seiner Trimeter zu zerschmettern gedroht, so citierte Heine den hesperischen Grafen als todeswürdigen Verbrecher vor ein hochnothpeinliches Halsgericht, und schlug ihm, nach vorgängiger Procedur der Stäupung und Brandmarkung, vollends das Haupt vom Rumpfe. Schon Varnhagen verglich in seiner Besprechung des dritten Bandes der „Reisebilder" die Justiz, welche Heine an Platen geübt, mit der Exekution

eines armen Sünders durch Henkershand. „Auf den Gang des Processes," sagte er, „können wir uns hier nicht einlassen; die Beschaffenheit der Gesetze und die Richtigkeit ihrer Anwendung lassen wir dahingestellt; über Schuld oder Unschuld des Verurtheilten wollen wir keine Meinung äußern — nur Das wollen wir aussprechen, was wir als Thatsache bezeugen können: die Hinrichtung ist vollzogen, der Scharfrichter hat sein Amt als Meister ausgeübt, der Kopf ist herunter! ... Unter Liebesglück, unter Scherz und Lachen, im Verlauf der unvergleichlichsten komischen Scenen, mit ununterbrochenem Witzgeträufel, führt Herr Heine uns zu der tragischen Entwickelung, ja diese selbst liegt ganz und gar in jener Vorbereitung. Wir haben in früheren Zeiten arge Geschichten dieser Art erlebt: Lessing, Voss, Wolf, die „Xenien", die Schlegel, Tieck haben in solcher Weise bedenkliche Dinge ausgeübt; aber in so heitern und lachenerregenden Zerstreuungen haben wir noch keinen literarischen Sünder zu so grausamem Ende wandern sehen. Gewiss, wie man auch immer über den Grund der Rache urtheilen mag, die Erfindung und Ausführung all' dieser Umstände ist meisterhaft. Der ganze Hergang mit den beiden Juden Gumpelino und Hyacinth, wiewohl nur in schlichter, doch in äußerst gebildeter und wohltönender Prosa, dünkt uns, wenn denn doch einmal von Aristophanes die Rede sein soll, aristophanischer als Alles, was Graf Platen bisher in gekünstelten schweren und doch leeren Versen nach solchem Muster zu arbeiten versucht hat. Und nicht sowohl durch die materielle Belastung, durch die Ersäufung in Satire und Hohn, sondern vielmehr dadurch hat Herr Heine den Gegner abgetödtet, dass er ihn in dem Fache, auf das Derselbe sich am meisten zu Gute thun wollte, in seiner Blöße gezeigt, und ihn nicht nur an Grimm und Spott, sondern auch an Kunst, und gerade an aristophanischer Kunst, unendlich überboten hat. Wollt ihr aristophanisieren, so müsst ihr es so machen; habt ihr dazu nicht Muth und Geschick, nun so bleibt in Gottesnamen dabei, dass ihr kotzebuisiert oder müllnerisiert!" — Was in der Heine'schen Entgegnung mit Recht den größten Anstoß erregte, war die Beschuldigung eines geheimen Lasters der widernatürlichsten Art, für welches die Sonette Platen's an F. v. B. und C. T. G. den Beweis liefern sollten. Es wäre jedoch ungerecht, Heine den Vorwurf zu machen, dass er zuerst oder allein jenen Sonetten eine so verfängliche Deutung gegeben. Andere Leser waren durch die sinnliche Inbrunst der Platen'schen Freundschaftssonette eben so abstoßend berührt worden, und Lud-

wig Robert hatte schon im Sommer 1829, bei Gelegenheit einer ausführlichen Kritik der Gedichte des Grafen Platen in den Hegel'schen Jahrbüchern, seiner Entrüstung über die Wahl eines so zweideutigen Themas den schärfsten Ausdruck verliehen. „Der Anblick der ekelhaftesten Missgeburt," hieß es u. A. in jener sonst sehr wohlwollenden und anerkennenden Kritik[223]), „kann nicht widerlicher sein, als in diesen schönen Versen das glühende Körperlob der Jünglinge, dieses für sie kraftlose Schmachten, diese Eifersüchtelei, dieses jammervolle Verschmähtsein, diese unmännliche Weibheit im Gefühle der Freundschaft." Zu tadeln ist nur das frivole Behagen, mit welchem die Phantasie Heine's im Kampfe gegen den Stoff jener Gedichte sich der weiteren Ausmalung des schlüpfrigen Gegenstandes hingab, und einen literarischen Streit auf das Gebiet sittenpolizeilicher Inkrimination hinüber spielte. Daß Heine auf den Angriff Platen's schweigen, oder einen Gegner, der ihn in der öffentlichen Meinung zu ruinieren suchte, mit zarter Schonung behandeln werde, stand freilich nicht zu erwarten, am wenigsten in einer Zeit, wo das Interesse an Theaterskandal und literarischen Klopffechtereien die mangelnde Theilnahme an den politischen Ereignissen nothdürftig genug ersetzte. Zudem sah Heine in Platen auch den politischen Widersacher, den geburtsstolzen Aristokraten. „Ich habe gethan, was meines Amtes war," schrieb er an Varnhagen bei Übersendung seines Buches[224]). „Mag die Folge sein, was da will. Anfangs war man gespannt: was wird dem Platen geschehen? Jetzt, wie immer bei Exekutionen, kommt das Mitleid, und ich hätte nicht so stark ihn treffen sollen. Ich sehe aber nicht ein, wie man Jemand gelinder umbringen kann. Man merkt nicht, daß ich in ihm nur den Repräsentanten seiner Partei gezüchtigt; den frechen Freudenjungen der Aristokraten und Pfaffen hab' ich nicht bloß auf ästhetischem Boden angreifen wollen, es war Krieg des Menschen gegen Menschen, und eben der Vorwurf, den man mir jetzt im Publikum macht, daß ich, der Niedriggeborene, den hochgeborenen Stand etwas schonen sollte, bringt mich zum Lachen — denn Das eben trieb mich, ich wollte so ein Beispiel geben, mag entstehen, was da will — ich habe es den guten Deutschen jetzt gegeben." — „Keiner fühlt es tiefer als ich selbst," heißt es im nächsten Briefe an denselben Freund[225]), „daß ich mir durch das Platen'sche Kapitel unsäglich geschadet, daß ich das Publikum, und zwar das bessere, verletzt — aber ich fühle zugleich, daß ich mit all' meinen Talenten nichts Besseres hervorbringen konnte, und daß ich den-

noch — coute que coute — ein Exempel statuieren musste. Der Nationalservilismus und das Schlafmützenthum der Deutschen wird sich bei dieser Gelegenheit am glänzendsten offenbaren. Ich zweifle, ob es mir gelungen, das Wort Graf seines Zaubers zu entkleiden. Die Satisfaktionsfrage kommt schon aufs Tapet. Sie erinnern sich, dass ich von Anfang an daran dachte — gleichviel, ich hab' es in solcher Vorsorge so toll gemacht, dass dem Grafen mehr daran liegen müsste, von mir Satisfaktion zu bekommen, als mir von ihm. Die Macht der Verhältnisse soll diesmal ein Lustspiel werden. — Dann wieder die Klage: ich hätte gethan, was in der deutschen Literatur unerhört sei. Als ob die Zeiten noch dieselben wären! Der Schiller-Goethe'sche Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunst, nicht das Leben selbst — jetzt gilt es die höchsten Interessen des Lebens selbst, die Revolution tritt in die Literatur und der Krieg wird ernster. Vielleicht bin ich außer Voss der einzige Repräsentant dieser Revolution in der Literatur — aber die Erscheinung war nothwendig in jeder Hinsicht. Ich glaube nicht, dass ich hier, wie bei meinen Liedchen, viel' Nachfolger haben werde, denn der Deutsche ist von Natur servil und die Sache des Volkes ist nie die populare Sache in Deutschland. Doch hier lässt sich Nichts vorausbestimmen — Jeder thue das Seinige. Freilich glaubt Jeder seine eigene Sache zu führen, während er doch nur das Allgemeine repräsentiert. Ich sage Das, weil ich in der Platen'schen Geschichte auf keine Bürgerkrone Anspruch machen will, ich sorgte zunächst für mich — aber die Ursachen dieser Sorgen entstanden aus dem allgemeinen Zeitkampf. Als mich die Pfaffen in München zuerst angriffen und mir den Juden zuerst aufs Tapet brachten, lachte ich — ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber System roch, als ich sah, wie das lächerliche Spukbild allmählich ein Vampyr wurde, als ich die Absicht der Platen'schen Satire durchschaute, als ich durch Buchhändler von der Existenz ähnlicher Produkte hörte, die mit demselben Gift getränkt manuskriptlich herumkrochen — da gürtete ich meine Lende und schlug so scharf als möglich, so schnell als möglich. Robert, Gans, Michel Beer und Andere haben immer, wenn sie wie ich angegriffen wurden, christlich geduldet, klug geschwiegen — ich bin ein Anderer, und Das ist gut. Es ist gut, wenn die Schlechten den rechten Mann einmal finden, der rücksichtslos und schonungslos für sich und für Andere Vergeltung übt. In gleichem

Sinne schrieb Heine an Immermann[226]): „Nicht gegen Platen habe ich Groll, sondern gegen seine Kommittenten, die ihn mir angehetzt. Ich sah den guten Willen, dass man mich in der öffentlichen Meinung vernichten wollte, und ich wäre ein Thor oder ein Schurke gewesen, wenn ich Rücksichten und Verhältnisse halber schonen wollte ... Ich that nur, was die eiserne Nothwendigkeit verlangte. Gottlob! es heißt jetzt nicht mehr: ‚Der arme Heine, der arme Immermann!‘ Das Mitleid war nicht zu ertragen. — Noch Eins — ich will Sie bestechen — als ich in München zuerst hörte, dass der Graf Platen gegen Sie ein Pasquill schreibe, sagte ich zu Schenk (vielleicht auch zu Beer, ich weiß nicht mehr genau), dass ich ihn dafür züchtigen werde, selbst wenn er mich darin verschont. Ich habe nie gegen Angriffe, die nur mich selbst betrafen, Etwas gethan, und wenn ich diesmal das Stärkste that, so geschah es, weil Dieses oder gänzliches Schweigen nothwendig war... Nach einer Schlacht bin ich immer die Milde selbst, wie Napoleon, der immer sehr gerührt war, wenn er nach dem Siege über ein Schlachtfeld ritt. Der arme Platen! C'est la guerre! Es galt kein scherzendes Turnier, sondern Vernichtungskrieg." — Dass Heine auch in späteren Jahren sein Auftreten gegen Platen durch dieselben Doppelgründe persönlicher Nothwehr und principieller Parteitaktik zu rechtfertigen suchte, bezeugen die Unterhaltungen, welche er mit dem Dichter Moritz Hartmann und dem ungarischen Schriftsteller K. M. Kertbeny gelegentlich über dies Thema führte. Gegen Ersteren äußerte er bei einem Besuche im April 1846, seine Polemik gegen Platen sei nichts Anderes gewesen, als ein Kampf gegen die Pfaffen. Hinter Platen hätten die Pfaffen gesteckt, deren Hauptlager damals München gewesen, und er habe es für ein verdienstliches Werk gehalten, in Jenem einen Verbündeten derselben zu vernichten. Kertbeny, dessen Gespräch mit Heine aus dem Februar 1847 datiert[227]), bekam auf die Frage: „Halten Sie Platen wirklich für keinen Dichter?" die treffende Antwort: „Ei, freilich halte ich ihn für einen Dichter, und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlichst kalten; er war ein Dichter im griechischen Sinne, dessen Poesie nicht im Gemüthe, sondern in einem inneren musikalischen Sinne bestand, in einem mathematischen Sinne für Musik." — „Weshalb," fragte Kertbeny, „thaten Sie ihm denn aber so mit vollem Bewusstsein Unrecht?" — „Ja, sehen Sie," erwiderte Heine, „ich trat damals gerade erst auf, und mein ganzes geistiges Wesen ist ein derartiges, dass es nothwendig ein Halloh von Opposition

hervorrufen musste. Das fühlte ich voraus; besonders all' die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte Dem kurzweg vorbeugen, und so erwischte ich gleich den größten unter ihnen heraus, schund ihn, wie Apollo den Marsyas, und schleppte diesen Riesen gleich mit mir auf die Schaubühne, damit den Kleineren der Muth vergehe. Das gehört so zur Taktik literarischer Feldzüge. Und dann war der Mensch wirklich ein Halbnarr, als Mensch wenigstens; er ging in Erlangen oder Würzburg mit einem Lorberkranze spazieren. Auch," und hier stockte Heine etwas, „war er schrecklich arrogant; ich ließ ihm einige Male sagen, er möge mich keinen Juden nennen, ich sei keiner, am allerwenigsten einer in seinem Sinne; er blieb aber störrisch wie Don Quixote, und so nannte ich ihn denn einen * * *, und endlich erstach er sich wie ein Skorpion." — In ähnlicher Weise ließ sich Heine einige Jahre später gegen Alfred Meißner über die poetische Begabung des literarischen Gegners aus, den er so tödlich verwundet hatte. „Platen," sagte er, „wäre sicherlich ein großer Dichter geworden, wenn er nur Poesie und Gedanken gehabt hätte. Er hatte ja Alles zum Dichten: den Hochmuth, die Reizbarkeit, die Armuth, die Schulden, die Kenntnisse, Alles — eben mit Ausnahme der Poesie! An Verständnis der Metrik hat ihn Niemand übertroffen, es fehlten nur eben die Gedanken und Gefühle, die in diese Verskunst zu kleiden waren. Er hatte die poetische Kochkunst gründlich erlernt — ihm fehlte nur der Braten und das Feuer. Aber daraus geht noch nicht hervor, dass er solche Angriffe verdient, wie ich sie ihm zukommen ließ. Ich wollte, ich hätte die Kapitel in den Bädern von Lucca nie in die Welt gesandt!" —

In der ersten Zeit nach dem Erscheinen des dritten Bandes der „Reisebilder" lief das Gerücht durch die Presse, als ob der Graf Platen für die seine sittliche Ehre verletzenden Ausfälle Heine's Satisfaktion bei den Gerichten suchen wolle. Heine erfuhr sogar, dass der Graf Fugger im Auftrage Platen's schon die vorbereitenden Schritte zur Anstellung einer Injurienklage bei dem königlichen Kammergerichte in Berlin gethan habe, und für solchen Fall war er zur exceptio veritatis entschlossen [226]). Platen wählte indess einen vernünftigeren Ausweg, indem er, weiterem Skandal vorbeugend, die unerquickliche Streitsache ruhen ließ und sich damit begnügte, dass Heine, wenn er auch für den Augenblick die Lacher auf seine Seite gezogen, doch bei dem besseren Theile des Publikums durch den unsaubern Charakter seiner Polemik sich selbst den empfindlichsten Schaden zugefügt.

Sechstes Kapitel.

Die Julirevolution.

Die entschiednere politische Richtung, welche Heine im dritten Bande der „Reisebilder“ eingeschlagen hatte, ließ ihm die Rückkehr nach Berlin für den Augenblick bedenklich erscheinen. Bei dem in Preußen sofort erfolgten Verbot seines Buches hielt er es jedenfalls für gerathener, etwaigen Ausweisungsgelüsten der dortigen Behörden aus dem Wege zu gehn, und unter dem Schutze der reichsstädtischen Freiheit das wider ihn heranbrohende Gewitter preßpolizeilicher Verfolgungen sich verziehen zu lassen. Seine Anwesenheit in Hamburg und der Umgegend verlängerte sich mittlerweile zu einem fast zweijährigen Aufenthalte, und er gewöhnte sich allmählich, den Ort, an welchen ihn so schmerzliche Jugenderinnrungen knüpften, bis auf Weiteres als sein bleibendes Domicil zu betrachten. Vermochte er dem nüchternen, vorwiegend auf materielle Interessen gerichteten Leben und Treiben der unliterarischen Handelsstadt auch nach wie vor keinen sonderlichen Geschmack abzugewinnen, so hatten doch die geistigen Anregungen Berlin's in den letzten Jahren ebenfalls Viel von ihrer früheren Anziehungskraft für ihn eingebüßt, und es war geringe Aussicht vorhanden, daß sich dort in der nächsten Zeit ein freierer Aufschwung des politischen Lebens entfalten werde. Überall in Europa boten die öffentlichen Zustände den gleichen trostlosen Anblick — wozu also sollte er seinen Aufenthaltsort verändern, wenn doch kein Entrinnen aus der Kerkeratmosphäre möglich war, die mit bleierner Schwüle über allen Ländern lag?

Wir erwähnten früher, dass Heine durch seine muthwilligen Spöttereien über die von den Hamburger Neuisraeliten erstrebte Synagogenreform sich mit den meisten seiner jüdischen Freunde überworfen hatte, und von ihnen als ein Abtrünniger gehasst und angefeindet ward. Um so schneidender musste ihn in dem Angriffe Platen's der Hinweis auf seine jüdische Abstammung verletzen, die ihm fortan von allen böswilligen Gegnern als ein durch kein Taufwasser abzuwaschender Makel vorgerückt wurde. Von den Juden als Renegat, von den Christen als „Jude" geschmäht, wandte er mit steigender Bitterkeit jedem Glaubensdogma den Rücken, und machte die positiven Religionen ohne Unterschied zur Zielscheibe des vernichtendsten Hohnes. Wir erinnern nur an die witzige Charakteristik, in welcher der aufgeklärte Hyacinth die verschiedenen Religionen — Katholicismus und Protestantismus, orthodoxes und modernisiertes Judenthum, — zum Ärgernis aller Gläubigen, eine wahrhaft voltairianische Revue passieren ließ [229]). Die Originale, welche dem Dichter zu den ergötzlichen Figuren des Marchese Gumpelino und seines Dieners Hyacinth gesessen, waren, beiläufig bemerkt, wohlbekannte Hamburger Persönlichkeiten. Der Bankier Gumpel, dessen Name schon in der „Harzreise" scherzend genannt worden [230]) — er hieß freilich mit Vornamen nicht Christian, sondern Lazarus, — wohnte unweit des Landhauses von Salomon Heine in Ottensen, und ahmte den Millionär gern in Allem nach, wofür er von Diesem weidlich gefoppt wurde. Die beiden Nachbarn lebten mit einander in einer Art harmlosen Krieges, Jeder suchte dem Andern allerhand Schabernack anzuthun, und Salomon Heine fühlte sich aufs ergötzlichste divertiert durch das drollige Zerrbild seines Rivalen, das sein Neffe in den „Bädern von Lucca" aller Welt vor Augen gestellt. Das Original des Hyacinth war ein armer Lotteriebote, dessen fremd klingender Name Isaak Rocamora auf Heine einen so belustigenden Eindruck machte, dass er ausrief: „Rocamora! reizender Buchtitel! Eh' ich sterbe, schreibe ich ein Gedicht Rocamora!" Während seines Aufenthaltes in Hamburg pflegte der junge Dichter den intelligenten Mann zu mancherlei kleinen Vertrauensdiensten zu verwenden. Rocamora war eine lebendige Zahlenmaschine; er wusste genau, wie oft jede Lotterienummer im Laufe von Decennien mit einer Niete herausgekommen. Die Verbesserung der sogenannten Nachschlagebücher war sein Werk, und auf die von ihm verzeichneten Nieten konnte ein Schwur wie auf das Evangelium geleistet werden. Wie er länger als dreißig Jahre

die Nieten der Hamburger Stadtlotterie verzeichnete, so glich das ganze Leben des Manns einer Niete. Arm, wie er gelebt hatte, starb er am 22. Juli 1865, mit Hinterlassung einer Gattin und vieler Kinder, aber auch jenes ehrlichen Namens, dem H. Heine in der Geschichte von dem heimlich gespielten Lotterieloose ein so rührendes Denkmal gesetzt [231]). Selbst der unvergleichlich humoristischen Zeichnung des Hyacinth, welchen der Dichter mit Recht die erste ausgeborene Gestalt nannte, die er jemals in Lebensgröße geschaffen [232]), wurde jedoch von empfindlichen Stammgenossen die Absicht einer Verspottung des jüdischen Nationalcharakters untergelegt, und mehr noch verdachten es Letztere dem Verfasser der „Reisebilder", daß er einen an der Hamburger Börse so schwer wiegenden Mann wie den Bankier Gumpel aus purem Muthwillen lächerlich gemacht. Vor Allem nahm der Betroffene selbst den Spaß sehr übel auf, obschon er wusste, wie wenig er der Romanfigur glich, für die er den Namen hatte hergeben müssen, und August Lewald erzählt [233]), daß Herr Gumpel sich z. B. auch von ihm zurückzog, als er von seinem nähern Verhältnisse zu Heinrich Heine Nachricht bekam. Es ist daher erklärlich genug, daß der Dichter den Verkehr mit jüdischen Kreisen, der schon bei seinem letzten Aufenthalte in Hamburg stark gelockert worden war, jetzt vollends abbrach, und höchstens noch mit seinen nächsten israelitischen Verwandten, der Mutter, Schwester und den beiden Oheimen Salomon und Henry, freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Ludolf Wienbarg, der in jener Zeit viel mit ihm umging, bemerkt ausdrücklich [234]), daß Heine damals, außer mit seiner Familie, mit Juden wenig in Berührung kam; „er mied und wurde gemieden mindestens von Denjenigen, welchen die Religion der Väter noch ehrwürdig war, und welche dem witzigen Spötter vielleicht Alles, nur nicht seine Jehova-Spöttereien, verziehn hätten." Derselbe Freund fand Heine „derzeitig noch sehr befangen und unfrei in Betreff der Vorurtheile, die sich gegen ihn wegen seiner Abstammung erhoben und nichtswürdigerweise von Platen und Anderen gegen ihn ausgebeutet wurden. Erst in seinen späteren Lebens- und Krankheitsjahren lüftete er wieder den Vorhang seines Innern und offenbarte so menschliche wie poetische Sympathien mit dem Volke der Zerstreuung, dem Volke seiner Väter. Im „Romancero" ward er der Romantiker des Judenthums; mancher zarten Nase mag sogar der plötzliche zwiebelhafte Beigeruch der blauen Blume recht unleidsam vorgekommen sein."

Wie in Heine's Gesichtszügen und in der vornehm ruhigen Haltung seines Körpers Nichts an den Juden erinnerte, so sprach er auch ohne jeden Anklang von Dialekt. „Nur einmal," berichtet Wienbarg, „war ich Zeuge, wie eine leidenschaftliche Aufregung ihm Worte entriss, die sehr an die eigenthümlich schrillen Kehllaute des Volkes erinnerten, dem er ursprünglich angehörte. Es war beim Hereintreten in sein Zimmer, wo ich ihn in heftigem Perorieren und fiebrierender Arm- und Fingerbewegung einem mir fremden Manne gegenüber fand. Als sich Dieser entfernt hatte, sagte er noch erbittert, aber ruhiger und in verändertem Tone: „Der schändliche Kuppler hat mich betrogen!" — „Ich dachte gleich," erwiderte ich lachend, „dass es eine sehr wichtige Angelegenheit sein müsse, die Sie dermaßen in Harnisch bringen konnte." Ähnliche Anklänge und Rückschläge in die früheste Kindheit mögen jedoch seine längsten und ältesten Freunde nicht bei ihm beobachtet haben."

Von den Umgangsfreunden Heine's in Hamburg sind uns manche, wie Merckel, Zimmermann, Töpfer, Prätzel und die Assing'sche Familie, schon von seinem früheren Aufenthalte her bekannt. Zu Diesen gesellten sich allmählich zahlreiche Andere, mit Denen sich ein oberflächlicher oder ein intimerer Verkehr anknüpfte. Die hervorragendsten Derselben, Lewald und Wienbarg, sind so eben genannt worden. Ludolf Wienbarg, der vor Kurzem seine Universitätsstudien beendet und das philosophische Doktorexamen gemacht hatte, privatisierte damals in seiner Vaterstadt Altona und ließ seine ersten schriftstellerischen Versuche in Hamburger Journalen abdrucken. Ein fahrender Ritter der Publicistik, welcher um die Mitte der dreißiger Jahre auch die literarischen Persönlichkeiten Hamburg's in seinen Reisefeuilletons abschilderte, skizziert die äußere Erscheinung Wienbarg's, wie folgt[235]: „Eine lang aufgeschossene Figur, mit dünnem blonden Haar, gläsernen Augen, einem nonchalanten, aber doch literarischen Pli, — eine Mischung von Student und Professor mit holsteinischem Anstrich. Er reckt die Arme, als stehe er auf der Mensur und sei im Begriff, den Schläger in die Hand zu nehmen, er krämpt die Rockärmel auf, als wolle er an der Tafel mit Hilfe der Kreide docieren. Seine Rede ist kurz und aphoristisch, aber an geistigen Blitzen reich. Wenn er in Eifer geräth, so erhebt er sich zu hinreißender Suada, in ciceronianischer Eleganz." An einem Februarmorgen des Jahres 1830 machte er die Bekanntschaft Heine's in Dessen Wohnung auf dem Neuenwall, und war ziemlich überrascht, als die erste

Begegnung ihm nicht, wie er sich vorgestellt, eine feurige, kräftige, burschikose, sondern eine feine, stille, vornehme, freundliche Gestalt vor Augen führte. „Damals," erzählt Wienbarg[236]), „war der Dichter, ohne mager zu sein, Nichts weniger als fett, was er erst später nach der Verdauung so vieler satirischer Opfer und an der Seite seiner Mathilde wurde. Er trug sich sauber, doch einfach; Pretiosen habe ich nie an ihm gewahrt. Ein schönes, weiches, dunkelbraunes Haar umgab sein ovales, völlig glattes Gesicht, in welchem eine zarte Blässe vorherrschte. Zwischen den einander genäherten Wimpern seiner wohlgeschlitzten, mehr kleinen als großen Augen dämmerte für gewöhnlich ein etwas träumerischer Blick, der am meisten den Poeten verrieth; in der Anregung drang ein heiteres, kluges Lächeln hindurch, in das sich auch wohl ein wenig Bosheit schlängeln konnte, doch ohne einen stechenden Ausdruck anzunehmen. Faunisches war nicht in ihm und an ihm. Die ziemlich schwache Nasenwurzel verrieth, physiognomischen Grundsätzen zufolge, Mangel an Kraft, Großheit; auch mochte die mäßig gebogene Nase nach unten etwas schlaff abfallen. Die faltenlose Stirn leicht und schön gewölbt, die Lippen fein, das Kinn rundlich, doch nicht stark. Das „böse Zucken" der Oberlippe war ihm offenbar nur eine Angewöhnung, kein Zeichen der Menschenverachtung und des Lebensüberdrusses wie bei Lord Byron, der jedoch wohl nicht unschuldig daran war. Dem Engländer mit der nationalen kurzen Oberlippe und den blinkenden Zähnen stand diese Bewegung vielleicht besser, jedenfalls natürlicher." Als Wienbarg sich's auf die Einladung des Dichters an Dessen Seite auf dem Sofa bequem gemacht, erinnerte ihn der erste Blick auf die umgebenden Gegenstände sehr lebhaft an den Goethe'schen Zugvogel, der nirgends seines Bleibens findet[237]): „Ein offener Reisekoffer, zerstreute Wäsche, zwei oder drei Bändchen aus einer Leihbibliothek, ein paar elegante Spazierstöckchen mit kaum verwischten und abgeglätteten Spuren sorgfältigen Einpackens, und vor Allem das Männchen selber; denn obwohl er bereits einige Monate die Hamburger Luft athmete und in einem anständigen Bürgerhause wohnlich eingerichtet war, so schien er mir doch den Anstrich von einem Reisenden zu haben, der erst den Abend vorher vom Postwagen gestiegen und eine etwas marode Nacht im Gasthofe zugebracht." An diesen allgemeinen mobilen Eindruck knüpfte sich ganz natürlich ein Gesprächsthema über Reisen und Wandern, und Wienbarg brachte die „Reisebilder" aufs Tapet. Er hatte seine Studentenjahre noch in frischem Gedächtnis

12*

und erzählte, wie er Heine's Lieder, die dem ersten Theile der „Reisebilder“ vorausgehen, früher gekannt als dieses Werk selbst, ja sogar früher als den Namen ihres Verfassers. Kieler Studenten hatten bei ihren lustigen Zusammenkünften so manchen pikanten Vers jener Lieder recitiert, und sich bei der herkömmlichen altburschikosen Malice auf die Philisterschaft besonders an dem Ärgernis ergötzt, das keuschen Philisterohren durch solch' übermüthige Weisen bereitet ward. „Heine,“ so erzählt Wienbarg weiter, „benahm sich bei dieser Erklärung ganz allerliebst. Er drückte sich das rothseidene Taschentuch, das er sich zur Nacht um den Kopf gewickelt, mit beiden Händen an die glatten dunklen Haare, klagte Anfangs, wie gewöhnlich, über Kopfweh, wickelte und zupfte darauf den bunten mephistofelischen Schlafrock in den kühneren Wurf eines Faustmantels um die Schulter, und begann mit lächelnder Miene und blinzelnden Augen, aber im trockensten Docententone, mir als einem jungen Scholaren die tiefere welthistorische Bedeutung seiner liederlichen Lieder auseinanderzusetzen. Ich musste ihm gerade ins Gesicht lachen, und blieb bemungeachtet ein aufmerksamer Zuhörer. Die Situation war so komisch, dass, als gleich nachher der taube Maler Lyser ins Zimmer trat, er sich kichernd uns am Tische gegenüberſetzte und eine der drolligsten Karikaturen von uns entwarf, wie sie seiner flüchtig geschickten Feder nicht selten ungemein gelangen.“ Solche Belehrungen über den tieferen Sinn seines poetischen Schaffens scheint Heine von jeher geliebt zu haben, und dieselben beweisen zum mindesten, dass er über die Wirkung und Bedeutung seiner Produktionen sehr frühe ein stark ausgeprägtes kritisches Bewusstsein hatte. So machte er u. A. bereits im Anfange seiner Laufbahn gegen Professor Gubitz, als Dieser über die frivole Witzpointe eines seiner kleinen Lieder etwas zweideutig gelacht hatte, die charakteristische Bemerkung[238]: „Zur Anerkennung des neuen Genies und Talents muss man das abgestumpfte deutsche Gemüth foltern. Bei den Deutschen wird man leichter vergessen, als berühmt, — jetzt zumal; sie haben in der Gefühlswonne so geschwelgt, dass zu ihrer Aufregung derbe Mittel unerlässlich sind, ganz so wie die Kirmesslust ihnen erst vollständig ist, wenn man sich zum Kehraus noch mit Schemelbeinen traktierte.“

Wienbarg kam nach dem erwähnten ersten Besuche im Verlauf des Jahres 1830 häufig mit Heine zusammen, und empfing von ihm vielfache Anregungen zur Ausbildung seiner schriftstellerischen Talente. Das ernst-

hafte künstlerische Streben und der weite, vorurtheilslose Blick des geistreichen Mannes flößten Heine Sympathie und Bewunderung ein; denn bei allem Selbstgefühl war er keineswegs blind für manche seiner Mängel, wenn er dieselben auch dem Publikum gegenüber eher zu vertuschen als einzugestehn pflegte. „Ich kenne meine Fehler,“ äußerte er nachmals in Paris gegen einen ihn besuchenden Schriftsteller, „aber ich werde kein solcher Narr sein, geflissentlich auf dieselben aufmerksam zu machen. Das Publikum ist gar zu geneigt, sie alle für wahr zu halten. Rückert z. B. hätte niemals aussprechen sollen, dass er kein ganzer Dichter sei — nun glaubt man ihm den unvorsichtigen Vers aufs Wort.“ Vor Allem kannte Heine recht wohl die Schattenseiten, die sich an die Glanzseiten seiner Darstellung hefteten. Mit großer Offenheit sagte er einmal zu Wienbarg [239]: „Professor Zimmermann hat Ihre Verse gelobt, mit Recht, der Bau (es war von einer metrischen Übersetzung aus dem Griechischen die Rede) ist schwungvoll und elegant, aber Das hat in meinen Augen weniger auf sich. Ihre Vorrede hat mich entzückt, ich beneide Sie um Ihre Prosa.“ Als der Belobte ihn mit etwas spöttischem Unglauben ansah, rief Heine aus: „Nein, nein, Das ist kein Kompliment von mir, Das ist meine aufrichtige Meinung. Sie sind noch ein freies Ross, ich habe mich selbst Schule geritten. Ich bin in eine Manier hineingerathen, von der ich mich schwer erlöse. Wie leicht wird man Sklave des Publikums! Das Publikum erwartet und verlangt, dass ich in der Weise fortfahre, wie ich angefangen; schriebe ich anders, so würde man sagen: „Das ist gar nicht heinisch, Heine ist nicht Heine mehr.“ Er meinte ohne Zweifel, außer dem beständigen Hervortreten seiner Person, die Häufung der pikanten Beiwörter, in welche ein mecklenburgischer Professor von ehemals das wahre Wesen der Poesie setzte, — überhaupt aber jene überwiegend in sinnlicher Anschauung verweilende, meist so reizend witzige, das gewählte Bild in künstlerischer Harmonie ausführende, zuweilen jedoch überkünstelte Plastik seines Gedankenausdrucks, eine Eigenschaft seines Stils, die man kaum an demselben missen möchte, die jedoch für die Handlung, Bewegung, für den raschen und reichen Gedanken- und Scenenwechsel, wie auch für die mehrseitige dialektische Auffassung der Gegenstände selbst — der Vorzug der Prosa vor der Poesie — ihm wohl nicht selten als hemmende Fessel sich fühlbar machte. Indess stimmte diese Schreibart wesentlich mit seinem mehr intuitiven als reflektierenden Charakter zusammen. Niemals zergliederte er die Erscheinungen, und es konnte ihm daher auch

nicht der entgegengesetzte Fehler des Nergelns und Verschnitzelns zustoßen. Er sah sich die Personen und Dinge an und gab ihnen Namen, nicht selten mit der Originalität eines ersten Spracherfinders, wie Adam im Paradiese. Er ließ die Erscheinungen ganz, wenn er sie anders nicht in böser Absicht zerreißen wollte, und auch dann schund er sie lieber, als daß er sie zerfetzte. In seinen Betrachtungen war jedesmal eine leitende Idee, in seinen Charakteristiken eine scharf ausgeprägte Marke, in seinen Bildern ein Zug und eine Farbe vorherrschend. „Der gute Schriftsteller zeigt sich weniger durch Das, was er niederschreibt, als durch Das, was er wegläßt," war eine seiner gewichtigen Äußerungen. So rasch er schrieb, wenn er im Zuge war, konnte ihn doch zuweilen ein Wort, eine Wendung lange aufhalten. Er fand Nichts wahrer, als die Goethe'sche Bemerkung, daß man mit der deutschen Sprache niemals fertig wird, und jeden Tag aufs Neue an ihr hämmern und bilden muß. Wenn er aber auch über die Sprödigkeit des Materials klagte, so war ihm doch das unerschöpfliche, in die Breite und Tiefe gehende Bergwerk desselben ein Gegenstand der Bewunderung und fleißigen Pochens. Seine dichterischen Entwürfe gingen immer erst durch die Hand des Künstlers. Das kleinste frisch empfangene Gedicht war ihm eine Statuette, der er die zarteste Nachhilfe, hier am Finger, dort am Mundwinkel oder an der Wölbung des Auges, angedeihen ließ." Mit wie sorgfältigem Studium Heine sich in den Geist der Sprache vertiefte und jede Feinheit desselben zu erlauschen suchte, Das mögen, neben diesem Zeugnisse Wienbarg's, auch die nachfolgenden Worte eines Briefes an Varnhagen vom Sommer 1830 beweisen[240]): „Stilistisch habe ich wieder Viel gelernt an Ihrem Buche, und die gleichzeitige Lektüre des 31sten und 32sten Bandes der neuen Ausgabe Goethe's gab mir zu manchen Betrachtungen Anlaß. Daß Goethe sich darin, mehr als je, von dem bestimmten Artikel (der, die, das) entfernt, nämlich ihn fühlbarlichst ausläßt, daß er neue Formen des Unbestimmten ausprägt (Der unbestimmte Artikel „ein" in ängstlicher Anwendung gehört dazu), daß er ferner eine konventionelle Gesellschaftssprache für die Deutschen begründet und somit manchem fühlbaren Mangel abhilft, Dergleichen und Mehr der Art trat mir entgegen und nahm meine Beobachtung in Anspruch. Das letztgenannte Streben finde ich auch bei Ihnen, lieber Varnhagen; doch allzu bestimmtes Wollen hält Sie von der vorher erwähnten Unbestimmtheitssucht wohlthätigst entfernt. Ich habe diesen Morgen schon Viel ge-

schrieben, wo sich die Goethe'sche Superlativität beständig in meine Perioden drängte — so ansteckend ist eine Schreibgrimasse!"

August Lewald, der von 1827 bis Ende 1831 in Hamburg lebte, war schon im Herbst des erstgenannten Jahres dem Dichter im Pavillon an der Alster flüchtig begegnet und ihm von einem Freunde vorgestellt worden. Heine kam ihm mit einer Artigkeit entgegen[241]): „Ich habe diesen Sommer auf Norderney bereits Ihre Bekanntschaft gemacht," sagte er lächelnd. „Ihre Novelle, der Familienschmuck, hat mich sehr angezogen, und ich freute mich, als ich hörte, daß ich Sie in Hamburg finden würde. Sie glauben nicht, wie trostlos es auf Norderney zu leben ist, wie man alles geselligen Umgangs entbehrt, und wie froh man ist" ... „Diesem Umstande," fiel ihm Lewald ins Wort, habe ich es denn auch zu verdanken, daß Sie meine Novelle lasen und goutierten." Heine lächelte wiederholt. Lewald erzählte ihm nun, daß er bereits in Hoopte Jemanden getroffen, der wahrscheinlich nichts Geringeres im Sinne gehabt, als sich für ihn auszugeben. In Hoopte, wo die Elbfähre die Reisenden aus dem Königreiche Hannover ins hansestädtische Gebiet Kirchwärder hinüberführt, war ihm nämlich ein einsamer Reiter begegnet, der von Lüneburg kam und gleichfalls nach Hamburg wollte. Der junge Mann, an dem Lewald nichts Ausgezeichnetes als eine ungeheure Nase bemerkte, war sehr gesprächig. Mit unermüdlichem Geschwätz gab er eine Menge Geschichten zum Besten, Avantüren mit Schauspielerinnen, mit denen er auf der Elbe Schiffbruch gelitten, und Dergleichen mehr; auch von seinen poetischen Versuchen hatte er erzählt, und als er endlich drüben in Vierlanden Abschied nahm, reichte er Lewald im Davonsprengen eine Karte mit dem Namen „Heine" und fügte die Einladung hinzu, ihn doch in seiner Hamburger Wohnung auf dem großen Burstah zu besuchen. „Ach, mein Bruder Gustav!" rief H. Heine aus; „Der wird mich noch ins Unglück bringen!" — und Lewald erfuhr, daß der Dichter schon damals mit diesem Bruder nicht im freundschaftlichsten Vernehmen stand. — Seit dieser ersten Entrevue hatte er Heine lange nicht gesehen, als ihn Derselbe einst gegen Ende des Jahres 1829 aus seinem Nachmittagsschlummer weckte. Er kam, wie er sagte, um Lewald's Wohnung zu besehen und sie zu miethen, wenn sie ihm konveniere, da er gehört hatte, daß Jener sie verlassen wolle. Sie war ihm aber zu geräuschvoll, wie er sich bald überzeugte. Er litt immer noch sehr an den Kopfnerven, wurde oft plötzlich glühend roth ohne äußere Veranlassung,

und war fast beständig in einem gereizten Zustande. Wie ehemals in der Wohnung seines Vetters Schiff zu Berlin, so musste auch, wenn der Dichter, was in der Folgezeit mehrmals geschah, bei Lewald übernachtete, nicht nur die Uhr seiner Schlafstube entfernt, sondern selbst die des anstoßenden Zimmers gänzlich zum Schweigen gebracht werden; denn er versicherte, dass er sonst von dem Ticken und Schlagen andern Morgens das stärkste Kopfweh haben würde. Lewald sah ihn von jetzt an häufig, und Heine gefiel sich so gut in seiner Gesellschaft, dass er ihm bald täglich seinen Besuch machte.

Obschon August Lewald damals bereits im achtunddreißigsten Jahre stand, hatte er sich doch erst seit Kurzem ernstlich der Schriftstellerei gewidmet. Am 14. Oktober 1792 zu Königsberg geboren, hatte er nach dem Tode seines Vaters, trotz geringer Neigung, Anfangs die kaufmännische Karrière einschlagen müssen. Nachdem er eine Zeitlang in Warschau gelebt, und von dort aus als Kanzleisekretär des Barons Rosen im Hauptquartiere des Feldmarschalls Barclay de Tolly die Kampagne nach Frankreich mitgemacht, war er nach Deutschland zurückgekehrt, und durch den Verkehr mit Holtei und Schall in Breslau der Bühne zugeführt worden, für die er unter dem Pseudonym Karl Waller mehre kleine Lustspiele schrieb, und die er schließlich in Brünn und München als Schauspieler betrat. Aus dieser Stellung zum Dramaturgen des Münchener Hoftheaters aufgerückt, übernahm er in den folgenden Jahren die selbständige Leitung der Bühnen von Nürnberg und Bamberg, und ging 1827 als Regisseur des Stadttheaters nach Hamburg, wo er u. A. am 16. November 1829 Immermann's „Trauerspiel in Tyrol" glänzend in Scene setzte. Ein vollkommener Weltmann, verstand er sich nicht allein im Theaterverkehr, sondern auch im bürgerlichen Leben und literarischen Umgange mit feinstem Takt zu bewegen. Mit seinem schwarzen Schnurrbarte und den blitzenden dunklen Augen, die so klug und mit so freundlicher Zuvorkommenheit umherblickten, sah er fast wie ein polnischer Edelmann aus, und derselbe Charakter vornehm gewandter Welterfahrung, den seine Unterhaltung trug, zeichnete auch seine niemals tiefen, aber stets anmuthigen Feuilleton-Arbeiten aus. Seine vorhin erwähnte Novelle „Der Familienschmuck", welche zuerst in den Lotz'schen „Originalien" und gleich darauf in den Hamburger „Lesefrüchten" abgedruckt wurde, fand so allseitigen Beifall, dass Lewald sich von jetzt an mit Eifer dem novellistischen Fache zuwandte. Vor Allem

war es Heine, der ihn in diesem Bestreben ermunterte und unterstützte. Er forderte ihn auf, mehre Novellen aus früheren Jahren, die in der „Abendzeitung“, im „Morgenblatte“ und anderen Journalen abgedruckt worden, zu sammeln und herauszugeben, und bewog Campe, den Verlag zu übernehmen. Dem ersten Bande folgte bald der zweite. Die fünf Erzählungen, welche ihn füllten, wurden rasch hinter einander geschrieben, und Heine nahm sich die Mühe, sie im Manuskripte, mit dem Bleistifte in der Hand, zu lesen und dem Verfasser seine Bemerkungen darüber mitzutheilen. In einem Briefe an Wilhelm Häring, welcher damals den Berliner „Freimüthigen“ redigierte, sagt Heine über das novellistische Talent Lewald's [242]): „Er weiß zu erzählen und die Figuren zur Anschauung zu bringen, und ich habe ihm das Prognostikon gestellt, daß er einst in seinem Fache zu den beliebtesten Schriftstellern gehören wird. Ich habe ihn eben durch seine Arbeiten erst kennen lernen, und das günstige Vorurtheil, das ich hege, ist daher keine Parteilichkeit. Ich wünsche, lieber Häring, daß Sie den Band von Lewald's Novellen, der jüngst erschienen, lesen möchten, und wenn Sie im „Freimüthigen“ eine wirksame Recension liefern wollten, wär's mir sehr angenehm, da ich selbst bis am Halse in Politik stecke und nichts Ästhetisches schreiben kann. Und doch verdient das Buch eine rasche Empfehlung, wenn solche auch nur das Eine bezweckte, daß der Verfasser einsähe, wie nur die Novelle, und nicht das Theater, woran er seine Kräfte vergeudet, für sein Talent geeignet ist.“ Lewald selbst legt das offene Bekenntnis ab [243]): „Wenn hie und da ein wohlwollender Recensent mir einen nicht ganz schlechten Stil nachrühmte, so gestehe ich gern, daß Heine es zuerst war, der mich darauf hinlenkte. Es ist mir nie eingefallen, wie Heine schreiben zu wollen, und es wäre mir wohl auch nicht möglich, seine krystallflüssige Form wiederzugeben, die den feinsten, durchdringendsten Geist aushaucht; allein die gewissenhafte Sorgfalt, die ich auf die Ausfeilung meines Stils, bald mit mehr, bald mit minder Glück, verwende, den Rhythmus der Prosa, die Vermeidung veralteter Wendungen und mißklingender Worte, Dies verdanke ich den Ermahnungen meines Freundes.“ Der Aufstand in Polen veranlasste Lewald, mehre Erlebnisse aus jenem Lande zu Papier zu bringen, und das Buch unter dem Titel „Warschau“ herauszugeben. Auch dies Manuskript sah Heine durch. „Das ist keine Novelle,“ sagte er; „Sie müssen es anders benennen.“ Und er erfand den Namen „Zeitbild“

dafür, wie er früher „Reisebilder“ erfunden hatte, und wie er später „Zustände“ erfand. Diese Benennungen haben seitdem alle das Bürgerrecht erhalten.

Bedürfte es noch weiterer Zeugnisse für die aufopfernde Theilnahme, welche Heine zu jeder Zeit den literarischen Arbeiten seiner Freunde erwies, so brauchten wir nur an seine bogenlangen Verbesserungsvorschläge zu Immermann's „Tulifäntchen“ zu erinnern, die von Diesem fast ausnahmlos acceptiert wurden. Es spricht nebenbei sehr günstig für Heine's scharfe Urtheilskraft, daß er Immermann's echte Dichterbegabung schon zu einer Zeit erkannte, wo dieselbe noch durch die Spätnebel der Romantik und der Shakspearomanie bedenklich verhüllt war und man ungewiß sein konnte, ob sein Geist jemals die volle Herrschaft über seine reichen Mittel erringen würde. „Halten Sie Immermann wirklich für einen großen Dichter?“ fragte ihn Wienbarg, der von ähnlichen Zweifeln erfüllt war. Zur Antwort charakterisierte Heine in einigen Zügen des Genannten große Natur und Eigenschaften. Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: „Und dann, was wollen Sie? es ist so schauerlich, ganz allein zu sein.“ Blicken wir zurück auf die öde Zeit, in welcher Heine's Stern zuerst aufging, so werden wir dies Gefühl, trotz der scheinbar übertriebenen Selbstschätzung, welche sich darin ausspricht, immerhin gerechtfertigt finden.

In Lewald's gastlicher Wohnung fand sich fast allabendlich ein gesellschaftlicher Kreis literarisch und künstlerisch gebildeter Personen zusammen. Schriftsteller, Maler und Musiker, Schauspieler und Sänger saßen in anregendem Geplauder, bald in größerer Anzahl, bald en petit comité, um den gemüthlichen Theetisch, an welchem Frau Lewald, eine liebenswürdige Münchnerin, präsidierte, und oftmals zogen sich die ernsten oder in neckischem Witzgeplänkel hin und her fliegenden Gespräche bis spät in die Nacht hinein. Zu diesem Kreise gehörte vor Allem der Baron Gotthilf August von Maltitz aus Königsberg, Verfasser der „Pfefferkörner“, des dramatisierten „Hans Kohlhaas“ und zahlreicher theils humoristischer, theils politischer, theils religiöser Gedichte. Seit 1822 hatte er sich in Berlin niedergelassen, nachdem er durch die üble Aufnahme einer von ihm veröffentlichten Satire zum Aufgeben seiner Oberförsterstelle genöthigt worden war. Im Jahre 1828 wurde er plötzlich aus Berlin ausgewiesen, weil er bei der Aufführung seines Schauspiels „Der alte Student“ die Darsteller veranlasst hatte, einige Stellen, in denen sich eine warme Theilnahme für

die Sache Polens kundgab, und die von der Censur gestrichen worden, dennoch zu sprechen. Er ging nach Hamburg, und übernahm dort die Redaktion des „Norddeutschen Kouriers", konnte aber niemals das vermeintliche Unrecht vergessen, das ihm in Preußen geschehen war. Ein unermüdlicher Raisonneur, der keinen Andern zu Worte kommen ließ, war er einer von jenen Patrioten, die ihr Unglück zum Unglück der Welt machen, und über dies Unglück an jedem Wirthshaustische mit Feuer und Ingrimm schwadronieren. In seinem Gedichte „Polonia" besingt er den Heldenkampf eines edlen Volkes und den Untergang der Freiheit mit ergreifendem Pathos — aber er kann es nicht unterlassen, nach den schwungvollsten Strophen plötzlich das preußische Ministerium „vor ganz Europa" (wie es in dem Gedichte heißt) zu fragen, weßhalb man ihn ohne Recht und Urtheil aus Berlin verwiesen habe? „Während der Hamburger Krawalltage im Jahre 1830," erzählt uns Wienbarg[244]), „ließ sich Maltitz nirgends in der Öffentlichkeit sehen; auch klopfte man vergebens an seine Zimmerthür, sie war und blieb verschlossen. Heine versicherte, Maltitz hege eine übertriebene Vorstellung von seiner Popularität; er habe sich eingesperrt, aus Furcht, vom Volke abgeholt und zum Hamburger Diktator gepresst zu werden. „Denken Sie sich unsern kleinen Maltitz," sagte er lächelnd, „wenn die Hamburger Butjes ihn auf die Schulter nehmen und ihn im Triumph durch den Jungfernstieg tragen; denken Sie sich Maltitz auf eine Tonne gehoben, Reden an das Volk haltend!" Man konnte sich den guten Maltitz allerdings in solcher Lage nicht ohne Lachen vorstellen. Der Dämon, der in Gestalt eines Buckels so manchen witzigen Leuten auf dem Nacken sitzt, äußerte sich bei ihm in polternder Schauspielhelden-Manier, und er würde in der That als Hamburger Ciceroacchio auf dem Piedestal einer Tonne eine höchst ergötzliche Wirkung gemacht haben. Hinter seinem Tische in der Grube'schen Restauration „Zum Kronprinzen" oder an der Wirthstafel des alten Marr im „König von England" war er jedenfalls besser aufgehoben. Maltitz führte grausenhafte Reden, namentlich wenn er Dom Miguel beim Kopf kriegte und mit raffinierter Grausamkeit die Strafjustiz über dies portugiesische Ungeheuer ausübte. Dabei war er der gutmüthigste Mensch von der Welt, und hätte keiner Fliege Was zu Leide gethan. Erzliberal, aber, wo nicht stolz, doch eitel auf seinen alten Adel, hatte er sein auf Glas gemaltes Wappen in ein Fenster seiner Wohnung einsetzen lassen; darunter befand sich der Bequemlichkeitsstuhl. „Hat er Ihnen schon vom

Baseler Turnier erzählt?" fragte mich Heine. Denn gewöhnlich erfuhr man in der ersten oder jedenfalls in der zweiten Unterredung mit Maltitz, daß ein Maltitz urkundlich schon auf dem ersten Baseler Turnier seine Lanze eingelegt habe, was die glänzendste Ahnenprobe sein sollte. Campe und Grube machten damals ein gutes Geschäft mit ihm, Ersterer mit den gedruckten, Letzterer mit den gesprochenen Pfefferkörnern, womit Maltitz die Unterhaltung an der Gasttafel würzte und Gäste herbeizog." Heine liebte es, ihn durch immer neue Enthüllungen über die teuflischen Pläne der „Tyrannen" und „Jesuiten" in fieberhafte Aufregung zu versetzen. Nach der Julirevolution wanderte Maltitz voller Begeisterung nach Paris, wo er Börne's Bekanntschaft machte, aber, weil er kein Französisch sprach, sich nie auf den Speisekarten zurecht finden konnte, sondern ewig Saucen erhielt, bis er endlich ein für alle Mal Sauerkraut und Schweinefleisch aß. Enttäuscht und grollend kehrte er bald wieder nach Deutschland zurück, und ist einige Jahre später in Dresden gestorben.

Wie sich bei der vorherrschend poetischen, träumerisch in sich selbst zurückgezogenen Natur Heine's erwarten ließ, hatte er zum Volksredner nicht das mindeste Talent. „Ich habe ihn schon damals bedauert," sagt Wienbarg [245]), „daß in dieser Richtung Ansprüche an ihn gemacht wurden, die auf Unkunde seines eigensten persönlichen und dichterischen Wesens beruhten. Öffentliche Beredsamkeit war nicht seine Sache, auch wenn sein Organ stärker gewesen wäre. Bei seiner Schüchternheit machte ihn jede größere Versammlung beklemmt. Schon in der gewöhnlichen Unterhaltung lähmte ihm ein etwas barscher Widerspruch oder nun gar ein satirischer Ausfall die Schwingen. Denn seltsam genug erlag er am ersten der Waffe, deren Meister er war, sobald sie gegen ihn selbst gerichtet wurde; jener stechende, funkelnde Witz, von dem er einmal sagt, daß es gut sei, ihn in dieser schlechten Stockjobber-Zeit statt des Degens bei sich zu tragen, wurde ihm treulos, wenn er ihm zu augenblicklicher Vertheidigung dienen sollte. Doch nicht nur die Schüchternheit hielt ihn von öffentlichen und selbst auch nur gesellschaftlichen Reden zurück: er fühlte Abneigung vor allen rhetorischen Äußerungen, und hatte auch keine Gabe dafür; ein Mangel, der ohne Zweifel in seiner poetischen Individualität begründet war. Er besaß nur das Konversationstalent. Daß von seinen feinen Lippen nicht selten die feinsten Bemerkungen, die köstlichsten Spiele des Witzes und der Ironie und die drastischsten Schilderungen von Charakteren und

Erlebnissen glitten, werde ich wohl nicht zu versichern brauchen. Auch das Alltägliche und Unbedeutende nahm einen gewissen Reiz in seinem Munde an. Des richtigen oder vielmehr des besten Ausdrucks war er bei guter Laune stets sicher, und konnte sich dann auf seine Überlegenheit verlassen. Jemand wollte mir eine lächerliche Anekdote erzählen. „Halt," fiel ihm Heine ins Wort, „lassen Sie mich" ... Er wusste nur zu gut, dass die Geschichte bei ihm um zwanzig Procent gewann."

Als die berühmte Sängerin Henriette Sonntag im Herbst 1830 nach Hamburg kam, und durch die prätentiöse Art ihres Auftretens, sowie durch die Forderung unerhört hoher Eintrittspreise zu ihren Concerten, den Unwillen des Publikums erregte, schrieb August Lewald ein paar Hefte satirischer Gedichte, die er unter dem Titel „Die Primadonna in Hamburg, besungen von dem Dichter Tobias Sonnabend" bei Hoffmann und Campe erscheinen ließ. Die Manier Heine's war in einigen dieser — übrigens höchst faden und witzlosen — Gedichte aufs geflissentlichste nachgeahmt, und Campe hatte versprechen müssen, den Namen des Autors nicht zu verrathen, bis die Sängerin abgereist. Im Publikum hieß es allgemein, dass Heine der Verfasser sei, und Campe fand es für den Absatz der Gedichte sehr vortheilhaft, dieser Meinung mit keinem Wort zu widersprechen. Heine hatte alle Mühe, sich des Unwillens der Sonntag-Enthusiasten zu erwehren, Niemand glaubte seinen Betheuerungen, dass er völlig unschuldig an dem Pamphlete sei, und erst spät erfuhr er den Namen des Verfassers. Er konnte sich eine kleine Rache nicht versagen. „Eines Abends," erzählt Lewald[246]), „war er mit mehren Freunden bei mir. Wir wollten eben zu Tische gehen, als er seinen Hut ergriff und versicherte, nicht dableiben zu können. So auf dem Sprunge fortzugehen, brachte er noch die Sonntag-Broschüre aufs Tapet, und warf die Frage auf, ob man ihn immer noch für den Autor halte. Sogleich ergriff Maltitz das Wort und ergoss sich voll Eifer in Schmähungen über das Machwerk, und wie er nie geglaubt habe, dass Heine es verfasst haben könne. Ich gab ihm nicht Unrecht, denn auch mir wäre Das nie eingefallen. Einige Andere stimmten noch Maltitz bei, und schimpften und lästerten gewaltig auf den armen Satiriker, ohne zu wissen, dass sie mit ihren Pfeilen ihren unglücklichen Wirth trafen. Heine aber empfahl sich gewandt und rief: „Nun denn, der Verfasser der Gedichte ist Herr Lewald, und es wird ihm eben so leid thun wie mir, Ihren Beifall nicht errungen zu haben, meine Herren!" Er ergötzte sich

noch eine Weile an den verlegenen Mienen meiner Gäste, dann drückte er mir die Hand und eilte hinaus."

Von anderen Schriftstellern, welche der Zeit in Hamburg lebten, kamen wenige mit Heine in Berührung. Obschon seine Werke vom Publikum verschlungen wurden, schenkte man dem Dichter selbst nur geringe Beachtung. Wenn Professor Zimmermann auch seinen reiferen Schülern die Lektüre der „Reisebilder" empfahl und die plastische Lebenswahrheit der Gestalten eines Hyacinth und Gumpelino hervorhob, so gehörte ndafür seine Kollegen Ullrich, Meyer und Wurm zu den erbittertsten Gegnern der jungen Literatur. Die beiden Letzteren hatten wegen ihrer gereizten Ausfälle wider Börne nachmals viel Übles zu erdulden; Professor Ullrich las seinen Primanern mit Entzücken den „Romantischen Ödipus" vor, und warnte die jugendlichen Gemüther vor der moralischen und ästhetischen Verwilderung der Heine'schen Muse, auf welche in Hamburg und Berlin schon die boshaftesten Spottgedichte cirkulierten. Nicht ohne nachtheilige Folgen für die Beurtheilung seiner Werke hatte der Dichter, nach Sterne's Beispiel, in den „Reisebildern" und der Mehrzahl seiner Lieder sich selbst zum Helden seiner Darstellung gemacht und dadurch bei klatschhaften Lesern ein neugieriges Interesse für seine Person hervorgerufen, das sich getäuscht glaubte, wenn der zufällige Anlaß der dichterischen Fiktion nicht in allen Einzelheiten mit dieser zusammentraf. Heine war nicht unschuldig an solchem Mißverständnis, das die Aufgabe des Künstlers auf ein bloßes daguerreotypisches Abschildern des realen Erlebnisses herabdrücken würde, er lebte, eben so gut wie sein Publikum, sich mehr und mehr in die Verwechslung des Autors mit seinem Helden hinein; aber man fügte ihm ein bitteres Unrecht zu, wenn man ihn in diesem Irrthume durch das thörichte Verlangen bestärkte, in den Gestalten des Dichters nur Spiegelbilder der nackten Wirklichkeit zu sehen, und es ihm verwehren wollte, die letztere mit dem verklärenden Schimmer des Ideals zu umgeben. Von den zahlreichen Pasquillen, welche damals auf Heine's Kosten in Umlauf waren, mögen die beiden folgenden von Wilhelm Neumann, dem Freunde Chamisso's und Varnhagen's, die witzigsten sein[247]):

Den Gärtner nährt sein Spaten,
Den Bettler sein lahmes Bein,
Den Wechsler seine Dukaten,
Mich meine Liebespein.

Drum bin ich dir sehr verbunden,
Mein Kind, für dein treulos Herz;
Viel Gold hab' ich gefunden
Und Ruhm im Liebesschmerz.

Nun sing' ich bei nächt'ger Lampe
Den Jammer, der mich traf;
Er kommt bei Hoffmann und Campe
Heraus in Klein-Oktav.

Die ich am schönsten besungen,
Die hat mich am mehrsten gequält,
Und die mein Herz errungen,
Der hat das Herz gefehlt.

Drum sing' ich ewig wieder
Die Lieder von meiner Qual,
Und nenne sie ew'ge Lieder,
Weil endlos ihre Zahl.

Verhasst ist mir das Leben,
Die Menschen sind dumm und schal:
Doch die meine Lieder erheben,
Sind mir just nicht fatal.

Ebenso unglimpflich ist folgendes Spottgedicht, das ein Anonymus im „Gesellschafter" abdrucken ließ:

Liebeslieder à la Heine
Willst du, Liebchen, dass ich schildre?
Nun, dann magst du Lieb' erfahren,
Die zur Bosheit ich verwildre.

Lass, mein Lieb, dich brünstig küssen,
So! — nun lass dich täppisch schlagen! —
Das sind Heine's Liebeslieder,
Dir handgreiflich vorgetragen.

Heut möcht' er am losen Schätzchen
Lieb' und Langeweile fühlen,
Morgen lässt er ihn das Tätzchen
Oder gar die Tatze fühlen.

Küsse erst, dann Schlangenbisse,
Heucheln mit dem Gluthenscheine —
So sind, dass mein Lieb es wisse,
Liebeslieder à la Heine.

Über solche Anfeindungen seines Dichterruhms konnte Heine sich um so leichter hinwegsetzen, als sie Alles, was an ihnen gut und wirksam war, bis auf die Form herab von ihm selbst hatten borgen müssen, wenn es ihn auch verdross, dass sie gerade in Hamburg mit besonderer Schadenfreude verbreitet wurden. Freilich, was konnte er Besseres erwarten in einer Stadt, wo die belletristische Lokalpresse zumeist in Händen der unflätigsten Gesellen war? Dem bissigen, moralisch verkommenen Professor Friedrich Karl Julius Schütz aus Halle, welcher in seiner „Teufelszeitung" oder in dickleibigen Schmähschriften, nach Müllner'schem Vorgang, den widerwärtigsten Schmutz des Privatskandals aufwühlte, und heute den Lebenswandel seiner eigenen Gattin, morgen den ehrlichen Ruf seines Vaters, übermorgen den Charakter Goethe's mit schnöden Anschuldigungen begeiferte, ging Heine eben so verachtungsvoll aus dem Wege, wie dem schändlichen Georg Lotz, der länger als dreißig Jahre, trotz völliger Erblindung, seine frechen Theaterkritiken für die von ihm redigierten „Originalien" seiner Frau in die Feder diktierte, und alle Schauspieler und Bühnendichter, die es verschmähten, sein feiles Lob zu erkaufen, mit ingrimmiger Bosheit verfolgte. Unter den anständigeren Journalen der Hansestadt zeichnete sich die „Staats- und Gelehrten-Zeitung des Hamburger unparteiischen Korrespondenten" aus, ein vorwiegend politisches Blatt von konservativer Haltung, mit dessen Redakteur, dem gewandten Linguisten Dr. Martin Runkel, Heine in freundlichstem Vernehmen stand. Lieber noch konversierte er mit dem Todfeinde Hahnemann's und der Homöopathie, dem geistreichen Arzte Dr. F. A. Simon, der seine Gespräche wie seine fachwissenschaftlichen Bücher aufs ergötzlichste mit klassischen Citaten und satirischen Ausfällen würzte. Auch der harmlos witzige Theodor von Kobbe hielt sich im Jahre 1830 vorübergehend in Hamburg auf, und Heine bereicherte den von ihm herausgegebenen Novellenalmanach „Die Wesernymphe" durch das humoristische Thee-Abenteuer aus den Bädern von Lucca[248]).

Ein anderer Umgangsgenosse des Dichters war der schon genannte taube Maler und Schriftsteller Johann Peter Lyser, der sein körperliches Gebrechen und die trüben Schicksalsschläge eines Lebens voll Noth und Herzeleid bis auf den heutigen Tag mit unverwüstlichem Humor ertragen hat. Nachdem er im zehnten Jahre sein Gehör vollständig verloren, wuchs er fast ohne Unterricht und Erziehung auf, zog als junger Bursche eine Zeitlang mit einer wandernden Schauspielergesellschaft umher, Abends als Statist, tagüber als

Dekorationsmaler beschäftigt, bis endlich Campe sich seiner annahm und ihn zu literarischen Arbeiten ermuthigte. Wie einst Goethe an dem schnurrigen Kauze Gefallen fand, so mochte auch Heine gern mit ihm verkehren, und erfreute sich eben so sehr an seinem gesunden Mutterwitz, wie an der Gewandtheit seines rasch über das Papier fahrenden Zeichenstifts, mit welchem er in wenigen Minuten die ergötzlichsten Karikaturen entwarf. Bittere Armuth, und in Folge davon Mangel an jeder Gelegenheit zu ernstlicher Ausbildung seines Talentes haben verhindert, daß Lyser jemals eine höhere Stufe der Kunst erreichte. Die Illustrationen, welche er auf Heine's Anregung zu Immermann's „Tulifäntchen“ und zu mehren seiner eigenen Humoresken anfertigte, tragen einen allzu possenhaften Charakter, und Thier- und Menschenformen sind in denselben allzu grotesk mit einander verbunden; von drolligster Wirkung sind aber seine Zeichnungen zu der plattdeutschen Geschichte vom Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swiinegel auf der Buxtehuder Haide, die auch Heine's ganzen Beifall gewannen. „Daß für solche Menschen in Deutschland Nichts geschieht, ist empörend,“ schrieb er an Campe, der ihm das kleine Heft zugesandt hatte[249]). Eine hübsche Zeichnung von Lyser aus Heine's „Harzreise“ schenkte Dieser der Frau Lewald bei seiner Abreise von Hamburg[250]). Der Dichter sitzt auf dem Bilde, in luftiger Wandertracht, nachlässig in der Hütte des alten Bergmanns, der mit seinem spinnenden Weibe halb abgewendet am Fenster hockt und Zither spielt. Der Mond scheint herein. Vor dem Wanderer liegt das junge Mädchen, auf dem Fußschemel knieend, und spricht die Worte, die er selbst unter die Zeichnung geschrieben:

Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer;
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

Wie frappant Lyser die charakteristischen Züge der von ihm gezeichneten Personen zu treffen verstand, beweisen u. A. die Porträtskizzen, welche er von Beethoven, Karl Maria v. Weber, und vor Allem von Paganini entworfen hat. Heine versichert, daß von allen bekannten Porträts des berühmten Violinisten keines seinen wirklichen Charakter wiedergebe. „Ich glaube,“ sagt er in den „Florentinischen Nächten“[251]), „es ist nur einem einzigen Menschen gelungen, die wahre Physiognomie Paganini's aufs Papier zu bringen; es ist ein tauber Maler, Namens Lyser, der in seiner

geistreichen Tollheit mit wenigen Kreidestrichen den Kopf Paganini's so gut getroffen hat, dass man ob der Wahrheit der Zeichnung zugleich lacht und erschrickt. Es ist mir leid, dass ich die kleine Zeichnung nicht mehr besitze. Nur in grell schwarzen, flüchtigen Strichen konnten jene fabelhaften Züge erfasst werden, die mehr dem schweflichten Schattenreich als der sonnigen Lebenswelt zu gehören schienen. „Wahrhaftig, der Teufel hat mir die Hand geführt," sagte mir der taube Maler, geheimnisvoll kichernd und gutmüthig ironisch mit dem Kopfe nickend, wie er bei seinen genialen Eulenspiegeleien zu thun pflegte. Dieser Maler war immer ein wunderlicher Kauz; trotz seiner Taubheit liebte er enthusiastisch die Musik, und er soll es verstanden haben, wenn er sich nahe genug am Orchester befand, den Musikern die Musik auf dem Gesichte zu lesen, und an ihren Fingerbewegungen die mehr oder minder gelungene Exekution zu beurtheilen; auch schrieb er die Opernkritiken in einem schätzbaren Journale zu Hamburg. Was ist eigentlich da zu verwundern? In der sichtbaren Signatur des Spieles konnte der taube Maler die Töne sehen." Von Lyser's schriftstellerischen Arbeiten verdienen die 1837 bei Sauerländer in Frankfurt erschienenen „Neuen Kunstnovellen" genannt zu werden, — originelle, mit anmuthigem Humor erzählte Episoden aus dem Leben berühmter Künstler. Heine verbrachte im Sommer 1830 oft halbe Tage in Gesellschaft des tauben Malers, der in der engen Mattentwiete wohnte. Manchmal erschien er auch Abends und blieb die ganze Nacht. Lyser musste ihm dann immer starken Thee vorsetzen, in den er weder Milch noch Rum, aber sehr viel Zucker schüttete. Mehrmals verlangte Heine beim Eintreten sofort Feder und Thee, und schrieb dann, auf dem Sofa liegend, das eine oder andere Gedicht, welches ihm unterwegs in den Sinn gekommen, auf ein Blättchen seiner Brieftasche; so das kleine Lied: „In den Küssen welche Lüge!" [252]), das bald darauf in der zweiten Auflage des ersten Bandes der „Reisebilder" mitgetheilt wurde. Ein anderes Gedicht Heine's, das Lyser in der Erinnerung bewahrt hat, und das mit den Worten begann:

„Im Mondenglanze ruht das Meer,
Die Wogen murmeln leise" [253]) —

erregte das Missfallen Merckel's, welcher die Ähnlichkeit dieser Verse mit dem Anfang des Liedes: „Das Meer erglänzte weit hinaus" tadelte, und spöttisch hinzufügte: „Du solltest uns nicht mehr so viel Salzwasser geben!" Heine bemerkte verdrießlich: „Merckel ist heute wieder einmal Bieressig!",

erkannte aber die Berechtigung des Tadels dadurch an, dass er jenes Lied niemals drucken ließ.

Als Paganini in Hamburg seine Koncerte gab, interessierte es Heine sehr, ihn zu hören; doch schien er nicht ohne Eifersucht bei dem ungeheuren Aufsehen, das der Violinkünstler erregte. Er speiste mehrmals mit Demselben an der Table d'hôte und beobachtete ihn und seinen Begleiter, den Schriftsteller Georg Harrys, genau; offenbar hatte er schon damals die Absicht, Beide zum Gegenstand einer Schilderung zu machen. Später forderte er Lewald auf, über Paganini zu schreiben, und Dieser sagte es zu. Als Lewald aber nicht Wort hielt, machte Heine ihm Vorwürfe und sagte, er habe ihm den werthvollen Stoff freundlichst überlassen wollen, und es sei Unrecht, dass er ihn nun verschmähe. Erst in den „Florentinischen Nächten" verwerthete Heine seine Erinnerungen an jenes Hamburger Erlebnis zu einer unübertrefflichen Charakteristik des Paganini'schen Spiels[254]). — „Solcher Scherze," sagt Lewald[255]), „war er stets voll. Sehr schnell ward er von einer Idee ergriffen und erfüllt, aber zur Ausführung kam es nie. Einst gingen wir nach dem Stintfang. Auf dem Wege dahin standen zwei Windmühlen. „Sehen Sie," sagte Heine, „diese armen Geschöpfe, wie sie sich sehnen und doch nie zusammenkommen. Dieses hier ist der Mühlerich, das Andre dort ist die Mühle. Ich werde einen Romanzencyklus dieser Unglücklichen bekannt machen.""

Nur selten besuchte er das Theater. Er sprach mit Lewald davon, dass es ihn verdrieße, von den Direktoren nicht einmal den freien Eintritt erhalten zu haben, den sie Jedem bewilligten, der in dem unbedeutendsten Blatte eine Korrespondenz einzuschmuggeln wusste. Er rächte sich für die Unart nur, indem er des Hamburger Theaters, mit Ausnahme einer witzigen Stelle in den Briefen über die französische Bühne[256]), niemals öffentlich erwähnte. Des Direktors Schmidt, welcher damals in Gemeinschaft mit Herzfeldt das Stadttheater leitete, gedenkt Heine sogar in seinen Briefen an Immermann mit besonderer Hochachtung[257]). — Nachmittags besuchte er zuweilen den Cirkel, der sich bei dem Schauspieler Forst zu versammeln pflegte und aus den heterogensten Elementen bestand. Einige Mitglieder des Stadttheaters — der Sänger und nachmalige Theaterdirektor in Wien Julius Cornet, der ausgezeichnete Charakterdarsteller Jooft, Emil Devrient und Karl Lebrun — einige junge Advokaten und Mediciner, der Lustspieldichter Töpfer und August Lewald waren dabei. Es wurde meist

bis zum Anfang des Theaters gespielt. Heine sah zu, er spielte niemals mit.

Gewöhnlich speiste er Mittags bei dem originellen Gastwirth J. W. Marr — dem Vater des trefflichen Schauspielers — im „König von England“. Der biedere alte Herr, welcher gleich seinem Sohne den Feldzug gegen Napoleon als Freiwilliger mitgemacht, und Schlachter gewesen, bevor er sich als Hotelwirth einrichtete, führte einen vorzüglichen Tisch und die auserlesensten Weine; nebenher hatte er allerlei literarische Liebhabereien, die sich mancher Schalk von Schriftsteller zu Nutz machte, um wochenlang ohne Bezahlung an der Table d'hôte zu dinieren. Herr Marr gab sich nicht allein mit poetischen Kleinigkeiten ab, wie jene gereimte Einladung zum Besuch seiner neuen Wirthschaft, die er Anfangs der dreißiger Jahre im „Korrespondenten“ inserierte; nein, er verfasste auch ellenlange Komödien und Tragödien, deren Originalmanuskripte Heinrich Heine zu den Merkwürdigkeiten Hamburg's rechnet[258]), und deren eine sogar im Theater in der Steinstraße zur Aufführung kam. Wehe Dem, welcher sich von dem verseluſtigen Wirth unter vier Augen in ein Kunstgespräch verwickeln ließ — er musste zum mindesten dies zweiaktige Lustspiel anhören, wenn ihm die bittere Pille auch durch eine Flasche Sekt versüßt wurde, wie er nicht perlender in ganz Hamburg zu finden war! Eine besonders hohe Verehrung zollte Herr Marr dem Könige von Preußen, dessen Geburtstag er alljährlich durch Illumination seines Hotels und durch ein solennes Gastmahl feierte. Der gutmüthige Sonderling starb in den letzten Tagen des Jahres 1837. In seinem Testamente hatte er den Wunsch ausgesprochen, dass man ihn prunklos, aber im vollen schwarzen Civilanzuge, mit Stiefeln an den Füßen, beerdigen, und dass ihm das Schlachteramt die letzte Ehre erweisen möge. Sämmtliche Schlachtermeister, mehre Sektionen des Vereins hanseatischer Kampfgenossen von 1813 und 1814 und zahlreiche angesehene Bürger der Stadt folgten seinem Sarge. —

Weite, zwecklose Spaziergänge scheint Heine nicht geliebt zu haben. Er zog es vor, bequem auf dem Sofa liegend oder behaglichen Schrittes durch die Straßen flanierend, mit einem Freunde zu plaudern, statt vor die Thore hinaus ins Freie zu gehn und in der Umgegend umherzustreifen. Höchstens schlenderte er in Begleitung Merckel's dann und wann nach Eimsbüttel hinaus, wohin ihn eine andere „Merkwürdigkeit“ Hamburg's, die schöne Marianne, zog, welche dort eine vielbesuchte Gastwirthschaft hielt.

Marianne war eine holsteinische Schönheit: groß, fest und körnig; nur die schmachtenden blauen Augen, die aus langen Seidenwimpern träumerisch hervorblickten, verliehen ihrer Erscheinung einen poetischen Anstrich. Viel umworben, bewahrte sie sich trotz aller Anfechtungen den Ruf einer makellosen Tugend und Sittsamkeit. Man huldigte ihr, man drängte sich zu dem Büffett, wo sie in eigener Person das Amt eines weiblichen Ganymed verwaltete, man überhäufte sie mit Zuvorkommenheit und Auszeichnung; selbst der Herzog von Braunschweig zog ihretwegen Eimsbüttel Hamburg vor, und verweilte ganze Tage in ihrem Gasthause. Marianne war liebenswürdig, aufmerksam gegen ihre Gäste, wie es einer schmucken Wirthin geziemt, aber mit jener Zurückhaltung und Bestimmtheit, welche Achtung einflößt und jede Zudringlichkeit abhält. Sie schien sogar, ohne indifferent zu sein, kein Auge für Männer zu haben, und doch, wenn man ihr in das Antlitz sah, das sich stets mehr zu Thränen als zum Lächeln neigte, so konnte man nicht umhin, auf den Gedanken zu kommen, die Liebe sei nicht spurlos an diesem Mädchen vorübergegangen, es sei Resignation und Selbstbeherrschung, daß sie sich mit aller Grazie, mit allem Savoir faire einer Gastwirthin, so zuvorkommend wie gleichgültig hinter dem Schenktisch bewege. In der That, es mochte etwas Wahres an der romantischen Geschichte sein, die man sich aus ihrer Vergangenheit erzählte, und die wir uns von Eduard Beurmann berichten lassen wollen [259]). „Die schöne Marianne war eine glücklich Liebende, aber sie liebte — ein Bild, die Phantasie irgend eines beredten Malers, der ihr lange Zeit, ohne Hoffnung der Erhörung, ja vielleicht ohne daß seine Aufmerksamkeiten nur bemerkt worden, gehuldigt hatte. Er war von Hamburg geschieden, hatte ihr geschrieben, ohne seinen Namen zu nennen, und hatte ihr jenes Gemälde übersandt, welches das Brustbild eines Jünglings vorstellte, den sie niemals gesehen. Er schrieb ihr, es solle ein Zeichen seiner Verehrung sein, ein Beweis seiner Kunst, die er neben ihr einzig und allein auf der Welt liebe. Das Bild nahm sofort Mariannens ganzes Herz gefangen. Es hing in goldenem Rahmen in ihrem Schlafzimmer, und sie lebte mit unendlicher Liebe in diesem Bilde, das fortan ihr einziges Glück auf Erden war. Sehnsüchtig lächelnd blickte sie es vom Morgen bis zum Abend an; Nachts brannten zwei Wachskerzen auf dem Tische, über welchem es hing, denn sie wollte zu keiner Zeit den Anblick des Geliebten entbehren. Niemals aber hegte sie den Wunsch Pygmalion's, jenes Ideal, das so ganz ihr

Eigen war, mit Fleisch und Blut bekleidet zu sehn; ihr bangte vor dem Leben des Bildes, und nicht ohne Grauen konnte sie denken, dasselbe sei mehr als Phantasie. — Plötzlich, an einem lauen Sommerabend, nachdem alle Gäste heimgekehrt, verlangten mehre Stimmen Einlaß in das Gartenthor. Es wurde geöffnet. Ein Wagen hielt vor der Pforte, und Diener waren beschäftigt, eine vom Mantel umhüllte männliche Gestalt aus demselben zu heben, die auf den Tod verwundet schien. Eine Dame, die in einem Kabriolette dem Wagen gefolgt war, bat um ein Asyl für den Sterbenden. In ängstlicher Hast räumte die gefällige Wirthin ihm ihr Schlafzimmer ein. Er wurde auf das Bett Mariannens gelegt, dem Bilde gegenüber, vor welchem die Lichter brannten. Marianne trat hinzu, hilfreiche Hand zu leisten, da die unbekannte Dame — wie es schien, die Gemahlin des Unglücklichen — im Nebenzimmer in Ohnmacht lag. Der bleiche Mann schlug die Augen auf, Marianne bebte, von seinem starren Blick elektrisch berührt, mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Sie erkannte in dem Verwundeten das Original ihres Bildes, und zog sich eilends zurück, die weitere Verpflegung des Sterbenden seinen Dienern und dem gleichzeitig mitgekommenen Arzte überlassend. Am Morgen darauf erfuhr sie, die sich bis dahin, in ihrem Zimmer eingeschlossen, von allen weiteren Vorgängen fern gehalten hatte, Folgendes: Der Verwundete, ein neapolitanischer Edelmann, war gegen Morgen verschieden. Ein junger Maler hatte ihm, unweit Eimsbüttel's, im Pistolenduell die tödliche Wunde beigebracht. Die Sekundanten, bekannt mit der Ortsgelegenheit, hatten den Verwundeten in Mariannens Behausung geleiten lassen; seine Gattin war gleichzeitig aus der Stadt herbei geholt worden, und er war in ihren Armen gestorben. Marianne eilte athemlos in ihr Schlafgemach. Die Leiche war von der trostlosen Gattin bereits in die Stadt geschafft; alle Fremden hatten sich entfernt. „Ein Traum, ein Traum!“ Das waren die einzigen Worte, welche die schöne Wirthin hervorbringen konnte. Sie suchte das Bild. Es war verschwunden, und die Kerzen standen, ganz herabgebrannt, erloschen auf dem Tische. Keine Nachforschungen nach dem Bilde führten zu einem weiteren Resultat. Die Dame, die in jener Nacht mit dem Unglücklichen in Mariannens Wohnung gekommen, war am nächsten Morgen sofort nach Italien abgereist. Die Leiche wurde auf einem der Begräbnisplätze vor dem Dammthore der Erde übergeben; die Wittwe des Getödteten hatte dazu die nöthigen Gelder hinterlassen. Von ihr wie von

dem Mörder traf niemals wieder bestimmte Kunde ein. Nur so Viel wurde gerüchtweise laut, dass Letzterer der Bruder der Dame, der Schwager des Getödteten und derselbe Maler gewesen sei, der Mariannen das Gemälde übersandt hatte, welches sie zu so mächtiger Liebe entflammte. — Ob Marianne noch glücklich liebte? O, gewiss! Sie hatte ein Bild geliebt, und dieses lebte in ihrer Phantasie fort. Sie hatte durch das blutige Ereignis Nichts eingebüßt, als Leinwand, Farben und einen goldenen Rahmen. Ja, es mochte süß für sie sein, zu wissen, dass der Gegenstand ihrer Liebe nie und nimmer einer Andern mehr zufallen könne. Diese Gewissheit mochte sie für die entzogene Wirklichkeit entschädigen. Nach wie vor stand sie ihrer Wirthschaft mit demselben Eifer vor. Das geliebte Ideal blieb ihr, und stellte sie gegen jede Versuchung sicher. Marianne soll den Herzog von Braunschweig so wenig wie irgend einen Andern erhört haben."

Eine minder solide Gesellschaft fand Heine in den Salons von Peter Ahrens und Dorgerloh, wo jene berüchtigten Bälle der Hamburger Phrynen stattfanden, denen er so häufig als muthwilliger Gast beiwohnte. „Man nennt mich in Berlin den Salondemagogen," sagte er einst lachend zu August Lewald, „ohne zu wissen, wie richtig man mich damit bezeichnet. Ahrens' Salon vereinigt die anständigste Gesellschaft. Ich finde da stets den feinsten, ungeniertesten Ton in Hamburg, und sehr gute Geschöpfe." Natürlich konnten diese lockern Zerstreuungen weder sein Gemüth ausfüllen, noch seinem Geiste eine würdige Anregung gewähren, und wenn er in seinen Briefen ein seltenes Mal flüchtig auf dieselben anspielte, geschah es mit schlechtverhohlenem Unmuth und Überdruss. „Ich leide an einem hohlen Zahn und an einem hohlen Herzen, die beide eben wegen ihrer Hohlheit mir viel Qual verursachen," schrieb er einmal an Friederike Robert[260]). „Von der letzten amourischen Bekanntschaft ist Nichts übrig geblieben, als ein öder Katzenjammer, ein widerwärtiger Spuk, ein gespenstischer Ärger; manchmal um Mitternacht miaut eine todte Katze in den Ruinen meines Herzens." — Auch für Heine's ohnehin schwache Konstitution musste dieser tolle Lebenswandel von nachtheiligster Wirkung sein. Schon zu Anfang des Jahres erkrankte er in der That bedenklich, wie uns ein Brief an Varnhagen vom 27. Februar 1830 belehrt[261]): „Lieben Freunde! In diesem schändlichen Ultrawinter, wo jeder honetter, liberaler Mensch krank war, habe auch ich sehr gelitten; ich bin jetzt wieder auf die Besserung, nachdem ich vier Wochen lang mich von Blutegeln, spanischen

Fliegen, Apothekern und bedauernden Freunden quälen lassen. Ich warf viel Blut, und da ich aus der Literaturgeschichte wusste, was Dergleichen bei Versifexen zu bedeuten hat, so wurde ich ängstlich und habe mir aus Angst alle poetischen Gefühle und noch viel mehr alles Poetisieren streng untersagt. Mit der Poesie ist es also aus; hoffentlich aber werde ich deshalb um so prosaisch länger leben." — Zur Herstellung seiner erschütterten Gesundheit in ländlicher Stille und kräftigender Waldluft zog Heine am 26. März nach dem nahegelegenen holsteinischen Flecken Wandsbeck, wo er sich drei Monate aufhielt, und bald aufs wohlthätigste die geistige und körperliche Frische wiederfand. Wie sehr ihm diese Erholungskur noth that, sehen wir aus einem der nächsten Briefe an Varnhagen, vom 5. April[262]): „Während des vorigen Monats, besonders seit Ende des Karnevals, ist es mir in Hamburg nur allzu gut ergangen. Ich habe kein Talent, recht leidend gar zu lange hinzukränkeln, und als ich, außer meinem körperlichen Unwohlsein, auch mit geistigem Missbehagen, welches größtentheils durch mein letztes Buch verursacht wurde, zu schaffen bekam, griff ich zu meinem gewöhnlichen Hausmittel, welches darin besteht, dass man nicht mehr zu Hause eingezogen lebt und dass man dem kranken Leibe so viel' Lebensfreuden als möglich abtrotzt. Nach solchem Leben pflegt aber mit der Ermüdung auch eine ernste Arbeitssehnsucht bei mir einzutreten, und die Leichtigkeit und Gleichgültigkeit, womit ich Hamburg's Fleischtöpfe und Fleischtöpfinnen, seine Theater- und Ballvergnügungen, seine guten und schlechten Gesellschaften verlassen habe, um mich in Einsamkeit und Studien zu vergraben, giebt mir die Überzeugung, dass ich noch anders bin — als die Anderen. Große Vorsätze wälzen sich in meinem Geiste und ich hoffe, dass auch öffentlich dieses Jahr Manches davon zur Erscheinung komme... Seit zehn Tagen wohne ich ganz allein in Wandsbeck, wo ich seitdem noch mit Niemanden gesprochen, außer mit Thiers und dem lieben Gott — ich lese nämlich die Revolutionsgeschichte des einen und die Bibel des anderen Verfassers. Das Bedürfnis der Einsamkeit wird mir nie fühlbarer als beim Anfange des Frühjahrs, wenn das Erwachen der Natur sich auch in den Gesichtern der Stadtphilister zeigt und unerträglich gemüthliche Grimassen darin hervorbringt. Wie viel nobler und einfacher gebärden sich die Bäume, die ruhig grün werden und bestimmt wissen, was sie wollen! — Auch ich weiß bestimmt, was ich will, aber es kommt nicht viel Grünes dabei heraus."

In Wandsbeck bezog Heine ein hübsch möbliertes Zimmer, das aber auf einen wüsten Hofraum hinausging, und dessen nächstes Gegenüber ein Schweinekoben war. Auch lag das Haus nicht an der Park- und Schlossseite, wo noch die schönsten Miethgelegenheiten freistanden, wo auch der alte Dichter Claudius gewohnt hatte, und wo man sich mit zwei Schritten unter den Wipfeln des herrlichsten Buchenwäldchens befindet. Seinem Vorsatze gemäß, vergrub Heine sich an diesem melancholisch stillen Orte in die tiefste Einsamkeit, die nur selten durch einen Besuch Lewald's, Wienbarg's oder Merckel's unterbrochen ward. Einmal kam sein Freund Rudolf Christiani aus Lüneburg herüber; ein andermal stellte sich unerwartet der Baron Tjutschew, den Heine in München kennen gelernt, auf der Durchreise nach St. Petersburg mit Frau und Schwägerin bei dem dichterischen Klausner ein, der für eine Weile den aufreibenden Genüssen der Elbstadt entflohen war. Mit welchen Gefühlen er der materiellen Prosa Hamburg's den Rücken gewandt haben mochte, verräth uns der Stoßseufzer des nachstehenden Liedes:

Dass ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, lasst mich nicht ersticken hier
In dieser engen Krämerwelt!

Sie essen gut, sie trinken gut,
Erfreun sich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmuth ist so groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Cigarren tragen sie im Maul
Und in der Hosentasch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft ist gut —
Wer sie nur selbst verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Spezerein
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man stets
Den faulen Schellfischseelenduft.

O, dass ich große Laster säh',
Verbrechen, blutig, kolossal —
Nur diese satte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und sei's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben sind so klug!
Vorüber reisend dieser Stadt,
Ängstlich beschleun'gen sie den Flug.

Eine ähnliche missmuthige Stimmung, die aus Ekel und Überdruss an den unfruchtbaren politischen und gesellschaftlichen Zuständen Europas in den zwanziger Jahren hervorging, sprach sich auch in den Briefen Heine's an Varnhagen aus. „Wie trübe beginnt dieses Jahr, wie beängstigend!" heißt es in einem Schreiben vom 3. Januar 1830. „Könnte man nur

der Zeit entlaufen, wie man einem Ort entläuft. Ach, ich muss dies ganze Jahr ausdauern, ehe ich zu 1831 gelange!“ Die fieberhafte Unruhe, der zehrende Gram über die Langsamkeit der geschichtlichen Bewegung brach bei den oberflächlichsten Anlässen mit bitterer Gereiztheit hervor. „Diesen Brief erhalten Sie vielleicht etwas spät, da er mit Buchhändlergelegenheit geht,“ schrieb Heine ein paar Monate später an Varnhagen[263]). „Es soll nun in Deutschland Nichts schnell gehn, und selbst die Begeistrung soll sich nur im langsamen Schneckengang bewegen. Es hat gewiss sein Gutes. Z. B. die französische Revolution wäre nicht zu Stande gekommen, wenn die korrespondierenden Jakobinerklubbs sich langsamer Buchhändlergelegenheiten bedient hätten, wie die deutschen Demagogen ... Ich habe ein wüst liebIos fatales Jahr verbracht. Möge meine Stimmung und Stellung sich bald ändern! Hätte ich nicht wichtige Pflichten, die mich fesseln, ich flöge davon! Ich fürchte nur, am Ende fallen mir noch gar die Federn aus und ich vermag alsdann nicht mehr davon zu fliegen, selbst wenn ich mich dazu entschlösse.“ Dies steigende Interesse an den politischen Ereignissen dokumentiert sich am besten in dem Umstande, dass Heine während seines Aufenthaltes in Wandsbeck fast ausschließlich die Geschichte der französischen Revolution, die Werke von Thiers und Mignet und die Memoirenliteratur aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, studierte. Als Wienbarg eines Morgens zu ihm kam — der Dichter hatte Tags zuvor seine Wohnung verändert — fand er ihn ungewöhnlich blass und leidend, die kleine weiße Hand an das seidene Kopftuch geschmiegt. „Ich bin wie zerschlagen!“ sagte er. „Das hat man von Mignet und der französischen Revolution. Ich las diese Nacht noch spät im Bette, nein, ich las nicht mehr, ich sah die Gestalten aus dem Mignet emporsteigen, die edeln Köpfe der Gironde und das Fallbeil, das sie mit dumpfem Schlage vom Rumpfe trennt, und die heulende Volksmeute. Da sah ich nieder, und mein Blick fällt auf die Bettstelle, auf diese abscheuliche rothe Bettstelle, und ich komme mir vor, als liege ich auch schon auf der rothen Guillotine, und bin mit einem Satz aus dem Bett. Seitdem hab' ich kein Auge zugethan.“ — „Über Frankreich denk' ich Manches,“ heißt es bedeutungsvoll in einem Briefe an Varnhagen vom 5. April 1830[264]), „um so mehr, da ich diese Tage im Thiers las, dass der jetzige König und die Familie Polignac die Ersten gewesen sind, die aus Frankreich emigrierten.“ In demselben Briefe kommt Heine auf die Wirkung zu

sprechen, welche seine freisinnigen Äußerungen über religiöse Dinge in den „Reisebildern“ auf das Publikum geübt. „Sehr viele freie Protestanten,“ versichert er, „sind enthusiastisch für mich gestimmt, und ich sehe ein, dass ich mir unter dergleichen Leuten sehr leicht eine Partei machen könnte. Man kann nicht wissen, welcher Gegensatz durch Enthüllung jesuitischer Ränke im protestantischen Deutschland hervorgerufen wird, und da könnte es wohl geschehen, dass ich unter den evangelistischen Leuten einen Anhang bekäme. So Viel weiß ich, die Jesuiten glauben, dass sie die protestantischen Pietisten weit leichter gewinnen könnten, als die Denkgläubigen und Starrkirchlichen, und in diesem Wahne (denn sie irren sich wirklich) unterstützen und befördern sie den Pietismus. Dessen habe ich mich in Baiern überzeugt.“ Wir werden später sehen, dass der Gedanke an ein Bündnis der politischen Fortschrittspropaganda mit dem freien Protestantismus bei Heine mehr als ein vorübergehender Einfall war, und dass er sehr gut wusste, wesshalb er bei seinen Versuchen, den Franzosen die Bedeutung der deutschen Philosophie zu erklären, sich nicht ohne Ostentation auf seine protestantische Qualität berief. Varnhagen erwies ihm daher gar keinen Gefallen, als er in seiner Biographie Zinzendorf's den sektirerischen Bestrebungen der Herrnhuter eine unmotivierte Wichtigkeit beilegte, und er musste sich dafür von Heine ziemlich derb den Text lesen lassen. „Ich kann den süßlich vermufften Betgrafen nun ein für alle Mal nicht ausstehen,“ schrieb ihm der junge Kritiker[265]), „und dass Sie ihn so gut equipiert haben, verdrießt mich noch am meisten. Er mischt sich in eine Gesellschaft besserer Gefreundeten, die auf meinem Sofa Platz genommen, nämlich die Helden des Evangeliums, des Thiers, der englischen Revolution, Memoiren und Dergleichen, und da spielt er eine dämische Rolle. Warum sollen wir den Pietisten nicht die Schilderung ihrer Heroen selbst überlassen? Mögen die Kreuzluftvöglein zusehen, wie weit sie mit ihrem frommen Gepiepe reichen, ob sie mit all ihrer Liebe, Demuth, Gläubigkeit eine gute Biographie hervorbringen können. Nicht einmal das Nothwendigste, nämlich den Schreibstil, würden sie erschwingen, denn letzterer ist nicht ohne Vernunftübung entstehbar. Zinzendorf selbst würde nicht so gut schreiben können, wenn er nicht nebenher ein bisschen Filou gewesen wäre. Seine blinden Dupes werden nimmermehr einen vernünftigen Stil schreiben können. Ich ärgere mich, dass Sie Zeit und köstlichstes Darstellungstalent an das Unersprießliche verschwendet. Lasst die Todten ihre Todten begraben, und die

Stillen ihre Stillen beschreiben. Ein gutschreibender Herrnhuter ist aber gewiss ein Heuchler; und in der That, die ganze Konstitution jener leidigen Sekte ist eine Beförderungsanstalt für Heuchelei und Lüge. So weltdicht verschlossen gegen Luft und Freiheit konnte das Zinzendorf'sche Gebäude nicht sein, als dass nicht die äußeren Einflüsse der Umwelt alle denkliche Lügen darin erzeugen mussten." — Neben der Verachtung jedes pfäffischen Obskurantismus bildete sich in Heine's Gemüth ein leidenschaftlicher Adelshass aus, den er häufig auf ungerechteste Weise selbst in seine persönlichen Umgangsbeziehungen sich einmischen ließ. Wir haben schon vernommen, mit welcher Bitterkeit ihn bei der Lektüre des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels die aristokratische Gesinnung erfüllte, die sich in Goethe's Urtheilen über die Lobredner der französischen Revolution aussprach. Der Freiherr Gaudy hatte ihm seine „Erato" mit einem freundlichen Begleitbriefe zugeschickt; aber wiewohl Heine die meisten Gedichte vortrefflich fand, zögerte er doch vier Monate mit der Antwort, — wie er an Varnhagen schrieb[266]), „aus kleinlichem Unmuth gegen Alles, was nach Noblesse riecht." „So musste eine liebe Freundin," heißt es im weiteren Verlauf des Briefes, „die ich wie meine Seele liebe, sehr viel Murrsinn von mir ausstehen, bloß weil sie eine hannövrische Komtesse ist und zu adligfatalster Sippschaft gehört. Das ist die Krankheit, und deren ich mich schämen muss. Denn z. B. jene Freundin tröstete mich in einem Kummer, den ich der plebejischen Kanaille verdanke (viel häuslicher Kummer bedrückt mich), und der Baron Gaudy beschämt mich durch einliegenden Brief, der das vorsichtig Verfänglichste offen beantwortet." —

Von Ende Juni bis Ende August gebrauchte Heine wieder die Seebäder von Helgoland. Auf dem einsamen Meerfelsen überraschte ihn die Kunde von der Julirevolution in Paris, die ihn aus seiner unproduktiven Stimmung in die fieberhafteste Aufregung warf. Wir haben gesehen, wie das Missbehagen an den politischen Zuständen, das Gefühl der Übersättigung von Kunst- und Literaturgeschwätz, die ungestüme Sehnsucht nach einem beschleunigten Gang der Ereignisse sich in der letzten Zeit bei dem Dichter zur schärfsten Erbitterung steigerten, und wie ein Vorgefühl des heraufziehenden Sturmes ihn angetrieben hatte, seit Monaten sich in die Geschichte der Revolution von 1789 zu vertiefen. „Wie es Vögel giebt," schrieb er an Varnhagen[267]), „die irgend eine physische Revolution, etwa Gewitter, Erdbeben, Überschwemmungen, vorausahnen, so giebt's Menschen, denen die

socialen Revolutionen sich im Gemüth voraus ankündigen, und denen es dabei lähmend, betäubend und seltsam stockend zu Muthe wird. So erkläre ich mir meinen diesjährigen Zustand bis zum Ende Juli. Ich befand mich frisch und gesund, und konnte Nichts treiben als Revolutionsgeschichte, Tag und Nacht. Zwei Monate badete ich in Helgoland, und als die Nachricht der großen Woche dort anlangte, war's mir, als verstände sich Das von selbst, als sei es nur eine Fortsetzung meiner Studien." In den Briefen aus Helgoland, die er seiner Denkschrift über Börne eingefügt, schildert Heine noch drastischer die hoffnungslos niedergedrückte Stimmung, welche der Julirevolution voranging, und die freudige Begeisterung, zu welcher ihn die Kunde von dem großen Ereignis entflammte[268]): „Ich selber bin dieses Guerillakrieges müde und sehne mich nach Ruhe, wenigstens nach einem Zustand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumerischen Art und Weise, meinem phantastischen Sinnen und Grübeln ganz fessellos hingeben kann. Welche Ironie des Geschickes, dass ich, der ich mich so gerne auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemüthslebens bette, dass eben ich dazu bestimmt war, meine armen Mitdeutschen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in die Bewegung hinein zu hetzen! Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen, und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken — ich musste politische Annalen herausgeben, Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln, den armen deutschen Michel beständig an der Nase zupfen, dass er aus seinem gesunden Riesenschlaf erwache ... Freilich, ich konnte dadurch bei dem schnarchenden Giganten nur ein sanftes Niesen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken ... Und riss ich auch heftig an seinem Kopfkissen, so rückte er es sich doch wieder zurecht mit schlaftrunkener Hand ... Einst wollte ich aus Verzweiflung seine Nachtmütze in Brand stecken, aber sie war so feucht von Gedankenschweiß, dass sie nur gelinde rauchte ... und Michel lächelte im Schlummer. — Ich bin müde und [illegible]e nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls eine deutsche Nachtmütze anschaffen und über die Ohren ziehen. Wenn ich nur wüsste, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutschland ist es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener heran kommen und mich tüchtig rütteln, um zu erproben, ob ich wirklich schlafe; schon diese Idee verdirbt mir alles Behagen. Aber in der That, wo soll ich hin?

Wieder nach Süden? Nach dem Lande, wo die Citronen blühen und die Goldorangen? Ach! vor jedem Citronenbaum steht dort eine östreichische Schildwache, und donnert dir ein schreckliches „Wer da!“ entgegen. Oder soll ich nach Norden? Etwa nach Nordosten? Ach, die Eisbären sind jetzt gefährlicher als je, seitdem sie sich civilisieren und Glacéhandschuhe tragen. Oder soll ich wieder nach dem verteufelten England, wo ich nicht in effigie hängen, wie viel weniger in Person leben möchte! Nimmermehr nach diesem schnöden Lande, wo die Maschinen sich wie Menschen und die Menschen wie Maschinen gebärden . . . Auch in Frankreich soll es jetzt schlecht aussehen, und die große Retirade hat kein Ende. Die Jesuiten florieren dort und singen Triumphlieder. Die dortigen Machthaber sind dieselben Thoren, denen man bereits vor fünfzig Jahren die Köpfe abgeschlagen. Was half's! sie sind dem Grabe wieder entstiegen, und jetzt ist ihr Regiment noch thörichter als früher . . . Oder soll ich nach Amerika, nach diesem ungeheuren Freiheitsgefängnis, wo die unsichtbaren Ketten mich noch schmerzlicher drücken würden, als zu Hause die sichtbaren, und wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieses gottverfluchte Land denke, das ich einst liebte, als ich es nicht kannte . . . Und doch muss ich es öffentlich loben und preisen, aus Metierpflicht . . . Ihr lieben deutschen Bauern! geht nach Amerika! dort giebt es weder Fürsten noch Adel, alle Menschen sind dort gleich, gleiche Flegel — mit Ausnahme freilich einiger Millionen, die eine schwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! . . . O Freiheit, du bist ein böser Traum!“ — „Überall herrschte eine dumpfe Ruhe,“ heißt es in der 1855 geschriebenen Vorrede zur französischen Ausgabe der Helgolander Briefe [269]). „Die Sonne warf elegische Strahlen auf den breiten Rücken der deutschen Geduld. Kein Windhauch bewegte den friedlichen Wetterhahn auf unseren frommen Kirchthürmen. Hoch oben auf einem einsamen Felsen saß ein Sturmvogel, aber er ließ schläfrig sein Gefieder hängen und schien selbst zu glauben, dass er sich getäuscht habe, und dass so bald kein Orkan losbrechen werde. Er war recht traurig und schier muthlos geworden, er, welcher kurz vorher so mächtig und geräuschvoll die Lüfte durchflogen und dem guten Deutschland alle möglichen Stürme verkündet. — Plötzlich zuckte im Westen ein Blitz über den Himmel, ein Donnerschlag folgte und ein schreckliches Krachen, als wäre das Ende der Welt erschienen. — Bald kamen in der That die Berichte von der großen

Katastrophe, von den drei Tagen in Paris, wo abermals die Sturmglocke des Volkszornes erscholl. Man glaubte schon in der Ferne die Trompete des jüngsten Gerichts zu vernehmen." Die trübsinnige Niedergeschlagenheit hatte ein Ende, und mit fröhlichem Vertrauen blickte der Dichter in die Zukunft. Enthusiastische Rhapsodieen entströmten seiner Seele, jauchzend rief er aus[270]): „Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise ... Ich bin wie berauscht. Kühne Hoffnungen steigen leidenschaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachsenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausstrecken bis in die Wolken ... Die Wolken aber im raschen Fluge entwurzeln diese Riesenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel hängt voller Violinen. Das ist ein beständiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und Das klingt aus den smaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet sich, die alten Götter strecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit hastiger Verwunderung fragen sie: „Was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was giebt's Neues? Dürfen wir wieder hinauf?" Nein, ihr bleibt unten in Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenosse zu euch hinabsteigt... „Wie heißt er?" Ihr kennt ihn gut, der euch einst hinabstieß in das Reich der ewigen Nacht... Pan ist todt! — Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise... Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muss. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen... Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe... Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Palläste verbrennen und die Hütten erleuchten... Worte gleich blanken Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste... Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!"

Aber dem feurigen Rausch der Begeisterung sollte nur zu bald die kühle Ernüchterung folgen. Gegen Ende August nach Hamburg zurückgekehrt, erlebte Heine dort alsbald die rohen Excesse der Judenkrawalle, mit denen der Hamburger vornehme und geringe Pöbel seine Nachfeier der Julirevolution beging. Hier galt es nicht, wie in Braunschweig, das ruhmvolle Beispiel der Franzosen durch Fortjagung eines verhassten, Recht

und Gesetz verhöhnenden Regenten nachzuahmen, sondern an einer harmlosen Klasse von Mitbürgern sein tolles Müthchen zu kühlen. Das mittelalterliche Vorurtheil gegen die Juden, welches den Letzteren in Hamburg nicht bloß, wie in den übrigen deutschen Ländern, den Zutritt zu Staatsämtern, Advokaturgeschäften, Innungen und Zünften verwehrte, sondern ihnen auch die gesellschaftliche Gleichstellung missgönnte, wollte sein Opfer haben. Auf getroffene Verabredung beschloss man, an einem Septemberabend mit dem Glockenschlag Neun Alles, was eine jüdische Physiognomie trug, aus den öffentlichen Lokalen der Stadt, vorzugsweise aus den Alster- und Elbpavillons, hinauszuwerfen. Nur den getauften Söhnen Israel's wurde gestattet, sich durch Herbeiholung ihres Taufscheins zu legitimieren. Am folgenden Tage wiederholten sich die schändlichen Demonstrationen; kein Bekenner des mosaischen Glaubens durfte sich ohne Lebensgefahr auf der Straße blicken lassen oder Licht in seiner Wohnung anzünden, als der Pöbel durch die Gassen raste; viele Judenhäuser wurden demoliert, und selbst das stattliche Haus Salomon Heine's am Jungfernstieg entging, trotz der Popularität, deren sich der Millionär bei allen Schichten der Bevölkerung erfreute, mit genauer Noth dem Steinhagel, der seine Fensterscheiben bedrohte. Vergebens suchte die Polizei dem Unfug zu steuern, die Tumultanten zogen mit lärmendem Geschrei vor das Stadthaus, und warfen auch dort alle Scheiben ein. Man ließ dem Volke sein Spiel, und am andern Morgen in aller Frühe waren die Scheiben wieder eingesetzt. Der Senat publicierte jetzt das Tumult-Mandat, das hanseatische Kontingent und die Bürgerwehr wurden aufgeboten, und ohne einen Schwertstreich gelang es, die Ordnung wieder herzustellen. Wienbarg erzählt ein Witzwort, das Heine bei dieser Gelegenheit sprach. Beiderlei Truppen erhielten, während sie auf der Straße kampieren mussten, eine Stärkung an Brot, Käse rc. Heine behauptete, die Hanseaten hätten Schweizer Käse, die Bürgersoldaten holländischen bekommen.

Aber so sehr Heine über dies klägliche Nachspiel der Julitage entrüstet war, das, wie er an Varnhagen schrieb[271], „einem minder starken Herzen wohl das Schönste verleiden konnte," ließ er sich durch die Hamburger Ereignisse doch nicht abhalten, in hoffnungsfreudigster Stimmung ein Buch rasch zu vollenden, das sofort nach seiner Rückkehr aus dem Seebade begonnen, und auf eine unmittelbare Förderung der Zeitinteressen berechnet war. Die „Nachträge zu den Reisebildern," welche Anfangs Januar 1831 erschienen,

waren zum Theil freilich aus alten Materialien zusammengestellt; aber die „Englischen Fragmente", die zuerst in den „Politischen Annalen" gedruckt worden, erhielten durch Hinzufügung der Schlussphantasie: „Die Befreiung" direkten Bezug auf die Julirevolution, und „Die Stadt Lucca," welche sich den „Bädern von Lucca" anschließt, ward, mit Ausnahme der Eingangskapitel, erst im Sommer und Herbst 1830 geschrieben[272]). Unter der irrigen Voraussetzung, dass in Sachsen die Censur nachsichtiger als in Hamburg sei, hatte Campe das Manuskript zum Drucke nach Leipzig gesandt; aber bald wurde ihm die Nachricht, dass auch dort die Julirevolution Nichts an den alten Presschikanen geändert habe, und Heine musste, wie er sich ausdrückt, „noch einige Arien einlegen und noch ein Finale schreiben," um die vorschriftsmäßigen zwanzig Bogen zu füllen. Religiöse und politische Freiheit sind das stets wiederkehrende Grundthema, über welches der Dichter in diesem Buche, zuweilen mit lachenden Späßen, meist aber mit würdevollem Ernste, phantasiert; und zwar dient ihm Italien vorherrschend, um die Missbräuche einer zu todtem Buchstabendienst erstarrten Religion, — England, um die Gefahren einer falsch verstandenen, aristokratisch verklausulierten Freiheit ins Licht zu stellen. „Das Buch ist vorsätzlich so einseitig," bemerkt Heine in einem Briefe an Varnhagen[273]). „Ich weiß sehr gut, dass die Revolution alle socialen Interessen umfasst, und Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde sind. Aber ich habe, zur Festlichkeit, die Letzteren als die einzig verbündeten Feinde dargestellt, damit sich der Ankampf konsolidiere. Ich selbst hasse die aristocratie bourgeoise noch mehr. — Wenn mein Buch dazu beiträgt, in Deutschland, wo man stockreligiös ist, die Gefühle in Religionsmaterien zu emancipieren, so will ich mich freuen, und das Leid, das mir durch das Geschrei der Frommen bevorsteht, gern tragen." — „Das Buch ist stärker im Ausdruck als im Ausgedrückten," heißt es in einem der nächsten Briefe[274]), „es ist nur agitatorisch, und ich brauche den Text nicht zu fürchten, wenn man mir was anhaben will. Nur, fürchte ich, wird man sich hinter die Klerisei verstecken und das Buch im Namen der Religion zu verrufen suchen. Geschieht Das — nun freilich, dann gebe ich die ganze Partitur der großen Oper."

In der That entspricht der Charakter der „Nachträge zu den Reisebildern" vollständig der Tendenz, welche Heine in diesen Worten ankündigt. Trotz aller losen Spöttereien über Dogmen und Priesterlug, trotz aller scharfen Befehdung der privilegierten Adelskaste, die sich zwischen Fürst und

Volk gestellt, ist der Verfasser im Grunde seines Herzens weder ein Feind des Altars, noch des Thrones. Wir haben in der That keine Ursache, seiner Versicherung zu misstrauen[275]: „Ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Interessen des Staates. Wenn ich auch dem Anthropomorphismus nicht sonderlich huldige, so glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige so thöricht sind, dem Geiste des Volkes zu widerstreben, so bleibe ich doch meiner innersten Überzeugung nach ein Anhänger des Königthums, des monarchischen Princips." Um so nachdrücklicher erhebt Heine seine Stimme wider jede Verbündung der geistlichen und weltlichen Gewalt zur Unterdrückung der religiösen und politischen Freiheit. „Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin," sagt er[276], „hasse ich jene Missgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeschöpf, das aus der Buhlschaft der weltlichen und geistlichen Macht entstanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichrists mit der Eselin Christi gezeugt hat. Gäbe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, so wäre Deutschland einig und stark und seine Söhne wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk ist getrennt in feindliche Religionsparteien, protestantische Unterthanen hadern mit ihren katholischen Fürsten oder umgekehrt, überall Misstrauen ob Kryptokatholicismus oder Kryptoprotestantismus, überall Verketzerung, Gesinnungsspionage, Pietismus, Mysticismus, Kirchenzeitungsschnüffeleien, Sektenhass, Bekehrungssucht, und während wir über den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiösen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken." Heine entwickelt sodann, wie es für die Religion, für ihr heiliges Wesen, eben so verderblich sei, wenn der Staat ihre Diener mit besonderen Privilegien bekleide, und die Religion zu politischen Zwecken missbraucht werde: „Wie den Gewerben, ist auch den Religionen das Monopolsystem schädlich, durch freie Konkurrenz bleiben sie kräftig, und sie werden erst dann zu ihrer ursprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, sobald die politische Gleichheit der Gottesdienste, so zu sagen die Gewerbefreiheit der Götter, eingeführt wird. Die edelsten Menschen in Europa haben es längst ausgesprochen, dass Dieses das einzige Mittel ist, die Religionen vor gänzlichem Untergang zu bewahren; doch die Diener derselben werden eher den Altar selbst aufopfern, als dass sie

von Dem, was darauf geopfert wird, das Mindeste verlieren möchten; ebenso wie der Adel eher den Thron selbst und Höchstdenjenigen, der hoch-darauf sitzt, dem sichersten Verderben überlassen würde, als dass er mit ernstlichem Willen die ungerechteste seiner Gerechtsame aufgäbe. Ist doch das affektierte Interesse für Thron und Altar nur ein Possenspiel, das dem Volke vorgegaukelt wird! . . . Ob der liebe Gott es noch lange dulden wird, dass die Pfaffen einen leidigen Popanz für ihn ausgeben und damit Geld verdienen, Das weiß ich nicht; — wenigstens würde ich mich nicht wundern, wenn ich mal im „Hamb. Unpart. Korrespondenten" läse, dass der alte Jehova Jedermann warne, keinem Menschen, es sei wer es wolle, nicht einmal seinem Sohne, auf seinen Namen Glauben zu schenken. Überzeugt bin ich aber, wir werden's mit der Zeit erleben, dass die Könige sich nicht mehr hergeben wollen zu einer Schaupuppe ihrer adligen Verächter, dass sie die Etiketten brechen, ihren marmornen Buden entspringen und unwillig von sich werfen den glänzenden Plunder, der dem Volke imponieren sollte, den rothen Mantel, der scharfrichterlich abschreckte, den diamantenen Reif, den man ihnen über die Ohren gezogen, um sie den Volksstimmen zu versperren, den goldenen Stock, den man ihnen als Scheinzeichen der Herrschaft in die Hand gegeben — und die befreiten Könige werden frei sein wie andere Menschen, und frei unter ihnen wandeln, und frei fühlen und frei heirathen, und frei ihre Meinung bekennen, und Das ist die Emancipation der Könige. — Was bleibt aber den Aristokraten übrig, wenn sie der gekrönten Mittel ihrer Subsistenz beraubt werden, wenn die Könige ein Eigenthum des Volkes sind, und ein ehrliches und sicheres Regiment führen durch den Willen des Volks, der alleinigen Quelle aller Macht? Was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einsehen, dass ein bischen Salböl keinen menschlichen Kopf guillotinenfest machen kann, eben so wie das Volk täglich mehr und mehr einsieht, dass man von Oblaten nicht satt wird? Nun freilich, da bleibt der Aristokratie und der Klerisei Nichts übrig als sich zu verbünden, und gegen die neue Weltordnung zu kabalieren und zu intrigieren. — Vergebliches Bemühen! Eine flammende Riesin, schreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Gekläffe bissiger Pfäffchen und Junkerlein da unten." —

In dem „Gespräch auf der Themse und dem Schlusskapitel der „Englischen Fragmente" führt Heine den früher schon in der Betrachtung auf dem Schlachtfelde von Marengo angedeuteten Gedanken weiter aus, dass die

Freiheit die Religion der neuen Zeit sei, die den Glauben an die alten Götter verloren und nicht Phantasie genug habe, neue Götter zu erschaffen[277]): „Alle Kraft der Menschenbrust wird jetzt zu Freiheitsliebe, und die Freiheit ist vielleicht die Religion der neuen Zeit und es ist wieder eine Religion, die nicht den Reichen gepredigt wurde, sondern den Armen, und sie hat ebenfalls ihre Evangelisten, ihre Märtyrer und ihre Ischariots ... Wenn Christus auch nicht der Gott dieser Religion ist, so ist er doch ein Hoherpriester derselben, und sein Name strahlt beseligend in die Herzen der Jünger. Die Franzosen sind aber das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister." Derselben enthusiastischen Hinweisung auf Frankreich und die französische Revolution begegnen wir mehrfach in den „Nachträgen zu den Reisebildern," vor Allem in dem Abschnitte: „Die Befreiung," welchem die eben angeführten Worte entnommen sind. Es wird dort[278]) in einem geistvollen Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte der Menschheit die Ansicht aufgestellt, dass Ägypten zuerst jenes privilegierte Kastenthum, jene geistliche und weltliche Hierarchie hervorgebracht habe, die später als Verbindung der katholischen Kirche und des Feudaladels ganz Europa in Knechtschaft erhielt, und deren unheilvolle Macht erst seit Erfindung der Buchdruckerkunst und des Pulvers allmählich gebrochen ward. „Die früheren Bestrebungen, die wir in der Geschichte der lombardischen und toskanischen Republiken, der spanischen Kommünen und der freien Städte in Deutschland und anderen Ländern erkennen, verdienen nicht die Ehre, eine Volkserhebung genannt zu werden; es war kein Streben nach Freiheit, sondern nach Freiheiten, kein Kampf für Rechte, sondern für Gerechtsame; Korporationen stritten um Privilegien, und es blieb Alles in den festen Schranken des Gilden- und Zunftwesens. Erst zur Zeit der Reformation wurde der Kampf von allgemeiner und geistiger Art, und die Freiheit wurde verlangt, nicht als ein hergebrachtes, sondern als ein ursprüngliches, nicht als ein erworbenes, sondern als ein angeborenes Recht. Da wurden nicht mehr alte Pergamente, sondern Principien vorgebracht; und der Bauer in Deutschland und der Puritaner in England beriefen sich auf das Evangelium, dessen Aussprüche damals an Vernunft Statt galten, ja noch höher galten, nämlich als eine geoffenbarte Vernunft Gottes. Da stand deutlich ausgesprochen, dass die Menschen von gleich edler Geburt

sind, daß hochmüthiges Besserdünken verdammt werden muß, daß der Reichthum eine Sünde ist, und daß auch die Armen berufen sind zum Genusse in dem schönen Garten Gottes, des gemeinsamen Vaters.“ Aber in Deutschland siegte die hohe Jagd des Adels über die Gleichheitslehre der Bauernrevolution, und auch in Großbritanien wurde die religiöse und politische Reformation nur zur Hälfte vollbracht, keine gesellschaftliche Umwälzung fand statt, es wurden nur neue liberale Flicken auf das alte Staatskleid gesetzt. Erst die Bergprediger, welche von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, haben, in Übereinstimmung mit den Ansichten jenes älteren Bergpredigers, der gegen die Aristokratie von Jerusalem gesprochen, mit Erfolg der Menschheit klar gemacht, daß nicht bloß die Form des Staates, sondern das ganze gesellschaftliche Leben, nicht geflickt, sondern neu umgestaltet, neu begründet, ja neu geboren werden sollte. „Ich spreche,“ so schließt Heine diese geschichtsphilosophische Entwicklung, „von der französischen Revolution, jener Weltepoche, wo die Lehre der Freiheit und Gleichheit so siegreich emporstieg aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle, die wir Vernunft nennen, und die als eine unaufhörliche Offenbarung, welche sich in jedem Menschenhaupte wiederholt und ein Wissen begründet, noch weit vorzüglicher sein muß als jene überlieferte Offenbarung, die sich nur in wenigen Auserlesenen bekundet und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Diese letztgenannte Offenbarungsart, die selbst aristokratischer Natur ist, vermochte nie die Privilegienherrschaft, das bevorrechtete Kastenwesen, so sicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratischer Natur ist, jetzt bekämpft. Die Revolutionsgeschichte ist die Kriegsgeschichte dieses Kampfes, woran wir Alle mehr oder minder theilgenommen; es ist der Todeskampf mit dem Ägyptenthum.“

Denen, welche so rasch bei der Hand sind, unserm Dichter wegen seiner Bewunderung der Franzosen und wegen seines Lobpreisens der französischen Revolution eine unpatriotische Gesinnung vorzuwerfen, möchten wir doch vor Allem ins Gedächtnis rufen, daß das Erwachen des politischen Lebens in Deutschland eben seit der Julirevolution datiert, deren Kanonen uns zuerst aus dem wüsten Schlafe der Restaurationszeit wirksam emporscheuchten. Die Schriftsteller, deren Begeistrung sich an den Ereignissen der großen Woche von Paris entzündete, unternahmen ein verdienstliches Werk, indem sie ihren thatendurstigen Enthusiasmus dem Volke diesseit des

Rheines mitzutheilen suchten und ihm das an der Seine gegebene Beispiel zur Nacheiferung empfahlen. Das haben auch die wahren Freunde des Fortschritts und der Freiheit damals sehr wohl begriffen, und nicht sie waren es, von denen die Verdächtigung der patriotischen Gesinnung eines Heine oder Börne ausging. Selbst der grimmige Wolfgang Menzel, welcher einige Jahre nachher so kreischend in das Horn des Franzosenhasses stieß, schmückte derzeit noch die Namen Beider in seinem „Literaturblatte" bei Besprechung ihrer neuesten Schriften mit Lorberkränzen und belobte ihren männlichen Muth und die aufregende Kraft ihrer Worte. Nicht einmal an dem Napoleonkultus Heine's nahm Menzel damals Anstoß; mit Behagen druckte er im Gegentheil Dessen boshafte Charakteristik des Herzogs von Wellington ab, welche mit den Worten schließt: „Daneben denke man sich das Bild Napoleon's, jeder Zoll ein Gott!" — und er fügte sogar die anerkennende Bemerkung hinzu[279]): „Diese Charakteristik eines Mannes ist zugleich die des ganzen Zeitalters, dessen Abgott er gewesen. Alles war falsch, unecht, die Begeisterung, der Sieg, der Frieden. Nichts Wahres in der ganzen Zeit seit Napoleon's Sturz, als die Lüge!"

So Viel ging aus den „Nachträgen zu den Reisebildern" hervor: wie die Zeit selber, war auch Heine, der ihr Leben in tiefster Bedeutung zu erfassen strebte, durch die Julirevolution ernster geworden, und beschäftigte sich nachdenklicher mit den großen Fragen der Gegenwart, die er in seinen früheren Schriften meist nur oberflächlich und mit keck umhertastender Neugier gestreift hatte. Das politische Interesse trat mehr und mehr in den Vordergrund, die behagliche Stille des rein poetischen Schaffens war auf Nimmerwiederkehr entwichen. Die schönen Gedichte des „Neuen Frühlings," welche Heine im Spätherbst 1830 auf Anregung Albert Methfessel's schrieb, der ihn um einen zur Komposition geeigneten Liedercyklus ersucht hatte, waren gleichsam ein letzter zärtlicher Scheidekuss der aus dem Schlachtlärm des Tages angstvoll entfliehenden Muse seiner Jugendzeit. Die „Kunstperiode," wie er selbst die ablaufende Literaturepoche getauft hatte, ging zu Ende, die Revolution hielt ihren Einzug in die Häupter und Herzen der Schriftsteller des neuen Zeitraums, und der Dichter und ihres Publikums bemächtigte sich fast eine Abneigung gegen die streng geschlossene Kunstform der gebundenen Rede. „Es will mich bedünken," sagte Heine einige Jahre später[280]), „als sei in schönen Versen allzu viel gelogen worden und die Wahrheit scheue sich, in metrischen Gewanden zu erscheinen." Das leiden-

schafterfüllte Gemüth sehnte sich, in unverhüllter Nacktheit das Programm des Kampfes auszusprechen, der vielleicht auch in Deutschland nicht mehr allein mit geistigen Waffen auszufechten war. Konnte nicht auch uns das Schicksal Frankreichs bereitet sein? Wenn dort ein Polignac nur das Geistermordgesetz seiner Preßordonnanzen zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen, und nach drei heldenmüthigen Tagen die Knechtschaft mit ihren rothen Schergen und weißen Lilien zu Boden geschleudert zu sehn: warum sollte Deutschland für immer seine Ketten tragen? Hatte doch das halbzertretene Polen sich eben wieder in blutigem Aufstand erhoben, um ein unerträglich gewordenes Joch zu zertrümmern — warum sollte die deutsche Geduld nicht endlich auch einmal reißen? Und musste die Revolution in Deutschland nicht einen um so gewaltthätigeren Charakter annehmen, je despotischer es den Schriftstellern verwehrt wurde, die wichtigsten Fragen des Staates und der Gesellschaft in der Presse zu diskutieren, den Samen der Intelligenz und politischen Bildung in die Herzen des Volkes zu streun? Solche Fragen waren es, auf welche Heine in der Einleitung antwortete, die er im März 1831 zu der Broschüre Robert Wesselhöft's: „Kahldorf über den Adel“ schrieb. Er deutete warnend hin auf die Schreckensherrschaft von 1792, er erinnerte daran, wie „dort, wo die Ideenguillotine gewirthschaftet, bald auch die Menschencensur eingeführt worden sei, und wie derselbe Sklave, der die Gedanken hinrichtete, später mit derselben Gelassenheit seinen eigenen Herrn ausstrich aus dem Buche des Lebens.“ Und wie einst in Frankreich, so könne jetzt auch in Deutschland „die bürgerliche Gleichheit“ das erste Losungswort der Revolution werden, von der Preßfreiheit aber sei es abhängig, ob diese Frage durch ruhige Erörterung friedlich geschlichtet, oder von einer blinden Menge mit ungestümer Wildheit gelöst werden solle. Die Broschüre, welcher Heine diese kraftvolle Einleitung mit auf den Weg gab, war eine Abfertigung der im Jahre 1830 erschienenen Schrift des Grafen Magnus von Moltke: „Über den Adel und dessen Verhältnis zum Bürgerstande.“ Mit überlegener Feinheit und treffender Schärfe der Argumente bestritt der pseudonyme Verfasser die Rechtsansprüche des Adels, für welche der hochgeborene Kämpe in die Schranken gesprengt war. Die Briefe Kahldorf's wiesen nach, daß, wenn im Kampfe der Monarchie und Demokratie die Wagschalen schwanken, jedenfalls die Aristokratie in neuerer Zeit fast all ihr Gewicht verloren habe und immer mehr verliere. Das neuere Heerwesen habe die Macht, das

neuere Geldwesen den Reichthum, die neuere Kultur das abergläubische Vorurtheil zerstört, worauf im Mittelalter der Adel seine Privilegien gründete. Auf allen Gebieten des Wissens, der Kunst, des Erwerbs und des öffentlichen Lebens habe das Bürgerthum dem Adel längst den Rang abgelaufen, und wenn der Geist der Ahnen noch in den Ruinen ihrer alten Burgen umgehe, so gewahre er mit Staunen, wie deren höchste Thürme der junge Eichwald überrage. Nicht so kühl und gemäßigt, wie der Verfasser des „Kahldorf,“ der später kurze Zeit in großherzoglich weimarischen Staatsdiensten stand, sich 1838 durch Abfassung der Streitschrift „Berlin und Rom“ an dem durch die Kölner Wirren hervorgerufenen Broschürenkampfe betheiligte, und dann in Amerika verschollen ist, vermochte Heine die Prätensionen einer Aristokratie zu besprechen, die er in allen Ländern zur Ausrottung der liberalen Ideen verbündet sah, und an deren Spitze er jetzt denselben Zar Nikolaus erblickte, den er noch jüngst irrthümlich für den Gonfaloniere der Freiheit gehalten. Wär es ihm doch, während er seine Einleitung zu den Kahldorf'schen Briefen schrieb, als spritze das Blut von Warschau bis auf sein Papier, und als höre er die Trompeten der „Berliner Ukasuisten und Knutologen“ zu einem neuen Feldzuge gegen Frankreich blasen, um der Idee eines „Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Kourtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantene Trinkgelder und sonstige Herrlichkeit“ den Garaus zu machen! Da galt es zu warnen und zu wecken auf jede Gefahr, und Heine schleuderte so blitzscharfe Worte gegen die Kerkermeister der Freiheit, daß ein großer Theil seines Aufsatzes von der servilen Censur völlig unterdrückt wurde. Er mahnte laut an die Konstitution, welche dem deutschen Volke versprochen worden, als es in den Befreiungskriegen Gut und Blut für die Rettung der Fürsten und des Vaterlandes eingesetzt. „Der gallische Hahn,“ sagte er, „hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutschland wird es jetzt Tag. In entlegene Klöster, Schlösser, Hansestädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten sich die unheimlichen Schatten und Gespenster, die Sonnenstrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauscht uns, wir sind erstaunt, wir befragen einander: Was thaten wir in der vergangenen Nacht? — Nun ja, wir träumten in unserer deutschen Weise, d. h. wir philosophierten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächst betrafen oder zunächst passierten, sondern wir philosophierten über die Dinge an und für sich, über die letzten

Gründe der Dinge und ähnliche metaphysische und transcendentale Träume, wobei uns der Mordspektakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, ja sogar recht verdrießlich, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsere philosophischen Systeme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten. Seltsam ist es, dass das praktische Treiben unserer Nachbarn jenseits des Rheins dennoch eine innige Wahlverwandtschaft hatte mit unserem philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viele wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mussten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsere deutsche Philosophie sei nichts Anderes, als der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Überlieferung im Reiche des Gedankens, eben so wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft; um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die Nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unser Robespierre. Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveräne Wille, der ein schnelles Universalreich improvisierte, das eben so schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus. Unter seinem konsequenten Tritte erseufzten die geheimen Blumen, die von der Kantischen Guillotine noch verschont geblieben oder seitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte, die Kontrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkenntnis, sogar Entschädigung, und in der neuen Restauration, in der Naturphilosophie, wirthschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intrigiert, der Mysticismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutschthümelei, die Gemüthlichkeit — bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr ordnete, ein eklektisches Regiment, worin er freilich selber Wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin er den alten Kantischen Jakobinern, den Fichte'schen Bonapartisten, den Schelling'schen Pairs und seinen eignen Kreaturen eine feste, verfassungsmäßige Stellung anweist. — In der Philosophie hätten wir

also den großen Kreislauf glücklich beschlossen, und es ist natürlich, dass wir jetzt zur Politik übergehn."

Das war eine andere Sprache, als man sie in den sentimental-humoristischen Karnevalspäßen der „Reisebilder" gehört hatte. Heine schien das Gleichnis wahr machen zu wollen, in welchem er sich den Kunz von der Rosen des deutschen Volkes genannt. Er hatte ob der Drangsal des Vaterlandes so wüthend ernsthaft den Kopf geschüttelt, dass die närrischen Schellen abfielen von der rothen Mütze, und diese schier das Ansehen einer Jakobinermütze bekam. Eindringlich und verheißungsvoll klang seine Rede [281]): „Der Mann, dessen eigentliches Amt die Kurzweil, und der dich nur belustigen sollte in guten Tagen, er dringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein starkes Scepter und die schöne Krone — erkennst du mich nicht, mein Kaiser? Wenn ich dich nicht befreien kann, so will ich dich wenigstens trösten, und du sollst Jemanden um dich haben, der mit dir schwatzt über die bedränglichste Drangsal, und dir Muth einspricht, und dich lieb hat, und dessen bester Spaß und bestes Blut zu deinen Diensten steht. Denn du, mein Volk, bist der wahre Kaiser, der wahre Herr der Lande — dein Wille ist souverän und viel legitimer, als jenes purpurne Tel est notre plaisir, das sich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andre Gewähr als die Salbadereien geschorener Gaukler — dein Wille, mein Volk, ist die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Fesseln daniederliegst, so siegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiser, die Nacht ist vorüber, und draußen glüht das Morgenroth."

Aber was half es, dass Heine so beherzte Töne anschlug und in die Speichen des Zeitrades griff, um den langsamen Gang der Ereignisse durch sein stürmisches Wort zu beschleunigen? Nur zu rasch musste er erfahren, dass die Julirevolution in Deutschland keine sofortige Nachahmung fand, dass sie uns nicht einmal die Aufhebung der verhassten Censur brachte, und dass die freie Diskussion politischer Fragen nach wie vor auf unüberwindliche Hemmnisse stieß. Dazu kamen neue Zerwürfnisse mit dem reichen Oheim, neue Drangsale der materiellen Subsistenz und kleinlaute Zweifel an dem endlichen Siege der Volkssache, untermischt mit Aufwallungen aristokratischen Stolzes und mit der immer wiederkehrenden Sehnsucht, durch eine feste Staatsanstellung der quälenden Unsicherheit seiner persön-

lichen Verhältnisse zu entrinnen. „Täglich verdüstert sich mehr und mehr meine äußere Lage," schrieb er schon im November 1830 an Varnhagen [282]), „und die Studien, die mich so stark ergriffen, und obendrein die Weltereignisse haben mich meinen eignen Angelegenheiten leider mehr entfremdet, als ich gegen mich selbst verantworten kann. Dazu kommt, dass ich manchmal wie mit Blindheit geschlagen war, mich von allen Seiten betrügen ließ. Dies Alles ist mein Oheim schuld, der mir voriges Jahr noch Holland und Brabant versprach, so dass ich in Geldsachen nicht difficil war und gern Etwas sakrificierte, literarischer Interessen wegen. Nun stehe ich aber sehr schlecht mit meinem Oheim Salomon Heine, man hat mir von dieser Seite wohl beizukommen gewusst, und ich muss ihn, der wichtigen Gründe wegen, ganz derelinquieren. Ich sehe aber ein, dass ich in so schlimmer Lage auf neue Ressourcen, im Nothfall, bedacht sein muss. Schulden habe ich, einige Bagatellen ausgenommen, jetzt gar keine, bin arbeitsfähiger als sonst. Wie ich denn, was ich Ihnen nächstens ausführlicher berichte, ein neues Opus, ganz politischer Natur, begonnen. Ach, eben indem ich mich in die Zeit und ihre Bedürfnisse versenke, vergesse ich mich selbst; am gefährlichsten ist mir noch jener brutale, aristokratische Stolz, der in meinem Herzen wurzelt und den ich noch nicht ausreuten konnte, und der mir so viel Verachtung gegen den Industrialismus einflüstert und zu den vornehmsten Schlechtigkeiten verleiten könnte, ja der mich vielleicht, durch allerlei Degout und Depit, dahin bringt, das ganze unbequeme Leben mit all' seinen plebejischen Nöthen zu verlassen. . . Sie, Varnhagen, der Sie in der Ferne meine Zustände besser überschauen können als ich selbst, bitte ich nachzusinnen, welche Ressourcen mir für den Nothfall offen stehen? Sie irren, wenn Sie glauben, dass ich des Inhalts meiner Schriften wegen, sobald ich transagieren möchte, nicht die preußische Regierung für mich interessieren könnte. Nächstens mehr darüber; ich bitte Sie, denken Sie darüber nach." — Varnhagen rieth dem Freunde vor Allem, die Differenz mit Salomon Heine durch ein offenherziges Aussprechen und versöhnliches Entgegenkommen zu begleichen; im Übrigen versprach er, durch seine Verbindungen in ministeriellen Kreisen das Terrain mit Rücksicht auf den Wunsch Heine's nach einem Staatsamte zu sondieren. Dieser antwortete unterm 4. Januar 1831 [283]): „Ihren Brief habe ich seiner Zeit erhalten und den guten Rath, wenn auch contre coeur, befolgt. Ich habe mich mit meinem X in erneute Freundschaft gesetzt, um wenig-

stens bei plötzlichen Schlägen einen Schutz zu haben. Doch betrachte ich Dergleichen nur als äußerstes Nothmittel, und mein Streben geht dahin, mir à tout prix eine sichere Stellung zu erwerben; ohne solche kann ich ja doch Nichts leisten. Gelingt es mir binnen Kurzem nicht in Deutschland, so reise ich nach Paris, wo ich leider eine Rolle spielen müsste, wobei all mein künstlerisches Vermögen zu Grunde ginge und wo der Bruch mit den heimischen Machthabern konsakriert würde. Ich thue gar keine Schritte, nur von Ihnen erwarte ich unterdessen zu erfahren, ob in Berlin oder — Wien (!!!) Nichts für mich zu erlangen ist. Ich will Nichts unversucht lassen und mich zum Äußersten nur im äußersten Falle entschließen."

Der Gedanke Heine's, nach Paris überzusiedeln, war ihm, wie uns bekannt ist, keineswegs neu. Schon als Student in Berlin hatte er diesen Plan gehegt, und war seitdem häufig auf denselben zurückgekommen. Bei seiner Begeisterung für die Ideen der französischen Revolution und bei der freieren Entwicklung, welche denselben unter dem Schutze des Bürgerkönigthums gesichert schien, musste es für einen liberalen Schriftsteller doppelten Reiz haben, an Ort und Stelle Zeuge dieser Entwicklung zu sein. Börne, Maltitz, Michael Beer und andere seiner Freunde waren auf die Kunde von den Juli-Ereignissen sofort nach Paris geeilt — was hinderte denn Heine, ihrem Beispiel zu folgen? Obige Briefstelle giebt uns die Antwort, sie enthüllt uns offenherzig die schwer wiegenden Bedenken, welche den Dichter mit banger Sorge erfüllten, je bestimmter die Nothwendigkeit einer Entfernung aus der Heimat an ihn herantrat. Ach, er hätte mit seinem weichen, lyrisch-sensitiven Gemüthe sich noch vor Kurzem so gern in die Poesie zurückgezogen und das publicistische Kriegshandwerk Andern überlassen[284]; denn mehr die Macht der Umstände, als ein innerer Drang, hatte ihm das Volkstribunat aufgenöthigt. Er nahm freilich an den Zeitereignissen den lebhaftesten Antheil, aber er fühlte weder den Beruf noch die Kraft, politischer Parteiführer zu sein. Noch aus Helgoland hatte er an Wienbarg geschrieben[285]: „Sie wollen ein Journal herausgeben? Welche Verwegenheit! Ich schicke Ihnen meinen Dolch, um sich gegen Überfälle des Gesindels zu vertheidigen. Dass ich Muth habe, weiß ganz Helgoland, das mich in einer offenen Jolle im Sturm hier ankommen sah. Aber in Hamburg oder anderswo in Deutschland ein Journal herauszugeben, Das übersteigt meine Kourage." Welt und Leben boten ihm Stoff zur Satire, zur charakteristischen Abspiegelung, zu dichterischen Ergüssen,

er hatte seine Sympathien und Antipathien in stärkster Weise, und, wie es von ihm als Dichter zu erwarten stand, er konnte schwärmen für große Charaktere und für die Entfesselung geschichtlicher Kräfte — aber ein Abgrund trennte ihn von den Leuten da draußen, von dem Gewühl der Kämpfenden, von den Umtrieben der Lenker und Beweger. Er wusste, daß ihm diese Zurückhaltung vorkommenden Falles als Aristokratismus ausgelegt werden, daß sein freies Urtheil, sein nach allen Seiten hin unschonsamer Witz ihm zum Verderben gereichen konnte. „Bricht nun gar," sagte er mal[286]), „in Deutschland die Revolution aus, so bin ich nicht der letzte Kopf, der fällt." Hatte er den vaterländischen Boden erst verlassen, befand er sich einmal in Paris, am Herde der weltgeschichtlichen Bewegung, so war vorauszusehen, daß er sich den Anforderungen nicht würde entziehn können, welche die radikale Partei an ihn stellte. Die grauenhafte Ahnung beschlich ihn, daß seine Dichterlaufbahn alsdann zu Ende sein, daß sein Talent zum unselbständigen Werkzeug der Agitation im politischen Tageskampfe herabsinken werde. Diese Angst des Poeten war es vorzüglich, die ihn mit starken Banden in der Heimat festhielt, und ihm die Flucht in die Fremde als den schrecklichsten, um jeden Preis abzuwendenden Nothfall erscheinen ließ.

Die Aussichten auf eine Staatsanstellung in Preußen lagen, wenn nicht ganz im Gebiet der Chimäre, doch jedenfalls noch in weitem Felde. Heine sann inzwischen nach, wie er denselben etwas festeren Grund geben könne, und gerieth dabei auf einen abenteuerlichen Einfall. In Hamburg war seit geraumer Zeit der Posten eines Syndikus erledigt. Zahlreiche Meldungen liefen ein, doch war keiner der Kandidaten dem Senate genehm, dessen Hauptaugenmerk dahin ging, einen Mann zu wählen, der einen populären Namen hätte und eine politische Feder zu führen wüsste. „Man fühlt schon das Bedürfnis nach Männern," schrieb Heine[287]), welcher diesen und den sonstigen Erforderniſſen des Amtes zu entsprechen glaubte; denn das Diplom eines Doktors der Rechte besaß er schon, und Bürger konnte er gegen Bezahlung einiger Mark jeden Augenblick werden. Gleichwohl fühlte er, daß man ihn keinesfalls wählen, und daß er bei einer Meldung dem Ridikül einer übergangenen Wahl anheimfallen würde. Vielleicht aber gab es noch einen Ausweg — Varnhagen und die Presse sollten helfen. Da Heine's Name durch das Stadtgeklätsch schon in die Debatte gezogen war, da das Gerücht sich mit ihm beschäftigte, so musste man suchen, demselben eine heilsame Richtung zu geben. „Dieses geschähe im

vorliegenden Falle," so lautete die Parole, welche Varnhagen empfing, „wenn das hiesige Publikum aus auswärtigen Blättern erführe, dass man dem Gerüchte, als nenne man mich unter den Kandidaten der erledigten Syndikusstelle, eine ungewöhnliche Wichtigkeit beilege, dass man meine Wahl als ein Begreifen der populären Bedürfnisse betrachte, oder Dergleichen. Sie verstehen mich. Und ich wünsche daher, dass Sie, so bald als möglich, in solchem Sinne einige Zeilen für die dortige Staatszeitung schrieben und Sorge trügen, dass die Augsburger Allgemeine Zeitung sie als preußische Korrespondenz ebenfalls aufnehme. Sie können am besten und zweckmäßigsten jenen Artikel abfassen, der den Eindruck machen muss, dass meine Wahl eine gebührende ist, eine wichtige und für das Publikum angenehme. Soll etwa angedeutet werden," fügt Heine schüchtern hinzu, „dass es ein Verlust sei, dass ich dadurch für Preußen, meine Heimat, verloren gehe?" In einem späteren Briefe berichtet Heine[288]), dass Professor Blume in Halle, „der Jünger Hugo's, ein Hauptheld der mikroskopisch untersuchenden historischen Juristenschule," ihn bei der Konkurrenz zu schlagen drohe; ja, der Dichter hörte von Vielen, dass man ihn nur aus Ironie als wahlwürdig für jene Stelle bezeichne. In der That müssen wir lächeln, wenn wir uns den Verfasser der „Reisebilder", den ungezogenen Liebling der Grazien, der im Rathe der Spötter saß, mit der ehrsamen Allongeperücke, den seidenen Pluderhosen und dem spanischen Mantel angethan in Mitten der ceremoniösen Versammlung eines hoch- und wohlweisen Senates am grünen Rathstische denken! Auch Varnhagen mag dieser Ansicht gewesen sein; er unterließ es wenigstens, den gewünschten Artikel zu schreiben, und Heine gelangte zu der Erkenntnis, dass nach seiner Vorrede zu der Kahldorf'schen Streitschrift gegen den Adel jede Hoffnung auf ein Staatsamt für ihn abgeschnitten sei.

Der nächste Brief an Varnhagen belehrt uns, dass der Würfel gefallen, die verhängnisvolle Entscheidung fürs Leben getroffen ist. Wir sehen Heine schon mit dem Gedanken der Auswanderung nach Frankreich vertraut geworden und mit fiebernder Leidenschaft den großen Tagesereignissen zugewandt, vor welchen das kleine Leid des Einzelnen sich beugen und verstummen muss. „Des Weltallgemeinen ist zu Viel," schreibt er am 1. April[289]), „um es brieflich zu besprechen, das persönlich Wichtige ist wieder zu geringfügig in Vergleichung der großen Dinge, die täglich ohne unser Zuthun passieren. Werden die Dinge von selbst gehen, ohne

Zuthun der Einzelnen? Das ist die große Frage, die ich heute bejahe, morgen wieder verneine, und von welcher Selbstbeantwortung immer meine besondere Thätigkeit influenziert, ja ganz bestimmt wird. Als ich nach dem letzten Juli bemerkte, wie der Liberalismus plötzlich so viel Mannschaft gewann, ja wie die ältesten Schweizer des alten Regime plötzlich ihre rothen Röcke zerschnitten, um Jakobinermützen davon zu machen, hatte ich nicht üble Neigung, mich zurückzuziehen und Kunstnovellen zu schreiben. Als die Sache aber lauer wurde, und Schreckensnachrichten, wenn auch falsche, aus Polen anlangten und die Schreier der Freiheit ihre Stimmen dämpften, schrieb ich eine Einleitung zu einer Adelschrift, die Sie in vierzehn Tagen erhalten, und worin ich mich, bewegt von der Zeitnoth, vielleicht vergaloppiert und — Sie werden der absichtlichen Unvorsichtigkeiten genug drin finden, und diese sowie auch den angstschnellen schlechten Stil billigst entschuldigen. Unterdessen schrieb ich noch Tolleres, welches ich in den Ofen warf, als es sich wieder erfreulicher gestaltete. — Was jetzt? Jetzt glaube ich an neue Rückschritte, bin voller schlechten Prophezeiungen — und träume jede Nacht, ich packe meinen Koffer und reise nach Paris, um frische Luft zu schöpfen, ganz den heiligen Gefühlen meiner neuen Religion mich hinzugeben, und vielleicht als Priester derselben die letzten Weihen zu empfangen. — Hier lebe ich noch immer in trübster Bedrängnis. Mit dem besten Willen, sehe ich wohl ein, kann ich die Weisheit der Regierungen nicht für mich benutzen, und es bleibt mir Nichts übrig, als mich vor ihren Thorheiten zu sichern. — In München geht es schlecht, wie ich höre. Hätte mein Freund Schenk mich nicht den Jesuiten sakrificiert, so würde ich ihm jetzt von großem Nutzen sein können, ohne daſs meine Principien darunter zu leiden brauchten. Treulosigkeit und Wortbruch haben mich aber von dieser Seite so sehr irritiert, daſs ich die deutschen Polignacs jetzt selbst hängen könnte. — Gegen Preußen bin ich ebenfalls bitter gestimmt, aber nur wegen der allgemeinen Lüge, deren Hauptstadt Berlin. Die liberalen Tartüffe dort ekeln mich an. Viel Indignation wuchert in mir. — Genug davon!"

Ja, es duldete ihn nicht länger in Deutschland, wo das Damoklesschwert der Censur beständig über seinem Haupte hing, und den Freien nur Kerker und Verfolgung in Aussicht stand. In Paris war zum andern Male die Sturmglocke der Freiheit erklungen — da gürtete er seine Lenden und pilgerte an die Wiege der Revolution. Mit naiv anspruchslosem Hu-

mor erzählt Heine in den „Geständnissen" die Gründe seiner Flucht aus der Heimat und seiner Übersiedlung nach Frankreich[200]: „Ich hatte Viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Julirevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade sehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimatliche Luft täglich ungesunder, und ich musste ernstlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Visionen; die Wolkenzüge ängstigten mich und schnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als sei die Sonne eine preußische Kokarde; des Nachts träumte ich von einem hässlichen schwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward sehr melancholisch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Justizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Festung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm sei, wenn man im Winter die Eisen tragen müsse. Ich fand es in der That sehr unchristlich, dass man den Menschen die Eisen nicht ein bischen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden sie keinen so unangenehmen Eindruck machen, und selbst fröstelnde Naturen könnten sie dann gut ertragen; man sollte auch die Vorsicht anwenden, die Ketten mit Essenzen von Rosen und Lorbern zu parfümieren, wie es hier zu Lande geschieht. Ich frug meinen Justizrath, ob er zu Spandau oft Austern zu essen bekommen. Er sagte Nein, Spandau sei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleisch, sagte er, sei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die Einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen französischen Commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiste und mir nicht genug zu rühmen wusste, wie lustig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marseillaise und „En avant marchons!" und „Lafayette aux cheveux blancs" singe, und Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft an allen Straßenecken geschrieben stehe; dabei lobte er mir auch den Champagner seines Hauses, von dessen Adresse er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er versprach mir Empfehlungsbriefe für die besten Pariser Restaurants, im Fall ich die Hauptstadt zu meiner Erheiterung besuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt ist, um dort Austern zu essen, und mich die Spandauer Geflügelsuppen nicht sehr lockten, und auch obendrein die preußischen Ketten im Winter sehr kalt sind, und meiner Gesundheit nicht zuträglich sein konnten, so entschloss ich mich, nach Paris zu reisen und im

Vaterland des Champagners und der Marseillaise jenen zu trinken und diese letztere, nebst „En avant marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ singen zu hören.“

Den Tag vor seiner Abreise von Hamburg verbrachte Heine zum großen Theil in Gesellschaft Lewald's, dem er zur Erinnerung das Originalmanuskript der neuen Frühlingslieder schenkte. Auch gab er ihm die Abbildung einer Kirche in Lucca, worunter er die Verse geschrieben:

Die Kirche siehst du auf diesem Bilde,
Worin, zu heiliger Stimmung bekehrt,
Signora Franceska und Lady Mathilde
Mit Doktor Heine die Messe gehört.

In Frankfurt verweilte er acht volle Tage. Es wurde ihm dort von den Stimmführern der liberalen Partei die achtungsvollste Aufmerksamkeit erwiesen. Am frühen Morgen ging er aus, und als er Mittags nach Hause kam, fand er seinen Tisch mit Visitenkarten bedeckt[201]). Auch der beliebte Porträtmaler Professor Moritz Oppenheim suchte ihn auf und bat den Dichter, sich von ihm malen zu lassen. Das wohlgelungene Ölbild, welches vor einigen Jahren in den Besitz des Herrn Julius Campe überging, stellt Heine in sitzender Stellung dar. Vornehm nachlässige Haltung. Der Anzug — Rock, Hosen und Weste von schwarzem Tuch, breit überfallender Hemdkragen, durch ein lose geknotetes Halstuch vorn zusammen gehalten — ist einfach und elegant. Die Kniee sind übergeschlagen. Der rechte Arm stützt sich bequem auf die Stuhllehne, von welcher der braune Mantel herabfällt; die schmalen, rosigen Finger der linken Hand ruhen leicht gebogen auf dem rechten Unterarm. Das bartlose Oval des Gesichtes macht auf den ersten Blick keinen wohlthuenden Eindruck. Den mißmuthigen Zügen fehlt die träumerisch sinnende Genialität des Grimm'schen Bildes. Die hohe, schöngemeißelte Stirn ist von kurzem lichtbraunen Haar umschattet. Die ziemlich gradlinigen Brauen lassen die kleinen, pfiffig hervorblinzelnden grünblauen Augen etwas schräger geschlitzt erscheinen, als auf den meisten übrigen Porträts. Die in der Mitte gewölbte, an der Spitze ein wenig herabfallende Nase mit breiter Wurzel ist das Einzige, was an jüdische Abstammung erinnert. Der weltverachtende Spott, der die Lippen des Dichters zu kräuseln pflegte, verräth sich in den Fältchen, welche die Mundwinkel umzucken, aber die Oberlippe ist noch nicht so höhnisch emporgezogen, wie in späteren Jahren, während die fleischige Unter-

lippe jenen stark sinnlichen Typus zeigt, den wir auf allen Bildern Heine's gewahren. Im Ganzen entsprechen die Gesichtsformen des Oppenheim'schen Porträts, dessen Ähnlichkeit von Schiff, Lyser, Campe und anderen Freunden des Dichters verbürgt worden ist, den wenig veränderten, nur durch langjähriges Leiden etwas veredelten Zügen der bekannten Bleistiftzeichnung von E. B. Kietz aus dem Sommer 1851 und des trefflichen Hautrelief-Medaillons in Bronze, das ein Pariser Künstler im Frühjahr 1852 modellierte[202]).

Von Frankfurt reiste Heine ohne weiteren Aufenthalt über Heidelberg und Karlsruhe der französischen Grenze zu. Am 1. Mai 1831 fuhr er bei Straßburg über den Rhein, und zwei Tage später hielt er im Koupé des Postwagens seinen Einzug in die Seinestadt.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Erste Eindrücke von Paris.

„La force des choses! Die Macht der Dinge! Ich habe wahrhaftig nicht die Dinge auf die Spitze gestellt, sondern die Dinge haben mich auf die Spitze gestellt, auf die Spitze der Welt, auf Paris." So beginnt der erste Brief, in welchem Heine seinen Berliner Freunden Nachricht von seiner Ankunft in der französischen Hauptstadt giebt[203]). Wir haben gesehen, mit welchem trunkenen Jubel der Dichter die Julirevolution als die Morgenröthe eines für die Menschheit anbrechenden Freiheitstages begrüßte, und mit wie stolzen Erwartungen er nach Frankreich ging. Die ersten Eindrücke des immer noch leidenschaftlich erregten Lebens in der damaligen Metropole des politischen Fortschritts waren ganz dazu angethan, solche Illusionen zu befestigen, und es kann uns nicht Wunder nehmen, wenn Heine vor dem Bilde der barrikadenkämpfenden Freiheitsgöttin von Delacroix in die begeisterten Worte ausbricht[204]): „Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugnis geben von dem Uradel der Menschen, der nie ganz zerstört werden kann. Wer euch erlebt hat, Der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, sondern freudig glaubt er jetzt an die Auferstehung der Völker. Heilige Julitage! wie schön war die Sonne und wie groß war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem großen Kampfe zusahen, jauchzten vor Bewunderung, und sie wären gerne aufgestanden von ihren goldenen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgestiegen, um Bürger zu werden von Paris! . . . Zumal im Monat Juli hat die

Sonne immer am gewaltigsten mit ihren Strahlen die Herzen der Pariser entflammt, wenn die Freiheit bedroht war, und sonnentrunken erhob sich dann das Volk von Paris gegen die morschen Bastillen und Ordonnanzen der Knechtschaft. Sonne und Stadt verstehen sich wunderbar, und sie lieben sich. Ehe die Sonne des Abends ins Meer hinabsteigt, verweilt ihr Blick noch lange mit Wohlgefallen auf der schönen Stadt Paris, und mit ihren letzten Strahlen küsst sie die dreifarbigen Fahnen auf den Thürmen der schönen Stadt Paris." Sehr passend fand Heine daher den Vorschlag des Dichters Barthélemy, das Julifest durch eine symbolische Vermählung zu feiern; wie einst der Doge von Venedig jährlich den goldenen Bucentauro bestiegen, um die herrschende Venezia mit dem adriatischen Meere zu vermählen, so solle alljährlich auf dem Bastillenplatze die Stadt Paris sich vermählen mit der Sonne, dem großen flammenden Glücksstern ihrer Freiheit. Aber Casimir Perier goutierte nicht diesen Vorschlag, er fürchtete den Polterabend einer solchen Hochzeit, er fürchtete die allzu starke Hitze einer solchen Ehe, und er wollte der Stadt Paris höchstens eine morganatische Verbindung mit der Sonne bewilligen. Als Heine nach Paris kam, „flimmerten hie und da noch die Lichter der Julisonne; die Wangen der schönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküssen dieser Sonne, und an ihrer Brust war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenstrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die „Liberté, égalité, fraternité" schon wieder abgewischt. Die Flitterwochen vergehen so schnell!" [205])

Vor Allem machten der lebenslustige Sinn der Bevölkerung, die liebenswürdige Urbanität der Männer und die angeborene Grazie der Frauen einen bezaubernden Eindruck auf den deutschen Dichter, und wiederholentlich schildert er in Zeitungsartikeln und Briefen die fröhliche Stimmung, in welche der Anblick dieser neuen Welt ihn versetzte. In den „Florentinischen Nächten" erzählt er [206]): „Paris ergötzte mich sehr durch die Heiterkeit, die sich in allen Erscheinungen dort kundgiebt und auch auf ganz verdüsterte Gemüther ihren Einfluss ausübt. Sonderbar! Paris ist der Schauplatz, wo die größten Tragödien der Weltgeschichte aufgeführt werden, Tragödien, bei deren Erinnerung sogar in den entferntesten Ländern die Herzen zittern und die Augen nass werden; aber dem Zuschauer dieser großen Tragödien ergeht es hier in Paris, wie es mir einst an der Porte Saint-Martin erging, als ich die „Tour de Nesle" aufführen sah. Ich kam nämlich hinter eine Dame zu sitzen, die einen Hut von rosenrother Gaze trug, und dieser

Hut war so breit, daß er mir die ganze Aussicht auf die Bühne versperrte, daß ich Alles, was dort tragiert wurde, nur durch die rothe Gaze dieses Hutes sah, und daß mir also alle Gräuel der „Tour de Nesle" im heitersten Rosenlichte erschienen. Ja, es giebt in Paris ein solches Rosenlicht, welches alle Tragödien für den nahen Zuschauer erheitert, damit ihm dort der Lebensgenuß nicht verleidet wird. Sogar die Schrecknisse, die man im eigenen Herzen mitgebracht hat nach Paris, verlieren dort ihre beängstigenden Schauer. Die Schmerzen werden sonderbar gesänftigt. In dieser Luft von Paris heilen alle Wunden viel schneller als irgend anderswo; es ist in dieser Luft etwas so Großmüthiges, so Mildreiches, so Liebenswürdiges wie im Volke selbst. Was mir am besten an diesem Pariser Volke gefiel, Das war sein höfliches Wesen und sein vornehmes Ansehen. Süßer Ananasduft der Höflichkeit! wie wohlthätig erquicktest du meine kranke Seele, die in Deutschland so viel Tabaksqualm, Sauerkrautsgeruch und Grobheit eingeschluckt! Wie Rossini'sche Melodien erklangen in meinem Ohr die artigen Entschuldigungsreden eines Franzosen, der am Tage meiner Ankunft mich auf der Straße nur leise gestoßen hatte. Ich erschrak fast vor solcher süßen Höflichkeit, ich, der ich an deutsch flegelhafte Rippenstöße ohne Entschuldigung gewöhnt war. Während der ersten Woche meines Aufenthalts in Paris suchte ich vorsätzlich einigemal gestoßen zu werden, bloß um mich an dieser Musik der Entschuldigungsreden zu erfreuen. Aber nicht bloß wegen dieser Höflichkeit, sondern auch schon seiner Sprache wegen hatte für mich das französische Volk einen gewissen Anstrich von Vornehmheit. Denn, wie Sie wissen, bei uns im Norden gehört die französische Sprache zu den Attributen des hohen Adels, mit Französisch-sprechen hatte ich von Kindheit an die Idee der Vornehmheit verbunden. Und so eine Pariser Dame de la Halle sprach besser französisch als eine deutsche Stiftsdame von vierundsechzig Ahnen. Wegen dieser Sprache, die ihm ein vornehmes Ansehen verleiht, hatte das französische Volk in meinen Augen etwas allerliebst Fabelhaftes. Dieses entsprang aus einer andern Reminiscenz meiner Kindheit. Das erste Buch nämlich, worin ich Französisch lesen lernte, waren die Fabeln von Lafontaine; die naiv vernünftigen Redensarten derselben hatten sich meinem Gedächtnisse am unauslöschlichsten eingeprägt, und als ich nun nach Paris kam und überall Französisch sprechen hörte, erinnerte ich mich beständig der Lafontaine'schen Fabeln, ich glaubte immer die wohlbekannten Thierstimmen zu hören; jetzt sprach der Löwe, dann wieder sprach der Wolf,

dann das Lamm oder der Storch oder die Taube, nicht selten vermeinte ich auch den Fuchs zu vernehmen, und in meiner Erinnerung erwachten manchmal die Worte:

> **Eh! bonjour, monsieur du Corbeau!**
> **Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!**

Solche fabelhafte Reminiscenzen erwachten aber in meiner Seele noch viel öfter, wenn ich zu Paris in jene höhere Region gerieth, welche man die Welt nennt. Dieses war ja eben jene Welt, die dem seligen Lafontaine die Typen seiner Thiercharaktere geliefert hatte. Die Wintersaison begann bald nach meiner Ankunft in Paris, und ich nahm Theil an dem Salonleben, worin sich jene Welt mehr oder minder lustig herumtreibt. Als das Interessanteste dieser Welt frappierte mich nicht sowohl die Gleichheit der feinen Sitten, die dort herrscht, sondern vielmehr die Verschiedenheit ihrer Bestandtheile. Manchmal, wenn ich mir in einem großen Salon die Menschen betrachtete, die sich dort friedlich versammelt, glaubte ich mich in jenen Raritätenboutiken zu befinden, wo die Reliquien aller Zeiten kunterbunt neben einander ruhen: ein griechischer Apollo neben einer chinesischen Pagode, ein mexikanischer Vitzliputzli neben einem gothischen Ecce-homo, ägyptische Götzen mit Hundsköpfchen, heilige Fratzen von Holz, von Elfenbein, von Metall u. s. w. Da sah ich alte Mousquetaires, die einst mit Marie Antoinette getanzt, Republikaner von der gelinden Observanz, die in der Assemblée Nationale vergöttert wurden, Montagnards ohne Barmherzigkeit und ohne Flecken, ehemalige Direktorialmänner, die im Luxembourg gethront, Großwürdenträger des Empires, vor denen ganz Europa gezittert, herrschende Jesuiten der Restauration, kurz lauter abgefärbte, verstümmelte Gottheiten aus allen Zeitaltern, und woran Niemand mehr glaubt. Die Namen heulen, wenn sie sich berühren, aber die Menschen sieht man friedsam und freundlich neben einander stehen, wie die Antiquitäten in den erwähnten Boutiken des Quai Voltaire. In germanischen Landen, wo die Leidenschaften weniger disciplinierbar sind, wäre ein gesellschaftliches Zusammenleben so heterogener Personen etwas ganz Unmögliches. Auch ist bei uns im kalten Norden das Bedürfnis des Sprechens nicht so stark wie im wärmeren Frankreich, wo die größten Feinde, wenn sie sich in einem Salon begegnen, nicht lange ein finsteres Schweigen beobachten können. Auch ist in Frankreich die Gefallsucht so groß, daß man eifrig dahin strebt, nicht bloß den Freunden, sondern auch den Feinden zu gefallen.

Da ist ein beständiges Drapieren und Minaudieren, und die Weiber haben hier ihre liebe Mühe, die Männer in der Koketterie zu übertreffen; aber es gelingt ihnen dennoch. Ich will mit dieser Bemerkung nichts Böses gemeint haben, bei Leibe nichts Böses in Betreff der französischen Frauen, und am allerwenigsten in Betreff der Pariserinnen. Bin ich doch der größte Verehrer Derselben, und ich verehre sie ihrer Fehler wegen noch weit mehr, als wegen ihrer Tugenden. Ich kenne nichts Treffenderes als die Legende, daß die Pariserinnen mit allen möglichen Fehlern zur Welt kommen, daß aber eine holde Fee sich ihrer erbarmt und jedem ihrer Fehler einen Zauber verleiht, wodurch er sogar als ein neuer Liebreiz wirkt. Diese holde Fee ist die Grazie. Sind die Pariserinnen schön? Wer kann Das wissen! Wer kann alle Intrigen der Toilette durchschauen, Wer kann entziffern, ob Das echt ist, was der Tüll verräth, oder ob Das falsch ist, was das bauschige Seidenzeug vorprahlt! Und ist es dem Auge gelungen, durch die Schale zu dringen, und sind wir eben im Begriff, den Kern zu erforschen, dann hüllt er sich gleich in eine neue Schale, und nachher wieder in eine neue, und durch diesen unaufhörlichen Modewechsel spotten sie des männlichen Scharfblicks. Sind ihre Gesichter schön? Auch Dieses wäre schwierig zu ermitteln. Denn alle ihre Gesichtszüge sind in beständiger Bewegung, jede Pariserin hat tausend Gesichter, eins lachender, geistreicher, holdseliger als das andere, und setzt Denjenigen in Verlegenheit, der darunter das wahre Gesicht errathen will. Sind ihre Augen groß? Was weiß ich! Wir untersuchen nicht lange das Kaliber der Kanone, wenn ihre Kugel uns den Kopf entführt. Und Wen sie nicht treffen, diese Augen, Den blenden sie wenigstens durch ihr Feuer, und er ist froh genug, sich in sicherer Schußweite zu halten. Ist der Raum zwischen Nase und Mund bei ihnen breit oder schmal? Manchmal ist er breit, wenn sie die Nase rümpfen; manchmal ist er schmal, wenn ihre Oberlippe sich übermüthig bäumt. Ist ihr Mund groß oder klein? Wer kann wissen, wo der Mund aufhört und das Lächeln beginnt? Damit ein richtiges Urtheil gefällt werde, muß der Beurtheilende und der Gegenstand der Beurtheilung sich im Zustande der Ruhe befinden. Aber Wer kann ruhig bei einer Pariserin sein, und welche Pariserin ist jemals ruhig? Es giebt Leute, welche glauben, sie könnten den Schmetterling ganz genau betrachten, wenn sie ihn mit einer Nadel aufs Papier festgestochen haben. Das ist eben so thöricht wie grausam. Der angeheftete, ruhige Schmetterling ist kein Schmetterling mehr. Den Schmet-

terling muss man betrachten, wenn er um die Blumen gaukelt . . . und die Pariserin muss man betrachten, nicht in ihrer Häuslichkeit, wo sie mit der Nadel in der Brust befestigt ist, sondern im Salon, bei Soiréen und Bällen, wenn sie mit den gestickten Gaze- und Seidenflügeln dahinflattert unter den blitzenden Krystallkronen der Freude! Dann offenbart sich bei ihnen eine hastige Lebenssucht, eine Begier nach süßer Betäubung, ein Lechzen nach Trunkenheit, wodurch sie fast grauenhaft verschönert werden und einen Reiz gewinnen, der unsere Seele zugleich entzückt und erschüttert."

Diese Schilderung erinnert uns lebhaft an die kaum minder enthusiastische Beschreibung, welche der junge Student zehn Jahre früher bei seiner Ankunft zu Berlin von dem lustigen Maskeraden- und Opernhaus-Treiben in der preußischen Residenz entwarf. In Paris aber blendete ihn jetzt um so mehr die glänzende Außenseite des Lebens, da zu den betäubenden Genüssen der Sinnenlust sich der geistige Rausch eines Schwelgens in großen politischen und gesellschaftlichen Idealen gesellte. „Frankreich", schreibt Heine in einem Korrespondenzberichte vom Februar 1832[207]), „sieht aus wie ein Garten, wo man alle schönsten Blumen gepflückt hat, um sie zu einem Strauße zu verbinden, und dieser Strauß heißt Paris. Es ist wahr, er duftet jetzt nicht mehr so gewaltig, wie nach jenen Blüthetagen des Julius, als die Völker von diesem Dufte betäubt wurden. Er ist jedoch noch immer schön genug, um bräutlich zu prangen an dem Busen Europas. Paris ist nicht bloß die Hauptstadt von Frankreich, sondern der ganzen civilisierten Welt, und ist ein Sammelplatz ihrer geistigen Notabilitäten. Versammelt ist hier Alles, was groß ist durch Liebe oder Hass, durch Fühlen oder Denken, durch Wissen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von berühmten oder ausgezeichneten Männern, die hier zusammentreffen, so hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunst, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geschaffen, und lustig tummeln sich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewalthaber gebärden sich kleinlich, aber das Volk ist groß und fühlt seine schauerlich erhabene Bestimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die so ruhmvoll und heilig ins Grab gestiegen. Es dämmern gewaltige Thaten, und unbekannte Götter wollen sich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, überall blüht der leichte Scherz, die heiterste Moquerie." Das Bürgerkönigthum, der Saint-Simonismus, der Kampf der neufranzösischen Romantik gegen die herkömmlichen

Formen der Klassicität — all' diese wichtigen Erscheinungen drängten sich der Beobachtung des deutschen Schriftstellers entgegen, der ein um so tieferes Interesse an ihnen nehmen musste, da er als Wortführer des Liberalismus nach Frankreich gekommen war. Dass ihm der Abschied von der Heimat in mancher Hinsicht recht schwer geworden, verrathen uns die Briefe an Varnhagen. „Ich habe zuletzt in Hamburg ein unerquickliches Leben geführt," heißt es in diesen vertraulichen Konfessionen[298]), „ich fühlte mich nicht sicher, und da mir eine Reise nach Paris schon längst im Gemüthe dämmerte, so war ich leicht beredet, als mir eine große Hand gar besorglich winkte. Indessen: fliehen wäre leicht, wenn man nicht das Vaterland an den Schuhsohlen mit sich schleppte! Ich parodiere Danton mit Schmerzen. Es ist schmerzlich, im Luxembourg spazieren zu gehn und überall ein Stück Hamburg oder ein Stück Preußen oder Baiern an den Schuhsohlen mit sich herum zu schleppen. . . Mein größter Kummer bestand darin, dass ich meine kleine Familie, besonders meiner Schwester jüngstes Kind, verlassen musste. Und doch riethen Pflicht und Klugheit zur Abreise. Ich hatte die Wahl zwischen gänzlichem Waffenniederlegen oder lebenslänglichem Kampfe, und ich wählte diesen, und wahrlich nicht mit Leichtsinn. Dass ich aber einst die Waffen ergriff, dazu war ich gezwungen durch fremden Hohn, durch frechen Geburtsdünkel — in meiner Wiege lag schon meine Marschroute für das ganze Leben . . . Es kann mir hier nicht schlechter gehn wie in der Heimat, wo ich Nichts als Kampf und Noth habe, wo ich nicht sicher schlafen kann, wo man mir alle Lebensquellen vergiftet. Hier freilich ertrinke ich im Strudel der Begebenheiten, der Tageswellen, der brausenden Revolution; — obendrein bestehe ich jetzt ganz aus Phosphor, und während ich in einem wilden Menschenmeer ertrinke, verbrenne ich auch durch meine eigne Natur."

In der ersten Zeit seines Pariser Aufenthaltes trieb Heine sich unbeachtet und zwecklos in der großen Weltstadt umher, schauend, beobachtend und genießend, was sich auf Schritt und Tritt an neuen Eindrücken ihm darbot. Heute stand er auf der Spitze des Pantheons und spottete über die kleinen Menschen, die solche Tempel für die großen Menschen nach ihrem Tode errichten; morgen besuchte er auf dem Boulevard Mont-Parnasse die berüchtigte Grande-Chaumière, die „Pflanz- und Tanzschule der künftigen großen Männer Frankreichs, der Catone des Rechts und Brutusse der Medicin, die sich mit ihren Sempronias von der Nadel oder mit ihren Wams-

und Hosen-Portias in den Sprüngen des Kankans belustigten.“ Bald ließ er sich in der königlichen Bibliothek vom Aufseher der Manuskripte den Manessischen Kodex der Minnesänger hervorholen und weidete sein Auge an dem Anblick der theuern Blätter, die uns so viel' herrliche Schätze der mittelalterlichen Lyrik aufbewahrt haben; bald durchwandelte er die Säle des Louvre, und sammelte den Stoff zu geistvollen Berichten über die Gemäldeausstellung, welche in jenem Jahre besonders glänzend ausgefallen war. Er besuchte der Reihe nach alle Theater und Vergnügungslokale der Stadt und der Vorstädte, er lernte alle Notabilitäten der Bühne kennen: Arnal und Bouffé, Debureau und Odry, Mademoiselle Georges und Fräulein Déjazet. Er sah die Leichenausstellung der Morgue und diejenige der **Académie française**; letztere, die Akademie, nennt er eine Krippe für alte, wieder kindisch gewordene Schriftsteller, eine wahrhaft philanthropische Anstalt, deren Idee man auch bei den Hindus finde, welche Hospitäler für alte, abgelebte Affen errichten. Nicht minder sah er die Pairskammer, „die Nekropolis des Luxembourg, worin alle Mumien des Meineids, mit den einbalsamierten falschen Eiden, die sie allen Dynastien der französischen Pharaonen geschworen.“ Er sah auch Herrn von Lafayette und seine weißen Haare — letztere aber sah er apart in dem Medaillon einer schönen Dame, während der Held beider Welten eine braune Perücke trug.

Ein Lieblingsspaziergang Heine's war der Passage des Panoramas am Boulevard Montmartre. Hier schlenderte er fast allabendlich auf und ab, die Hände in den Taschen, den Kopf mit dem weißen Filzhut in den Nacken geworfen, die goldene Brille auf der Nase. Lächelnd beobachtete er das bunte Treiben des unaufhörlich wechselnden Menschenstromes, den die Magazine von Susse, die reichen Bijouterieläden und die duftenden Pasteten in der Garküche des Herrn Felix anlockten. Nebenher — oder hauptsächlich vielleicht — zogen ihn auch die Hortensen, Dianen, Jolanthen, Marien, Angelikas, Katharinen und Clarissen an, die sich hier lustwandelnd ergingen, und denen er die leichtfertigen Liedchen widmete, durch deren Abdruck er den Verehrern seiner Muse so großes Ärgernis bereitet hat. Diese Neigungen gingen selbstverständlich nicht tief, aber sie illustrieren die frivole Genußsucht seines Charakters, und es ist bekannt, daß er sich mit einem gewissen Cynismus seiner Liederlichkeit rühmte. Anfänglich scherzte er über die kleine Statur der Pariserinnen. „Wenn man die langen deutschen Glieder gewöhnt ist,“ sagte er, „so ist es schwer, sich hier einzurichten.“ Eine lange Schöne,

die ihn in Hamburg zu fesseln gewusst, konnte er gar nicht vergessen. „Überall sehe ich sie, überall finde ich sie wieder,“ erzählte er einem Freunde, während er plötzlich in der Galerie des Louvre vor der kolossalen Melpomene stehen blieb, und in der That fand sein Begleiter lachend einige Ähnlichkeit mit der Hamburgerin [299]). Heine gab durch seine muthwilligen Renommagen von tollem Liebesglück moralisierenden Gegnern selbst eine Waffe in die Hand, die mit nur allzu wirksamem Erfolg von ihnen angewandt wurde, um seinen guten Leumund zu schädigen. Es ist thöricht, die Ausschweifungen des Dichters, wie Alfred Meißner versucht hat [300]), als eine prädestinierte Mission verherrlichen, Heine als eine Art von weltlichem Heiland darstellen zu wollen, der sich für den Kultus der Liebe und Schönheit geopfert. Niemand würde über eine solche Apotheose seiner Liebeständeleien muthwilliger gelacht haben, als Heine selbst, der wahrlich niemals einen Anspruch auf Tugendkränze erhoben hat und sich zeitlebens wenig um die Vorwürfe der Moralprediger kümmerte. Nicht ohne deutlichen Anflug von Ironie sagte er auf seinem Krankenlager zu Meißner, als die Rede auf dies Thema kam [301]): „Glauben Sie mir, ich habe moralischer gelebt, als die meisten der Menschen, die mich fortwährend der Immoralität zeihen. Nie habe ich eine Unschuld verführt oder eine Ehefrau zur Untreue verleitet. Können viele Menschen Dasselbe von sich sagen? Wird es mir Jemand glauben? Und doch ist es so. Ja, ich habe mir am Abend meines Lebens keine Vorwürfe zu machen. Ich habe nie ein Mädchen verführt und nie eins verlassen. Ich war nie der erste Liebhaber und nie der letzte.“ Wir möchten Diejenigen, welche den flüchtigen Liebeleien des Dichters so große Wichtigkeit beimessen, unter Anderm noch an seine beiläufige Bemerkung in den „Geständnissen“ erinnern [302]): „Die Neuheit des Genres ist der Hexentrank, welcher auf jeden Deutschen, der zum ersten Mal nach Paris kommt, denselben Zauber übt. Er vergafft sich in das hübsche Gesicht der ersten, besten Grisette, wie er von der Küche des schlechtesten Sudelkoches im Palais-Royal entzückt ist, wo man für zwei Franken per Kopf zu Mittag speist. Aber es sind für ihn neue Gerichte mit fremder Sauce. Später wird Einem schlimm zu Muth, wenn man daran denkt, daß man dies verdächtige, allzu stark gewürzte Mischimaschi verschluckt hat; denn wir haben später in Restaurants der guten Gesellschaft mit Damen der guten Gesellschaft diniert, und wir haben dort gelernt, jene zugleich pikanten und einfachen Gerichte zu schätzen, welche gar gekocht und kunstgerecht arrangiert sind,

manchmal etwas Hautgout haben, aber stets vortrefflich schmecken." So lebte er sich denn rasch genug in Paris ein, und als im Oktober des folgenden Jahres ein ihm befreundeter Landsmann, der Komponist Ferdinand Hiller, nach Deutschland zurückreiste, schrieb er ihm die lustigen Worte in einen Empfehlungsbrief[302]): „Fragt Sie Jemand, wie ich mich hier befinde, so sagen Sie: „Wie ein Fisch im Wasser," oder vielmehr, sagen Sie den Leuten, daſs, wenn im Meere ein Fisch den anderen nach seinem Befinden fragt, so antworte dieser: „Ich befinde mich wie Heine in Paris.""

Obgleich Heine mit Empfehlungsbriefen an die gute Gesellschaft reichlich versehen war, und seine geistige Bedeutung ihm wohl sofort den Zutritt in die Salons aller literarischen Größen Frankreichs eröffnet hätte, zog er es doch vor, sich auf dem neuen politischen und gesellschaftlichen Terrain erst genauer zu orientieren, bevor er seinen festen Umgang wähle. Behutsam, mit fast ängstlicher Scheu, streckte er überall die Fühlhörner aus, prüfte mit scharfer Sonde die an ihn herantretenden Personen und Verhältnisse, und zupfte neugierig an jeder fremdartigen Hülle, um zu ermitteln, welcher Kern sich dahinter verstecke. Der elegante Buchladen von Heideloff und Campe in der Rue Vivienne war damals der tägliche Rendezvousplatz aller hervorragenden Deutschen, welche vorübergehend in Paris verweilten. Hier traf Heine seine alten Bekannten Michael Beer und Felix Mendelssohn, den Geheimrath Dr. J. F. Koreff und den Baron Maltitz; hier wurden ihm Alexander von Humboldt und der Orientalist Julius Klaproth vorgestellt; hier klagte ihm Saphir sein Herzeleid, daſs ihn seine böse Zunge aus München vertrieben und nun kein Mensch in Paris seine malitiösen Wortwitzeleien verstehe. Von den Göttinger Universitätsfreunden Heine's war Dr. Donndorf nach Paris verschlagen, und korrespondierte von dort aus für die Augsburger „Allgemeine Zeitung." Gelegentlich besuchte der Dichter auch die musikalischen Soiréen im Salon Moritz Schlesinger's, oder belebte mit geistreichem Geplauder den Thee der Madame Valentin. Man sah ihn gern in diesen gebildeten Kreisen, und fühlte sich geehrt durch die zwanglose Art, in der Heine sich dort jeder muthwilligen Laune, jedem witzigen Einfall des Augenblicks hingab. Nicht wenig beleidigte ihn daher die vornehme Geringschätzung, mit welcher August Wilhelm von Schlegel, der im Herbst 1831 auf einige Monate nach Paris kam, sich gegen Humboldt und Andere über die literarische Thätigkeit seines ehemaligen Schülers aussprach. Heine vermochte dem gefallsüchtigen alten Herrn, der seinen

eigenen Ruhm überlebt und in den bekannten Xenien des Wendt'schen Musen-Almanachs auch ihn mit einem gehässigen Epigramme bedacht hatte[304]), diesen Angriff auf seinen Dichterruf nicht zu verzeihen, und rächte sich zunächst durch eine malitiöse Notiz über Schlegel's kindische Auszeichnungssucht in den Spalten der „Allgemeinen Zeitung" [305]). Es handelte sich um die Dekorierung Desselben mit dem Orden der Ehrenlegion, den ihm Ludwig Philipp auf Verwenden des Herzogs von Broglio verliehn hatte. Spaßhafter Weise konnte diese Ordensverleihung Monate lang nicht im „Moniteur" angezeigt werden, weil die ministerielle Kontrasignatur auf Schwierigkeiten stieß, die der irrthümlichen Annahme entsprangen, dass der neugebackene Ritter ein missvergnügter Liberaler sei, durch dessen Dekorierung man die absoluten Regierungen zu verletzen befürchtete. Heine rühmte sich wiederholentlich, durch seinen Spottartikel den literarischen Nebenbuhler aus Paris verjagt zu haben. „Es blieb mir kein anderes Mittel, ihn für seinen unerträglichen Hochmuth zu strafen," sagte er[306]); „da mir keine Polizei zur Verfügung stand, ihm das Ehrengeleit an die Grenze zu geben, so musste ich ihn vermittelst der Feder annullieren." — Einen glimpflicheren Ausgang nahm die Fehde Heine's mit dem Grafen Magnus von Moltke, der im Juli 1831 während einer kurzen Anwesenheit in Paris die Bekanntschaft des Dichters machte, und durch ihn selbst die erste Kunde von dem herausfordernden Angriffe in der Vorrede zu den Kahldorf'schen Briefen erhielt. Der Graf hatte Anfangs die Absicht, sich in einen Federkrieg über den Adel mit ihm einzulassen und den Nachweis zu versuchen, dass seine Principien missverstanden oder willkürlich entstellt worden. Da jedoch Heine die Antwort des Grafen nicht hätte ignorieren können, und eine Verständigung mit dem Gegner bei so weit auseinander gehenden Ansichten nicht zu erwarten stand, begnügte sich Letzterer mit dem ehrenvollen Zeugnisse persönlicher Hochachtung, welches der Verfasser der „Reisebilder" ihm brieflich und später, nachdem er seine wohlmeinende Schrift über Gewerbefreiheit gelesen, aus eigenem Antrieb auch öffentlich ausstellte[307]). In der That überzeugte sich Heine, dass der Graf in vielen anderen Fragen den liberalsten Grundsätzen huldigte, und namentlich in religiösen Dingen den freisinnigsten Standpunkt einnahm. „Es ist eine sonderbare Sache mit diesen Adligen!" rief er aus. „Die Besten unter ihnen können sich von ihren Geburtsinteressen nicht lossagen. Sie können in den meisten Fällen liberal denken, vielleicht noch unabhängig liberaler als Roturiers, sie können vielleicht mehr

als Diese die Freiheit lieben und Opfer dafür bringen — aber für bürgerliche Gleichheit sind sie sehr unempfänglich. Im Grunde ist kein Mensch ganz liberal, nur die Menschheit ist es ganz, da der Eine das Stück Liberalismus besitzt, das dem Anderen mangelt, und die Leute sich also in ihrer Gesammtheit aufs beste ergänzen. Der Graf Moltke ist gewiss der festesten Meinung, dass der Sklavenhandel etwas Widerrechtliches und Schändliches ist, und er stimmt gewiss für dessen Abschaffung. Mynheer van der Null hingegen, ein Sklavenhändler, den ich unter den Bohmchen zu Rotterdam kennen gelernt, ist durchaus überzeugt, der Sklavenhandel sei etwas ganz Natürliches und Anständiges, das Vorrecht der Geburt aber, das Erbprivilegium, der Adel, sei etwas Ungerechtes und Widersinniges, welches jeder honette Staat ganz abschaffen müsse." . . . .

Anfangs August reiste Heine nach Boulogne sur Mèr, wo er bis Ende September badete, ein flüchtiges Liebesverhältnis mit einer Engländerin anspann, und mit Odilon Barrot zusammen traf, den er in einem Briefe an Cotta als einen schlauen Ehrgeizigen charakterisiert, welcher vielleicht eine bedeutende politische Rolle zu spielen berufen sei[308]). Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt vollendete der Dichter jenen trefflichen Aufsatz über die Gemäldeausstellung des Jahres 1831, den er schon in den ersten Wochen seines Pariser Aufenthaltes begonnen hatte, und der zu seinen besten Arbeiten auf kunstwissenschaftlichem Felde gehört. Dieser eben so geistvolle wie unparteiische Bericht, welcher im „Morgenblatte" No. 257—274, vom 27. Oktober bis 16. November d. J. abgedruckt wurde, trug viel dazu bei, die Aufmerksamkeit der deutschen Künstler auf den Fortschritt hinzulenken, der sich während der jüngsten Zeit in der französischen Malerei vollzogen. Heine hatte bisher dieselben ungünstigen Vorurtheile gegen die französische Kunst, namentlich gegen die dortige Malerei, gehegt, welche damals in Deutschland allgemein herrschend waren. Der Anblick jener unsterblichen Meisterwerke der italiänischen Schule, die er in den Galerien von München, Venedig, Genua und Florenz kennen gelernt, hatte ihn mit hohem Entzücken erfüllt; sie waren ihm als eine große Familie erschienen, die an den Brüsten einer großen gemeinsamen Mutter ihre Nahrung eingesogen, und, befriedet und einig, zwar nicht immer dieselben Worte, aber doch dieselbe Sprache reden[309]). Gegenüber dieser katholischen Einheit der Gefühle in den Bildern der Italiäner, störte ihn Anfangs der buntfarbig grelle Eindruck der französischen Ausstellung, aus deren einzelnen Gemälden nur sehr entfernt eine

geistige Verwandtschaft mit den übrigen hervorleuchtete. „Jeder Maler", so urtheilte der deutsche Beschauer[310]), „malt hier auf eigene Hand und für eigene Rechnung; die Tageslaune, die Grille der Geldreichen oder des eigenen müßigen Herzens giebt ihm den Stoff, die Palette giebt ihm die glänzendsten Farben, und die Leinewand ist geduldig. Dazu kommt noch, dass jetzt bei den französischen Malern die missverstandene Romantik grassiert, und nach ihrem Hauptprincip Jeder sich bestrebt, ganz anders als die Andern zu malen, oder, wie die kursierende Redensart heißt, seine Eigenthümlichkeit hervortreten zu lassen." Als Heine jedoch aus dem bunten Meer von Gemälden die wahrhaften Perlen, die vorzüglichsten Stücke des diesjährigen Salons, herausgefunden hatte, fiel es ihm nicht schwer, in denselben, bei aller Verschiedenheit in Stoff und Behandlung, dennoch einen verwandtschaftlichen Zug geistigen Strebens zu entdecken. Es wurde ihm klar, dass auch die Malerei in Frankreich langsam, aber sicheren Schrittes, der socialen Bewegung seit Ende des vorigen Jahrhunderts gefolgt sei, und sich endlich mit dem Volke selber verjüngt habe. David und seine Schüler hatten zuerst den parfümierten Schäferspielen ein Ende gemacht und die schal gewordene Kunst mit gewaltiger Hand wieder in die ernsten Regionen antiken Heldenthums zu erheben gesucht. Aber wie wir in Deutschland auf dem Gebiete der poetischen Literatur die romantische Schule sich gegen die gelehrt antikisierende Richtung auflehnen sahen, so empörte sich in Frankreich bald eine junge Künstlerschule gegen die einseitige Klassicität der David'schen Geschichtsmalerei. Horace Vernet, Paul Delaroche und ihre Nachfolger gingen bei ihren historischen Gemälden auf die lebendigste Individualisierung aus, während Leopold Robert in seinen Schnittern, Fischern und Gebirgshirten das Leben des Tages so schlicht und zugleich so erhaben zu fassen verstand, dass er das Genre fast zur Bedeutung der Historie erhöhte. Heine spricht goldene Worte über den Einfluss der Zeitideen auf diese Fortentwickelung der französischen Malerei, er polemisiert gegen die Engherzigkeit vornehm absprechender Kunstrecensenten, die nach vorgefassten Regeln jedes neue Werk bekritteln, und er betont nachdrücklich, dass jedes neue Kunstgenie nach seiner eigenen mitgebrachten Ästhetik zu beurtheilen sei. In der That dokumentierte sich die geistig belebende Einwirkung der Julirevolution auf die französische Kunst so glänzend wie möglich in dem Salon von 1831, welcher, um nur der hervorragendsten Stücke zu gedenken, Ary Scheffer's Faust und Gretchen, seine Leonore und seine Porträts von Talleyrand, Heinrich IV. und Ludwig

Philipp, — Horace Vernet's Judith, Papst Gregor XVI., Camille Desmoulins und die Arretierung der Prinzen Condé, Conti und Longueville, — Delacroix' Barrikadenkämpfer aus den Julitagen, — Decamps' Hundehospital und Patrouille des Hadschi-Bei zu Smyrna, — Lessore's „kranken Bruder", — Leopold Robert's Schnitter, Pifferari und italiänisches Leichenbegängnis, — und Paul Delaroche's berühmte Bilder: die Todesfahrt Richelieu's, der sterbende Mazarin, die Ermordung der Söhne Eduard's IV. im Tower und Cromwell am Sarge Karl's I. enthielt. Von all' diesen Gemälden giebt Heine uns eine so wahrhaft plastische Schilderung, er erstattet einen so anschaulichen Bericht über die Idee, Stimmung und Ausführungsweise jedes einzelnen Bildes, dass die Feder des Schriftstellers fast zum nacherschaffenden Malerpinsel wird, und sein Wort der Phantasie des Lesers nahezu die Formen und Farben der besprochenen Kunstwerke leibhaftig vor Augen stellt.

In den Reflexionen, welche er an den Stoff und an die überraschend neue Behandlungsart der meisten dieser Gemälde knüpft, kritisiert Heine besonders scharf die herkömmliche Behauptung, dass die Kunst, vor Allem die Malerei, zu ihrer günstigen Entfaltung durchaus eines friedlichen Zeitalters bedürfe. Er erhofft im Gegentheil eine Wiedergeburt der Kunst durch die jungen Ideen, welche gleich dem Brausen eines herannahenden Frühlings die Welt erschüttern. Auf seine gewichtvollen Worte in dem Aufsatze über Menzel's „Deutsche Literatur" zurückweisend, sagt er[311]: „Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunstperiode, die bei der Wiege Goethe's anfing und bei seinem Sarge aufhören wird, scheint ihrer Erfüllung nahe zu sein. Die jetzige Kunst muss zu Grunde gehen, weil ihr Princip noch im abgelebten alten Regime, in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt. Desshalb, wie alle welken Überreste dieser Vergangenheit, steht sie im unerquicklichsten Widerspruch mit der Gegenwart. Dieser Widerspruch, und nicht die Zeitbewegung selbst, ist der Kunst so schädlich; im Gegentheil, diese Zeitbewegung müsste ihr sogar gedeihlich werden, wie einst in Athen und Florenz, wo eben in den wildesten Kriegs- und Parteistürmen die Kunst ihre herrlichsten Blüthen entfaltete. Freilich, jene griechischen und florentinischen Künstler führten kein egoistisch isoliertes Kunstleben, die müßig dichtende Seele hermetisch verschlossen gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke waren nur das träumende Spiegelbild ihrer Zeit, und sie selbst waren ganze Männer, deren Persönlichkeit eben so

gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michel Angelo waren Männer aus einem Stück, wie ihre Bildwerke, und wie diese zu ihren griechischen und katholischen Tempeln passten, so standen jene Künstler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; sie trennten nicht ihre Kunst von der Politik des Tages, sie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeisterung, die sich leicht in jeden beliebigen Stoff hineindrängt; Äschylus hat die Perser mit derselben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen sie gefochten, und Dante schrieb seine Komödie nicht als stehender Kommissionsdichter, sondern als flüchtiger Guelfe, und in Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang seines Talentes, sondern über den Untergang der Freiheit. Indessen, die neue Zeit wird auch eine neue Kunst gebären, die mit ihr selbst in begeistertem Einklang sein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die sogar eine neue Technik, die von der seitherigen verschieden, hervorbringen muss. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die selbsttrunkenste Subjektivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Persönlichkeit mit all' ihrer Lebenslust sich geltend machen, was doch immer erspriesslicher ist, als das todte Scheinwesen der alten Kunst." — Das liebevolle Aufdecken der Zeitsignatur, der gemeinsamen Eigenthümlichkeiten, durch welche die besprochenen Bilder sich als Erzeugnisse der gegenwärtigen Periode ausweisen und mit den Fortschrittsideen des Jahrhunderts zusammenhängen, bildet den stets wiederkehrenden Grundgedanken des Heine'schen Aufsatzes. Hören wir z. B., wie zwanglos der Dichter aus dem zufälligen Umstande, dass Robert's Meisterwerk neben dem Cromwell von Delaroche hing, die trostvoll versöhnlichsten Betrachtungen schöpft[312]: „In der That, wenn die kriegsrohe Puritanergestalt, der entsetzliche Schnitter mit dem abgemähten Königshaupt, aus dunkelm Grunde hervortretend, den Beschauer erschütterte und alle politischen Leidenschaften in ihm aufwühlte, so ward seine Seele doch gleich wieder beruhigt durch den Anblick jener andern Schnitter, die, mit ihren schönen Ähren heimkehrend zum Erntefest der Liebe und des Friedens, im klarsten Himmelslichte blühten. Fühlen wir bei dem einen Gemälde, wie der grosse Zweikampf noch nicht zu Ende, wie der Boden noch zittert unter unsern Füssen; hören wir hier noch das Rasen des Sturmes, der die Welt nieder zu reissen droht; sehen wir hier noch den gähnenden Abgrund, der gierig die Blutströme einschlürft, so dass grauenhafte Untergangsfurcht uns ergreift: so sehen wir auf dem andern Gemälde, wie ruhig sicher die Erde

stehen bleibt und immer liebreich ihre goldenen Früchte hervorbringt, wenn auch die ganze römische Universaltragödie mit allen ihren Gladiatoren und Kaisern und Lastern und Elephanten darüber hingetrampelt. Wenn wir auf dem einen Gemälde jene Geschichte sehen, die sich so närrisch herumrollt in Blut und Koth, oft Jahrhunderte lang blödsinnig stillsteht, und dann wieder unbeholfen hastig aufspringt, und in die Kreuz und in die Quer wüthet, und die wir Weltgeschichte nennen: so sehen wir auf dem andern Gemälde jene noch größere Geschichte, die dennoch Raum genug hat auf einem mit Büffeln bespannten Wagen; eine Geschichte ohne Anfang und ohne Ende, die sich ewig wiederholt und so einfach ist wie das Meer, wie der Himmel, wie die Jahreszeiten; eine heilige Geschichte, die der Dichter beschreibt und deren Archiv in jedem Menschenherzen zu finden ist: — die Geschichte der Menschheit!" — „Ach! wohl thut es Noth," schreibt Heine auf dem folgenden Blatte, emporgeschreckt durch die Nachrichten aus Polen, „daß die liebe, unverwüstliche, melodische Geschichte der Menschheit unsere Seele tröste in dem mißtönenden Lärm der Weltgeschichte. Ich höre in diesem Augenblick da draußen, dröhnender, betäubender als jemals, diesen mißtönenden Lärm, dieses sinnverwirrende Getöse; es zürnen die Trommeln, es klirren die Waffen; ein empörtes Menschenmeer mit wahnsinnigen Schmerzen und Flüchen, wälzt sich durch die Gassen das Volk von Paris und heult: ‚Warschau ist gefallen! Unsere Avantgarde ist gefallen! Nieder mit den Ministern! Krieg den Russen! Tod den Preußen!' — Es wird mir schwer, ruhig am Schreibtische sitzen zu bleiben und meinen armen Kunstbericht, meine friedliche Gemäldebeurtheilung zu Ende zu schreiben. Und dennoch, gehe ich hinab auf die Straße und man erkennt mich als Preußen, so wird mir von irgend einem Julihelden das Gehirn eingedrückt, so daß alle meine Kunstideen zerquetscht werden; oder ich bekomme einen Bajonettstich in die linke Seite, wo jetzt das Herz schon von selber blutet, und vielleicht obendrein werde ich in die Wache gesetzt als fremder Unruhstörer. Bei solchem Lärm verwirren und verschieben sich die Gedanken und Bilder. Die Freiheitsgöttin von Delacroix tritt mir mit ganz verändertem Gesicht entgegen, fast mit Angst in dem wilden Auge. Mirakulöse verändert sich das Bild des Papstes von Vernet; der alte schwächliche Statthalter Christi sieht auf einmal so jung und gesund aus und erhebt sich lächelnd auf seinem Sessel, und es ist, als ob seine starken Träger das Maul aufsperrten zu einem Te deum laudamus. Der junge englische Prinz sinkt zu Boden,

und sterbend sieht er mich an mit den wohlbekannten Freundesblicken, mit jener schmerzlichen Innigkeit, die den Polen eigen ist. Auch der todte Karl bekommt ein ganz anderes Gesicht und verwandelt sich plötzlich, und wenn ich genauer hinschaue, so liegt kein König, sondern das ermordete Polen in dem schwarzen Sarge, und davor steht nicht mehr Cromwell, sondern der Zar von Russland, eine adlige, reiche Gestalt, ganz so herrlich, wie ich ihn vor einigen Jahren zu Berlin gesehen, als er neben dem König von Preußen auf dem Balkon stand und Diesem die Hand küsste. Dreißigtausend schaulustige Berliner jauchzten Hurrah! und ich dachte in meinem Herzen: Gott sei uns Allen gnädig! Ich kannte ja das sarmatische Sprichwort: ‚Die Hand, die man noch nicht abhauen will, die muss man küssen.' — Ach! ich wollte, der König von Preußen hätte sich auch hier an die linke Hand küssen lassen, und hätte mit der rechten Hand das Schwert ergriffen und dem gefährlichsten Feinde des Vaterlandes so begegnet, wie es Pflicht und Gewissen verlangten. Haben sich diese Hohenzollern die Vogtwürde des Reiches im Norden angemaßt, so mussten sie auch seine Marken sichern gegen das herandrängende Russland. Die Russen sind ein braves Volk, und ich will sie gern achten und lieben; aber seit dem Falle Warschau's, der letzten Schutzmauer, die uns von ihnen getrennt, sind sie unserm Herzen so nahe gerückt, dass mir Angst wird. Ich fürchte, wenn uns jetzt der Zar von Russland wieder besucht, dann ist an uns die Reihe, ihm die Hand zu küssen — Gott sei uns Allen gnädig! — Gott sei uns Allen gnädig! Unsere letzte Schutzmauer ist gefallen, die Göttin der Freiheit erbleicht, unsere Freunde liegen zu Boden, der römische Großpfaffe erhebt sich boshaft lächelnd, und die siegende Aristokratie steht triumphierend an dem Sarge des Volksthums."

Es gereicht Heine nur zur Ehre, dass die ernste Theilnahme an den politischen Ereignissen jener Tage ihm während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Frankreich den behaglichen Kunstgenuss vielfach trübte, und dass er zu weiterer Berichterstattung über künstlerische Gegenstände vorerst nicht mehr die nöthige Ruhe fand. „Wenn die Kunst auch in Paris mehr als anderswo blüht," schrieb er am Schlusse jenes Aufsatzes über die Gemäldeausstellung von 1831, „so werden wir doch in ihrem Genusse jeden Augenblick gestört durch das rohe Geräusch des Lebens; die süßesten Töne der Pasta und Malibran werden uns verleidet durch den Nothschrei der erbitterten Armuth, und das trunkene Herz, das eben Robert's Farbenlust einge-



schlürft, wird schnell wieder ernüchtert durch den Anblick des öffentlichen Elends. Es gehört fast ein Goethe'scher Egoismus dazu, um hier zu einem ungetrübten Kunstgenuss zu gelangen, und wie sehr Einem gar die Kunstkritik erschwert wird, Das fühle ich eben in diesem Augenblick. Ich vermochte gestern dennoch an diesem Berichte weiter zu schreiben, nachdem ich einmal unterdessen nach den Boulevards gegangen war, wo ich einen todblassen Menschen vor Hunger und Elend niederfallen sah. Aber wenn auf einmal ein ganzes Volk niederfällt an den Boulevards von Europa — dann ist es unmöglich, ruhig weiter zu schreiben. Wenn die Augen des Kritikers von Thränen getrübt werden, ist auch sein Urtheil Wenig mehr werth." —

Im December des Jahres 1831 wurde Heine durch den Besuch zweier lieben Freunde überrascht. Dr. Gustav Kolb, der von Cotta dauernd als Mitarbeiter für die „Allgemeine Zeitung" gewonnen war und später bei Stegmann's Tode zum Chefredakteur dieses angesehensten politischen Journales in Deutschland aufrückte, verweilte, nach längerem Aufenthalte in England, jetzt mehre Monate in Paris, um sich auch über die französischen Verhältnisse aus eigener Anschauung gründlich zu orientieren und dem Augsburger Blatte zuverlässige Korrespondenten in der Weltstadt zu verschaffen. Etwas früher schon traf August Lewald mit seiner Gemahlin aus Hamburg ein, von wo ihn die Angst vor der herannahenden Cholera vertrieben hatte. Wie früher in Hamburg, verbrachte Heine jetzt auch in Paris seine Abende meist in Lewald's geselliger Wohnung; Mittags aßen die Freunde gewöhnlich mit dem Baron Maltitz und dem Schauspieler Serrmann in einer kleinen Restauration der Rue de Valois, und gemeinschaftliche Ausflüge nach Versailles, St. Cloud, Fontainebleau und andern historisch denkwürdigen Plätzen der Umgegend wurden an freundlichen Herbsttagen unternommen. Bald jedoch sollte Lewald erfahren, dass Paris weniger noch, als Hamburg, Schutz vor der gefürchteten Seuche gewähre, die am 29. März 1832, inmitten der ausgelassensten Karnevalslust, auch dort ihren schrecklichen Einzug hielt. „Man hatte", so erzählt Heine in seiner, an die Musterberichte von Thukydides und Boccaccio erinnernden Schilderung der Cholerazeit in Paris [313]), „jener Pestilenz um so sorgloser entgegen gesehen, da aus London die Nachricht angelangt war, dass sie verhältnismäßig nur Wenige hingerafft. Lustig tummelten sich die Pariser am Tage der Mi-carême auf den Boulevards, wo man sogar Masken erblickte, die in karikierter Missfarbigkeit und Ungestalt die Furcht vor der Cholera und die Krankheit selbst verspotteten.

Desselben Abends waren die Redouten besuchter als jemals; übermüthiges Gelächter überjauchzte fast die lauteste Musik, man erhitzte sich beim Chahut, einem nicht sehr zweideutigen Tanze, man schluckte dabei Eis und sonstig kaltes Getrinke — als plötzlich der lustigste der Arlequine eine allzu große Kühle in den Beinen verspürte, und die Maske abnahm, und zu aller Welt Verwunderung ein veilchenblaues Gesicht zum Vorschein kam. Man merkte bald, dass Solches kein Spaß sei, und das Gelächter verstummte, und mehrere Wagen voll Menschen fuhr man von der Redoute gleich nach dem Hôtel-Dieu, dem Centralhospitale, wo sie, in ihren abenteuerlichen Maskenkleidern anlangend, gleich verschieden, und so schnell beerdigt wurden, dass man ihnen nicht einmal die buntscheckigen Narrengewänder auszog." Es wurden jetzt schleunigst Sicherungsanstalten getroffen. Die Polizei sorgte zunächst für eine bessere Reinigung der Straßen, sie ließ den Unrath, auf Karren verladen, aus der Stadt schaffen, und gerieth dadurch in Konflikt mit den Lumpensammlern, welche, mit ihren Hakenstöcken die Schmutzhaufen durchwühlend, manchen noch brauchbaren Gegenstand aus dem Straßenkehricht aufzufischen gewohnt waren, und sich nun in ihrem Erwerbe beeinträchtigt sahen. Sie versuchten gewaltthätig die Reinigungsreform zu hintertreiben, die Kehrichtwagen wurden zertrümmert und in die Seine geworfen, die Lumpensammler verbarrikadierten sich bei der Porte St. Denis, und die unverständige Emeute musste durch bewaffnete Macht gedämpft werden. Bald darauf verbreitete sich das aberwitzige Gerücht, die vielen Menschen, welche so rasch bestattet würden, stürben nicht durch eine Krankheit, sondern durch Gift, das man in alle Lebensmittel zu streuen gewusst habe. Die Polizei beging die Bêtise, durch eine öffentliche Bekanntmachung, worin sie ausdrücklich sagte, dass sie den Giftmischern auf der Spur sei, den unseligen Argwohn officiell zu bestätigen, und ganz Paris gerieth in die grauenhafteste Todesbestürzung. Der Pöbel auf den Straßen durchsuchte Jeden, der ihm verdächtig erschien, und sechs Menschen, bei denen man ein weißes Pulver — wie sich später herausstellte, ein Schutzmittel gegen die Cholera — fand, wurden aufs grausamste ermordet. Die meisten Fremden und fast alle reichen Familien verließen sofort die Stadt; auf dem Hôtel de Ville sollen in der ersten Hälfte des Aprilmonats über 120,000 Pässe ausgestellt worden sein. Auch Lewald war unter den Flüchtigen, er reiste mit seiner Frau Hals über Kopf nach München ab. Heine gedachte Anfangs, nach Versailles überzusiedeln, das ihm jederzeit besonders

interessant war; „seine Langeweile voll Majestät nährt große Gedanken“, sagte er. Doch gab er seinen Vorsatz auf, als sich zeigte, dass die luftigen, breiten Straßen dieser menschenleeren Stadt gleichfalls nicht im Stande waren, die Seuche abzuwehren. Hauptsächlich aber hielt ihn ein anderer Beweggrund in Paris zurück. Sein Vetter Karl Heine war dort erkrankt, und er betrachtete es als eine heilige Pflicht, seinem Oheim Salomon, der schon einen Sohn in der Fremde verloren hatte, diesen letzten Stammhalter der Familie durch treue Pflege zu erhalten[314]). Mit gleicher Aufopferung ging er, der mehr als jeder Andere reizbar und empfänglich war, kurz vor der Abreise Lewald's, während die Cholera ringsum wüthete, in die engsten und schmutzigsten Straßen, um ein Geschäft für den Freund in Ordnung zu bringen, woran Diesem sehr Viel gelegen war. Jedenfalls ist der Muth anzuerkennen, mit welchem Heine den ihn umgebenden Schrecknissen trotzte, und gleichsam als ein Bülletin vom Schlachtfelde seine Zeitungsberichte über die von der Seuche angerichteten Verwüstungen schrieb. „Dass man die Zahl der Todten nie genau wusste,“ heißt es in seiner Schilderung jener Tage[315]), „oder vielmehr dass man von der Unrichtigkeit der angegebenen Zahl überzeugt war, füllte die Gemüther mit vagem Schrecken und steigerte die Angst ins Unermessliche. In der That, die Journale haben seitdem eingestanden, dass in einem Tage, nämlich den zehnten April, an die zweitausend Menschen gestorben sind. Das Volk ließ sich nicht officiell täuschen und klagte beständig, dass mehr Menschen stürben, als man angebe. Mein Barbier erzählte mir, dass eine alte Frau auf dem Faubourg Montmartre die ganze Nacht am Fenster sitzen geblieben, um die Leichen zu zählen, die man vorbeitrüge; sie habe dreihundert Leichen gezählt, worauf sie selbst, als der Morgen anbrach, von dem Froste und den Krämpfen der Cholera ergriffen ward und bald verschied. Wo man nur hinsah auf den Straßen, erblickte man Leichenzüge oder, was noch melancholischer aussieht, Leichenwagen, denen Niemand folgte. Da die vorhandenen Leichenwagen nicht zureichten, musste man allerlei andere Fuhrwerke gebrauchen, die, mit schwarzem Tuch überzogen, abenteuerlich genug aussahen. Auch daran fehlte es zuletzt, und ich sah Särge in Fiakern fortbringen; man legte sie in die Mitte, so dass aus den offenen Seitenthüren die beiden Enden heraus standen. Widerwärtig war es anzuschauen, wenn die großen Möbelwagen, die man beim Ausziehen gebraucht, jetzt gleichsam als Todten-Omnibusse, als omnibus mortuis, herumfuhren, und sich in den verschiedenen Straßen die Särge aufladen

ließen, und sie dutzendweise zur Ruhestätte brachten." — „Es war eine Schreckenszeit", sagt Heine in den nachträglichen Begleitworten zu einem späteren Wiederabdruck seines Berichtes[316], „weit schauerlicher als die frühere, da die Hinrichtungen so rasch und so geheimnißvoll stattfanden. Es war ein verlarvter Henker, der mit einer unsichtbaren Guillotine ambulante durch Paris zog. ‚Wir werden Einer nach dem Andern in den Sack gesteckt!' sagte seufzend mein Bedienter jeden Morgen, wenn er mir die Zahl der Todten oder das Verscheiden eines Bekannten meldete. Das Wort ‚in den Sack stecken' war gar keine Redefigur; es fehlte bald an Särgen und der größte Theil der Todten wurde in Säcken beerdigt. Als ich vorige Woche einem öffentlichen Gebäude vorbeiging und in der geräumigen Halle das lustige Volk sah, die springend munteren Französchen, die niedlichen Plaudertaschen von Französinnen, die dort lachend und schäkernd ihre Einkäufe machten, da erinnerte ich mich, daß hier während der Cholerazeit, hoch aufeinander geschichtet, viele hundert weiße Säcke standen, die lauter Leichname enthielten, und daß man hier sehr wenige, aber desto fatalere Stimmen hörte, nämlich wie die Leichenwächter mit unheimlicher Gleichgültigkeit ihre Säcke den Todtengräbern zuzählten, und Diese wieder, während sie solche auf ihre Karren luden, gedämpfteren Tones die Zahl wiederholten oder gar sich grell laut beklagten, man habe ihnen einen Sack zu wenig geliefert, wobei nicht selten ein sonderbares Gezänk entstand. Ich erinnere mich, daß zwei kleine Knäbchen mit betrübter Miene neben mir standen, und der Eine mich frug, ob ich ihm nicht sagen könne, in welchem Sacke sein Vater sei."

Zweites Kapitel.

Heine als Vermittler des französischen Geistes in Deutschland.

Bei der Abreise Heine's nach Paris hatte ihm Campe, im Hinblick auf die wachsenden Censurhindernisse, welche sich dem Debit freisinniger Werke in Deutschland entgegenstellten, den dringenden Rath ertheilt, statt der leidenschaftlichen Form politischer Tagesschriftstellerei, die er in der Vorrede zu den Kahldorf'schen Briefen eingeschlagen, sein Talent auf die friedlichere Bahn rein künstlerischer Produktion zu lenken. „Folgt er mir", schrieb Campe in einem Briefe an Wilhelm Häring vom 5. December 1831, „wie ich hoffe, und wie er mir selbst, freilich für später, zusagte, was ich aber statt ‚später' in ‚zuerst' umgewandelt haben wollte, so erblicken wir ihn zur Ostermesse in einem ganz neuen Fahrwasser, das frei von Politik ist, so weit wie es möglich sein möchte, sich überhaupt davon zu entfernen. Ich glaube dadurch Heine und unserer Literatur einen Dienst zu leisten."

Die Ermahnungen des befreundeten Verlegers hatten vielleicht dazu beigetragen, Heine für eine kurze Weile zu größerer Vorsicht in seinem öffentlichen Auftreten zu bestimmen. In ziemlich gemäßigtem Tone und rein sachlicher Haltung begann er seinen Bericht für das „Morgenblatt" über die Gemäldeausstellung von 1831 — aber der Fall Warschau's und die schmähliche Rolle, welche die europäischen Kabinette in dem polnischen Heldendrama gespielt, drangen, wie wir bereits wahrgenommen, seinem empörten Herzen schon am Schlusse jenes Kunstberichtes die schmerzlichsten Klageworte ab, und erweckten ihm aufs Neue den Vorsatz, gegen die immer bedrohlicher einherschreitende Reaktion so laut wie möglich seine Stimme als Volkstribun zu erheben.

Nicht aus willkürlicher Laune, sondern aus planmäßiger Berechnung wählte er die Spalten der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ als das geeignetste Forum zur Verkündigung seiner politischen Ideen. Es musste ihm vor Allem daran liegen, daß sein Wort von einem großen Leserkreise vernommen werde, und seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Baron Cotta, dem Eigenthümer jenes Blattes, ließen einen möglichst unveränderten Abdruck seiner Aufsätze hoffen, wenn in Stil und Haltung derselben nur jedes ungestüme Aussprechen revolutionärer Wünsche vermieden ward. Heine kannte aus eigener Erfahrung die deutschen Preſsverhältnisse; er war sich von vornherein klar darüber, daſs die verantwortliche Redaktion der Zeitung und die königlich bairische Censurbehörde jeden allzu scharfen Ausdruck, der seiner Feder entschlüpfe, unbarmherzig streichen würden, und daſs er den Ernst seiner oppositionellen Richtung unter einer vornehm kalten oder scherzhaft frivolen Form zu verstecken genöthigt sei. „Ein in jeder Hinsicht politischer Schriftsteller,“ sagt er in einer Erörterung der Gründe, aus welchen er für die „Allgemeine Zeitung“ schrieb [317]), „muſs der Sache wegen, die er verficht, der rohen Nothwendigkeit manche bittere Zugeständnisse machen. Es giebt obskure Winkelblätter genug, worin wir unser ganzes Herz mit allen seinen Zornbränden ausschütten könnten — aber sie haben nur ein sehr dürftiges und einfluſsloses Publikum, und es wäre eben so gut, als wenn wir in der Bierstube oder im Kaffehause vor den respektiven Stammgästen schwadronierten, gleich andern großen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unsre Gluth mäßigen, und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maske, in einer Zeitung uns aussprechen, die mit Recht eine allgemeine Weltzeitung genannt wird und vielen hunderttausend Lesern in allen Ländern belehrsam zu Händen kommt. Selbst in seiner trostlosen Verstümmlung kann hier das Wort gedeihlich wirken; die nothdürftigste Andeutung wird zuweilen zu ersprießlicher Saat in unbekanntem Boden. Beseelte mich nicht dieser Gedanke, so hätte ich mir wahrlich nie die Selbsttortur angethan, für die ‚Allgemeine Zeitung‘ zu schreiben.“ — „Ich erwarte von der Billigkeit des Lesers,“ heißt es an einer andern Stelle [318]), „daſs er die Schwierigkeiten sowohl des Ortes wie der Zeit in Betracht ziehe, mit denen der Verfasser zu kämpfen hatte, als er diese Berichte zum ersten Mal drucken ließ. Ich übernehme die volle Verantwortlichkeit für die Wahrheit der Dinge, die ich gesagt, aber keineswegs für die Art und Weise, wie sie gesagt worden. Wer sich nur an die

Worte hält, wird aus meinen Korrespondenzen leicht eine gute Anzahl von Widersprüchen, Nachlässigkeiten und selbst einen anscheinenden Mangel an ernsthafter Überzeugung herausklauben können. Aber wer den Geist meiner Worte erfasst, wird darin überall die strengste Einheit des Gedankens und eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Sache der Humanität, an die demokratischen Ideen der Revolution erkennen. Die örtlichen Schwierigkeiten, deren ich erwähnt, bestanden in der Censur, und zwar in einer doppelten Censur; denn diejenige, welche die Redaktion der Augsburger Zeitung ausübte, war noch genanter als die officielle Censur der bairischen Behörden. Ich war oft genöthigt, am Nachen meines Gedankens Wimpel aufzuziehen, deren Embleme sehr wenig dem wahren Ausdruck meiner politischen und socialen Ansichten entsprachen. Aber der journalistische Schleichhändler kümmerte sich nicht viel um die Farbe des Lappens, der am Mast seines Fahrzeuges hing und mit dem die Winde ihr Flatterspiel trieben; ich dachte nur an die gute Ladung, die ich an Bord hatte, und die ich in den Hafen der öffentlichen Meinung zu führen wünschte. Ich darf mich rühmen, dass mir solches Unternehmen recht häufig gelang, und man sollte nicht mit mir schmählen ob der Mittel, die ich zuweilen anwandte, um das Ziel zu erreichen. Da ich die Traditionen der Augsburger Zeitung kannte, wusste ich z. B. sehr wohl, dass sie sich von jeher die Aufgabe gestellt, alle Thatsachen des Zeitalters nicht allein mit größter Schnelligkeit zur Kunde der Welt zu bringen, sondern auch sie in ihren Blättern, wie in kosmopolitischen Archiven, vollständig einzuregistrieren. Ich musste daher beständig darauf sinnen, Alles, was ich dem Publikum mittheilen wollte, in die Form einer Thatsache zu kleiden, das Ereignis sowohl wie mein Urtheil über dasselbe, kurz Alles, was ich dachte und fühlte; und in dieser Absicht stand ich nicht an, häufig meine eigenen Ansichten andern Personen in den Mund zu legen, oder ich parabolisierte gar meine Ideen. Daher enthalten meine Briefe viele Histörchen und Arabesken, deren symbolische Bedeutung nicht für Jedermann verständlich ist, und die in den Augen des oberflächlichen Lesers als ein Gemisch armseliger Klatschgeschichten und Kleinigkeitskrämereien erscheinen konnten. Bei meinen Bemühungen, überall die Form der Thatsache herauszukehren, war es mir eben so wichtig, für meine Sprache einen Ton zu wählen, der mir gestattete, auch die häklichsten Dinge zu berichten. Der günstigste Ton in dieser Hinsicht war der des Indifferentismus, und ich habe mich desselben unbedenklich bedient. Indirekt lag darin auch ein

Mittel, mehr als einen nützlichen Rath zu ertheilen und manche heilsame Zurechtweisung anzubringen." Den Wunsch, das tiefere Verständnis der Dinge und Menschen, der Begebenheiten und Verhältnisse zu fördern, erklärt Heine auch in nachfolgenden Worten für den eigentlichen Zweck seiner Berichte an die „Allgemeine Zeitung"[310]: „Letztere, die ihre weltberühmte Autorität so sehr verdient, und die man wohl die Allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, schien mir eben wegen ihres Ansehens und ihres unerhört großen Absatzes das geeignete Blatt für Berichterstattungen, die nur das Verständnis der Gegenwart beabsichtigen. Wenn wir es dahin bringen, dass die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Hass und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die heilige Alliance der Nationen, kommt zu Stande, wir brauchen aus wechselseitigem Misstrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse, und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit. Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es ist mein Amt. Der Hass meiner Feinde darf als Bürgschaft gelten, dass ich dieses Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Hasses immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde, im Taumel der aufgeregten Leidenschaften, meine besonnene Ruhe für Lauheit halten möchten."

Mit vollem Rechte hebt Heine in diesen, zum Theil schon aus dem Oktober 1832, zum Theil aus späterer Zeit stammenden Erklärungen die kosmopolitisch-demokratische Tendenz seiner Berichte für die „Allgemeine Zeitung" als den einheitlichen Grundgedanken hervor, welcher ihm bei Abfassung derselben vor Augen stand. Seit dem ersten Tage, wo er den Fuß auf französischen Boden gesetzt, betrachtete er sich als auserwählten Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich, dem die besondere Mission zugefallen sei, das große Werk der Völkerverbrüderung zu befördern, indem er die Franzosen über das Wesen des deutschen Geistes, seine deutschen Landsleute über die französischen Zustände aufkläre. Eine wie ernsthafte Bedeutung er dieser internationalen Mission beimaß, Das bezeugen, außer den während seines Pariser Aufenthaltes entstandenen Schriften, auch die feierlichen Worte, mit denen er am Schlusse seines letzten, am 13. November 1851 diktierten Testaments die Versicherung ertheilt: „Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnisse zwischen Deutschland und Frank-

reich zu arbeiten, und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurtheile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich sowohl um meine Landsleute wie um die Franzosen wohlverdient gemacht zu haben, und die Ansprüche, welche ich auf ihren Dank besitze, sind ohne Zweifel das werthvollste Vermächtnis, das ich meiner Universalerbin zuwenden kann."

Die Beurtheilung der Rolle, welche H. Heine als politischer Schriftsteller gespielt, würde in der That sehr ungerecht ausfallen, wenn wir uns nicht vor Allem die Zeitumstände vergegenwärtigten, unter denen er seine Korrespondenzen schrieb. Die Julirevolution, welche in Frankreich das System des pseudokonstitutionellen Absolutismus zu Falle gebracht, hatte zwar Anfangs der dreißiger Jahre auch bei den deutschen Liberalen die Hoffnung wachgerufen, daß es ihnen gelingen werde, die Regierungen auf die Bahn freiheitlichen Fortschritts zu drängen; aber Metternich wusste die konstitutionelle Bewegung in den Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands mit geschickter Hand zu paralysieren, indem er die Bundesgesetzgebung zur schleunigen Unterdrückung der hie und da bewilligten Reformen in Anspruch nahm. Den agitatorischen Bestrebungen der süddeutschen Presse, die im Hambacher Feste gipfelten, fehlte jeder thatkräftige Wiederhall im Volke, wie das verunglückte Frankfurter April-Attentat bewies, und die beiden deutschen Großstaaten wurden von den schwächen revolutionären Zuckungen in den Nachbarlanden kaum ernstlich berührt. Nach dem Hambacher Feste häuften sich in rascher Folge die reaktionären Oppressivmaßregeln des deutschen Bundes. Das verrufene Dekret vom 28. Juli 1832 eröffnete, unter Bezugnahme auf die Wiener Schlußakte, einen chikanösen Krieg gegen die ständischen Verfassungen, durch fernere Beschlüsse wurden Preßfreiheit, Versammlungs- und Vereinsrecht in allen Bundesstaaten annulliert, und das geheime Wiener Schlußprotokoll vom 12. Juni 1834 krönte das Werk der Finsternis, welches durch Befestigung der absoluten Fürstengewalt jede demokratische Regung lange Zeit hindurch erfolgreich niederhielt.

Aber auch in Frankreich erfreute sich das ständische Repräsentativsystem, trotz der bekannten Verheißung Ludwig Philipp's, daß die Charte fortan eine Wahrheit sein werde, keineswegs einer ungetrübten Entwicklung. Der „Bürgerkönig" verscherzte durch die demüthige Selbsterniedrigung, mit welcher er um die Gunst der legitimen Kronenträger Europas buhlte, durch die intrigante Zweideutigkeit seiner auswärtigen Politik und durch die schlecht-

verhohlenen absolutistischen Gelüste, welche er bei sich erhebenden Konflikten mit Kammer und Ministerium durchblicken ließ, schnell genug jene Popularität, die er sich in der ersten Zeit seiner Regierung nicht eben durch die rühmlichsten Mittel erworben. Wenn Heine überhaupt jemals erwartet hatte, sein Ideal politischer Freiheit durch das Julikönigthum in Frankreich verwirklicht zu sehn, so mussten wenige Wochen seines Aufenthaltes in Paris hinreichen, ihn vollständig zu enttäuschen. Es ist aber nicht anzunehmen, dass er sich ernstlich in derlei illusorischen Hoffnungen gewiegt — er würde sonst, bei seiner vorwiegend subjektiven Betrachtungsart aller Verhältnisse, schwerlich ein so enthusiastischer Lobredner der Franzosen geblieben sein.

Der erste, vom 30. November 1831 datierte politische Bericht Heine's wurde in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 13. und 14. December abgedruckt. Trüge derselbe nicht das gleiche Korrespondenzzeichen (Ø) wie der nächstfolgende Aufsatz des Dichters, und wäre die Einsendung nicht durch einen noch erhaltenen Begleitbrief an Cotta vom 7. December verbürgt, so fiele es gewiss Niemandem ein, die Autorschaft dieser mephistofelisch kalten zeitgeschichtlichen Studie, welche sich fast wie das für einen auswärtigen Hof bestimmte Memoire eines diplomatischen Kundschafters ausnimmt, dem muthwilligen Verfasser der „Reisebilder“ zuzuschreiben. Es muss Heine recht schwer geworden sein, in dieser bogenlangen Korrespondenz sich aller charakteristischen Eigenthümlichkeiten seines Stils zu entschlagen, auf alle witzigen Einfälle und glänzenden Antithesen zu verzichten, um sich das Air eines völlig gleichgültigen Beobachters zu geben, und wir begreifen, dass er eine Arbeit, die sichtlich unter einem selbstauferlegten peinlichen Zwange geschrieben war, des spätern Wiederabdrucks nicht würdigte[220]), so richtig auch im Ganzen die politische Situation geschildert ist. Der Verfasser betrachtet die Julirevolution als die letzte charakteristische Schöpfung jenes thatkräftigen, ruhm- und eroberungslustigen Geistes, der sich in der bisherigen Geschichte Frankreichs dokumentiert habe, jetzt aber im Erlöschen begriffen sei, um einer neuen Ära ernsten Insichgehens und friedfertiger Entsagung Platz zu machen. Das Kabinett Ludwig Philipp's beging jedoch den großen Fehler, in seiner auswärtigen Politik sofort ins Extrem zu verfallen; es erniedrigte durch feige Unterwürfigkeit Frankreich vor den Augen Europas, statt durch Einnehmen einer heroischen Stellung den Frieden zu gebieten. „Da es der Fluch der Revolutionen ist,“ lautet Heine's Anschuldigung, „dass sie in der Hast des Zerstörens wie des Bildens schon mit ihrem ersten Schritte über

das eigene Ziel hinausgehn, so ist es hier geschehen, daß man im System der Mäßigung auch sogleich unmäßig geworden. Statt den alten Geist mit dem neuen zu versöhnen, worin die ganze Schwierigkeit, aber auch die ganze Aufgabe französischer Politik lag, haben die dermaligen Führer der öffentlichen Angelegenheiten jenes hochherzige Gefühl der Ehre, des Ruhmes, nicht beachtet, sie haben es beleidigt, gekränkt . . . Indem Frankreich sein Schwert verbarg, geschah das ihm Verderbliche, daß die übrigen europäischen Mächte, befreit von ihrer im Julius erregten Furcht, das Princip ihres Daseins mit Entschiedenheit behaupteten, während Frankreich das seinige ohne Unterstützung ließ. Diese fast demüthige Haltung hat eine tiefe Erbitterung hervorgerufen. Die Versicherungen der Minister, Frankreich sei im Auslande geachtet, hinderten nicht, daß mit Italien, Belgien, Polen verfahren worden, als sei kein Frankreich vorhanden. Das von der öffentlichen Stimme als schlaff verurtheilte, mit der Schmach der Feigheit belastete Kabinett hat so durch eigene Schuld die ihm gefährliche Reaktion erzeugt, die, so lange sie noch Nahrung im Volke selbst findet, vom Kampfe nicht ablassen kann. Die neuen geschichtlichen Gestalten lösen sich nicht mild von den alten ab, sondern werden krampfhaft von ihnen zurückgehalten, und erscheinen zuletzt mit dem Blute derselben behaftet. — Das eben bezeichnete, in der auswärtigen Politik hervortretende Verhältnis beider Hauptparteien kehrt sich, den innern Angelegenheiten gegenüber, völlig um, und während hier die Opposition der Bewegung der Zeit voran eilt, streben die Ministeriellen, den halb erstorbenen Geist einer schwindenden Periode zu bannen. Sie wollen vor Allem den Julius vergessen machen, und haben ihre dermalige politische Laufbahn mit der Erklärung eröffnet, daß jenes große Ereignis — wobei eine vorhandene Legislation und repräsentative Gewalt sich aus eigener Macht zu einer exekutiven und konstituierenden umgewandelt, wobei den Kammern die Initiative gegeben, die Staatsreligion abgeschafft, die Charte verändert, die Volkssouveränetät proklamiert, die Bildung einer der drei Staatsgewalten suspendiert, und ein Herrscherhaus abgesetzt worden — keine Revolution, sondern nur ein gesetzlicher Widerstand gewesen sei; sie wollen ferner die jetzige Dynastie nicht durch ihre Entstehung aus dem Volke, sondern durch eine Art von Legitimität gerechtfertigt wissen; sie umgeben den Bürgerkönig, der sich durch öffentliches Vertrauen sicher nennt, mit Pracht und mehr als herkömmlichem Schutze; sie wollen unter dem Volke, das zum lebendigen Gefühle socialer Gleichstellung

durchgedrungen, die Erblichkeit des Ranges erhalten sehn; sie streben da, wo Volkssouveränetät als Princip ausgerufen worden, dem Volke das Instrument seines Willens zu entreißen, und das Wahlprincip sorgfältig aus Municipal-, Nationalgarden- und Pairsgesetz zu entfernen, und da, wo es legal geworden, durch einen hohen Census zu erschweren; sie verfolgen in einer Zeit, wo die Öffentlichkeit sich mit unermesslicher Gewalt entwickelt, Presse und Bühne mit der Empfindlichkeit der Schwäche; sie haben, wo es galt, die Juliusrevolution und die neue Dynastie beide durch einander stark zu machen, jene in der öffentlichen Meinung herabzuziehen gesucht, indem sie den Helden der drei Tage nach so langem Zögern und mit so unmuthigem Willen die vorher beschlossenen Ehren zuerkannt, dass ein Ärgernis daraus entstanden; sie gebrauchen, sobald ihr Widerspruch für die Bedürfnisse der Gegenwart ihnen selber allzu drohend erscheint, verborgene Kunstgriffe, und suchen, wo es im Ganzen und Großen nicht gelingen mag, im Einzelnen der Verwaltung, durch Anstellungen, Absetzungen, Annullierung von Wahlen, persönliche Einflüsse, wie in der Zeit der Missbräuche, ihre hemmenden Wirkungen auszuüben, und das Alles jetzt, wo Offenheit ein so wesentliches Attribut einer französischen Regierung ist, dass sie desselben, wenigstens um sich damit zu brüsten, nicht entbehren kann. Auch wollen sie nur dafür gelten, der Ausdruck der Majorität zu sein, umgehen aber dieselbe durch Benutzung der äußersten konstitutionellen Hilfsmittel; und mit welcher Freimüthigkeit sie sich zu dem Volksakte bekennen, der das bisherige Verhältnis der Regierten zu den Regierenden völlig umgekehrt hat, beweisen sie durch die sorgfältige Erklärung, dass die fremden geschlagenen Flüchtlinge nicht aus Gründen der Politik, sondern nur der Gastfreiheit, Schutz in Frankreich finden können. Durch die Gesammtheit dieses Verfahrens ist denn ein tiefes Misstrauen unter einem ungeheuern Theile, namentlich des niedern Volkes, erregt worden."

Die nachfolgenden Beiträge Heine's, welche in der ersten Hälfte des Jahres 1832 der Augsburger Zeitung zugesandt wurden, boten die detaillierte Ausmalung des hier nur in groben Umrissen skizzierten Bildes, das mit jedem neuen Pinselstriche an Leben und Farbe gewann. Zum Vortheil seines Stils und der freieren Entwicklung seiner Gedanken gab Heine das ängstliche Versteckspiel mit seiner Autorschaft auf; er theilte seine ferneren Aufsätze als fortlaufende Korrespondenzen unter dem Gesammttitel „Französische Zustände" mit; seit Anfang März wurden ihnen sogar — im Wider-

spruche mit der sonstigen Usanz der „Allgemeinen Zeitung" — die Anfangsbuchstaben seines Namens beigefügt. Wie nicht anders zu erwarten stand, wies die Redaktion jenes Blattes, das nach der Ehre geizte, ein von Diplomaten geschriebenes Journal für Könige und Fürsten zu sein, manchen Artikel zurück, welcher aus den Vorgängen in Frankreich allzu kühne Nutzanwendungen für Deutschland zog — so wurden z. B. drei raisonnierende Abhandlungen Heine's über den Beginn der französischen Revolution von 1789, über den deutschen Adel, und über den Republikaner-Aufstand von St. Méry niemals in den Spalten der „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt[321]) — um so ehrlicher jedoch enthielt man dem Publikum nichts Thatsächliches vor, und die mildernde Abänderung einzelner Ausdrücke, über welche der Einsender jener Berichte gelegentlich bei dem alten Cotta Klage erhob[322]), berührte höchstens die Form, niemals den Sinn seiner Worte. Freilich ist nicht zu vergessen, dass die ätzende Lauge einer schonungslosen Kritik, welche Heine in seinen Korrespondenzen über das Justemilieu ausgoss, den Gegnern jeder konstitutionellen Regierungsform um so willkommener sein musste, als ein gefürchteter Wortführer des Liberalismus sich hier mit ihnen zur Diskreditierung des Bürgerkönigthums zu verbinden schien. Heine mochte vielleicht gar gehofft haben, dass solches Missverstehen der Tendenz seiner Berichte ihm ein freieres Aussprechen seiner Meinung gestatten werde, als die vorsichtige Redaktion jener Zeitung es sonst geduldet hätte, und eine Zeitlang wurden in der That seine Schilderungen der Julimonarchie und der politischen Parteien in Frankreich fast gänzlich unverstümmelt abgedruckt. Dadurch kühner gemacht, kehrte der Verfasser allmählich immer deutlicher den demokratischen Standpunkt hervor, von welchem aus er das unwürdig ränkevolle Regierungssystem Ludwig Philipp's befehdete. Schon in seinem Korrespondenzartikel vom 28. December 1831 finden wir die charakteristische Bemerkung[323]): „Ich glaube, Ludwig Philipp ist kein unedler Mann, der auch gewiss nicht das Schlechte will, und der nur den Fehler hat, den angebornen Neigungen seiner Geburtsgenossen nachzugeben und sein eigenstes Lebensprincip zu verkennen. Dadurch kann er zu Grunde gehen. Denn, wie Sallust tiefsinnig ausspricht, die Regierungen können sich nur durch Dasjenige erhalten, wodurch sie entstanden sind, so z. B. dass eine Regierung, die durch Gewalt gestiftet worden, sich auch nur durch Gewalt erhält, nicht durch List, und so umgekehrt. Ludwig Philipp hat vergessen, dass seine Regierung durch das Princip der Volkssouveränetät entstanden ist,

und in trübseligster Verblendung möchte er sie jetzt durch eine Quasilegitimität, durch Verbindung mit absoluten Fürsten und durch Fortsetzung der Restaurationsperiode zu erhalten suchen. Dadurch geschieht es, daß jetzt die Geister der Revolution ihm grollen, ihn fast noch mehr verachten als sie ihn hassen, und unter allen Gestalten ihn befehden. Ludwig Philipp, der dem Volke und den Pflastersteinen des Julius seine Krone verdankte, ist ein Undankbarer, dessen Abfall um so verdrießlicher, da man täglich mehr und mehr die Einsicht gewinnt, daß man sich gröblich täuschen lassen. Ja, täglich geschehen offenbare Rückschritte, und wie man die Pflastersteine, die man in den Julitagen als Waffe gebrauchte, und die an einigen Orten noch seitdem aufgehäuft lagen, jetzt wieder ruhig einsetzt, damit keine äußere Spur der Revolution übrig bleibe, so wird auch jetzt das Volk wieder an seine vorige Stelle, wie Pflastersteine, in die Erde zurückgestampft und nach wie vor mit Füßen getreten." Mit derselben Bitterkeit rückt Heine dem Könige wiederholt die zweideutige Komödie vor, durch welche er das Volk hintergangen. „Es ist schon lange her," heißt es in einem der ersten Briefe[324]), „seit er das letzte Mal mit rundem Hut und Regenschirm durch die Straßen von Paris wanderte und mit raffinierter Treuherzigkeit die Rolle eines biedern, schlichten Hausvaters spielte, ein wahrer Jesuit der Bürgerlichkeit, ein Bürgerjesuit. Er drückte damals jedem Spezereihändler und Handwerker die Hand, und trug dazu, wie man sagt, einen besondern schmutzigen Handschuh, den er jedesmal wieder auszog und mit einem reinen Glacéhandschuh vertauschte, wenn er in seine höhere Region, zu seinen alten Edelleuten, Bankierministern, Intriganten und amaranthrothen Lakaien wieder hinaufstieg." Auf das ergötzlichste erzählt Heine bei einer andern Gelegenheit[325]), wie man den König in den ersten Monaten nach der Julirevolution zu jeder Zeit auf der Terrasse des Palais-royal habe sehen können, und zwar für fünf Franks. „Für fünf Franks! — rief ich mit Verwunderung; — zeigt er sich denn für Geld? Nein, aber er wird für Geld gezeigt, und es hat damit folgende Bewandtnis: Es giebt eine Societät von Klaqueurs, Marchands de Contremarques und sonstigem Lumpengesindel, die jedem Fremden anbieten, ihm für fünf Franks den König zu zeigen; gäbe man ihnen zehn Franks, so werde man ihn sehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd aufs Herz legt; gäbe man aber zwanzig Franks, so solle er auch die Marseillaise singen. Gab man nun jenen Kerls ein Fünffrankenstück, so erhoben sie ein jubelndes Vivatrufen

unter den Fenstern des Königs, und Höchstderselbe erschien auf der Terrasse, verbeugte sich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Franks gegeben, so schrieen sie noch viel lauter und gebärdeten sich wie besessen, während der König erschien, welcher alsdann zum Zeichen seiner stummen Rührung die Augen gen Himmel richtete und die Hand betheuernd aufs Herz legte. Die Engländer aber ließen es sich manchmal zwanzig Franks kosten, und sobald der König auf der Terrasse erschien, ward die Marseillaise angestimmt und so fürchterlich gegröhlt, bis Ludwig Philipp, vielleicht nur um dem Gesang ein Ende zu machen, sich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand aufs Herz legte und die Marseillaise mitsang." — „Was Ludwig Philipp betrifft," heißt es in einem Berichte vom 25. März 1832 [326]), „so spielt er noch immer seinen Roi-citoyen, und trägt noch immer das dazu gehörige Bürgerkostüm; unter seinem bescheidenen Filzhute trägt er jedoch, wie männiglich weiß, eine ganz unmaßgebliche Krone von gewöhnlichem Zuschnitte, und in seinem Regenschirme verbirgt er das absoluteste Scepter." Mit argwöhnischen Blicken verfolgt Heine unausgesetzt die geheimen Absichten und die offenbaren Handlungen Ludwig Philipp's [327]): Dessen Übersiedelung aus dem Palais-royal in die Tuilerien, — die kompromittierenden Enthüllungen in dem berüchtigten Rohan'schen Erbschaftsprocesse, den man die Halsbandgeschichte der jüngeren Linie nennen könne, — die Abscheidung eines umgitterten Privat-Familiengärtchens von dem öffentlichen Tuileriengarten, und die unruhige Bausucht des Königs, — seine eigenmächtige Übernahme der Konseil-Präsidentur, — die kleinliche Befehdung der liberalen Presse und der republikanischen Opposition, — die Unterdrückung der Société des Amis du peuple auf Grund der durch polizeiliche Machinationen instigierten Verschwörung vom 2. Februar, und was der thörichten Mißgriffe mehr waren, welche von einer völligen Verkennung der demokratischen Aufgabe zeugten, die das Geschick dem Sohne der Revolution, dem Erwählten des Volkes zugetheilt. „Wie herrlich," sagt Heine bei einem Rückblick auf die große Woche [328]), — „wie herrlich leuchtete dieser Mann im Glanze der Juliussonne, die sein Haupt wie mit einer Glorie umstrahlte, und selbst auf seine Fehler so viel heiteres Licht streute, daß sie noch mehr als seine Tugenden blendeten. Valmy und Jemappes! war damals der patriotische Refrain aller seiner Reden; er streichelte die dreifarbige Fahne wie eine wiedergefundene Geliebte; er stand auf dem Balkon des Palais-royal und schlug mit der Hand den Takt zu der Marseillaise,

die unten das Volk jubelte; und er war ganz der Sohn der Gleichheit, fils d'Égalité, der Soldat tricolore der Freiheit, wie er sich von Delavigne in der Parisienne besingen und wie er sich von Horace Vernet malen lassen ... Jetzt hütet sich Ludwig Philipp, die Worte Valmy und Jemappes so wiederholentlich wie sonst vorzubringen. Er fühlt wohl, in diesen Worten lag immer ein Versprechen, und wer sie im Munde führte, durfte keine Quasilegitimität nachsuchen, durfte keine aristokratischen Institutionen beibehalten, durfte nicht auf diese Weise den Frieden erflehen, durfte nicht Frankreich ungestraft beleidigen lassen, durfte nicht die Freiheit der übrigen Welt ihren Henkern preisgeben. Ludwig Philipp musste vielmehr auf das Vertrauen des Volkes den Thron stützen, den er dem Vertrauen des Volkes verdankte. Er musste ihn mit republikanischen Institutionen umgeben, wie er gelobt, nach dem Zeugnis des unbescholtensten Bürgers beider Welten. Die Lügen der Charte mussten vernichtet, Valmy und Jemappes aber mussten eine Wahrheit werden, Ludwig Philipp musste erfüllen, was sein ganzes Leben symbolisch versprochen hatte. Wie einst in der Schweiz, musste er wieder als Schulmeister vor die Weltkugel treten, und öffentlich erklären: Seht diese hübschen Länder, die Menschen darin sind Alle frei, sind Alle gleich, und wenn ihr Kleinen Das nicht im Gedächtnisse behaltet, bekommt ihr die Ruthe. Ja, Ludwig Philipp musste an die Spitze der europäischen Freiheit treten, die Interessen derselben mit seinen eigenen verschmelzen, sich selbst und die Freiheit identificieren, und wie einer seiner Vorgänger ein kühnes L'état c'est moi! aussprach, so musste er mit noch grösserem Selbstbewusstsein ausrufen: La liberté c'est moi!"

Dass der Julikönig Dies nicht gethan, dass er in kraftlosem Schwanken zwischen liberalen und absolutistischen Ideen sich jenem Schaukelsysteme des Justemilieu in die Arme warf, das nur durch den gleichmässigen Anprall der verschiedenen feindseligen Parteien eine Zeitlang aufrecht erhalten werden konnte, macht ihm Heine zum beständigen Vorwurf. „Wir wollen nun die Folgen abwarten," ruft er prophetisch aus [220]). „Sie sind unausbleiblich, und nur über die Länge der Zeit lässt sich nichts Bestimmtes voraussagen ... Wie Nourrit als Robert-le-Diable bei der ersten Vorstellung dieser Oper durch einen Zufall in die Versenkung hinabfiel, wo eben der Vater Teufel zur Hölle fuhr, so sollte auch Ludwig Philipp sich vorsehen, dass er nicht einmal unversehens auf das versinkende Brett geräth.

Er steht auf einem sehr unsichern Boden. Er hat durch eigene Schuld seine beste Stütze verloren. Er beging den gewöhnlichen Missgriff zagender Menschen, die mit ihren Feinden gut stehen wollen, und es daher mit ihren Freunden verderben. Er kajolierte die Aristokratie, die ihn hasst, und beleidigte das Volk, das seine beste Stütze war." Deutlich genug lässt Heine auch an zahlreichen anderen Stellen seiner Korrespondenzberichte durchblicken, dass er die Julimonarchie keineswegs für den Abschluss der revolutionären Bewegung, sondern höchstens für einen momentanen Ruhepunkt halte, und dass „nicht bloß die französische Specialrevolution noch nicht vollendet sei, sondern dass erst die weit umfassendere Universalrevolution ihren Anfang genommen habe[330])." In einer besonderen Beilage zu seinem Artikel vom 19. April 1832[331]) verbreitet er sich ausführlich über die Usurpationen des Adels und der Kirche als die veranlassenden Ursachen der Revolution von 1789, und die Zwischennote zu dem Aufsatze über die Emeute der Republikaner beim Leichenbegängnisse des Generals Lamarque[332]) ist im Grunde nur ein Kommentar jener Erörterungen und ein Fingerzeig, dass auch in Deutschland, trotz aller noch so feierlich beschworenen Konstitutionen, keine Sicherung der Volksrechte zu erlangen sei, solange nicht die Macht des Adels vollständig annulliert worden. Heine kommt hier ganz konsequent auf seine in den „Nachträgen zu den Reisebildern" aufgestellte Forderung einer „Emancipation der Könige," einer Befreiung Derselben aus den Etiketten des Adels, zurück, und seine Werthschätzung der Personen oder Parteien in Frankreich richtet sich ziemlich einseitig nach dem Maße, in welchem sie die Idee einer Demokratisierung des Königthums befördern oder bekämpfen. Deßhalb urtheilt er Anfangs sehr ungünstig über Ludwig Philipp, solange er ihn für einen verkappten Aristokraten hält, der sich der Maske der Bürgerlichkeit nur in trugvoller Absicht bediene, — ein Urtheil, das sehr bald eine bedeutende Umwandlung erfuhr, als gerade die bürgerliche Gesinnung des Königs von allen Seiten zur Zielscheibe aristokratischen Hohnes gemacht wurde. Deßhalb trifft Heine's ingrimmigster Hass die Karlistenpartei, weil diese das mittelalterliche Bündnis von Adel und Kirche zur Unterdrückung jeglicher Volksfreiheit erneuern möchte. Deßhalb sympathisiert er insgeheim weit eher mit den Bonapartisten, obschon er den späteren Abfall Napoleon's von den Principien der Demokratie bei jeder Gelegenheit scharf hervorhebt und sich seines Todes freut — „denn lebte er noch, so müsste ich ihn ja bekämpfen helfen[333]) . . . Jeder hat seine

Sendung auf dieser Erde, unbewusst erfüllt er sie und hinterlässt ein Symbol dieser Erfüllung. So sollte Napoleon in allen Ländern den Sieg der Revolution erfechten; aber uneingedenk dieser Sendung, wollte er durch den Sieg sich selbst verherrlichen, und egoistisch erhaben stellt er sein eigenes Bild auf die erbeuteten Trophäen der Revolution, auf die zusammengegossenen Kanonen der Vendomesäule. Da hatten die Deutschen nun die Sendung, die Revolution zu rächen und den Imperator wieder herabzureißen von der usurpierten Höhe, von der Höhe der Vendomesäule. Nur der dreifarbigen Fahne gebührt dieser Platz, und seit den Juliustagen flattert sie dort siegreich und verheißend. Wenn man in der Folge den Napoleon wieder hinaufsetzt auf die Vendomesäule, so steht er dort nicht mehr als Imperator, als Cäsar, sondern als ein durch Unglück gesühnter und durch Tod gereinigter Repräsentant der Revolution, als ein Sinnbild der siegenden Volksgewalt." Hiemit stimmen genau die Betrachtungen überein, welche Heine bei der Nachricht von dem Tode des Herzogs von Reichstadt anstellt. „Freilich," schrieb er am 20. August 1832 aus der Normandie[234]), „für jene Bonapartisten, die an eine kaiserliche Auferstehung des Fleisches glaubten, ist jetzt Alles zu Ende. Napoleon ist ihnen nur noch ein Name, wie etwa Alexander von Macedonien, dessen Leibeserben in gleicher Weise früh verblichen. Aber für die Bonapartisten, die an eine Auferstehung des Geistes geglaubt, erblüht jetzt die beste Hoffnung. Der Bonapartismus ist für Diese nicht eine Überlieferung der Macht durch Zeugung und Erstgeburt; nein, ihr Bonapartismus ist jetzt gleichsam von aller thierischen Beimischung gereinigt, er ist ihnen die Idee einer Alleinherrschaft der höchsten Kraft, angewendet zum Besten des Volks, und wer diese Kraft hat und sie so anwendet, Den nennen sie Napoleon II. Wie Cäsar der bloßen Herrschergewalt seinen Namen gab, so giebt Napoleon seinen Namen einem neuen Cäsarthume, wozu nur Derjenige berechtigt ist, der die höchste Fähigkeit und den besten Willen besitzt. — In gewisser Hinsicht war Napoleon ein saintsimonistischer Kaiser; wie er selbst vermöge seiner geistigen Superiorität zur Obergewalt befugt war, so beförderte er nur die Herrschaft der Kapacitäten, und erzielte die physische und moralische Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Klassen. Er herrschte weniger zum Besten des dritten Standes, des Mittelstandes, des Justemilieu, als vielmehr zum Besten der Männer, deren Vermögen nur in Herz und Hand besteht; und gar seine Armee war eine Hierarchie, deren Ehrenstufen nur durch Eigenwerth und Fähigkeit

erstiegen wurden. Der geringste Bauernsohn konnte dort, eben so gut wie der Junker aus dem ältesten Hause, die höchsten Würden erlangen und Gold und Sterne erwerben. Darum hängt des Kaisers Bild in der Hütte jedes Landmannes, an derselben Wand, wo das Bild des eigenen Sohnes hängen würde, wenn Dieser nicht auf irgend einem Schlachtfelde gefallen wäre, ehe er zum General avanciert, oder gar zum Herzog oder zum König, wie so mancher arme Bursche, der durch Muth und Talent sich so hoch emporschwingen konnte — als der Kaiser noch regierte. In dem Bilde Desselben verehrt vielleicht Mancher nur die verblichene Hoffnung seiner eigenen Herrlichkeit. Am öftesten fand ich in den Bauernhäusern das Bild des Kaisers, wie er zu Jaffa das Lazareth besucht, und wie er zu St. Helena auf dem Todbette liegt. Beide Darstellungen tragen auffallende Ähnlichkeit mit den Heiligenbildern jener christlichen Religion, die jetzt in Frankreich erloschen ist. Auf dem einen Bilde gleicht Napoleon einem Heilande, von dessen Berührung die Pestkranken zu genesen scheinen; auf dem andern Bilde stirbt er gleichsam den Tod der Sühne. — Wir, die wir von einer andern Symbolik befangen sind, wir sehen in Napoleon's Martyrtod auf St. Helena keine Versöhnung in dem angedeuteten Sinne, der Kaiser büßte dort für den schlimmsten seiner Irrthümer, für die Treulosigkeit, die er gegen die Revolution, seine Mutter, begangen. Die Geschichte hatte längst gezeigt, wie die Vermählung zwischen dem Sohne der Revolution und der Tochter der Vergangenheit nimmermehr gedeihen konnte, — und jetzt sehen wir auch, wie die einzige Frucht solcher Ehe nicht lange zu leben vermochte und kläglich dahinstarb."

Geringere Konsequenz, als in den Äußerungen Heine's über den Bonapartismus liegt, wird man in den Ansichten finden, die er Betreffs der republikanischen Bestrebungen zur Schau trägt. Wir sagen absichtlich: zur Schau trägt; denn es leuchtet ein, daß jede halbwegs günstige Beurtheilung republikanischer Tendenzen in einem Journale, das, wie die Augsburger „Allgemeine Zeitung", unter „allerhöchsten Privilegien" deutscher Bundesfürsten gedruckt wurde, sich von selbst verbot. Man wird sich in diesem Falle also mehr an den Geist, als an den Wortlaut der anscheinend oft sich widersprechenden Bemerkungen halten müssen, wenn man die wahre Herzensmeinung des „journalistischen Schleichhändlers" enträthseln will, der manchmal unter dem Schutz einer sehr zweifelhaften Flagge „die gute Ladung, die er an Bord hat, in den Hafen der öffentlichen Meinung zu

führen sucht," und sich um des nützlichen Zweckes willen nicht scheut, auch hin und wieder einmal, wie Börne ihm vorwirft[335]), den "Jesuiten der Freiheit" zu spielen. Die mit ungewohntem Pathos wiederholten Betheuerungen Heine's[336]), daſs er "kein Republikaner," daſs er "dem Republikwesen sehr abhold" sei, daſs er "immer monarchisch gesinnt gewesen und es auch wohl immer bleibe," daſs er, "Royalist aus angeborener Neigung, es in Frankreich auch aus Überzeugung werde," sind zuvörderst nur captationes benevolentiae, durch welche er sich die Möglichkeit der Besprechung eines so häklichen Stoffes in der Augsburger Zeitung zu verschaffen weiß. Ja, nach solchen Kautelen erscheint das Lob noch bedeutsamer, welches von einem ostensiblen Bekenner royalistischer Gesinnungen den Republikanern bei jedem sich darbietenden Anlasse gespendet wird. Die republikanische Partei in Frankreich war in Heine's Augen die einzige, welche mit Kraft und Muth für die Principien der Demokratie eintrat, er bewunderte die männliche Kühnheit ihrer Sprache, er verherrlichte in seinen Korrespondenzen mit edelster Begeisterung den Heldentod der Kämpfer von St. Méry, er würde, wenn er den Nachlaſs des jungen Napoleon zu vertheilen hätte, den Republikanern das Schwert des Kaisers überliefern, "dieweil sie noch die Einzigen sind, die es zu gebrauchen verständen." — "Eine Handvoll Patrioten, oder, wie sie heute heißen: Rebellen," schrieb er in seinem Berichte vom 7. Juni 1832[337]), "schlug sich gestern in der Rue St. Martin gegen 60,000 Mann. Einstimmig wird der Heldenmuth dieser Tollkühnen gerühmt, sie sollen Wunder der Tapferkeit vollbracht haben. Sie riefen beständig: Vive la République! und sie fanden kein Echo in der Brust des Volks. Hätten sie statt Dessen: Vive Napoléon! gerufen, so würde, wie man heute in allen Volksgruppen behauptet, die Linie schwerlich auf sie geschossen haben, und die große Menge der Ouvriers wäre ihnen zu Hilfe gekommen. Aber sie verschmähten die Lüge. Es waren die reinsten, jedoch keineswegs die klügsten Freunde der Freiheit. Und doch ist man heute albern genug, sie des Einverständnisses mit den Karlisten zu beschuldigen! Wahrlich, wer so todesmuthig für den heiligen Irrthum seines Herzens stirbt, für den schönen Wahn einer idealischen Zukunft, Der verbindet sich nicht mit jenem feigen Koth, den uns die Vergangenheit unter dem Namen ‚Karlisten' hinterlassen hat. Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner siegen, so schneiden sie mir die Kehle ab, und zwar weil ich nicht auch Alles bewundere, was sie bewundern; — aber den-

noch, die nackten Thränen traten mir heute in die Augen, als ich die Orte betrat, die noch von ihrem Blute geröthet sind. Es wäre mir lieber gewesen, ich und alle meine Mitgemäßigten wären statt jener Republikaner gestorben." — In seiner Vorrede zur französischen Ausgabe der „Lutetia" [338]) betont Heine ebenfalls den Eifer, mit welchem er zwanzig Jahre hindurch in all' seinen Korrespondenzen die Republikaner „nöthigen Falls ernstlich genug vertheidigt habe und ihre moralische Überlegenheit hinlänglich merken ließ," indem er „beständig den unedeln und lächerlichen Übermuth und die völlige Nichtigkeit der herrschenden Bourgeoisie bloßstellte." Es wäre jedoch irrig, aus Alledieseim den Schluss zu ziehen, dass der Verfasser jener Berichte im Grunde seines Herzens republikanischen Staatsformen zugethan gewesen sei. Nichts lag ihm ferner, seinem lebenslustigen, schönheitsdurstigen Sinne war im Gegentheil das sittenstrenge, kunstfeindliche, auf Nivellierung aller emporragenden Sommitäten gerichtete Puritanerthum zuwider, das er seit den Tagen von Griechenland und Rom bis auf die neueste Zeit herab als den Geist des Republikanismus erkannt zu haben glaubte [339]). Indem er enthusiastisch von „jenen edlen Republikanern" sprach, „die von Zeit zu Zeit als Blutzeugen auftreten für das Evangelium der Freiheit," fügte er mit spöttisch frivoler Ehrlichkeit hinzu [340]): „Ich bin nicht tugendhaft genug, um jemals dieser Partei mich anschließen zu können; ich hasse aber zu sehr das Laster, als daß ich sie jemals bekämpfen würde." Cynischer noch klingt die Erzählung Heine's in den „Geständnissen" [341]), dass er, der einst in Münster mit inbrünstigen Lippen die Reliquien Jan's von Leyden geküsst, nebst den Ketten, die er getragen, und den Zangen, mit denen man ihn gezwickt hatte, bei der Begegnung mit dem kommunistischen Schneider Weitling, welcher doch für dieselben Ideen gelitten und in Ketten im Gefängnis gesessen, eine unüberwindliche Abneigung gegen Diesen empfand und Nichts mit ihm gemein haben wollte. Wir begegnen hier wieder dem romantischen, jedes Vernunft- und Moralgesetz missachtenden Hange des Poeten, der seine Einbildungskraft mit souveräner Willkür umher schwärmen lässt, und sich für geschichtliche Thatsachen oder Personen nur dann zu begeistern vermag, wenn sie vom Glorienscheine des Erfolgs oder des tragischen Unterganges umflossen sind. Es liegt der herben Anklage Börne's [342]), dass Heine, dem die Form das Höchste sei, sich oftmals verliere, weil er noch etwas Anderes als Künstler sein wolle, ein ganz richtiges Gefühl zu Grunde. Er liebt wirklich an der Wahrheit nur das Schöne, an der Frei-

heit nur die glänzende Blüthe, welche voll entwickelt im Sonnenscheine prangt: „Was Brutus gethan, würde Heine verherrlichen, so schön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bärbelchen hieße, und damit die Bürger zu ihrer Selbstbefreiung stacheln — er lachte darüber." Der Konstitutionalismus, wie er ihn in Frankreich vor Augen sah, die unwürdige Herrschaft einer nüchternen, gesinnungslosen, ängstlich für die Ruhe ihres Erwerbs zitternden Bourgeoisie, konnte dem Dichter zu Zeiten das ganze repräsentative Verfassungswesen verleiden[343]), und ihn fast zum Lobredner des absoluten Königthums machen[344]), das wenigstens nicht mit dem Fluche kraftloser Schwäche und willensbeschränkender Halbheit behaftet sei. Solche Anwandlungen waren jedoch vorübergehender Art, und wenn Heine auch gelegentlich in romantischer Laune als advocatus diaboli die „heilige Würde des Absolutismus" pries, so war er doch jederzeit von der Überzeugung durchdrungen, daß diese Staatsform ein von der Geschichte verurtheiltes, vom Bewußtsein der modernen Völker überwundenes System sei. Häufig genug war er sogar in Zweifel, ob nicht durch den Starrsinn der Könige, die sich jedem gemäßigten Fortschritt widersetzten, die Idee des Königthumes überhaupt so gründlich diskreditiert worden, daß selbst eine konstitutionelle Monarchie auf die Dauer nicht dem Andrang republikanischer Forderungen zu widerstehen vermöge. „Aber es geschieht den Königen ganz Recht," schrieb er in einem Briefe an Cotta vom 1. März 1832[345]); „sie haben die Liberalen, die nur gegen Adel und Pfaffenherrschaft eiferten, nicht hören wollen, und jetzt bekommen sie den blutigsten Jakobinismus auf den Hals. Es bleibt ihnen am Ende Nichts übrig, als sich in ihre Purpurmäntel zu hüllen und wenigstens mit Anstand unterzugehen. Wir Gemäßigten gehen mit zu Grunde, und damit büßen wir vielleicht ab, was in unserem Oppositionsstreben zuweilen nicht aus den reinsten Absichten entsproß. Über kurz oder lang wird in Deutschland die Revolution beginnen, sie ist da in der Idee, und die Deutschen haben nie eine Idee aufgegeben, nicht einmal eine Lesart; in diesem Lande der Gründlichkeit wird Alles, und daure es noch so lange, zu Ende geführt." Diese Äußerungen bezeichnen in der That ziemlich aufrichtig die Stellung, welche Heine als politischer Schriftsteller von jeher eingenommen hatte und auch ferner zu behaupten gedachte. Eine demokratische Monarchie, wo der aus den Banden der Adels- und Pfaffenherrschaft befreite König dem Volke gehöre und

als Inkarnation des Volkswillens an die Spitze des Staates gestellt sei, war und blieb das politische Ideal, über welches Heine sich auch später ungern hinausdrängen ließ. Allein die Betrachtung der Weltereignisse weckte in ihm mehr und mehr den historischen, auf geschichtlichen Thatsachen beruhenden Glauben, daſs sich das Königthum für die Dauer mit Palliativmitteln nicht retten lasse, und daſs schließlich doch wohl der republikanischen Idee die Zukunft gehöre. Sehr treffend bemerkt er[346]: „Der Royalismus eines Volks besteht dem Wesen nach darin, daſs es Autoritäten achtet, daſs es an die Personen glaubt, die jene Autoritäten repräsentieren, daſs es in dieser Zuversicht auch der Person selbst anhängt. Der Republikanismus eines Volks besteht dem Wesen nach darin, daſs der Republikaner an keine Autorität glaubt, daß er nur die Gesetze hochachtet, daſs er von den Vertretern derselben beständig Rechenschaft verlangt, sie mit Miſstrauen beobachtet, sie kontroliert, daſs er also nie den Personen anhängt, und Diese vielmehr, je höher sie aus dem Volke hervorragen, desto emsiger mit Widerspruch, Argwohn, Spott und Verfolgung niederzuhalten sucht.“ Solchen Maßstab an die Erscheinungen der Gegenwart legend, gelangte Heine sehr bald zu dem Resultate, daſs in Frankreich Alles schon für die nächste Zeit zu einer Republik aboutiere, während in Deutschland die Agitation der republikanischen Heiſssporne vorderhand ein thörichter Traum ohne Aussicht auf Verwirklichung sei. Er entwarf bei dieser Gelegenheit in einem, von der Redaktion der Augsburger Zeitung zurückgewiesenen Artikel ein ziemlich grelles Bild der französischen Zustände. „Von den allerhöchsten Personen bis zu den allerniedrigsten,“ sagte er[347], „giebt es hier keine Autorität mehr. Von Ludwig Philipp I. bis zu Auguste, chef des claqueurs, vom großen Talleyrand bis zu Vidocq, von Gaspar Debureau, dem berühmten Pierrot des Fünembülen-Theaters bis hinab auf Hyazinth de Quelen, Erzbischof von Paris, von Monsieur Staub, maître tailleur, bis zu de Lamartine, dem frommen Böcklein, von Guizot bis auf Paul de Kock, von Cherubini bis Biffi, von Rossini bis zum kleinsten Maulaffi — Keiner, von welchem Gewerbe er auch sei, hat ein unbestrittenes Ansehen. Aber nicht bloß der Glaube an Personen ist hier vernichtet, sondern auch der Glaube an Alles, was existiert. Ja, in den meisten Fällen zweifelt man nicht einmal; denn der Zweifel selbst setzt ja einen Glauben voraus. Es giebt hier keine Atheisten; man hat für den lieben Gott nicht einmal so viel Achtung übrig, daſs man sich die Mühe

gäbe, ihn zu leugnen. Die alte Religion ist gründlich todt, sie ist bereits in Verwesung übergegangen, die Mehrheit der Franzosen will von diesem Leichnam Nichts mehr wissen und hält das Schnupftuch vor die Nase, wenn vom Katholicismus die Rede ist. Die alte Moral ist ebenfalls todt, oder vielmehr sie ist nur noch ein Gespenst, das nicht einmal des Nachts erscheint. Wahrlich, wenn ich dieses Volk betrachte, wie es zuweilen hervorstürmt, und auf dem Tische, den man Altar nennt, die heiligen Puppen zerschlägt, und von dem Stuhl, den man Thron nennt, den rothen Sammet abreißt, und neues Brot und neue Spiele verlangt, und seine Lust daran hat, aus den eigenen Herzwunden das freche Lebensblut sprudeln zu sehen, dann will es mich bedünken, dieses Volk glaube nicht einmal an den Tod. Bei solchen Ungläubigen wurzelt das Königthum nur noch in den kleinen Bedürfnissen der Eitelkeit; eine größere Gewalt aber treibt sie wider ihren Willen zur Republik. Diese Menschen, deren Bedürfnissen von Auszeichnung und Prunk nur die monarchische Regierungsform entspricht, sind dennoch durch die Unvereinbarkeit ihres Wesens mit den Bedingnissen des Royalismus zur Republik verdammt. Die Deutschen aber sind noch nicht in diesem Falle, der Glaube an Autoritäten ist noch nicht bei ihnen erloschen, und nichts Wesentliches drängt sie zur republikanischen Regierungsform. Sie sind dem Royalismus nicht entwachsen, die Ehrfurcht vor den Fürsten ist bei ihnen nicht gewaltsam gestört, sie haben nicht das Unglück eines 21. Januarii erlebt, sie glauben noch an Personen, sie glauben an Autoritäten, an eine hohe Obrigkeit, an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an die Halle'sche Literaturzeitung, an Löschpapier und Packpapier, am meisten aber an Pergament. Armer Wirth! du hast die Rechnung ohne die Gäste gemacht!" — Wie sehr aber Heine die Aussichtslosigkeit des deutschen Republikanismus für die Gegenwart zu beweisen suchte, sprach er es doch andererseits mit den bestimmtesten Worten aus, daß die Idee einer Republik, wie sie bereits viele deutsche Geister erfasst habe, keineswegs eine vorübergehende Grille sei[346]): „Den Doktor Wirth und den Siebenpfeiffer und Herrn Scharpf und Georg Fein aus Braunschweig und Grosse und Schüler und Savoye, man kann sie festsetzen, und man wird sie festsetzen; aber ihre Gedanken bleiben frei und schweben frei, wie Vögel in den Lüften. Wie Vögel nisten sie in den Wipfeln deutscher Eichen, und vielleicht ein halb Jahrhundert lang sieht man und hört man Nichts von ihnen, bis sie eines schönen Sommermorgens auf dem öffentlichen

Markte zum Vorschein kommen, großgewachsen gleich dem Adler des obersten Gottes, und mit Blitzen in den Krallen. Was ist denn ein halb oder gar ein ganzes Jahrhundert? Die Völker haben Zeit genug, sie sind ewig; nur die Könige sind sterblich. Ich glaube nicht so bald an eine deutsche Revolution, und noch viel weniger an eine deutsche Republik; letztere erlebe ich auf keinen Fall; aber ich bin überzeugt, wenn wir längst in unseren Gräbern vermodert sind, kämpft man in Deutschland mit Wort und Schwert für die Republik. Denn die Republik ist eine Idee, und noch nie haben die Deutschen eine Idee aufgegeben, ohne sie bis in allen ihren Konsequenzen durchgefochten zu haben. Wir Deutschen, die wir in unierer Kunstzeit die kleinste ästhetische Streitfrage, z. B. über das Sonett, gründlichst ausgestritten, wir sollten jetzt, wo unsere politische Periode beginnt, jene wichtigere Frage unerörtert lassen?" —

Heine's Korrespondenzen über die politischen Zustände Frankreichs in einem der angesehensten Journale damaliger Zeit konnten nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der verschiedenen Parteien in ungewöhnlichem Maße zu erregen. Mehrere seiner Aufsätze wurden sofort in der „Tribüne," dem Hauptorgan der französischen Republikaner, auszugsweise mitgetheilt, während der „Temps," ein orleanistisches Blatt, sich schon am 19. Januar 1832 bitter beschwerte, daß die „Allgemeine Zeitung" jetzt Artikel liefere, die feindselig gegen die königliche Familie gerichtet seien, und daß die deutsche Censur, die nicht die geringste Äußerung gegen absolute Könige erlaube, gegen einen Bürgerkönig nicht die mindeste Schonung ausübe[349]). Was Heine, der jede direkte Betheiligung an demagogischen Umtrieben verabscheute, durchaus zu vermeiden wünschte, geschah: — die ultrarevolutionäre Partei suchte ihn zu entschiedenem Bruche mit dem gemäßigten Liberalismus zu drängen, und brachte ihn durch die nicht eben lauteren Mittel, die sie zu solchem Zweck anwandte, vollends gegen sich auf. In den Briefen an Cotta und Varnhagen klagt er wiederholt[350]) über die „jakobinischen Ränke," die man gegen ihn anzettele, um ihn zu Erklärungen zu zwingen, die ihn nach der einen Seite hin kompromittieren und seinen Korrespondenzen für die Augsburger Zeitung ein jähes Ende bereiten, oder ihn mit den Republikanern, die er in seinen Berichten so achtungsvoll behandelte, in offene Feindschaft setzen müssten. Das eine Mal wurde der Umstand, daß Heine der von politischen Flüchtlingen geleiteten deutschen Handwerker-Association in Paris bei einer Kollekte für die Unterstützung

der freien Presse einige Franks gegeben hatte, dazu ausgebeutet, ihm eine enge Verbindung mit den exaltierten Tendenzen jenes Vereins anzudichten[351]); ein anderes Mal verdachte man es ihm, dass er seinen Namen nicht unter einen Protest setzen wollte, der von Börne und 48 deutschen Handwerkern wegen irgend einer Angelegenheit wider den Papst gerichtet ward. Man verlangte von ihm, er solle mit allen Handwerksburschen, denen der „revolutionäre Geist“ und die „schlechte Gesinnung“ ins Wanderbuch gesetzt war, Brüderschaft trinken, oder man wollte ihn nöthigen, als Tribun abzudanken, indem man die schnöde Verdächtigung aussprengte, seine Korrespondenzen würden unter dem unmittelbaren Einflusse der österreichischen Regierung geschrieben. Ein deutscher Buchhändler, der unter Zurücklassung beträchtlicher Schulden seinen Gläubigern in Östreich entlaufen war und sich in Paris als Märtyrer der Freiheit gebärdete, hatte sogar die Unverschämtheit, den Dichter selbst nach der Wahrheit jenes ehrenrührigen Geredes zu fragen. „Ich werde eben so wenig von den Östreichern bezahlt, wie die Östreicher von Ihnen bezahlt werden,“ gab Heine mit verächtlichem Spotte zurück[352]). Unter solchen Anfeindungen der Jakobiner mochte er wohl Recht haben, wenn er gegen den alten Baron Cotta äußerte, dass die Vertretung seiner Aufsätze „nach unten weit schwieriger als nach oben“ sei, und desshalb eine ungewöhnlich gnädige Censur derselben stattfinden müsse. In der That war es ihm überraschend, so heftig von einer Partei angegriffen zu werden, die eher alle Ursache hatte, ihm zu danken, dass er ihr so gute Reklamen in einem Blatte schrieb, dessen Spalten bisher der republikanischen Bestrebungen höchstens in gelegentlichen Schmähartikeln gedacht hatten. — Ängstlicher besorgt war Heine über die Aufnahme seiner Artikel abseiten der deutschen Regierungen und der französischen Behörden. Er wähnte sich von Spionen umringt, und schwebte jahrelang in der beständigen Furcht, wie so viele politische Flüchtlinge arretiert oder auf Requisition der preußischen Gesandschaft aus Frankreich verwiesen zu werden[353]). Die mit Inschriften versehenen Dolche, die ein bekannter, seitdem in einem deutschen Irrenhause verstorbener Flüchtling am 1. Januar 1832 als étrennes unter seine Freunde vertheilte, und von denen auch Heine einen erhielt, jagten ihm einen unbeschreiblichen Schreck ein. Harangierte Börne die deutschen Arbeiter, so mischte er sich verstohlen in den Haufen, um über Börne und dessen „ungewaschenes“ Publikum tabakrauchender Schuster- und Schneidergesellen seine Witze machen zu können; allein er entfernte sich sogleich, wenn

er vernahm, daß man die gefürchteten Sergeans de ville in der Versammlung erwarte. Ebenso besuchte er mehrfach die Zusammenkünfte der Amis du peuple, und lauschte mit Interesse den republikanischen Reden eines Blanqui und Cavaignac; auch an dem denkwürdigen Abend des 2. Februar befand er sich dort, aber er verließ eiligst den Saal, als sein Nachbar ihm zuflüsterte, dass wahrscheinlich die Nationalgarde und die Linie das Haus cernieren würden, und ihn frug, ob er für diesen Fall seine Pistolen bei sich habe. „Ich will sie holen," sagte Heine, und fuhr nach einer Soirée im Faubourg St. Germain [354]). — Seine Wohnung in Paris war meist nur seinen vertrautesten Freunden bekannt, und mit Absicht so gewählt, dass sie schwer zu finden war. Während er Anfangs in einem hauptsächlich von Deutschen bewohnten Hôtel der Rue Richelieu logiert hatte, bezog er im März oder April 1832 die Zimmer eines zweiten Stockwerks in der Rue de l'Echiquier, welche er von einer alten Dame gemiethet; sie lagen in einem nach der Straße verdeckten Hinterhofe, in welchem Gras wuchs und Todtenstille herrschte. Ein häßlicher Mohr war seine ganze Bedienung; er brachte ihm das Theewasser und besorgte seinen kleinen Haushalt. Auch später blieb Heine bis zu seinen letzten Lebensjahren fast beständig in dem wenig fashionablen Quartier der Faubourgs Poissonnière und Montmartre wohnen [355]).

Besser, als die misstrauischen Stimmführer der republikanischen Partei, verstanden die unerbittlichen Gegner jedes politischen und gesellschaftlichen Fortschritts, den revolutionären Inhalt der Heine'schen Korrespondenzen an die „Allgemeine Zeitung" zu würdigen. Metternich und Gentz, welche dem Talente des Dichters insgeheim die höchste Anerkennung zollten und sich Stunden lang in den „melancholischen süßen Gewässern" seiner Lyrik wie in einem Quell der Verjüngung badeten [356]), merkten nur zu gut, dass die scheinbar gemäßigte Sprache seiner Berichte aus der Seinestadt eine Maske sei, welche den Zweck habe, die Censurbehörden über den aufregenden Charakter der vorgebrachten Erörterungen zu täuschen. Das ganze Trachten jener Staatsmänner war und blieb darauf gerichtet, das alte Bevormundungssystem nicht in Östreich allein, sondern in allen deutschen Staaten aufrecht zu erhalten; und den „französischen Umsturzideen" jeden Eingang in das heilige römische Reich zu versperren. Heine dagegen brachte diese verhassten Ideen fortwährend zur öffentlichen Debatte; seine Korrespondenzen aus Frankreich entrollten dem deutschen Volke das anschaulichste Bild

jener politischen Kämpfe, die jenseit des Rheines mit aller Leidenschaftlichkeit einer ernsten Überzeugung, eines stürmischen Freiheitsdranges geführt wurden; und immer waren es die Principien der Revolution von 1789, welche den Maßstab lieferten, nach welchem das endgültige Urtheil über Personen und Zustände gefällt ward. Der Napoleonkultus Heine's feierte den Mann, welcher diese Grundsätze zu verwirklichen gesucht und nur deßhalb untergehen musste, weil er, ihnen untreu geworden, sich in die Reihe autokratischer Despoten gestellt hatte; Ludwig Philipp wurde beständig an den revolutionären Ursprung seiner Regierung erinnert und vor der Verleugnung desselben gewarnt, wenn er nicht Thron und Leben leichtsinnig gefährden wolle; gegen die deutschen Despoten aber hatte Heine vollends keinen wirksameren Trumpf auszuspielen, als dass er ihnen bei jedem Schlag, den sie wider die Freiheit führten, das drohende Gespenst der Guillotine und den Moniteur von 1793 vor Augen hielt. „Das ist ein Höllenzwang," rief er ihnen am Schlusse seiner Vorrede zu den „Französischen Zuständen" gellend ins Ohr[357]), „den ihr nicht an die Kette legen könnt, und es sind Beschwörungsworte darin, die viel mächtiger sind als Gold und Flinten, Worte, womit man die Todten aus den Gräbern ruft und die Lebenden in den Tod schickt, Worte, womit man die Zwerge zu Riesen macht und die Riesen zerschmettert, Worte, die eure ganze Macht zerschneiden, wie das Fallbeil einen Königshals." — Wenn nun auch die deutschen Kabinette sich scheuten, durch eine officielle Reklamation gegen die Aufsätze Heine's in der „Allgemeinen Zeitung", offen vor aller Welt einzugestehn, wie großes Gewicht sie denselben beilegten und wie fatal ihnen die unter scheinbarem Indifferentismus verhüllte Diskussion der wichtigsten politischen Fragen sei, so war doch Metternich keineswegs gesonnen, einem so unbequemen Gegner ungehindert das öffentliche Wort zu lassen. Der pfiffige Staatsmann, welcher die geheime Intrige von jeher der brutalen Gewalt vorzog, fand denn auch bald das geeignete Mittel, seinen Zweck unter der Hand zu erreichen. Er ließ Gentz einen Privatbrief an den alten Baron Cotta schreiben, worin Letzterer freundschaftlich auf die Pariser Korrespondenz-Artikel aufmerksam gemacht ward, die in der „Allgemeinen Zeitung" Aufnahme gefunden, und die meistens in feindseligen oder, was noch schlimmer, in herabwürdigenden Ausdrücken von dem Ministerium Casimir Perier's und von der französischen Regierung sprächen. Die in jenen Korrespondenzen vertretene Ansicht sei nach und nach immer schärfer entwickelt, die

Sprache Derer, welche sie geltend machen wollten, immer bitterer und heftiger geworden. Unleugbar habe die Augsburger Zeitung aber in den letzten sechs Monaten durch die Tendenz ihrer meisten politischen Artikel der Kriegspartei mächtigen Beistand geleistet; die fast täglichen Verunglimpfungen Perier's hätten der Sache des Friedens und der konstitutionellen Monarchie mehr geschadet, als die ärgsten karlistischen und republikanischen Diatriben der „Gazette de France“ und der „Quotidienne“, des „National“ und der „Tribüne,“ da die Existenz jenes Ministeriums eine der letzten Bürgschaften der Fortdauer des europäischen Friedens sei. Von dem Verleger der Zeitung, hieß es weiter, könne man doch füglich nicht annehmen, dass er zu der Partei Derjenigen übergegangen sein sollte, die das Heil der Welt — sei es im Sinne einer gewaltsamen Kontrerevolution oder eines völligen Umsturzes der alten gesellschaftlichen Ordnung — vom Kriege allein erwarten. „Endlich aber,“ fährt Gentz wörtlich fort, „ist das Maß — verzeihen Sie mir das starke Wort — dieser falschen und, wie ich glaube, höchst verderblichen Richtung voll geworden durch die Aufnahme der schmählichen Artikel, die Heine seit einiger Zeit unter dem Titel ‚Französische Zustände‘ wie einen Feuerbrand in Ihre, solchem pöbelhaften Muthwillen bis dahin unzugängliche Zeitung geworfen hat. Ich begreife vollkommen, wie auch dergleichen Artikel ihre Liebhaber und viele Liebhaber finden, denn ein sehr großer Theil des Publikums ergötzt sich inniglich an der Frechheit und Bosheit eines Börne und Heine, und Perier — und Ludwig Philipp mit ihm — sind bloß und allein weil sie Ordnung und Frieden als ihren Zweck verfolgen, bei den unruhigen Köpfen in Deutschland so sehr in Misskredit gefallen, dass man heute schon lieber die Kosacken als das verschrieene Justemilieu in Paris regieren sehn möchte. Dies Alles befremdet mich nicht; ich habe dem Spiele der Welt zu lange zugesehen, um nicht auf das Unglaublichste und Unsinnigste in den Revolutionen der Meinung stets gefasst zu sein. Dass Sie aber, mein edler Freund, jene giftigen Ausschweifungen, die Sie zuverlässig nicht billigen, auch nur dulden können, geht einigermaßen über meine Begriffe. Was ein verruchter Abenteurer wie Heine, den ich als Dichter gelten lasse, ja sogar liebe, und gegen den also kein persönlicher Hass mich bewegt, eigentlich will und wünscht, indem er die heutige französische Regierung in den Koth tritt, mag ich nicht weiter untersuchen, obwohl es sich ziemlich leicht errathen lässt. Mich dünkt aber, die grenzenlose Verachtung, womit

diese Unholde unter Anderm, und jetzt vorzugsweise, von den achtbarsten Klassen des **Mittelstandes** sprechen, sollte selbst diese Klasse gegen sie aufbringen. Ein Artikel in der Beilage vom 13. April fängt mit der Erklärung an: ‚noch nie, selbst nicht in den Zeiten der Pompadour und Dubarry, habe Frankreich in den Augen des Auslandes so tief gestanden, und es zeige sich jetzt, dass in einer Maitressenherrschaft immer noch mehr Seele zu finden sei, als in dem Komptoir eines Bankiers.‘ Wie muss einem aufgeklärten Kaufmann hierbei zu Muthe sein? Die Geistlichkeit und den Adel mag man längst nicht mehr; sie sind abgethan: requiescant in pace! Wenn aber Männer wie Perier und ihre Anhänger, d. h. Angestellte, Bankiers, Gutsbesitzer und Boutiquiers, noch mehr perhorresciert werden, als die ehemaligen Fürsten, Grafen und Barone, Wer soll denn zuletzt die Staaten regieren? Die Wahl bleibt nur noch zwischen den Redakteurs des ‚Freisinnigen‘ (Rotteck und Welcker), als der — Gott stehe uns bei! — gemäßigteren Revolutions-Koterie, und Volksvertretern wie Heine, Wirth, Siebenpfeiffer &c."

Der Baron Cotta konnte über die Bedeutung solch eines freundschaftlichen Privatbriefes aus der königlich-kaiserlichen Staatskanzlei nicht einen Augenblick in Zweifel sein. Der Process gegen die hervorragenden Redner des Hambacher Festes, das Verbot des „Freisinnigen", der „Deutschen Tribüne", des „Westboten", der „Zeitschwingen", des „Wächters am Rhein" und anderer süddeutschen Oppositions-Journale durch Bundesbeschluss lieferten gleichzeitig einen beredten Kommentar zu dem Gentzischen Schreiben und ließen es nicht räthlich erscheinen, eine Warnung in den Wind zu schlagen, die von so hoher Stelle kam, und die offenbar den Zweck hatte, der „Allgemeinen Zeitung" ein ähnliches Geschick zu ersparen. Heine musste seine Korrespondenzberichte einstellen — er beeilte sich aber, den uneingeschüchterten Muth seiner freien Gesinnung zu beweisen, indem er die „Französischen Zustände" mit allen von der Redaktion jener Zeitung zurückgewiesenen Aufsätzen, mit allen von der bairischen Censurbehörde gestrichenen Invektiven und mit einer Vorrede in Druck gab, deren unerhört kühne Sprache die heimischen Machthaber aufs äußerste reizen und dem Dichter die Rückkehr ins deutsche Vaterland auf immer abschneiden musste. Was die „jakobinischen Ränke" nicht hatten erwirken können, Das bewirkte jetzt die Brutalität der Reaktion — Heine ließ die besonnene Ruhe und Mäßigung fahren, und er, der noch kurz zuvor in den Tagen revolutionärer Hoffnungen jede

Verbindung mit den demagogischen Wortführern des Radikalismus unmuthig zurückgewiesen, übernahm jetzt, wo der politische Horizont sich drohend verfinsterte, eine freiwillige Solidarität, wenn nicht für die extremen Grundsätze, zu denen sie sich bekannten, so doch für das Martyrium, in welches ihr patriotischer Eifer sie gestürzt hatte. Nicht unpassend verglich er die republikanischen Enragés, welche durch ungeschickte Nachahmung seiner eigenen scharfen Polemik sich die schlimmsten Bedrängnisse auf den Hals gezogen, mit jenem Affen, der zugesehen hatte, wie ein Mensch sich rasierte, und der bei dem Versuch, die Manipulation an sich selbst zu wiederholen, sich die Kehle abschnitt[358]: „Ich weiß nicht, in wie weit jene deutschen Jakobiner sich die Kehle abgeschnitten; aber ich sehe, dass sie stark bluten. Auf mich schelten sie jetzt. Seht, rufen sie, wir haben uns ehrlich eingeseift und bluten für die gute Sache, der Heine meint es aber nicht ehrlich beim Barbieren, ihm fehlt der wahre Ernst beim Gebrauche des Messers, er schneidet sich nie, er wischt sich ruhig die Seife ab, und pfeift sorglos dabei, und lacht über die blutigen Wunden der Kehlabschneider, die es ehrlich meinen. — Gebt euch zufrieden; ich habe mich diesmal geschnitten.'" — „Jetzt freilich", sagt er an einer andern Stelle seiner Vorrede[359], „in dieser Zeit, werden sie mich weniger verkennen, als damals, wo sie am Ziel ihrer Wünsche zu stehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken schwellte; an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimat zurückkehren, so lange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzu großer Begeisterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend weilen muss. Ich würde lieber bei dem ärmsten Franzosen um eine Kruste Brot betteln, als dass ich Dienst nehmen möchte bei jenen vornehmen Gaunern im deutschen Vaterland, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, oder gar für präludierenden Übergang zum Servilismus." Auch die vertraulichen Äußerungen Heine's in den Briefen an seine Freunde bestätigen, dass er durch Veröffentlichung jener Vorrede hauptsächlich den Verleumdungen ein Ende machen wollte, die ihn wegen seiner Korrespondenzen für die Augsburger Zeitung der illiberalsten Tendenzen, wohl gar des interessierten Abfalls von der Sache der Freiheit, bezichtigten. „Durch die Vorrede zu den ‚Zuständen'," schrieb er an Immermann[360], „habe ich nur zeigen wollen, dass ich kein bezahlter Schuft bin." Und in einem Briefe an Varnhagen heißt es[361]: „Diese Vorrede, das leidenschaftliche

Produkt meines Unmuths über die bundestäglichen Beschlüsse, versperrt mir vielleicht auf immer die Rückkehr nach Deutschland; aber sie rettet mich vielleicht vor dem Laternentod bei der nächsten Insurrektion, indem jetzt meine holden Landsleute mich nicht mehr des Einverständnisses mit Preußen beschuldigen können." Mit den Bundestagsbeschlüssen, auf welche der Dichter hier anspielt, ist das vorhin erwähnte schmachvolle Dekret vom 28. Juni 1832 gemeint, welches den officiellen Vernichtungskrieg der deutschen Regierungen gegen die ständischen Repräsentativ-Verfassungen eröffnete, und dem schnöden Rechtsbruche den Schein eines gesetzlichen Aktes verlieh. Gegen diese arglistige Hintergehung des Volksvertrauens trat Heine mit geharnischten Worten als öffentlicher Ankläger in die Schranken. Er wies darauf hin, daß die Urkunde, auf welche jene Bundestagsbeschlüsse sich beriefen, nämlich die Wiener Bundesakte, ein aus Lug und Trug gewobenes und deßhalb juristisch wie moralisch ungültiges Dokument sei. „Bis jetzt," sagte er[362]), „hat man von jenem Meisterwerk der edlen Junkerschaft wenig Gebrauch gemacht, und sein Inhalt konnte dem Volke gleichgültig sein. Nun es aber ins rechte Tageslicht gestellt wird, dieses Meisterstück, nun die eigentlichen Schönheiten des Werks, die geheimen Springfedern, die verborgenen Ringe, woran jede Kette befestigt werden kann, die Fußangeln, die versteckten Halseisen, Daumenschrauben, kurz, nun die ganze künstliche, durchtriebene Arbeit sichtbar wird: jetzt sieht Jeder, daß das deutsche Volk, als es für seine Fürsten Gut und Blut geopfert und den versprochenen Lohn der Dankbarkeit empfangen sollte, aufs heilloseste getäuscht worden, daß man ein freches Gaukelspiel mit uns getrieben, daß man, statt der zugelobten Magna Charta der Freiheit, uns nur eine verbriefte Knechtschaft ausgefertigt hat. Kraft meiner akademischen Befugnis als Doktor beider Rechte erkläre ich feierlichst, daß eine solche, von ungetreuen Mandatarien ausgefertigte Urkunde null und nichtig ist; kraft meiner Pflicht als Bürger protestiere ich gegen alle Folgerungen, welche die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni aus dieser nichtigen Urkunde geschöpft haben; kraft meiner Machtvollkommenheit als öffentlicher Sprecher erhebe ich gegen die Verfertiger dieser Urkunde meine Anklage, und klage sie an des gemißbrauchten Volksvertrauens, ich klage sie an der beleidigten Volksmajestät, ich klage sie an des Hochverraths am deutschen Volke — ich klage sie an!" — Nicht die ohnmächtigen konstitutionellen Fürsten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten macht Heine für

die freiheitsmeuchlerischen Beschlüsse des Bundestages verantwortlich, sondern die beiden absoluten Großmächte, Östreich und Preußen, welche auf Jene offen wie insgeheim aller Art Zwang ausgeübt, und es bedünkt ihn, als habe das schlaue Östreich wieder das Hauptodium des neuen Attentats gegen die Volksrechte auf die Schulter seines nördlichen Bundesgenossen zu wälzen gewusst. Wir finden stets, dass Heine von dem offenen, konsequenten Gegner mit weit größerer Achtung, als von dem zweideutigen Gesellen spricht, der unter der Maske halben Entgegenkommens seine feindliche Stellung verbirgt. Vor dem rigorösen Rabbinenthum hat er im Grunde seines Herzens mehr Respekt, als vor der neumodischen Tempelreform, die mittwegs zwischen Judenthum und Christenthum stecken bleibt; für den Katholicismus vermag er sich unter Umständen als Poet zu begeistern, der rationalistisch verwässerten Aufklärung wendet er mit Ekel den Rücken zu; die „heilige Würde" des Absolutismus konnte ihm, wie wir sahen, zum mindesten in der Theorie einen Augenblick imponieren, aber das phrasenhafte Prunken mit liberalen Zeitideen im Munde von Staatsmännern, deren geheime Absicht auf Unterdrückung jeder freien Regung des Volksgeistes gerichtet war, reizte ihn zu Hohn und Verachtung. Hierin liegt die Erklärung, weshalb Heine mit ungleich maßloserer Bitterkeit von Preußen, als von Östreich sprach. „Östreich", sagte er[363]), „war immer ein offner, ehrlicher Feind, der nie seinen Ankampf gegen den Liberalismus geleugnet oder auf eine kurze Zeit eingestellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angst des Herzens den Demagogen gespielt, er hat nie Arndt's Lieder gesungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Hasenheide geturnt, er hat nie pietistisch gefrömmelt, er hat nie mit den Festungsarrestanten geweint, während er sie an der Kette festhielt; man wusste immer, wie man mit ihm dran war, man wusste, dass man sich vor ihm zu hüten hatte, und man hütete sich vor ihm." — Anders Preußen, für dessen angestrebte Hegemonie und Schirmherrlichkeit über Deutschland Heine sich um so weniger zu begeistern vermochte, da Friedrich Wilhelm III. nicht nur die Erfüllung des seinem Volke in verhängnisvollster Zeit gegebenen Versprechens einer freien Konstitution unterließ, sondern obendrein seine Macht und seinen Einfluss missbrauchte, um Metternich bei der Vernichtung der kaum emporgeblühten Konstitutionen in den deutschen Nachbarstaaten behilflich zu sein. „Und Friedrich Wilhelm hatte doch so viel Grund zur Dankbarkeit gegen sein

Volk; denn nie befand sich ein Fürst in einer kläglicheren Lage als die, worin der König von Preußen nach der Schlacht von Jena gerathen war, und woraus ihn sein Volk gerettet!" Die persönlichen Tugenden des preußischen Monarchen zählt Heine mit rühmender Anerkennung auf, er findet es sehr hübsch und löblich, daß Derselbe noch jüngst eine namhafte Summe aus seiner Privatkasse geopfert, um die berühmte Windmühle von Sanssouci, welche der jetzige Eigenthümer aus Geldnoth verkaufen wollte, als ein Denkmal preußischer Gerechtigkeitsliebe in dem alten Zustande zu erhalten — „aber," frägt Heine mit eindringlicher Mahnung[364]), „wo bleibt die versprochene Konstitution, worauf das preußische Volk nach göttlichem und weltlichem Rechte die eigenthümlichsten Ansprüche machen kann? So lange der König von Preußen diese heiligste ‚Obligatio' nicht erfüllt, so lange er die wohlverdiente freie Verfassung seinem Volke vorenthält, kann ich ihn nicht gerecht nennen, und sehe ich die Windmühle von Sanssouci, so denke ich nicht an preußische Gerechtigkeitsliebe, sondern an preußischen Wind." — „Es ist wahr," bemerkt er an einer früheren Stelle[365]), „noch vor Kurzem haben viele Freunde des Vaterlands die Vergrößerung Preußens gewünscht und in seinen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutschlands zu sehen gehofft, und man hat die Vaterlandsliebe zu ködern gewusst, und es gab einen preußischen Liberalismus, und die Freunde der Freiheit blickten schon vertrauungsvoll nach den Linden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu solchem Vertrauen verstehen wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Besorgnis diesen preußischen Adler, und während Andere rühmten, wie kühn er in die Sonne schaue, war ich desto aufmerksamer auf seine Krallen. Ich traute nicht diesem Preußen, diesem langen frömmelnden Kamaschenheld mit dem weiten Magen und mit dem großen Maule und mit dem Korporalstock, den er erst in Weihwasser taucht, ehe er damit zuschlägt. Mir missfiel dieses philosophisch christliche Soldatenthum, dieses Gemengsel von Weißbier, Lüge und Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieses Preußen, dieses steife, heuchlerische, scheinheilige Preußen, dieser Tartüffe unter den Staaten. Endlich, als Warschau fiel, fiel auch der weiche fromme Mantel, worin Preußen sich so schön zu drapieren gewusst, und selbst der Blödsichtigste erblickte die eiserne Rüstung des Despotismus, die darunter verborgen war." Im weiteren Verfolg dieses Gedankens spricht Heine seine Entrüstung darüber aus, wie diese preußischen Staats-Tartüffe, diese „Jesuiten des Nordens," die Sache

der Freiheit selbst zu diskreditieren gewusst, indem sie dieselbe von den liberalsten Schriftstellern, die sie arglistig in ihren Dienst gelockt, auf obrigkeitlichen Wink schmählich begeifern ließen. Er weist darauf hin, wie Friedrich von Raumer, der noch vor wenigen Monaten als Mitglied der Obercensurbehörde gegen deren allzu unterdrückungssüchtige Strenge sich aufgelehnt, jetzt den Auftrag erhalten habe, das unverantwortliche Verfahren der preußischen Regierung gegen Polen zu rechtfertigen; wie Leopold Ranke in der Staatszeitung eine Apologie der Bundestagsbeschlüsse drucken lassen, wie Hegel die Knechtschaft des Bestehenden als vernünftig justificieren, wie Schleiermacher gegen die Freiheit predigen und christliche Ergebung in den Willen der Obrigkeit empfehlen musste. „Empörend und verrucht“ nennt er[366]) diese Benutzung von Philosophen und Theologen, durch deren Einfluss man auf das gemeine Volk wirken wolle, und die man zwinge, durch Verrath an Vernunft und Gott sich öffentlich zu entehren. Er warnt die heimischen Machthaber vor den servilen Gestalten, die mit so knechtischer Demuth ihren Thron umwedeln, oder gar in Harlekinstracht vermummt durch alberne Schnurren ihnen das Zwergfell erschüttern. Mehr aber noch, als vor diesen kleinen Narren und Schelmen, warnt er sie vor dem großen Narren, dem deutschen Volke, dessen buntscheckige Jacke aus sechsunddreißig Flicken besteht: „An seiner Kappe hängen, statt der Schellen, lauter centnerschwere Kirchenglocken, und in der Hand trägt er eine ungeheure Pritsche von Eisen. Seine Brust aber ist voll Schmerzen. Nur will er an diese Schmerzen nicht denken, und er reißt deshalb um so lustigere Possen, und er lacht manchmal, um nicht zu weinen. Treten ihm seine Schmerzen allzu brennend in den Sinn, dann schüttelt er wie toll den Kopf, und betäubt sich selber mit dem christlich frommen Glockengeläute seiner Kappe. Kommt ein guter Freund zu ihm, der theilnehmend über seine Schmerzen mit ihm reden will, oder gar ihm ein Hausmittelchen dagegen anräth, dann wird er rein wüthend und schlägt nach ihm mit der eisernen Pritsche. Er ist überhaupt wüthend gegen Jeden, der es gut mit ihm meint. Er ist der schlimmste Feind seiner Freunde, und der beste Freund seiner Feinde. O! der große Narr wird euch immer treu und unterwürfig bleiben, mit seinen Riesenspäßen wird er immer eure Junkerlein ergötzen, er wird täglich zu ihrem Vergnügen seine alten Kunststücke machen und unzählige Lasten auf der Nase balancieren und viele hunderttausend Soldaten auf seinem Bauche herumtrampeln lassen. Aber habt ihr gar keine Furcht, dass

dem Narren mal all' die Lasten zu schwer werden, und dass er eure Soldaten von sich abschüttelt, und euch selber, aus Überspaß, mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, so dass euer Hirn bis an die Sterne spritzt? — Fürchtet euch nicht, ich scherze nur. Der große Naar bleibt euch unterthänigst gehorsam, und wollen euch die kleinen Narren ein Leid zufügen, der große schlägt sie todt."

Je rückhaltloser Heine in der Vorrede zu den „Französischen Zuständen" die revolutionären Sympathien ausgesprochen, welche er in seinen Aufsätzen für die „Allgemeine Zeitung" nur schüchtern und vorsichtig hatte andeuten können, desto missmuthiger verstimmte ihn die Nachricht, dass von der Censur mehr als die Hälfte seines geharnischten Manifestes unterdrückt worden sei. Was aber noch widerwärtiger: durch diese Unterdrückungen war der Sinn seiner muthvollen Worte nicht bloß entstellt, sondern häufig gar in das direkte Gegentheil, in ein serviles Lob derselben Personen und Zustände verkehrt worden, denen er ein unauslöschliches Brandmal auf die Stirn prägen wollte. Gegen diese heillose Fälschung seiner Gedanken legte Heine sofort in der „Allgemeinen Zeitung" öffentliche Verwahrung ein[367]). Gleichzeitig verlangte er von seinem Verleger Julius Campe, der das mehr als zwanzig Bogen starke Buch aus Besorgnis vor einer Konfiskation der ganzen Auflage zur Censur gegeben und dadurch die Verstümmelung des Manuskriptes verschuldet hatte, dass Derselbe nunmehr auf jede Gefahr, wenn auch allenfalls unter einer fingierten Firma, die Vorrede in unverkürzter Gestalt, und mit einer „Vorrede zur Vorrede" begleitet, als besondere Broschüre herausgebe. Er schrieb ihm u. A.[368]): „Eben erhalte ich die Vorrede, worin ich vor den Augen von ganz Deutschland als ein trübseliger Schmeichler des Königs von Preußen erscheine — stände nicht auch darin, dass Professor Raumer der beste unter den Schriftstellern sei, es wäre nicht zu ertragen. (NB. Im Manuskript stand: ‚er ist von allen schlechten Schriftstellern noch der beste.') — Ich bin betäubt vor Kummer, und erst mit nächster Post erhalten Sie die Ihnen gebührenden Scheltworte. Die Post geht ab. — Eben weil es jetzt so schlecht geht mit der Sache des Liberalismus, muss jetzt Alles gethan werden. Ich weiß, dass ich mir Deutschland auf Lebenszeit versperre, wenn die Vorrede erscheint, aber sie soll ganz so erscheinen, wie das Manuskript ist, und nebst der Vorrede zur Vorrede, die Sie schon vor mehreren Wochen erhalten. Der Titel der Broschüre ist ‚Vorrede.' Sie hätte mit dem Buch zu gleicher Zeit er-

scheinen müssen. — Das ist ein großer Kummer. Sie darf auch Wenig kosten. Nur schnell! Ich kann nicht eher honett schlafen, bis die „Vorrede" in der Welt ist. Merken Sie sich Das ... Merckel ist schadenfroh; sagen Sie ihm, ich sei begeistert wie ein Mensch, welcher weiß, daß er den Sieg Dessen, wofür er sich in alle möglichen Misèren hineinschreibt, nicht erlebt. Es kann jetzt dreißig Jahr' still bleiben. Aber meine „Vorrede" muss doch schnell, schnell gedruckt werden. Schreiben Sie mir nur gleich — ich bin wüthend auf Sie. — Ich kann gewiss nicht schlafen, ehe die Vorrede gedruckt ist. Es wär' besser gewesen, es wäre noch mehr davon unterdrückt worden. Wie viel Schererei um diese Bagatell, wofür ich nur Noth und Verfolgung einernte! — Der Teufel hole Sie!" — Einem so bestimmt ausgesprochenen Verlangen nachgebend, schickte Campe das Manuskript der Vorrede nach Altenburg in die Pierer'sche Druckerei. Schon sollte die Ausgabe der Broschüre in den nächsten Tagen erfolgen, als Heine, geängstigt durch das muthmaßliche Resultat einer so dreisten Veröffentlichung, plötzlich Befehl zur Vernichtung der ganzen Auflage gab. Sämmtliche Exemplare wurden in der Druckerei eingestampft; nur ein Korrekturabzug blieb in den Händen Campe's, und konnte später bei Herausgabe von H. Heine's sämmtlichen Werken benutzt werden. Sonderbar genug, erschien die Vorrede (jedoch ohne die „Vorrede zur Vorrede") bald darauf — im Juli 1833 — bei Heideloff und Campe in Paris, unverkürzt, und fast wörtlich übereinstimmend mit der vom Verfasser besorgten französischen Version. Heine giebt freilich in einem Schreiben an Varnhagen vom 16. Juli 1833 und in einem Briefe an Heinrich Laube vom 23. November 1835 zu verstehen, als sei diese Veröffentlichung ohne sein Zuthun und sehr gegen seinen Willen erfolgt: Campe habe unbefugterweise einige Exemplare des Abdrucks an durchreisende Polen geschenkt, und nach solch einem Exemplar und der französischen Ausgabe habe ein in Paris lebender Deutscher, ein Spion der preußischen Regierung, um dem Dichter zu schaden, die Vorrede willkürlich ergänzt und auf eigene Hand herausgegeben. „Ich erzähle Ihnen Das," schreibt er an Varnhagen, „damit Sie mich nicht der größten Thorheiten beschuldigen. Ich habe wahrlich nicht die Absicht, demagogisch auf den Moment zu wirken, glaube auch nicht mal an die Möglichkeit einer momentanen Wirkung auf die Deutschen." Jedenfalls aber hat sich Heine durch diesen Versuch, die Verantwortlichkeit für den Druck seiner Vorrede auf fremde Schultern zu wälzen, in ein zweideutiges Licht

gestellt; denn sechs Tage vorher rühmt er sich gegen Laube der Veröffentlichung jener politischen Flugschrift in deutscher wie in französischer Sprache als einer kouragösen, folglich doch gewiss von ihm selbst ausgehenden That[369]: „Die Herausgabe der Vorrede eben jetzt, in der allgemeinen Angst, wird wohl das Publikum belehren, dass es künftig mir vertraut, wenn ich auch etwas zu gelinde flöte."

Heine hatte sich übrigens in der Erwartung geirrt, dass die Veröffentlichung seiner vervollständigten Zeitungskorrespondenzen über die politischen Zustände Frankreichs und seiner leidenschaftlichen Vorrede großes Aufsehn in Deutschland erregen werde. Börne's „Briefe aus Paris," die Redner des Hambacher Festes und die aufreizenden Flugblätter der süddeutschen Revolutionspropaganda hatten das Publikum allmählich an eine noch derbere Sprache gewöhnt. Heine's „Französische Zustände" wurden zudem in fast sämmtlichen deutschen Staaten sofort bei ihrem Erscheinen auf den Index verbotener Bücher gesetzt, und die mit verschärfter Strenge gehandhabte Presspolizei sorgte dafür, dass in den Tagesblättern keine halbwegs günstige Besprechung die Aufmerksamkeit auf das verpönte Buch hinlenken durfte. Während der Hamburger Professor Wurm dasselbe in einer giftigen Recension der von ihm redigierten „Kritischen Blätter der Börsenhalle" (Nr. 136, vom 4. Februar 1833) als das einseitig frivole Machwerk eines jakobinischen Fanfarons darstellte, griff Börne im letzten Bande seiner Pariser Briefe[370] den Verfasser wegen seiner schwankend unentschiedenen Haltung an, die es weder mit den Fürsten und Aristokraten, noch mit der republikanischen Umsturzpartei gänzlich verderben wolle. Die Pariser Ausgabe der Vorrede aber gelangte überhaupt nur in vereinzelten Exemplaren nach Deutschland; denn ein Bundestagsbeschluss vom 5. Juli 1832 hatte verfügt, dass keine im Auslande in deutscher Sprache erschienene, weniger als zwanzig Bogen betragende Druckschrift politischen Inhalts in einem deutschen Bundesstaate ohne vorgängige Erlaubnis der Regierung zugelassen und verkauft werden dürfe. So von allen Seiten gehemmt, geschmäht und befehdet, kostete es Heine geringe Überwindung, einstweilen der politischen Tagesschriftstellerei zu entsagen nnd sich auf ein ersprießlicheres Feld literarischer Wirksamkeit zu begeben, das seinem Talent höhere Aufgaben und seinem Dichterruhm neidlosere Lorbern in Aussicht stellte.

Drittes Kapitel.

Der Saint-Simonismus.

Die politisch unfreien Zustände in Deutschland und die Hoffnung, in Frankreich Zeuge einer, wenn nicht ungehinderten, so doch kräftig fortschreitenden Entwicklung des öffentlichen Lebens zu sein, waren der Hauptgrund gewesen, der Heine zur Übersiedelung nach Paris bestimmt hatte. Es verstand sich daher von selbst, daß es sein angelegentlichstes Bemühen war, sich so rasch wie möglich einen klaren Einblick in die politischen Verhältnisse des Landes zu verschaffen, das er aus Sympathie mit den Freiheits- und Gleichheitsideen der Revolution von 1789 zu seiner neuen Heimat erkoren. Diese Ideen, welche unter der Restaurationsherrschaft Karl's X. gewaltsam erstickt worden, schienen durch den Donner der Julitage plötzlich wieder aus dem Grabe erweckt zu sein. Der Bürgerkönig mit rundem Filzhut und Regenschirm, mit seinen poignées de main und seinem Bankierminister, war auf den ersten Blick ein bedeutsamer Gegensatz zu dem aristokratischen Hofstaate des ancien régime, und als schnell genug unter der volksfreundlichen Vermummung das absolutistische Scepter zum Vorschein kam, zeigte die opfermuthige Opposition der Republikaner, daß es in Frankreich noch Männer gab, die entschlossen waren, sich die Früchte des glorreichen Kampfes nicht abermals durch brutale Gewalt oder durch schlauen Betrug entwinden zu lassen. — Wir haben indeß gesehen, daß Heine bald zu der Erkenntnis gelangte, sich keiner von allen politischen Parteien in Frankreich rückhaltlos und mit aufrichtiger Begeisterung anschließen zu

können. Die Karlisten, welche die Feudalhierarchie der Vergangenheit wieder herstellen wollten, verabscheute er. Die Bonapartisten schob der Tod des Herzogs von Reichstadt einstweilen ganz in den Hintergrund der geschichtlichen Bühne. Gegen das mit Ludwig Philipp zur Herrschaft gelangte System des Justemilieu, das sich auf die Furcht der besitzenden Klassen vor jeder revolutionären Umwälzung stützte und an Stelle des Geburtsadels das Aufkommen einer geistlosen Geldaristokratie begünstigte, empfand Heine nicht allein die natürliche Abneigung des Poeten, sondern ihn ergriff auch die geheime Besorgnis, dass schließlich nur Form und Name der alten Knechtschaft verändert worden, und dass bei einem Regimente der Bourgeoisie die ideellen Güter der Menschheit noch weniger Schutz finden möchten, als bei der Willkürherrschaft unumschränkter Monarchen. Mit der Partei der entschiedenen Republikaner endlich vermochte er wohl in so weit zu sympathisieren, als er ihre heldenmüthige Hingabe an die von ihnen vertretene Sache bewunderte; aber er theilte weder ihren Glauben, dass durch den bloßen Wechsel der Staatsform eine menschheitbeglückende Wiedergeburt der Gesellschaft zu erreichen sei, noch ihr kriegerisches Gelüste, die Annahme ihrer Principien mit Waffengewalt der eigenen Nation und den benachbarten Völkern aufzuzwingen. Er hatte, wie schon erwähnt wurde, in der ersten Zeit seines Pariser Aufenthalts die Versammlungen der Amis du peuple und die Zusammenkünfte deutscher Handwerker mehrfach besucht; aber die einseitig negative Art, in welcher hier wie dort die großen Zeitfragen unter Anwendung hochtönender Konventsphrasen aus der Terminologie von 1793 diskutiert wurden, musste ihm auf die Dauer um so mehr missfallen, je engherziger sich das Ziel dieser revolutionären Bestrebungen auf den Umsturz der monarchischen Regierungsform beschränkte. Er vermisste in denselben jeden Kern eines positiven Verlangens, jeden weltreformatorischen Gedanken, der eine sichere Grundlage für den Neubau der staatlichen, gesellschaftlichen und sittlichen Verhältnisse hätte abgeben können. Ja, im Grunde genommen, wurden die socialen Institutionen von jenen politischen Jakobinern kaum ernstlich angetastet — eine demokratische Staatsverfassung war das Hausmittel, durch welches sie alle Schäden der Gesellschaft in kürzester Frist zu heilen gedachten.

Heine theilte nicht entfernt diesen Irrthum der französischen Republikaner und der deutschen Liberalen, der so verhängnisschwere Folgen nach sich zog, als Beide im Jahre 1848 zu kurzer Herrschaft gelangten, aber

von ihrem Siege keinen nachhaltigen Gebrauch zu machen wussten, weil sie sich über das zu schaffende Neue nicht verständigt und doch thörichterweise das Volk gelehrt hatten, alles Heil von den Dekreten gesetzgebender Versammlungen zu erwarten. Er legte geringes — vielleicht zu geringes — Gewicht auf den mehr oder minder konstitutionellen Charakter der Regierungsform, welcher ihm nur das Äußerliche der Revolution, nicht aber die tieferen und wichtigeren Fragen derselben, zu berühren schien. „Diese Fragen," schrieb er im Sommer 1833 an Heinrich Laube[371]), „betreffen weder Formen, noch Personen, weder die Einführung einer Republik, noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlsein des Volkes. Die bisherige spiritualistische Religion war heilsam und nothwendig, so lange der größte Theil der Menschen im Elend lebte und sich mit der himmlischen Religion vertrösten musste. Seit aber durch die Fortschritte der Industrie und der Ökonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende heraus zu ziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen sagen, dass sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffel essen sollen, und weniger arbeiten und mehr tanzen werden. Verlassen Sie sich darauf, die Menschen sind keine Esel." Bei solcher vorwiegenden Betonung der socialen Frage musste Heine sich mehr und mehr von dem oberflächlichen Konspirationstreiben der bloß politischen Revolutionäre abwenden. Andererseits aber musste er wie mit magischer Gewalt angelockt werden von den volkswirthschaftlichen Spekulationen einer Schule, welche in der Fortbildung des saint-simonistischen Gedankens die positive Formel zu einer weltumgestaltenden friedlichen Reform aller menschlichen Verhältnisse gefunden zu haben wähnte.

Der Graf Claude Henri de Saint-Simon hatte als Sprößling eines reichen und angesehenen Hauses — er war ein Enkel des als Memoirenschriftsteller bekannten Herzogs von Saint-Simon — eine treffliche Erziehung genossen, und war durch d'Alembert's Unterricht hauptsächlich zu philosophischen Studien hingelenkt worden. Seine persönliche Theilnahme am amerikanischen Unabhängigkeitskriege hatte ihn in Verkehr mit Benjamin Franklin gebracht; als neunzehnjähriger Jüngling kehrte er in sein Vaterland zurück, von der glühenden Sehnsucht erfüllt, den Entwicklungsprocess des menschlichen Geistes zu begreifen, um nach Erkenntnis ihrer geheimen Bewegungsgesetze für die Vervollkommnung der Civilisation wirken zu

können. Nachdem die Revolution ihm den Herzogstitel und ein Jahreseinkommen von einer halben Million Franks geraubt, verwendete er den Rest seines Vermögens auf finanzielle Spekulationen, welche ihm die Mittel zur Begründung großartiger industrieller Etablissements und zur Fortsetzung seiner kostspieligen Studien liefern sollten, ihn aber bei seiner unbegrenzten Freigebigkeit zuletzt in die bitterste Armuth stürzten. Im Jahre 1803 erschienen seine „Briefe eines Einwohners von Genf an seine Zeitgenossen," in welchen er zuerst den Gedanken aussprach, mittelst einer allgemeinen physiko-politischen Wissenschaft alle Verhältnisse und Gegensätze der menschlichen Gesellschaft nach festen Grundsätzen zu ordnen. Wiewohl seine Ideen Anfangs geringe Beachtung fanden, arbeitete er dieselben doch in seinen späteren Schriften zu einem einheitlichen, in den Grundlinien ziemlich klar angedeuteten Systeme aus, das nach seinem am 19. Mai 1825 erfolgten Tode von seinen Schülern nach allen Richtungen tiefer begründet und zu den extremsten Konsequenzen entwickelt ward. Saint-Simon ging von der Ansicht aus, die christliche Lehre, welche im Mittelalter der Schwerpunkt der Gesellschaft gewesen, habe der letzteren nur eine sehr unvollkommene Einrichtung verliehen, und zudem seit drei Jahrhunderten die Einheit der Wirksamkeit verloren. Das Christenthum sei in seiner jetzigen Form eine ausgelebte Institution, von welcher nur noch das Princip der allgemeinen Bruderliebe als göttliches Fundament aller Moral dienen könne, da auch der Protestantismus bei der bloßen Kritik stehen geblieben und mit den Erfordernissen der heutigen fortgeschrittenen Bildung nicht mehr in Einklang zu setzen sei. Indem Saint-Simon ein neues Princip der Einheit für die moderne Epoche der Menschheitsentwicklung erstrebte, wollte er gleichsam einen weltlichen Katholicismus schaffen, der sich zuletzt als ein Katholicismus der Industrie erwies, vermittelst dessen die Menschheit eine Neugestaltung aller ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen organisieren sollte. Diese Reorganisation der socialen Verhältnisse Europas durch einen neuen Gesellschaftsvertrag, welcher mit der höchsten individuellen Freiheit die Befriedigung des Gesammtinteresses der Menschheit verbände, ward zugleich als Ausgangspunkt eines allgemeinen Völkerbundes hingestellt, einer organischen Vereinigung der ganzen europäischen Völkerfamilie, ohne jedoch der Selbständigkeit und Freiheit jeder einzelnen Völkerindividualität wesentlich Abbruch zu thun. Der gesammte wissenschaftliche, politische und gesellschaftliche Thatbestand der gegenwärtigen Menschheit ward zunächst einer kritischen

Revision unterworfen, wobei eine gewisse Feindseligkeit gegen den Liberalismus und Konstitutionalismus zu Tage trat. Die Industrie, so lehrte nämlich Saint-Simon, werde einerseits durch das Kapital und das Zinswesen, andererseits aber durch die sogenannten Liberalen, die Advokaten und Beamten, niedergehalten, welche sich dieselbe unterthan zu machen suchten, während in der reorganisierten Weltordnung die Industrie sich selbst beherrschen müsse. Das Repräsentativsystem sei eine bloße Übergangsform und schlecht geeignet, die Gesellschaft von der feudalen Herrschaft zur industriellen hinüber zu führen, weil erstere die herrschende Ungleichheit erhalten wolle, letztere aber auf dem Princip der Gleichheit beruhe. Die Industrialisierung der Welt werde ein neues Rechtsverhältnis zwischen Arbeit, Fähigkeit und Lohn hervorbringen, worin Jeder nur Das sei, was er leisten könne, und nur Das besitze, was er durch Arbeit erwerbe. In diesem neuen Arbeitsstaate war die Arbeit, so zu sagen, heilig gesprochen und wurde für einen himmlischen Segen erklärt, durch welchen der Mensch als Schöpfer Gott ähnlich werde, während sie nach der biblischen Lehre als ein von Gott gesprochener Fluch über die Menschheit erschien.

Die Schüler Saint-Simon's, welche nach dem Tode des Meisters die weitere systematische Ausführung seiner Ideen unternahmen, wussten denselben bald eine größere Zahl eifriger und geistvoller Anhänger zu gewinnen, unter welchen freilich manche, wie Jean Louis Eugène Lerminier, Michel Chevalier, Pierre Leroux, Hippolyte Carnot, Jean Reynaud und Emile Péreire, später in andere Richtungen übergingen. Die eigentlichen Häupter der saintsimonistischen Schule in ihrer Blüthezeit kurz nach der Julirevolution waren Saint-Amand Bazard und Barthélemy Prosper Enfantin, von welchen Ersterer vorherrschend die social-politische, Letzterer mehr die ethisch-religiöse Seite der neuen Doktrin zu entwickeln suchten. Während Bazard den Wahlspruch Saint-Simon's: „Fortwährende Verbesserung des moralischen, intellektuellen und physischen Daseins der zahlreichsten und ärmsten Klasse“ immer schärfer betonte, und die Verbesserung ihres Looses für das höchste Gebot der Religion erklärte, bezeichnete er die ungleiche Vertheilung des Besitzes als ein Hauptübel der alten Gesellschaft, und verlangte die Aufhebung des seitherigen Privaterbrechtes, damit der Staat, als Erbe eingesetzt, nach und nach Herr aller Mittel werde, um die neue Weltordnung des Industrialismus zu begründen. Er erfand die berühmt gewordene Phrase der „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen,“ welche der Charakter unserer Zeit sei

und den Arbeiter noch immer zum Sklaven eines industriellen Antagonismus mache, der von keinem gemeinsamen Plan und Gedanken geleitet werde, sondern ein ewiger Kampf des Reichen mit dem Armen sei. — Enfantin dagegen kann als Vater jener berüchtigten Formel von der „Rehabilitation des Fleisches“ betrachtet werden, welche bald nachher ein so beliebtes Stichwort der Schriftsteller des „jungen Deutschlands“ ward. Schon Saint-Simon hatte der christlichen Religion den Vorwurf gemacht, daß sie der Einheit des Princips entbehre, da Gott, ihr zufolge, bloßer Geist sei, neben dem noch ein anderes oberstes Wesen, der Teufel, existiere; — ein Dualismus, den sie der orientalischen Philosophie und dem Judenthume entlehnt habe. Das Dogma von der Erbsündhaftigkeit des Menschen und die Androhung ewiger Höllenstrafen stehe in direktem Widerspruche mit der Liebe Gottes. Die neue saint-simonistische Religion stellte daher die pantheistische Lehre auf: Gott ist nicht bloßer Geist, sondern Geist und Materie zugleich; Alles, was liebt, denkt und sich bewegt, ist Gott, Gott ist das lebende All. Die Benennungen Geist und Materie entsprechen nicht zwei verschiedenen, für sich bestehenden Substanzen, das Eine kann ohne das Andere nicht gedacht werden, sie lösen sich auf in der Liebe. Enfantin wandte diese Theorien insbesondere auch auf die geschlechtlichen Beziehungen an. Er sah einen Hauptgrund der Zerrüttung der christlichen Religionen in dem Umstande, daß sie nicht das ganze Leben des Menschen umfassen, sondern den allgewaltigen Trieb des Genusses unbeachtet lassen, und dadurch den dualistischen Widerstreit zwischen Geist und Fleisch in alle Verhältnisse des Lebens hinübertragen. Obgleich beide von Gott geschaffen worden, die Harmonie beider mithin das höchste göttliche Gesetz sei, verlange das Christenthum dennoch die Überwindung des Fleisches, und rufe so einen Kampf zwischen zwei göttlichen, also gleichen Kräften hervor. An die Stelle des Grundgedankens der christlichen Religion: „Kreuzigt das Fleisch und seid enthaltsam!“ setzte die neue Religion die Losung: „Heiligt euch durch Arbeit und Vergnügen!“

Aus dieser flüchtigen Skizze der saint-simonistischen Lehren erhellt schon ziemlich deutlich, daß letztere, neben einer destruktiven Kritik der bestehenden gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Institutionen, zugleich einen bedeutenden positiven Kern in sich bargen, der, von begeisterten Männern in populärer Sprache ans Licht gestellt, wohl geeignet war, schwärmerische Gemüther anzuziehen und in ihnen für eine Zeitlang den Glauben an die

Ausführbarkeit jener glänzenden Utopie von einem Weltreich des Friedens und der Liebe zu erwecken. Der Gedanke, ein Paradies des Glückes zu erschaffen, wo einem Jeden schon hier auf Erden nach seinen Werken sollte vergolten werden, wo es kein Geburtsprivilegium, keine Armuth und Unwissenheit mehr geben, wo Nichts mehr vom blinden Zufall abhängig sein, und alle gesellschaftlichen Einrichtungen die schnellste Verbesserung des sittlichen, intellektuellen und physischen Zustandes der Menschheit zum Zweck haben würden, war ein so erhabener Traum, dass gerade die Edelsten und Besten sich angespornt fühlen mussten, seine Verwirklichung zu versuchen. Schon im Jahre 1829 war es den Schülern Saint-Simon's gelungen, ein eigenes Organ zur Verbreitung ihrer Doktrin, den „Organisateur," zu gründen; im November 1830 übernahmen sie den „Globe" aus den Händen der französischen Romantiker, und gewannen jetzt noch größeren Einfluss. Bazard und Enfantin hatten gleich nach der Julirevolution das Volk zur Einrichtung einer großen industriellen und theokratischen Gütergemeinschaft aufgefordert. Als sie deshalb in der Deputiertenkammer revolutionärer Tendenzen beschuldigt wurden, reichten sie eine Adresse an die Kammer ein, welche eine ausführliche Darlegung und Vertheidigung der saint-simonistischen Grundsätze enthielt. Die ungeschickte Anklage hatte nur zur Verbreitung der neuen Lehre beigetragen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselbe hingelenkt. Geld- und Geisteskräfte strömten jetzt den Saint-Simonisten von allen Seiten zu und ermuthigten sie, im Kleinen einen Versuch der praktischen Ausführung ihrer Theorie zu beginnen. In der Rue Monsigny wurde als Bild der großen theokratisch-industriellen Familie ein Haushalt auf gemeinschaftliche Kosten gegründet; in den zwölf Vierteln der Stadt bildeten sich saint-simonistische Schulen; die Vereine in Toulouse, Montpellier, Lyon, Metz und Dijon setzten sich mit der Hauptstadt in Verbindung, wo Carnot und Dugied neue Hörsäle einrichteten, und in der Salle Taitbout allsonntäglich Predigten gehalten wurden, die ein immer zahlreicheres Publikum versammelten. Stephan Money und Emile Péreire wandten die Ideen Bazard's auf die politische Ökonomie an; Michel Chevalier begeisterte durch seine glänzenden volkswirthschaftlichen Vorträge, und Pierre Leroux, Lerminier, Jean Reynaud und Charles Duveyrier suchten mit der neuen Lehre die alte Philosophie zu verdrängen. Indess sollte diese Einmüthigkeit nicht lange dauern. Der Hauptgrund des Zwiespalts wurde die Lehre von der Emancipation der Frauen, welche Enfantin Anfangs nur

im Collége, im engeren Kreise der Eingeweihten, vortrug, und welcher Bazard höchstens bis zu dem Satze beipflichtete, dass der Frau im socialen Leben eine gleiche Stellung neben dem Manne angewiesen werden müsse. Nach dem Austritte Bazard's stellte Enfantin in der Hauptversammlung vom 19. November 1831 den Satz auf, dass das Weib mit gleichem Rechte wie der Mann zum Priesterthume berufen sei, und dass die Neugestaltung der Gesellschaft eine unvollkommene bleiben werde, so lange nicht das befreite, freie und zukunfterfüllte Weib die Offenbarungen des männlichen Oberhauptes der saint-simonistischen Hierarchie bestätige. Zugleich gab er dunkle Andeutungen seiner Ansicht über eine freiere Neugestaltung des ehelichen Lebens, welche von Carnot und Dugied mit derbem Ausdrucke als eine „Reglementation des Ehebruches" bezeichnet ward[312]). In dieser und der folgenden Sitzung am 21. November erklärten zahlreiche der begabtesten Mitglieder — unter ihnen Leroux, Reynaud, Cazeaux, Péreire, Jules Lechevalier, Dugied, Carnot, Fournel und Abel Transon — ihren Austritt aus der Gemeinde. Dagegen proklamierte Olinde Rodrigues, der Lieblingsschüler Saint-Simon's, sich selbst zum Vater der Industrie und Haupte des saint-simonistischen Kultus, den Vater Enfantin aber, als den sittlichsten Menschen seiner Zeit und den wahren Nachfolger des Meisters, zum obersten Haupte der saint-simonistischen Religion[313]). Zwischen diesen Beiden trat jedoch bald eine neue Spaltung ein, als Enfantin im Februar 1832, im weiteren Verfolg seiner Emancipationstheorien, sich mit einer Empfehlung der Männer- und Weibergemeinschaft hervorwagte, und mit E. Barrault im „Globe" mehr und mehr einen schlüpfrigen Mysticismus predigte. Er zog sich bei dem Sturme, der wider ihn losbrach, mit etwa vierzig ergebenen Anhängern auf sein väterliches Erbgut bei Ménilmontant zurück, wo er einen neuen barocken, diesmal fast mönchischen Haushalt organisierte. Am 27. August des Jahres wurde er, nebst drei anderen Hauptführern der saint-simonistischen Bewegung, Michel Chevalier, Duveyrier und Barrault, wegen unerlaubter Verbindung, Aufreizung der Arbeiter und Verbreitung sittlich-anstößiger Lehren, von den Assisen des Seinegerichtshofes zu mehrjähriger Gefängnisstrafe verurtheilt. Nach einigen Monaten aus der Haft entlassen, ging Enfantin mit mehren seiner treu gebliebenen Anhänger nach Ägypten, wo er als Ingenieur des Paschas an den Nildämmen beschäftigt ward, es aber nicht aufgab, gleichzeitig nach dem freien Weibe zu suchen, das den leerstehenden Sessel Bazard's als Hohepriesterin einnehmen und die Offen-

barungen des männlichen Oberhauptes bestätigen sollte. 1837 nach Frankreich zurückgekehrt, wandte er sich mit Eifer der algierischen Kolonisationsfrage zu, und wurde 1850 bei der Verwaltung der Nordbahn angestellt. Er starb am 31. August 1864, nachdem er im Jahre 1848 noch einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, durch Herausgabe einer Zeitung das mittlerweile fast erstorbene Interesse für die saint-simonistischen Ideen wieder zu beleben. Michel Chevalier, welcher diesen Ideen die energische Richtung auf staatswirthschaftliche Fragen verdankte, bereiste zunächst im Auftrage der Regierung Nordamerika, um das dortige Kanal- und Straßenbauwesen zu studieren. Um die Hebung des Eisenbahnwesens in Frankreich und um die Beförderung freihändlerischer Ideen erwarb er sich namhafte Verdienste; ebenso um die internationale Ausstellung von 1867, deren Resultate er später einer geistvoll auf alle Details eingehenden Analyse unterwarf. Charles Duveyrier, welcher in der Salle Taitbout als einer der vornehmsten Dignitare der saint-simonistischen Gemeinde zur Seite des Vaters Enfantin auf der Bischofsbank saß, und sich durch einen gotterleuchteten Prophetenton auszeichnete, wandte sich, statt der geistlichen, nachmals als Lustspieldichter der weltlichen Bühne zu. Im Jahre 1843 trat er plötzlich als politischer Schriftsteller auf, und kämpfte in seinen „Lettres politiques“ mit der alten schwärmerischen Begeisterung für die Aufrechthaltung des Weltfriedens und das goldene Zeitalter der Industrie.

Wie schnell auch der Saint-Simonismus nach seinem ersten glänzenden Debut sich ins Dunkel zurückzog, und wie wenig er die hochfliegenden Erwartungen seiner Anhänger erfüllte, so ist doch nicht zu vergessen, daß er mit nachhaltigem Erfolge die Aufmerksamkeit der Welt auf die große nationalökonomische Frage einer besseren Organisation der Arbeit, der Produktions- und Kreditverhältnisse hinlenkte. Durch die Anregung, welche er gab, sind viele heilsame Reformen in Staat und Gesellschaft veranlasst worden, und viele seiner Ideen, welche damals überraschend und neu waren, sind im Laufe der Zeit in unser öffentliches Leben und politisches Denken übergegangen.

Als Heine nach Paris kam, war der Saint-Simonismus gerade auf den Kulminationspunkt seiner Entwicklung gelangt. Die Sonntags-Vorträge in der reichgeschmückten Salle Taitbout wurden von dem auserlesensten Publikum besucht, auch schöne und talentvolle Frauen, wie die Malibran, horchten auf den Galerien den begeisterten Reden, und die formgewandten

Aufsätze des „Globe“ trugen das neue Gesellschafts-Evangelium über Frankreich hinaus in verwandte Herzen. Es ist bekannt, mit welchem Enthusiasmus Rahel in ihrem letzten Lebensjahre die saint-simonistische Lehre begrüßte, wenn sie dieselbe auch nicht als eine neue Religion gelten ließ und sich keineswegs mit all’ ihren Entwicklungen einverstanden erklärte. „Eine Religion kann nicht deduciert werden,“ sagte sie[374]; „sie muss offenbart als Gebot werden, oder bewiesen durch Wunder; sonst ist sie eine Lehre, der vorhandenen Vernunft angereiht. Das aber ist das Schöne unseres jetzigen Zustandes, dass das Gute und Heilsame bewiesen werden kann, und also bewiesen werden muss, — und dass das für Recht Anerkannte uns zum Höchsten in uns führt, und so von uns geehrt wird wie die unerwartetste Offenbarung, von Chören von Engeln aus den Wolken gereicht! Diese unumstößliche Anerkennung des Rechten, diese heilig gewordene Verehrung dafür, ist jetzt religiös, aber nicht mehr Religion.“ Und in einem ungedruckten Briefe vom 5. Juni 1832 schrieb sie an Heine: „Schade! dass uns nicht eine halbe Stunde mündlichen Gesprächs über den Saint-Simonismus geschenkt ist. Mich dünkt, wir sind über Manches darin nicht einer Meinung. Er ist das neue, großerfundene Instrument, welches die große alte Wunde, die Geschichte der Menschen auf der Erde, endlich berührt. Er operiert und säet, und unumstößliche Wahrheit hat er ans Licht gefördert, die wahren Fragen in Reihe und Glied gestellt, viele, wichtige beantwortet: die Religionsfrage mir nicht zur Genüge, und hierüber müssten wir streiten, sprechen. Den ganzen Winter waren diese Schriften, besonders der „Globe,“ meine Nahrung, Unterhaltung, Beschäftigung, sein Ankommen meine ganze Erwartung. Die Erde verschönern: mein altes Thema. Freiheit zu jeder menschlichen Entwickelung: ebenso. Wenn wir lügen, muss Der gehasst werden, dem wir vorlügen müssen. Und Das thun wir auch. Hieraus kann jedes Verhältnis deduciert werden, also auch Ehe. Welch schöne, noch ungesagte Sachen hätte ich Ihnen noch zu sagen. Aber adieu!“

Dieser Brief beantwortete zum Theil die Auslassungen Heine’s über den Saint-Simonismus in einem Schreiben an Varnhagen vom Maimonat desselben Jahres. Nach allerlei Klagen über die Angriffe und Unbilden, welche er von den politischen Radikalen habe erdulden müssen, hieß es dort weiter[375]: „Ich beschäftige mich jetzt viel mit der französischen Revolutionsgeschichte und dem Saint-Simonismus. Über beide werde ich Bücher schreiben. Ich muss aber noch viel studieren. Habe jedoch im letzten Jahre

durch die Anschauung des Parteitreibens und der saint-simonistischen Erscheinungen sehr Vieles verstehen gelernt: z. B. den Moniteur von 1793 und die Bibel ... Michel Chevalier ist mein sehr lieber Freund, einer der edelsten Menschen, die ich kenne. Daß sich die Saint-Simonisten zurückgezogen, ist vielleicht der Doktrin selbst sehr nützlich; sie kommt in klügere Hände. Besonders der politische Theil, die Eigenthumslehre, wird besser verarbeitet werden. Was mich betrifft, ich interessiere mich eigentlich nur für die religiösen Ideen, die nur ausgesprochen zu werden brauchten, um früh oder spät ins Leben zu treten. Deutschland wird am kräftigsten für seinen Spiritualismus kämpfen; mais l'avenir est à nous." Außer Chevalier, mit welchem er noch im folgenden Sommer oft stundenlange Religionsgespräche pflog[376], kannte Heine auch die meisten andern hervorragenden Führer der saint-simonistischen Schule und blieb mit einigen derselben in dauerndem Verkehre. Olinde Rodrigues wurde von ihm besonders hochgeschätzt; Duveyrier's spätere Laufbahn verfolgte er mit lebhaftem Interesse[377]; Carnot, der seinen Vater in die Verbannung nach Magdeburg begleitet und sich dort eine gründliche Kenntnis der deutschen Sprache und Literatur angeeignet hatte, erhielt von dem Dichter im Jahre 1840 bei Gelegenheit einer Reise nach Berlin die herzlichsten Empfehlungszeilen an Varnhagen[378]; und Enfantin, den er in einem Briefe an Heinrich Laube „den bedeutendsten Geist der Gegenwart" nennt[379], fand in Heine einen warmen Freund und Vertheidiger zu einer Zeit, wo ihn fast all' seine Anhänger verlassen hatten, und wo die Schmähungen der „guten Gesellschaft" ihn bis an den Saum der Wüste verfolgten. Es war fast misslich geworden, nach der gerichtlichen Verurtheilung Enfantin's Dessen Namen ohne Hinzufügung eines starken Ausdrucks moralischer Entrüstung zu nennen. „Er war uns hier im Wege," sagte mit naiver Aufrichtigkeit ein aufgeklärter Franzose, bei dem sich O. L. B. Wolff im Frühling 1835 nach dem ehemaligen Oberhaupte der Saint-Simonisten erkundigte[380], „deßhalb haben wir ihn nach Ägypten spediert; vielleicht passiert ihm dort irgend ein interessantes Unglück und er kommt darin um — dann ist er nachher bei der Masse als Märtyrer vortrefflich zu brauchen." Heine dagegen besaß den Muth, seine Sympathien mit dem Saint-Simonismus und dessen Vertretern offen zu bekennen, auch nachdem der Beifall, den ihre Theorien zeitweilig in einem großen Kreise gefunden, sich in Spott und Mißachtung verwandelt hatte. Ja, er schien in seinen Schriften eine Zeitlang ihr Werk

mit kühner Begeisterung fortsetzen zu wollen. In der vom 2. April 1833 datierten Vorrede des ersten Bändchens seiner Abhandlungen „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland“ erklärte er sich völlig einverstanden mit der pantheistischen Lehre des Saint-Simonismus von dem Wesen Gottes, deren Ausdrücke ganz nackt und bestimmt seine eigene Meinung aussprächen. „Junker und Pfaffen,“ sagte er[381]), „die in der letzten Zeit mehr als je die Macht meines Wortes gefürchtet, und mich deshalb zu depopularisieren gesucht, mögen immerhin jene Ausdrücke missbrauchen, um mich mit einigem Schein des Materialismus oder gar des Atheismus zu beschuldigen; sie mögen mich immerhin zum Juden machen oder zum Saint-Simonisten; sie mögen mit allen möglichen Verketzerungen mich bei ihrem Pöbel anklagen: — keine feigen Rücksichten sollen mich jedoch verleiten, meine Ansicht von den göttlichen Dingen mit den gebräuchlichen zweideutigen Worten zu verschleiern. Auch die Freunde mögen mir immerhin darob zürnen, dass ich meine Gedanken nicht gehörig verstecke, dass ich die delikatesten Gegenstände schonungslos enthülle, dass ich ein Ärgernis gebe: — weder die Böswilligkeit meiner Feinde, noch die pfiffige Thorheit meiner Freunde soll mich davon abhalten, über die wichtigste Frage der Menschheit, über das Wesen Gottes, unumwunden und offen mein Bekenntnis auszusprechen. Ich gehöre nicht zu den Materialisten, die den Geist verkörpern; ich gebe vielmehr den Körpern ihren Geist zurück, ich durchgeistige sie wieder, ich heilige sie. Ich gehöre nicht zu den Atheisten, die da verneinen; ich bejahe. Die Indifferentisten und sogenannten klugen Leute, die sich über Gott nicht aussprechen wollen, sind die eigentlichen Gottesleugner. Solche schweigende Verleugnung wird jetzt sogar zum bürgerlichen Verbrechen, indem dadurch den Missgriffen gefröhnt wird, die bis jetzt noch immer dem Despotismus als Stütze dienen. Anfang und Ende aller Dinge ist in Gott.“ — Die Charakteristik, welche Heine auf den ersten Seiten seines Buches von der christkatholischen Weltansicht gab, liest sich in der That wie die geschickte Umschreibung eines fulminanten „Globe“-Artikels wider das Christenthum. „Ich spreche,“ heißt es daselbst[382]), „von jener Religion, in deren ersten Dogmen eine Verdammnis alles Fleisches enthalten ist, und die dem Geiste nicht bloß eine Obermacht über das Fleisch zugesteht, sondern auch dieses abtödten will, um den Geist zu verherrlichen; ich spreche von jener Religion, durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokrisie in die Welt gekommen, indem eben durch die

Verdammnis des Fleisches die unschuldigsten Sinnenfreuden eine Sünde geworden, und durch die Unmöglichkeit, ganz Geist zu sein, die Hypokrisie sich ausbilden musste; ich spreche von jener Religion, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdischen Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteste Stütze des Despotismus geworden. Die Menschen haben jetzt das Wesen dieser Religion erkannt, sie lassen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen, sie wissen, dass auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels ist, und sie vindicieren jetzt die Genüsse der Erde, dieses schönen Gottesgartens, unseres ursprünglichen Erbtheils. Eben weil wir alle Konsequenzen jenes absoluten Spiritualismus jetzt so ganz begriffen, dürfen wir auch glauben, dass die christkatholische Weltansicht ihre Endschaft erreicht. Denn jede Zeit ist eine Sphinx, die sich in den Abgrund stürzt, sobald man ihr Räthsel gelöst hat." — In der Wollust des Schmerzes besteht nach Heine der schauerlichste Reiz des Christenthums; die romantische Poesie des Mittelalters ist ihm eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen; auch in ihrer Baukunst erblickt er dieselbe parabolische Tendenz[383]): „Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den esoterischen Sinn seiner steinernen Symbolik. Nur der Gesammteindruck dringt uns unmittelbar ins Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geistes und die Zertretung des Fleisches. Das Innere des Domes selbst ist ein hohles Kreuz, und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums selbst; die bunten Fenster werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unseren Füßen Leichensteine und Verwesung; und mit den kolossalen Pfeilern strebt der Geist in die Höhe, sich schmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden sinkt. Wenn man sie von außen erblickt, diese gothischen Dome, diese ungeheuren Bauwerke, die so luftig, so fein, so zierlich, so durchsichtig gearbeitet sind, dass man sie für ausgeschnitzelt, dass man sie für Brabanter Spitzen von Marmor halten sollte, dann fühlt man erst recht die Gewalt jener Zeit, die selbst den Stein so zu bewältigen wusste, dass er fast gespenstisch durchgeistet erscheint, dass sogar diese härteste Materie den christlichen Spiritualismus ausspricht." Diesem christlichen Spiritualismus stellt nun Heine die, Geist und Materie harmonisierende, pantheistische Weltansicht, dem Dieu-pur-esprit stellt er den Dieu-progrès der Saint-Simonisten entgegen. Er giebt zu, dass der Pantheismus in früherer, irrthüm-

licher Auffassung die Menschen nicht selten zu Indifferentisten gemacht habe[384]): „Wenn Alles Gott ist, dachten sie, so mag es gleichgültig sein, womit man sich beschäftigt. Aber da ist eben der Irrthum: Alles ist nicht Gott, sondern Gott ist Alles; Gott manifestiert sich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifestiert sich vielmehr nach verschiedenen Graden in den verschiedenen Dingen, und Jedes trägt in sich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen; und Das ist das große Gesetz des Fortschrittes in der Natur. Die Erkenntnis dieses Gesetzes, das am tiefsinnigsten von den Saint-Simonisten offenbart worden, macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltansicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, sondern zum aufopferungssüchtigsten Fortstreben. Nein, Gott manifestiert sich nicht gleichmäßig in allen Dingen; er manifestiert sich in ihnen mehr oder minder, er lebt in dieser beständigen Manifestation, Gott ist in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, sein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geschichte, letztere ist das eigentliche Buch Gottes.“

Eine weitere Huldigung brachte Heine dem Saint-Simonismus in der Vorrede zur französischen Ausgabe der „Reisebilder“ dar. Er erklärt sich dort über die Ursachen, weßhalb er in seiner Polemik wider die Gegner des Fortschrittes in Deutschland Dieselben mit Vorliebe die Partei des „Pfaffenthums“ und der „Aristokratie“ genannt habe, und fährt dann fort[385]): „Die Wahrheit ist, daß ich heut zu Tage unter dem Wort Aristokratie nicht bloß den Geburtsadel verstehe, sondern alle Diejenigen — heißen sie, wie sie wollen, — welche auf Kosten des Volkes leben. Die schöne Formel: „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen“, die wir, wie so vieles Treffliche, den Saint-Simonisten verdanken, überhebt uns aller Deklamationen in Betreff der Geburtsprivilegien. Unser altes Feldgeschrei gegen den Priesterstand ist gleichfalls durch eine bessere Parole ersetzt worden. Es handelt sich nicht mehr darum, gewaltsam die alte Kirche zu zertrümmern, sondern vielmehr eine neue aufzubauen, und weit entfernt, das Priesterthum vernichten zu wollen, trachten wir heut zu Tage selbst danach, Priester zu sein. Für Deutschland ist ohne Zweifel die Zeit der Negationen noch nicht vorüber; sie hat erst eben begonnen. In Frankreich scheint sie im Gegentheil zu Ende zu gehen; wenigstens däucht es mir, als müsste man sich hier vielmehr positiven Bestrebungen widmen und Alles wieder aufbauen, was uns die Vergangenheit Gutes und Schönes als Erbtheil hinterlassen hat.“

Am deutlichsten aber tritt der Einfluß saint-simonistischer Lehren in

den Aufsätzen zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland hervor, welche Heine zum großen Theil auf Anregung Enfantin's schrieb, dem auch die erste Auflage des Buches „De l'Allemagne" gewidmet ward. „Zu jener Zeit," bemerkt Heine[386]), „war der Name, dem ich diese Huldigungen darbrachte, so zu sagen ein Schiboleth, und bezeichnete die fortgeschrittenste Partei im Befreiungskampfe der Menschheit, welche so eben von den Gendarmen und Höflingen der alten Gesellschaft niedergeschmettert worden war. Durch Begünstigung der Besiegten schleuderte ich ihren Gegnern eine stolze Herausforderung zu, und ich bekannte offen meine Sympathien für die Märtyrer, welche man damals beschimpfte, und in den Journalen wie in der Gesellschaft erbarmungslos schmähte. Ich fürchtete mich nicht, mich der Lächerlichkeit auszusetzen, mit welcher ihre gute Sache, wie sich nicht leugnen lässt, ein wenig behaftet war." Die Widmung an Prosper Enfantin, welche in den späteren Auflagen fehlt, lautete, wie folgt: „Sie haben gewünscht, den Fortschritt der Ideen in Deutschland während der jüngsten Zeit und die Beziehungen kennen zu lernen, in welchen die geistige Bewegung dieses Landes zu der Synthese der Doktrin steht. Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir erzeigt haben, indem Sie mich ersuchten, Ihnen über dies Thema Auskunft zu geben, und es freut mich, dass ich diese Gelegenheit finde, über den Raum weg mit Ihnen zu verkehren. Gestatten Sie mir, Ihnen dies Buch darzubieten; ich möchte glauben, dass es dem Bedürfnis Ihres Denkens zu entsprechen vermag. Wie Dem auch sei, bitte ich Sie, es als ein Zeugnis achtungsvoller Sympathie annehmen zu wollen."

Wir brauchen wohl kaum besonders hervorzuheben, dass Heine, trotz solcher allgemeinen Sympathie, doch so wenig, wie Rahel, mit allen philosophischen Träumereien der Saint-Simonisten im Einverständnisse war. Die mitgetheilte Stelle seines Briefes an Varnhagen deutet schon an, dass er die politische Seite ihres Systems, die Eigenthumslehre, einer bessern Verarbeitung bedürftig fand, und dass ihn vorherrschend ihre religiös-humanistischen Ideen interessierten, welche mit seinen eigenen Ansichten so auffallend übereinstimmten. Ohne sich um das schematisierende Verstandesspiel mit der mystischen Dreizahl zu kümmern, wonach Gott eine Trinität von Liebe, Weisheit und Macht sei, denen Religion, Wissenschaft und Gewerbfleiß entsprächen, hielt er sich auch hier mehr an den Geist, als an den Buchstaben der saint-simonistischen Doktrin. Was er von letzterer annahm

und in seinem Buche „De l'Allemagne“ beredsam entwickelte, war vor Allem die schon erwähnte pantheistische Lehre, nach welcher die Welt nicht bloß vom göttlichen Geiste getränkt, sondern mit Gott identisch ist. Diese pantheistische Weltanschauung, die er im Wesentlichen auf Spinoza zurückführt, erklärt er zugleich für die verborgene Religion Deutschlands, welche durch das Christenthum wohl für eine Zeitlang zurückgedrängt, aber nie gänzlich besiegt worden sei. Die Art und Weise, wie er die spiritualistische Idee des Christenthums aus der indisch-gnostischen und jüdisch-deistischen Weltansicht herleitet, unterscheidet sich nur durch größere Klarheit von den Entwicklungen Saint-Simon's in Dessen „Neuem Christenthum,“ und der stürmische Aufruf zur „Wiedereinsetzung der Materie in ihre Rechte“ erinnert bis auf den Ausdruck herab in jeder Zeile unmittelbar an die von Enfantin gepredigte „Rehabilitation des Fleisches“ — nur daß Heine die Solidarität der politischen mit der philosophischen und socialen Revolution weit stärker, als die Saint-Simonisten, betont. „Der Versuch, die Idee des Christenthums zur Ausführung zu bringen,“ sagt er[387]), „ist, wie wir endlich sehen, aufs kläglichste verunglückt, und dieser unglückliche Versuch hat der Menschheit Opfer gekostet, die unberechenbar sind, und trübselige Folge derselben ist unser jetziges sociales Unwohlsein in ganz Europa . . . Die Materie, das Weltliche, überließ das Christenthum den Händen Cäsar's und seiner jüdischen Kammerknechte, und begnügte sich damit, Ersterem die Suprematie abzusprechen und Letztere in der öffentlichen Meinung zu fletrieren — aber siehe! das gehasste Schwert und das verachtete Geld erringen dennoch am Ende die Obergewalt, und die Repräsentanten des Geistes müssen sich mit ihnen verständigen. Ja, aus diesem Verständnis ist sogar eine solidarische Alliance geworden. Nicht bloß die römischen, sondern auch die englischen, die preußischen, kurz alle privilegierten Priester haben sich verbündet mit Cäsar und Konsorten zur Unterdrückung der Völker. Aber durch diese Verbündung geht die Religion des Spiritualismus desto schneller zu Grunde . . . Die Menschheit ist aller Hostien überdrüssig und lechzt nach nahrhafterer Speise, nach echtem Brot und schönem Fleisch. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte, und sie wird männlich praktisch. Die Menschheit huldigt jetzt dem irdischen Nützlichkeitssystem, sie denkt ernsthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt und an Bequemlichkeit für ihr späteres Alter. Da ist wahrlich nicht mehr die

Rede davon, das Schwert in den Händen Cäsar's und gar den Säckel in den Händen seiner Knechte zu lassen. Dem Fürstendienst wird die privilegierte Ehre entrissen, und die Industrie wird der alten Schmach entlastet. Die nächste Aufgabe ist, gesund zu werden; denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungs-Ehren erwiesen. Denn das Christenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat sie überall fletriert, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mussten heucheln, und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unsern Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest. Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist solchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste. Purusa wird wieder vermählt mit Prakriti. Durch ihre gewaltsame Trennung, wie in der indischen Mythe so sinnreich dargestellt wird, entstand die große Weltzerrissenheit, das Übel. — Wisst ihr nun, was in der Welt das Übel ist? Die Spiritualisten haben uns immer vorgeworfen, dass bei der pantheistischen Ansicht der Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen aufhöre. Das Böse ist aber eines Theils nur ein Wahnbegriff ihrer eigenen Weltanschauung, anderen Theils ist es ein reelles Ergebnis ihrer eigenen Welteinrichtung. Nach ihrer Weltanschauung ist die Materie an und für sich böse, was doch wahrlich eine Verleumdung ist, eine entsetzliche Gotteslästerung. Die Materie wird nur alsdann böse, wenn sie heimlich konspirieren muss gegen die Usurpationen des Geistes, wenn der Geist sie fletriert hat und sie sich aus Selbstverachtung prostituiert, oder wenn sie gar mit Verzweiflungshass sich an dem Geiste rächt; und somit wird das Übel nur ein Resultat der spiritualistischen Welteinrichtung. — Gott ist identisch mit der Welt. Er manifestiert sich in den Pflanzen, die ohne Bewusstsein ein kosmisch-magnetisches Leben führen. Er manifestiert sich in den Thieren, die in ihrem sinnlichen Traumleben eine mehr oder minder dumpfe Existenz empfinden. Aber am herrlichsten manifestiert er sich in dem Menschen, der zugleich fühlt und denkt, der sich selbst individuell zu unterscheiden weiß von

der objektiven Natur, und schon in seiner Vernunft die Ideen trägt, die sich ihm in der Erscheinungswelt kundgeben. Im Menschen kommt die Gottheit zum Selbstbewusstsein, und solches Selbstbewusstsein offenbart sie wieder durch den Menschen. Aber Dieses geschieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menschen, sondern in und durch die Gesammtheit der Menschen, so dass jeder Mensch nur einen Theil des Gott-Welt-Alls auffasst und darstellt, alle Menschen zusammen aber das ganze Gott-Welt-All in der Idee und in der Realität auffassen und darstellen werden. Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen bestimmten Theil jenes Gott-Welt-Alls zu erkennen und kund zu geben, eine Reihe von Erscheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erscheinung zu bringen, und das Resultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott ist daher der eigentliche Held der Weltgeschichte, diese ist sein beständiges Denken, sein beständiges Handeln, sein Wort, seine That, und von der ganzen Menschheit kann man mit Recht sagen: sie ist eine Inkarnation Gottes!" — Und hier ist Heine bei seinem obigen Thema angelangt: wie irrig die Meinung sei, dass diese pantheistische Religion die Menschen zum Indifferentismus führen müsse: „Im Gegentheil, das Bewusstsein seiner Göttlichkeit wird den Menschen auch zur Kundgebung derselben begeistern, und jetzt erst werden die wahren Großthaten des wahren Heroenthums diese Erde verherrlichen. Die politische Revolution, die sich auf die Principien des französischen Materialismus stützt, wird in den Pantheisten keine Gegner finden, sondern Gehilfen, aber Gehilfen, die ihre Überzeugungen aus einer tieferen Quelle, aus einer religiösen Synthese, geschöpft haben. Wir befördern das Wohlsein der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir gleich den Materialisten den Geist missachten, sondern weil wir wissen, dass die Göttlichkeit des Menschen sich auch in seiner leiblichen Erscheinung kund giebt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerstört oder avilirt, und der Geist dadurch ebenfalls zu Grunde geht. Das große Wort der Revolution, das Saint-Just ausgesprochen: Le pain est le droit du peuple, lautet bei uns: Le pain est le droit divin de l'homme. Wir kämpfen nicht für die Menschenrechte des Volkes, sondern für die Gottesrechte des Menschen. Hierin und in noch manchen andern Dingen unterscheiden wir uns von den Männern der Revolution. Wir wollen keine Sanskülotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeilen Präsidente; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleich-

heiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien." — Ähnlich heißt es an einer anderen Stelle[388]): „Einst, wenn die Menschheit ihre volle Gesundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklichern und schöneren Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude empor blühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthielten, und durch Abtödtung der warmen, farbigen Sinnlichkeit fast zu kalten Gespenstern verblichen sind! Ja, ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher sein, als wir. Denn ich glaube an den Fortschritt, ich glaube, die Menschheit ist zur Glückseligkeit bestimmt, und ich hege also eine größere Meinung von der Gottheit, als jene frommen Leute, die da wähnen, sie habe den Menschen nur zum Leiden erschaffen. Schon hier auf Erden möchte ich durch die Segnungen freier politischer und industrieller Institutionen jene Seligkeit etablieren, die nach der Meinung der Frommen erst am jüngsten Tage im Himmel Statt finden soll."

Die Saint-Simonisten mögen nicht wenig überrascht und erfreut gewesen sein, in dem deutschen Dichter, der seit Kurzem auch in Frankreich zu steigender Anerkennung gelangt war, einen so enthusiastischen Bundesgenossen ihrer damals fast aufgegebenen Sache zu erhalten. Prosper Enfantin beeilte sich, den Widmungsbrief Heine's durch ein ausführliches Dankschreiben zu erwidern, das — vom Nildamme, den 11. Oktober 1835, datiert — bald nachher als Manuskript für Freunde in wenigen Exemplaren gedruckt ward, und heut zu Tage schon eine literarische Seltenheit geworden ist. Ton und Inhalt desselben werden es rechtfertigen, wenn wir hier eine unverkürzte Übersetzung des kuriosen Aktenstücks folgen lassen, das zugleich einen Begriff von dem propagandistischen Eifer giebt, mit welchem die Saint-Simonisten jede geistesverwandte Kraft mit dem Netz einer schillernden Phraseologie zu umgarnen und zum Eingehn auf alle abenteuerlichen Konsequenzen des „Systems" zu verlocken suchten:

„Lieber Herr Heine!

Als ich den Wunsch äußerte, durch Sie von dem gegenwärtigen Zustande der Geister in Deutschland Kunde zu erhalten, hoffte ich — Das bekenne ich — nicht auf eine so rasche und ausführliche Antwort; vor Allem konnte ich sie nicht in so liebenswürdiger Form erwarten. Besten Dank! Sie haben geglaubt, mir, der ich von fast Allen, die ich liebe, fern bin, und oft noch bis hieher von dem Wiederhall der Schmähungen verfolgt werde, mit denen die europäische Welt mich so reichlich bedacht hat, — Sie haben geglaubt, mir würde ein öffentliches Zeugnis der Sympathie wohlthuend sein. Sie haben sich nicht geirrt; nochmals, meinen Dank!

„Erst bei meiner Rückkehr nach Kairo empfing ich vor einigen Tagen Ihr Werk. Ich las es sofort, und trotz aller Freude, die es mir gemacht, hinterlässt es mir eine Lücke, die nur Sie auszufüllen vermögen. Ich will mich näher darüber erklären.

„Ich habe mit Ihnen alle großen philosophischen Namen Deutschlands Revue passieren lassen; aber all' diese Namen gehören für mich der Vergangenheit, der Geschichte an. All' diese Männer haben ihre Aufgabe erfüllt, während heut zu Tag Andere existieren, die erst die ihrige beginnen, und die ein Auge wie Ihres unter dem großen Haufen erkennen muss. Es giebt junge Männer in Deutschland, denen das Publikum nur noch in untergeordnetem Maße Schmähungen oder Ruhm zuerkannt hat, die es nicht einmal kennt, und die doch in sich die Zukunft tragen. In Deutschland leben die Brüder der jungen Leute, mit denen Sie in Frankreich gern kommunicieren, und diese Brüder sind einander gegenseitig unbekannt. Es ist an Ihnen, ihre Hände zusammen zu fügen und ihnen ein Zeichen auf die Stirn zu pflanzen, woran sie einander erkennen mögen. Dann werden Sie nicht mehr Geschichte, sondern lebendige Politik und Religion treiben. Und hier wird Ihre Aufgabe weit erfreulicher sein, denn Sie werden viel mehr auf die Elemente des Fortschritts, als auf die Werkzeuge der Behinderung, zu verweisen haben; Sie werden viel mehr das Werk beschreibender Dichtung, als das Werk philosophischer Kritik üben; Sie werden sich minder gefürchtet, aber desto mehr geliebt machen.

„Scheuen Sie sich vor Allem nicht, Prophezeiungen über die Zukunft einiger jungen Seelen zu wagen, welche die Welt noch nicht kennt, und welche sich selber nicht kennen. Bei dem tiefen Gefühl für den Fortschritt, das Ihnen innewohnt, dürfen Sie sich ruhig Ihren Sympathien über-

lassen. Die, welche Ihr Herz bezeichnen wird, harren vielleicht nur Ihres Wortes, um Glauben an sich selbst zu gewinnen, und die Irrthümer, welche Sie bei solchen antecipierten Kanonisationen begehen könnten, hätten nicht die Nachtheile, die sie in Frankreich haben würden: die gewissenhafte Bescheidenheit der Deutschen bedarf dieser Ermuthigung, die für das französische Selbstvertrauen unnütz und oftmals gefährlich ist.

„Sie sehen, lieber Herr, welchen Folgen Sie sich ausgesetzt, indem Sie mir Ihr Werk über Deutschland widmeten; Sie haben mir einen Wunsch erweckt, und ich trete verlangend auf. Noch eine Bitte!

„Nach diesen beiden Bänden, die insbesondere der dogmatischen, der Literar- und Religions-Philosophie gewidmet sind, werden Sie, wie ich mir denke, sich die Aufgabe stellen, andere über die politische, moralische, künstlerische und industrielle Lage Deutschlands zu schreiben. Hier werden Sie vielleicht kein Muster wie Spinoza haben, auf das Sie jeglichen Fortschritt zurückbeziehen können; nicht mehr ein Mensch, ein Heros, sondern die Massen, das **Volk** werden Ihnen als Maßstab, als Prüfstein dienen, und Sie werden sich auch an dieses wenden; Sie werden in seiner Sprache reden, wie Sie jetzt zu den Philosophen, und in ihrer Sprache, geredet haben. Mit anderen Worten: ist der Pantheismus, dessen Übersetzung in die politische Sprache lautet: **die Association der Völker unter einander und der Menschheit mit dem Erdballe** — ist der Pantheismus in die Massen eingedrungen? und, wenn Solches der Fall, bedarf er nicht durchaus einer mächtigen Anspornung, um sich dort zu entwickeln? Tragen die Werke der Kunst und der Industrie, die Moral und die Politik mehr und mehr sein Gepräge, wie die Philosophie? Ich glaube es, aber es wäre gut, Beweise dafür zu liefern. Nun kann ich mir zwei Arten von Beweisen für solchen Zweck denken: den historischen Beweis, welchen ich den juristischen, und den Kunstbeweis, welchen ich den faktischen nennen möchte; den ersten sich gründend auf die Traditionen, den zweiten auf die Hoffnungen des Volkes; den einen das Hinschreiten des Volkes zum politischen und industriellen Pantheismus erzählend, den andern dasselbe sich vorstellend; alle beide den Übergang von der Vaterlandsliebe zur allgemeinen Menschenliebe, und von der Ausbeutung des Erdballs zur Association mit dem Erdballe ausdrückend, alle beide verschmelzend zu einem lebendigen, bewegten, gegenwärtigen Drama, das von allen Beweisen der beste sein würde.

„Ich glaube, dass man bis jetzt das große napoleonische Drama für Deutschland nicht ernstlich genug nutzbar gemacht hat, und besonders von diesem Punkte aus wäre es gut, Madame de Staël zu berichtigen, umzumodeln, ihr Nachfolger zu werden.

„Sie sind von Luther ausgegangen, und Sie schließen ungefähr mit Herrn Cousin; Sie, der Freund des Fortschritts, müssten mit Napoleon schließen, oder Sie müssen zum wenigsten mit ihm, mit seiner Epoche, mit seinem Volke wieder beginnen. Ich sage: mit seinem Volke, weil es nicht mehr schwierig ist, den Deutschen einen Fremden, z. B. Descartes oder Spinoza, ja selbst Napoleon, als Initiator annehmbar zu machen, obschon man sich einen Kaiser minder gern, als einen Philosophen, gefallen lässt; aber ein Volk als begeisterndes Vorbild anzuerkennen, Das ist sehr schwierig, wenn ich nach Ihrer Prophezeiung über die deutsche Revolution und Ihren Rathschlägen an Frankreich für diesen Fall schließen darf, welche ich indess nicht buchstäblich nehme. Jetzt schreiten wir der Verbündung der Völker entgegen, und es gilt für diese zu wirken, wie Sie an der Verbündung der französischen und deutschen Philosophen gearbeitet haben.

„Blicken Sie auf Ihre schöne Zersetzung der cartesianischen oder französischen Philosophie in englische und deutsche Philosophie, die beide sodann zusammengefasst wurden durch den **großen Juden.** Ein Jude Initiator der Christen! Das wäre im Mittelalter eine Blasphemie gewesen, für die man Sie verbrannt hätte; heut zu Tage verbrennt man Sie vielleicht in effigie auf einigen deutschen Universitäten, wenn Sie sagen, dass die Franzosen Europa mit dem Pantheismus in der Politik und Industrie bekannt gemacht haben; aber unter allen Wahrheiten sind die, welche ihren Aposteln ein bisschen Martyrium eintragen, nicht zu verachten.

„Ich komme zu dem Drama zurück, welches ich das neapoleonische nannte, um die aristokratische Form beizubehalten, welche Sie gewählt haben, indem Sie Menschen zu Kapitel-Überschriften nahmen. Heutigen Tags, sage ich, sind es Völker, die man zu einer Familie vereinigen muss, wie Sie es mit Descartes, Locke, Leibnitz und Spinoza, die sämmtlich verschiedenen Nationen angehören, und mit allen andern Philosophen gemacht haben, die Sie von dem dreigespaltenen cartesianischen Stammbaum sich abzweigen ließen. Es sind Völker; daher würde das napoleonische Drama

besser französische Revolution, europäische, universelle, pantheistische Revolution genannt. Nun ist die französische Revolution für Politik und Industrie dasselbe, was Luther für Religion und Philosophie; und Sie sehen, es ist hier nicht mehr ein Mensch, sondern ein Volk, das man zu fassen hat. Wie ward durch die französische Revolution der politische und industrielle Pantheismus geboren, und wie breitet er sich in Deutschland aus? Welche Rollen spielen Österreich, Preußen und die sogenannten Rheinbundstaaten bei der Assimilation dieses neuen Lebens? Wo und wie bemächtigen die Politik, die Sitten, die Industrie und die Kunst sich der pantheistischen Gefühle, die in Frankreich zum Ausbruch kamen?

„In der That, die französische Revolution ist wirklich der menschliche, volksthümliche, lebendige Ausdruck des pantheistischen Glaubens Spinoza's, nicht in ihrem praktischen und destruktiven, sondern in ihrem theoretischen Theile. Allgemeine Menschenliebe, Verbündung der Völker, Verkehrsfreiheit, religiöse Duldung ist Das, wovon alle Welt träumt inmitten der Schafotte, des Krieges, der gesetzlich bestimmten höchsten Verkaufspreise, des Verbrennens der Klöster und Kirchen.

„Dieser Widerspruch zwischen dem Traum und der Wirklichkeit, zwischen Theorie und Praxis ist sogar (sei es beiläufig bemerkt, damit die Art, in der ich vom Spinozismus gesprochen, nicht zum Irrthum verleite) — dieser Widerspruch ist ein Beweis für die Unvollkommenheit des wesentlich theoretischen, wesentlich philosophischen und nicht religiösen Pantheismus Spinoza's, eine Unvollkommenheit, welche darin besteht, dass das Gefühl der Hierarchie, die Würdigung der Unterschiede, die scharfe Unterscheidung zwischen gut und böse dort so geringen Raum einnimmt, wenn sie sich überhaupt vorfindet; eine Unvollkommenheit, welche ihn ungeeignet für die Praxis, für die Politik macht, weil er nicht eben so wohl die Idee der Ordnung wie die der Freiheit in sich begreift, weil er geradeswegs nur die Gleichheit erzeugt, und bei der außerordentlichen Geringfügigkeit der Unterschiede zur Vernachlässigung derselben verlockt.

„Doch wir wollen hier nicht über den Spinozismus streiten; zwischen dem ungeordneten Pantheismus und dem geordneten Pantheismus liegt die ganze Entfernung, welche die Worte Philosophie und Religion trennt, und ich räume ein, dass man sich heut zu Tage sehr nützlich machen kann, indem man sich innerhalb der Grenzen, oder mindestens auf der Grenzscheide der Philosophie hält.

„Kehren wir nochmals zu unserer französischen Revolution zurück.

„Sie entsinnen sich vielleicht, daß wir im „Globe" das Verwandtschaftsverhältnis der drei großen europäischen Völker, unter Bezugnahme auf unsre Dreieinigkeit, folgendermaßen charakterisiert hatten: **Religion, Wissenschaft, Industrie,** nämlich **Frankreich, Deutschland** und **England;** und wir hatten daraus eine Theilung der Arbeit beim großen Werke des menschheitlichen Fortschrittes hergeleitet. Eine ähnliche Zersetzung der deutschen Familie scheint mir gemacht werden zu müssen, wenn man Deutschland nicht tödten will, indem man es in die ungeordnete Einheit einzuzwängen sucht, zu welcher der alte germanistische Schulpatriotismus führen würde. Und indem man die Form würdigte, unter welcher der Pantheismus der französischen Revolution in jedem Theile Deutschlands eingeführt worden ist und sich fortpflanzt, ließe sich diese dreitheilige Klassifikation vollbringen.

„Vielleicht verletze ich Ihre Sympathien, indem ich Ihnen hierüber meine Ansicht mittheile; aber Sie kennen Deutschland besser, als ich, Sie werden berichtigen, was Ihnen irrig erscheint.

„Luther hatte die Reformation in Deutschland begonnen, darauf machte England die seinige, dann kam Frankreich; und doch scheint **Frankreich** mir dem Worte **Religion, Deutschland** der **Wissenschaft,** und **England** der **Industrie** zu entsprechen; Luther vollführte eine mehr theoretische als praktische Reformation, England that das Gegentheil; aber Frankreich machte eine wahre Revolution, eine moralische, politische, religiöse.

„Und doch schien Frankreich wahrlich sehr hinter den Deutschen zurück zu sein, als es die Hugenotten massakrierte und verjagte, oder selbst als es sich in den zerlöcherten Mantel Bossuet's hüllte, um seinen schüchternen Protestantismus zu verbergen. Es musste gleichfalls den Engländern sehr servil erscheinen, als es sich noch vor einem Despoten beugte, während in London der Kopf eines Königs unter dem Henkerbeile fiel. Aber siehe da! trotz Allledem zertrümmerte Frankreich eines schönen Tags alle Throne, und machte Ställe, Heumagazine und Kasernen aus seinen Kirchen.

„So theile ich denn auch Österreich die priesterliche Rolle zu, weil es Deutschland während und seit der französischen Revolution thatsächlich regiert hat; ich theile sie ihm eben deswegen zu, weil es dem Eindringen der revolutionären Ideen widerstanden hat, in denen sich die übrigen deutschen Staaten sonst berauscht hätten. Fürwahr, es sind Herr von Metter-

nich und der österreichische Bundestag in Frankfurt, welche im Äußern und im Innern die Geschicke der Bruderstaaten gelenkt haben, wie Frankreich durch Bossuet und durch Ludwig XIV. die christlichen und monarchischen Geschicke Europa's gegenüber Luther und der englischen Revolution leitete: durch Bossuet, den ersten und größten Justemilieu-Menschen der Welt; durch Ludwig XIV., den ungeheuren Revolutionär, welcher die Feudalherrschaft des Adels weit radikaler vernichtet hat, als England und Deutschland es vermochten.

„Blicken wir daher Österreich von einem etwas höheren Standpunkte an, schauen wir hinüber in seine Zukunft, und beurtheilen wir es nicht allzu sehr nach dem äußeren Schein. Vor Allem aber nehmen Sie nicht die Analogien, welche ich aufstellte, für die Sache selbst; denn für die Zukunft handelt es sich weder um das Beil des Henkers, noch um die Brandfackel des Sanskulotten.

„Österreich wird aus seinem scheinbaren Schlummer erwachen; in ihm ruht in Wahrheit die deutsche Sittlichkeit, das Leben des ‚heiligen Reiches.' Erst wenn es einen Glauben, einen Willen haben wird, erst dann wird das ganze Deutschland einmüthig insgesammt fortschreiten können; bis dahin werden alle, sonst noch so löblichen Anstrengungen anderer Glieder der Bruderfamilie ordnungslos und ohne großen Erfolg sein; es sind Zuckungen der Arme und Schwankungen der Kniee, aber es ist nicht der Sprung, den der germanische Körper machen soll.

„Österreich ist der Bewahrer der Ordnung, der Hierarchie, des Pflichtgefühls, und vor Allem der friedlichen Stimmung; es braucht dieselben nur umzumodeln, während sie in Preußen und am Rheine der Wiedergeburt bedürfen; sie sind dort todt; und es freut mich, wahrzunehmen, daß Baiern, Dank der katholischen Bewegung, welche sich dort kundgiebt, Österreich, wenn es Zeit dazu sein wird, zuerst die Hand reichen kann.

„Und wenn ich zur Bestätigung dieser Ideen, für welche ich mich nur auf unser Europa stützen will, wie es zur Zeit des westfälischen Friedensschlusses war, die Bühne erweitere; wenn ich den Vorhang aufhebe, der uns vom Norden trennt und uns die Sonne des Ostens verbirgt; wenn ich in die Politik des großen europäischen, asiatischen, afrikanischen Kontinents eintrete, sagen Sie, ist es nicht Österreich, das von allen Mächten Deutschlands die große Rolle in dieser ungeheuren Politik wird spielen müssen? Ja, Das ist die pantheistische Politik, auf die wir zusteuern, und in

welcher die kleinliche Politik der Nationen ihre armseligen Eifersüchteleien ersticken wird.

„Wenn wir erkennen, dass das Dogma der Freiheit und Gleichheit unvollständig und unvollkommen ist, die Völker zu lenken, so wollen wir Österreich segnen, dass es dem Eindringen jener ausschließlich revolutionären Ideen so kräftig widerstanden und sie selbst in Gestalt eines Joseph II. zurückgestoßen hat; wir wollen die erhabene Geduld dieses Volkes segnen, das sich unaufhörlich wieder niedersäbeln ließ durch die in Napoleon inkarnierte Revolution, und das nicht ermüdete ob seiner Demüthigung und seiner Niederlagen; wir wollen Österreich dafür segnen, dass es den letzten Vertretern des Feudalrechts, unseren alten Bourbonen, ein edelmüthiges Asyl gewährt; denn Gott hat noch nicht sein letztes Wort über die Form der Transaktion gesprochen, durch welche die Menschheit ein altes Recht annulliert und ein neues an dessen Stelle setzt; wir wollen es endlich dafür segnen, dass es eine wuchtige Hand über die Alpen hinüber streckt, welche die Völker Italiens im Zaume hält und sie hindert, sich gegenseitig zu erdolchen. Umringt von Nationen, wo die Freiheit gährt, wiederholt seine ruhige und ernste Stimme unablässig die Mahnung: **‚Kinder, ihr liebt nicht die Ordnung, ihr seid nicht reif für die Freiheit.‘**

„Der Krieg gegen die heilige Alliance, gegen den Frankfurter Bundestag, gegen den Obskurantismus der Kabinette, scheint mir daher eine abgenutzte Sache, zum mindesten für die Männer gediegenen Schlages; unzweifelhaft ist es gut, dass es noch eine Menge von Tagespublicisten und Anderen giebt, die aus diesem Tone schreien, wie es gut war, dass zur Restaurationszeit Einige gegen die Jesuiten und nach den Nationalgütern schrieen; aber es ist ein kleinlicher Krieg und ein trübseliges Lied. **Gott** vertheilt nicht blind die Macht in der Welt, und er wirft uns sie nicht bloß zu, damit wir sie mit Füßen treten; der religiöse Mensch kann sich nicht zu ernstlich damit beschäftigen, nachzuforschen, zu welchem Ende **Gott** sie verleiht, und das Werkzeug, welches sie umfasst, zu gebrauchen und zu vervollkommnen, nicht aber es zu zertrümmern.

„Österreich ist daher, meiner Ansicht nach, das Centrum, die Seele des deutschen Lebens, und das gelehrte Preußen seine Intelligenz, während die Arme dieses großen Körpers den Rhein hinab reichen. Für Preußen das Einheitsgefühl, für die Rheinstaaten die Mannigfaltigkeit; auch sind letztere konstitutionell, während Preußen noch monarchisch bleibt,

trotz seiner Freiheitstheorien, weil die Einheit seine erste Existenzbedingung ist. Dem Norden die Wissenschaft, und vor Allem die Vervollkommnung der Wissenschaft; dem Westen die Industrie, die Anwendung und besonders auch die Lehre der Wissenschaft; dem Mittelpunkt und dem Süden die Liebe, die Religion, die Musik, der Frieden! Ja, weil es die Erhalterin der geselligen, allgemeinen, religiösen, politischen, friedlichen, harmonischen Gefühle ist, stelle ich Österreich zwischen alle deutschen Staaten, wie Frankreich zwischen England und Deutschland; Frankreich, das nicht wie Deutschland hat protestantisch werden können, weil es zu universell ist, Frankreich, das nicht wie England lange Zeit unter konstitutionellem Régime zu leben vermöchte, weil es das Große, das Schöne, den Ruhm liebt, und weil der Parlamentarismus nur ein Justemilieu zwischen dem Großen und Kleinen, dem Schönen und Häßlichen, dem Ruhm und der Schande gewährt. Und ebenso hat Österreich, mit einem erhabenen Instinkte, voll Klugheit, Verstand und Treuherzigkeit, noch nicht glauben können, daß die jungen Leute von den Schulbänken, die Advokaten und Ärzte, und einige Bourgeois, die im Salon schöne Phrasen drechseln, die Bedürfnisse des Volkes besser kennen und die europäische, universelle Politik besser verstehen sollten, als Herr von Metternich und all' seine alten Diplomaten und Verwaltungsbeamten, die in den Staatsangelegenheiten geboren, großgeworden und ergraut sind.

„Ich lasse mich im Geplauder mit Ihnen, lieber Herr, weiter verlocken, als ich gedachte, und doch fürchte ich, bei der großen Tragweite des Gegenstandes, undeutlich gewesen zu sein, wie es mir öfters schon widerfahren sein soll. Ich fühle namentlich, wie unzureichend dies Alles ist, den Gedanken auszusprechen, der mich bewegt, und den Ihnen mitzutheilen mir nützlich erscheint.

„Eine andere Form wird diesen Gedanken vielleicht klarer machen.

„Herr de Talleyrand sah am Ende seiner Laufbahn den Traum seines Lebens, die Union Frankreichs und Englands, sich verwirklichen; es ist ein gemeinsames Interesse, das sie verbindet und sie zum Frieden nöthigt. Die Union Frankreichs und Deutschlands ist ein Ziel, würdig heutigen Tags den Ehrgeiz politischer Männer lebhaft zu erregen. Auch beschäftigen sich Viele damit; aber nur deßhalb, weil man im Allgemeinen nicht begreift, daß vor Allem Österreich mit Frankreich verbündet werden muß, erschöpft man sich in Bemühungen, die oft mehr dazu angethan sind, diese Union

zu verzögern, als sie zu beschleunigen. Nach Ihrer Art die Gemeinschaft der Doktrin des nördlichen Deutschlands mit Frankreich aufzeigen, und nach Art mancher Anderen die Gemeinschaft der Interessen der Rheinstaaten und Frankreichs andeuten, Das heißt, mit Rücksicht auf das Ziel, von welchem ich rede, es so machen wie unsre Ultras und unsre französischen Liberalen, die gern eine französische Armee nach Irland geführt hätten, um dessen Katholicismus und dessen Unabhängigkeit zu retten, und die freilich durch das Aussprechen solcher Sympathien Irland momentan nützten, aber indirekt der Union Frankreichs mit Großbritannien schadeten. Ich weiß wohl, daß die praktischen Politiker, die hellsehender als die Theoretiker sind, vollkommen fühlen, daß die Union mit Österreich wichtiger, als die mit Preußen und allen kleinen Rheinfürstenthümern ist; ihr Irrthum aber ist der Wahn, daß sie diese Union durch dasselbe Mittel, welches sie zu der Union mit England geführt hat, nämlich durch das Interesse, erreichen könnten, und dieser Irrthum läßt sie einen wahren Nonsens begehen; sie machen ihm nämlich so viel Angst, wie möglich, vor dem Barbaren des Nordens, aber sie vergessen, daß dieser Barbar gerade in den Augen Österreichs der Vertheidiger der großen gesellschaftlichen Grundsätze, der Ordnung, Autorität, Religion ist, und daß nach Österreichs Ansicht Gott nur deßhalb Rußland einen Platz in der europäischen Politik zugetheilt hat, um die Welt vor dem Eindringen der Anarchie, der Demokratie, des Atheismus zu retten. — Nein, man kann sich nicht durch ein gemeinsames Interesse mit Österreich verbünden, sondern durch eine gemeinsame Pflicht; man muß sich an seine überaus kluge und sinnige Seele wenden, nicht an seinen Geldbeutel; denn sein Volk erfreut sich größeren Wohlstands, als das englische Volk, und seine Magnaten sind nicht so habgierig wie englische Lords.

„Sie, der Sie den Beruf empfinden, die Union dieser beiden großen Völker zu fördern, beeilen Sie sich denn, o Dichter, ein Thema zu erfassen, an dem Ihre Begeisterung entbrennen und Ihre Seele sich abspiegeln kann; verlassen Sie die Bänke und Sessel der Philosophie; nicht dort sollten Sie das Werk der Frau von Staël wieder aufnehmen und fortsetzen. Lehren Sie uns das Herz des Deutschen kennen, und nicht die Geheimnisse seines Gedankens; wagen Sie, uns laut die Tugenden dieses sinnigen, fleißigen, sparsamen, biederen, aufgeklärten Volkes zu verkünden, das Napoleon und unsre Liberalen uns so oft als unwissende, durch den Despotismus ver-

thierte Automaten betrachten gelehrt haben. Reden Sie uns von seinem schönen Strome, von seinem reichen Boden, von seinen friedlichen Dörfern, von seinen schlichten, patriarchalischen Sitten vom Kaiser bis zum Bauer hinab; erinnern Sie uns an die Traditionen der Größe und Würde jenes ‚heiligen Reiches,' die noch fortleben, während sonst überall Größe und Würde verschwinden; sagen Sie allen harmonieliebenden Menschen, was sie hoffen dürfen von einem Volke, das einen Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven geboren, von einem Volke, das in seinen deutschen Adern so viel poetisches Blut Italiens und Spaniens mit seinem eigenen Blute vermischt, von einem Volke, das so lange auf seinem Haupte die eine der beiden Kronen der christlichen Welt getragen hat, und das sie, trotz Luther, trotz Napoleon, annoch behauptet: dann werden Sie das Recht haben, sich Gehör zu verschaffen selbst bei dem Frankfurter Bundestag, wenn Sie für den braven ‚Kaiserlichen' etwas mehr Unabhängigkeit und Freiheit begehren.

„Es ist etwas so Schönes um ein Volk, das in dieser Epoche, wo alle Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung erschüttert, untergraben, zertrümmert worden sind, seinen alten Glauben bewahrte, so lange ein neuer Glaube ihm nicht das Herz ergriffen hat; um ein Volk, das Alles weiß, was der Verstand und die Kraft des Menschen gethan haben, um den Bau der Vergangenheit zu zerstören, das aber, da es noch nicht gesehen, daß eine auserwählte Seele **Gottes** den Plan des neuen Gebäudes angegeben und entworfen hat, wohlweislich sein altes gothisches Schloß und seine alte Kathedrale behält, die es noch unsern Bürgerhäusern und unsern Deputiertensälen vorzieht! Schön ist Das wie de Maistre, wie Bonald, wie Chateaubriand und Lamartine. Wenn wir mit diesen großen Dichtern träumen, oder wenn wir der Donau folgen, so treffen wir, bis in die kleinste Hütte hinab, eine Familie, eine Religion, eine Autorität, wir armen Waisen, die kein **Oberhaupt**, keinen **Gott**, keinen **Vater** mehr haben.

„Ich würde mich glücklich schätzen, wenn es mir gelänge, auch in Ihnen das Gefühl zu erwecken, welches mir solche Menschen und ein solches Volk einflößen, denn Sie wissen zur Genüge, daß ich nicht mehr als Sie den Wunsch hege, in Zukunft die Moral, die Religion und die Politik der Vergangenheit herrschen zu sehn; aber ich glaube nur gerecht und wahr zu sein, wenn ich sie heut zu Tag noch bewundere, und ich glaube sogar, daß es eine kluge Berechnung ist, wenn man sie lieber zu bekehren, als auszurotten sucht. (Bemerken Sie, wie Chateaubriand sich bekehrt hat, wie

Lamartine sich tagtäglich bekehrt. Geschieht es, weil man ihnen Furcht eingejagt hat, oder weil ihr materielles Interesse sie dazu treibt? Nein, es geschieht, weil sie Herz haben und den Ruhm lieben; man hat zu ihrem Herzen geredet, und man giebt ihnen, was sie lieben.) Stärkere Zerstörer, als wir, haben jenen Bau zu zertrümmern versucht, und es ist ihnen missglückt; bauen wir daher mit Verstand, und verwenden wir dazu die guten Materialien der Vergangenheit, diejenigen, über welche Keule und Beil hinweggefahren sind und Nichts über sie vermocht haben; es wäre Thorheit, sie nicht benutzen, und gar seine Zeit daran verschwenden zu wollen, sie in Staub zu zermalmen.

„Ich glaube nur gerecht und wahr zu sein, wiederhole ich, und wenn man nicht gerecht und wahr gegen den Österreicher ist, so wird man Nichts über ihn vermögen; Wahrheit, Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit sind ihm angeborne Tugenden. Beachten Sie wohl, dass ich von dem Österreicher im Allgemeinen rede, und nicht Rücksicht nehme auf einige Jesuiten oder Kanzleipolizisten, die beiläufig oft Ausländer sind.

„Da wir eben von Gerechtigkeit reden, so gestatten Sie mir die Frage: wissen Sie ganz bestimmt, dass Herr Schelling sich verkauft hat?

„Ich möchte lieber glauben, dass Herr Schelling, wie einige andre Philosophen, als er sich ein wenig mehr mit der praktischen Anwendung seiner Lehren beschäftigte, zu der Einsicht gelangte, dass seine Philosophie nicht immer genügend Rücksicht nahm auf ein Element, das bei den menschlichen Angelegenheiten sehr wichtig ist, nämlich die Zeit. Sonderbar! man sollte meinen, die Gelehrten, die Theoretiker, die Männer des Geistes, des Gedankens, der Zahl, der Zeit, müssten weniger stürmische Eile haben, als die Politiker, Theorien verwirklicht zu sehen; aber ganz und gar nicht. Ich glaube jedoch, dass es dereinst der Fall sein wird, freilich unter einer Bedingung: sie müssen vor Allem, wie Lessing, an das ewige Leben glauben. Heutigen Tags ist dieser Glaube selten bei den Philosophen; auch flüchten sie sich oft, wenn sie beim Eingehen auf die Dinge praktische Unmöglichkeiten in ihren Systemen bemerken, vom Wege abgelenkt, in die Bahn ihrer Vorgänger, dort in den Tag hinein und selbst im Widerspruch mit ihren alten Theorien fortwandelnd; aber diese ganz natürliche Reaktion zeugt minder von Egoismus, als von Verlegenheit; sie beweist durchaus nicht, dass man wissentlich daran arbeitet, Unheil über die Völker zu bringen.

„Da ich vom ewigen Leben gesprochen habe, so möchte ich Sie fragen, ob Sie nicht erstaunt sind, dass Sie, der in diesen beiden ersten Bänden von Religion, Philosophie und Moral handelt, Nichts gesagt haben über das ewige Leben, über die Frage: ‚Woher komme ich? und wohin gehe ich?‘, über die Belohnungen und Strafen, mit einem Wort über den Fortschritt des Seins, — Sie, der so schön über den Fortschritt der Menschheit spricht. O, vergessen Sie Dies nicht, wenn Sie zu Österreich reden! der wackere Österreicher würde sonst Ihre Philosophie, Ihren Gott, Ihre Politik, Ihre Freiheit und Sie selbst zurückstoßen, und er thäte Recht daran.

„Diese Abschweifung auf Herrn Schelling führt mich zu einer allgemeineren Bemerkung.

„Sie lieben Deutschland zu sehr, lieber Herr, und Sie haben mir selbst einen zu offenbaren Beweis Ihrer Zuneigung gegeben, als dass ich fürchten müsste, Sie zu verletzen, wenn ich das Urtheil, welches ich über Ihr Werk abgebe, bis zum Tone des Tadels steigere. Ich gestatte mir daher, es zu thun.

„Nein, für Deutschland thut es nicht noth, dass man durch profanierende Scherze die Macht der Religion neutralisiere [389]). Durch ernste, würdige Mittel gilt es die Religion der Deutschen, nicht zu neutralisieren, sondern umzugestalten; und nicht mehr durch eine herbe Kritik von Männern, die trotz ihrer Fehler der Menschheit große Dienste erwiesen haben, darf man Meinungen und Handlungen bekämpfen, die man für rückschrittlich hält; denn fast jeder der so kritisierten Männer könnte sich darauf berufen, dass er von seinen Gesinnungsgenossen eine günstige Beurtheilung erfahren hätte; und nicht immer haben sie Unrecht. Zweifelsohne ist es oftmals gut, Strenge mit Gerechtigkeit zu paaren; aber Nichts rechtfertigt den Undank; die bedeutenden Menschen sind noch nicht so zahlreich, dass wir uns beeilen sollten, einen Theil derselben in den Koth zu schleudern.

„Glauben Sie, lieber Herr Heine, einem Manne, der für sein Wirken und für sein Leben Schmähungen und Missachtung von Allen geerntet hat, und der immer mit Ruhe den gerechten Richterspruch der Welt erwartet; glauben Sie mir, der Sie eines der ersten Werkzeuge dieses gerechten Richterspruches sind, und der Sie eine der unzähligen Wunden meines Herzens geheilt haben; glauben Sie mir: es giebt für den Menschen nichts Heiligeres, als den Menschen selbst. Enthalten wir uns daher der profanen

Scherze über heilige Dinge! Derjenige Mensch, der sein Ebenbild an den voltairianischen Pranger stellt, vollzieht das Amt des Henkers, nicht des Lehrers, des Priesters, des Vaters der Menschheit. Lassen wir den Kindern der Vergangenheit jene Waffe, welche schon die Gegenwart missbilligt, und welche die Zukunft zerbrechen wird. Ich gehe noch weiter, ich behaupte, dass es, allgemein genommen, eben so unmoralisch ist, die Fehler und Schwächen eines bedeutenden Mannes, zumal während seines Lebens, öffentlich zu enthüllen, wie es unmoralisch von Rousseau war (der vor einem Priester nicht gebeichtet hätte), das Bekenntnis seiner Schlechtigkeiten der Welt ins Gesicht zu schleudern. Denn durch solches Gebahren ruiniert man oder verbittert vielmehr hervorragende Geister, und auf der andern Seite verbreitet man unter der Menge ein beklagenswerthes Misstrauen, man macht sie argwöhnisch gegen die Wissenschaft und das Genie. Wenn man geflissentlich die Namen aller Kranken veröffentlichte, welche durch einen Dupuytren, einen Dubois, einen Broussais, einen Recamier getödtet oder zu Krüppeln gemacht worden sind, so würden wir gar bald wieder in die Hände der Quacksalber und mit Hausmitteln kurierenden Hexen verfallen, und auf alle Fälle würden wir die Chancen unsres Todes vermehren, denn der Kranke, welcher kein Vertrauen zu seinem Arzte hat, ist zum Voraus halb gestorben.'

„Ich, der ich so glücklich bin, Ihre beiden ersten Bände gelesen zu haben, und der ich wohl zu unterscheiden vermochte, was für Koncessionen Sie dem kritischen Geiste Ihrer französischen und deutschen Leser schuldig zu sein glaubten, ich tadele Sie! Weil ich hoffe, dass Sie in diesen Vorwürfen einen Beweis des Interesses, das ich an Ihren Arbeiten nehme, und der liebevollen Zuneigung erblicken werden, die Ihre zarte und dankbare Aufmerksamkeit mir erweckt hat; weil ich in Ihrer kühnen Widmung Ihr Herz schlagen fühlte, wende ich mich an Ihr Herz, und behandle Sie, als gehörten Sie zu meiner Familie.

„Indem ich das Geschriebene durchlese, empfinde ich die Nothwendigkeit, noch einige Worte hinzu zu fügen, um meinen ersten Gedanken, meinen juristischen und faktischen, historischen und Kunstbeweis deutlicher zu erklären, und ihn zu Dem in Beziehung zu setzen, was ich über Österreich und die französische Revolution gesagt habe.

„Die Geschichte Österreichs seit Luther, seine Lage hinsichtlich der Türkei und Russland einerseits, und der europäischen Staaten andrerseits,

diese Lage des „heiligen Reiches" zwischen dem deutschen Protestantismus, dem griechischen Protestantismus und dem Mahomedanismus, welche die Ursache und Wirkung seiner Unbeweglichkeit ist, hat bisher keine genügende Würdigung erfahren; denn wäre es der Fall gewesen, so würde es schreiendes Unrecht sein, ihm diese Unbeweglichkeit zum Vorwurfe zu machen, die uns Alle vor der mahomedanischen Autokratie, vor der russischen Autokratie, und selbst vor der römischen Theokratie gerettet hat; und es ist wiederum das beharrende Österreich, das am meisten mit seinem Blute dazu beigetragen hat, uns vor der napoleonischen Autokratie zu retten.

„Robertson hat ein treffliches Gemälde von Europa entworfen, um seinen Karl V. zu schreiben; man muss dies Gemälde wieder entrollen und fortsetzen, um das Leben des österreichischen Volkes im neunzehnten Jahrhundert zu schreiben. Diese Geschichte wird groß wie das Requiem Mozart's sein, denn es handelt sich darum, würdig das Mittelalter einzusargen, das zwei Grabstätten hat, eine zu Wien, die andere in Rom, und das Vorspiel seiner Verklärung zu geben.

„Ich sprach von der Geschichte, und ich nannte Robertson als Beispiel; was die Kunst betrifft, so hat Schiller seinen Don Carlos geschaffen, der ein Analogon des Kunstwerks ist, das ich meine. Aber heut zu Tag wechseln die Formen; es handelt sich nicht mehr für die Erzählung um einen Karl V., für das Drama um einen Posa; es sind Völker, die es zu malen und nach biblischer Weise auf die Bühne zu stellen gilt; es ist die **Leidenschaft** (Frankreich) und die Sinnigkeit (Österreich), die man in den Massen, und nicht mehr in einzelnen Menschen, verkörpern soll.

„Was ist seit der Ankunft **Jesu** aus dem **Volke Gottes** geworden?

„Es ist mit St. Paulus gewandert und hat sich des alten römischen Reiches bemächtigt; dann, nach sechs Jahrhunderten unerhörter Arbeiten, um den Barbaren den Frieden aufzunöthigen, ist es nach dem Morgenlande zurückgewandert, wo es im Gefolge Mahomed's viele Fetische zerstört, viele Götzenbilder zertrümmert hat; und nach abermals sechs Jahrhunderten, als seine Scharen sich im Morgenlande wie im Abendlande vermehrt hatten, kam es wieder, um seine Eroberungen im Abendlande zu besuchen. Ein unermüdlicher Wanderer lässt es aller Orten Leviten zurück, und alle müssen sich eines Tages, und an demselben Zeichen, erkennen. Es findet seine Leviten im Abendlande wieder, und sie schlafen; es rüttelt sie durch Luther auf, und, immer das verheißene Land suchend, wandert es fort auf spani-

schen, portugiesischen, englischen, holländischen, französischen Schiffen, um eine neue Welt zu entdecken; dort zerstört es wiederum Fetische und Götzenbilder, und es eilt weiter, um deren auch in Afrika, in Indien zu zerstören, immer Leviten als Schildwachen bei allen Völkern aufstellend, die es besucht, und immer zunehmend an Zahl und an Macht. Endlich kehrt es noch einmal nach Europa zurück, und da es abermals seine Leviten eingeschlafen findet, so läutet es eine furchtbare Sturmglocke in Frankreich, und beauftragt Napoleon, sie mit metallenem Donner über die Erde erschallen zu lassen. Heut zu Tage ruft das Morgenland es wieder zurück.

„Das ist der ewige Jude, aber es ist nicht ein Mensch; er heißt nicht Ahasver, er heißt **Israel**.

„Aber wer sind die Leviten vom Volke **Gottes**? wo sind die Gesalbten des **Herrn**? wo sind die hochgestellten Schildwachen, die mit der Leitung der eroberten Völker betraut worden? wie heißen die Diener des **Höchsten**, die eines Tages, auf dasselbe Zeichen, alle diese Völker werden zur allgemeinen Weltkommunion wandeln lassen? Sie heißen **Propheten**, aber sie heißen auch **Könige**; das Recht und die That, das Wissen und die Macht.

„Sehen Sie nun, wie wenig die Christen in Europa ausgerichtet haben, so lange sie keinen Konstantin fanden; sehen Sie, wie Luther gescheitert wäre, wenn er nicht gleich gekrönte Häupter für sich gehabt hätte; denken Sie sich selbst Voltaire ohne Friedrich und Katharina.

„Prophet, Ihre Stimme dringe zum Ohr der Könige, wenn Sie die Völker befreien wollen; seit drei Jahrhunderten wollen die Propheten nur von den Völkern gehört sein! Wahre Christen, vernachlässigen oder mißachten sie die Gewaltigen der Erde! Wie? hatte Jesus Recht bis ans Ende, und muß **Cäsar**, weil er das ruhmvolle Schwert geführt, durchs Schwert umkommen? ward er nicht schon hinlänglich verstümmelt durchs Beil? Nein, seinem edlen Leben werden wir keinen Tod der Schande zuerkennen; kein Schaffot mehr für Ludwig XVI., kein St. Helena mehr für Napoleon! Der Tag des Gerichts naht heran; Gott hat nicht alle gekrönten Häupter abschlagen lassen, weil er nicht will, daß bis ans Ende der Jahrhunderte das Gewicht ungeheuren Undanks auf der Menschheit laste.

„Prophet, bedenken Sie, daß die Könige unserer Tage nicht, wie David und Salomon, Könige und Propheten zugleich sein können. Halten wir nicht die Gegenwart für die Zukunft; es giebt noch zwei Mächte in der Welt, die der Propheten und die der Könige. Wohl! diese beiden Mächte

werden nicht durch eine Schlacht enden; sonst würden sie beide, und die ganze Menschheit mit ihnen, darin umkommen, denn der Sieger könnte nicht über die Zukunft herrschen, die nur einen friedlichen Herrn und keinen blutbedeckten Henker will.

„Prophet, lesen Sie wiederum Saint-Simon's ‚Neues Christenthum.'

„Ich glaube, dann werden Sie meinen Gedanken begriffen haben, und mein oft verworrener und ungeordneter Brief wird jenen wunderlichen Vorspielsphantasien gleichen, die ein Komponist vor dem Schaffen ausführt, und in denen nur ein Künstler die Inspiration entdecken und nachfühlen kann, welche den Musiker beseelt.

„Lesen Sie wiederum das ‚Neue Christenthum', und wenn Sie Gelegenheit haben, Rodrigues zu sehen und mit ihm zu plaudern, so bitte ich Sie dringend, dieselbe zu benutzen.

„Leben Sie wohl, lieber Herr; nochmals meinen Dank! Bitte," sagen Sie Guéroult, wie sehr ich ihm verbunden bin, daß er sich des Auftrags, welchen ich ihm an Sie gab, so glücklich entledigte. Lassen Sie uns nicht lange auf neue Arbeiten warten, denn sie sind für uns wahre Segnungen Gottes.

„Über den Raum hinweg drücke ich Ihnen herzlich die Hand.

„Nachschrift. So eben las ich in der ‚Revue des deux mondes' Ihre Vorrede zu den ‚Reisebildern'; sie läßt mich fast meinen langen Brief als unnütz betrachten; denn diese Vorrede zeigt mir, daß Alles, was ich Ihnen schrieb, schon in Ihnen lag, und daß die Bahn, welche ich Ihnen andeutete, eben Ihre eigene Bahn ist; nur warten Sie die gelegene Zeit ab, um weiter zu gehen, und Sie thun wohl daran."

Dieser Brief verfehlte seinen Zweck. Was Heine von den saint-simonistischen Lehren mit seinen eigenen Ansichten im Einklange fand, hatte er aus freien Stücken sich bereits angeeignet und in der ihm passend erscheinenden Form sonder Furcht und Zagen der Welt mitgetheilt. Er war aber nicht gesonnen, seine Vernunft und sein selbständiges Urtheil einem Schulsystem gefangen zu geben, dessen raffiniert ausgeklügelter Schematismus ihn halb eine kindische Spielerei, halb eine philiströse Pedanterie däuchte. Als der Vater Enfantin, welcher so heftige Anklagen gegen das Institut der Ehe geschleudert und so feierlich erklärt hatte, sich nur mit der

von Gott ihm bestimmten „Offenbarungsfrau" nach einem neuen, von ihr selbst zu enthüllenden Liebesgesetze vermählen zu wollen, bald nach seiner Rückkehr aus Ägypten in Lyon eine gewöhnliche bürgerliche Ehe schloss und, gleich den meisten Saint-Simonisten, eine lukrative Staatsanstellung in der alten Gesellschaft annahm, konnte Heine seinen Spott über diesen raschen Gesinnungswechsel nicht verbeißen, und noch im Jahre 1855 scherzte er in der Vorrede zu einer neuen Ausgabe seines Buches „De l'Allemagne"[390]: „Die Dinge haben sich geändert; die Märtyrer von ehemals werden jetzt weder verhöhnt noch verfolgt, sie tragen nicht mehr das Kreuz, wenn es nicht etwa von ungefähr das Kreuz der Ehrenlegion ist; sie durchlaufen nicht mehr barfuß die Wüsten Arabiens, um dort das freie Weib zu suchen — diese Befreier vom Gattenjoch, diese Zerbrecher der ehelichen Bande haben sich bei ihrer Rückkehr aus dem Orient verheirathet und sind die unerschrockensten Epouseurs von der Welt geworden, und sie tragen Stiefel. Die meisten dieser Märtyrer sitzen jetzt in der Wolle, einige von ihnen sind neugebackene Millionäre, und mehr als einer ist zu der ehrenvollsten und einträglichsten Stellung gelangt — man reist schnell mit den Eisenbahnen. Diese ehemaligen Apostel, welche von einem goldenen Zeitalter für die ganze Menschheit geträumt, haben sich damit begnügt, das silberne Zeitalter, die Herrschaft jenes Dieu-argent fortzupflanzen, welcher der Vater und die Mutter von Allen und Allem ist — es ist vielleicht derselbe Gott, den man mit den Worten gepredigt hat: Alles ist in ihm, Nichts ist außer ihm, ohne ihn ist Nichts."

Viertes Kapitel.

Heine als Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich.

Wir sind im vorigen Kapitel dem Entwicklungsgange von Heine's literarischer Thätigkeit theilweise vorangeeilt, um seine Beziehungen zum Saint-Simonismus im Zusammenhange zu betrachten. Es wird nöthig sein, jetzt in der Zeit ein wenig zurück zu gehn, um die Ursachen, aus welchen der deutsche Dichter französischer Schriftsteller ward, etwas näher zu beleuchten.

Der Gedanke, als internationaler Vermittler des geistigen Verkehres zwischen Deutschland und Frankreich das Fortschrittswerk der Civilisation nach Kräften fördern zu helfen, war, wie wir sahen, seit der Übersiedelung nach Paris der Ausgangspunkt all seines Strebens. Bei seinem Bericht über die Gemäldeausstellung von 1831, wie bei seinen politischen Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung", hatte ihn vorherrschend dieser Gedanke geleitet, und seine überall durchblickende Sympathie mit den Freiheits- und Gleichheitsideen der französischen Revolution hatte jenen officiösen Beschwerdebrief des östreichischen Kabinettes zur Folge gehabt, welcher den Aufsätzen Heine's vorläufig die Spalten des Augsburger Journales verschloß. Auch in Preußen, dem Staate der Intelligenz, wie er sich trotz seiner systematischen Verfolgung der Geistesfreiheit so gern benennen ließ, nahmen die Bücherverbote und Censurplackereien seit der Julirevolution und der Erhebung Polens einen immer chikanöseren Charakter an; selbst loyale Schriftsteller von ultrapreußischer Färbung, wie Willibald Alexis, sahen wegen vereinzelter zaghafter Tadelsäußerungen über diese oder jene Staatseinrichtung ihre Schriften in dieselbe Kategorie mit den Umsturz-Pamphleten politischer Ultras gestellt; und Friedrich von Raumer, der gewiß nicht nach dem Rufe

revolutionärer Gesinnung begierig war, fühlte sich schon gegen Ende des Jahres 1831 gedrungen, seine Entlassung als Mitglied des Obercensur-kollegiums zu nehmen, weil er den willkürlichen Unterdrückungsmaßregeln dieser Behörde nicht länger mit Ehren glaubte beipflichten zu können. „Anstatt nämlich,“ hieß es in den Motiven seines Entlassungsgesuches[301]), „die schreibende und lesende Welt für größere, echte Freiheit zu erziehen und, ich möchte sagen, der literarischen Großjährigkeit immer näher zu bringen, hat vielmehr die Strenge und Ängstlichkeit der Aufsicht allmählich zugenommen, so daſs Preußen, einst in dieser Beziehung der freigesinnteste und der Treue so wie der Vaterlandsliebe seiner Unterthanen am meisten vertrauende Staat, jetzt fast hinter allen andern zurücksteht. Die Zahl der Verbote von Büchern und Zeitschriften wächst, obgleich dieser geistige Kordon das etwaige Böse noch weniger abhalten oder vernichten kann, als der jetzt aufgegebene medicinisch-militärische die Cholera. Hierbei wird der wissenschaftlich gebildete Mann behandelt wie das unerfahrene Kind, das sich in der Lesebibliothek schlechten Zeitvertreib holt; fremde Buchhändler beziehen den Vortheil, welcher dem einheimischen entgeht, und das Ausland druckt Das, was (ich war selbst mehrere Mal in dem Falle) hier das Imprimatur nicht erhält. Preußen, auf welches das übrige Deutschland wie auf seinen Leitstern hinblickt, hat hierdurch unglaublich an Popularität verloren, und zwar durch die Maßregeln, die für sich betrachtet unbedeutend erscheinen, aber mehr auf die wichtige Gesammtstimmung der Deutschen wirken, als Derjenige glaubt, dem es an Verbindungen mit dem Auslande fehlt. Ja, die unwahren und ungezogenen Angriffe der Fremden auf Preußen finden nirgend eine angemessene Stätte der Widerlegung, weil man nicht erlaubt, daſs neben der Widerlegung die Anerkenntnis etwaiger Mängel eintrete.“ Diese Worte passten mit gleicher Wahrheit leider fast eben so gut auf alle übrigen deutschen Staaten, und selbst das Auskunftsmittel, Manuskripte, denen die heimischen Censurbehörden das Imprimatur verweigerten, im Auslande drucken zu lassen, war von geringem Nutzen, seit der früher erwähnte Bundestagsbeschluſs vom 5. Juli 1832 den Debit aller dort in deutscher Sprache erschienenen Druckschriften von weniger als zwanzig Bogen ohne vorgängige Regierungserlaubnis untersagte, während zwei Jahre später gar der gesammte Verlag der bekannten deutschen Buchhändlerfirmen in Paris und Straßburg (Heideloff & Campe, G. L. Schuler, Wilhelm Silbermann, und der fingierten, aber wohlaccreditierten Firma L. Brunet) in Bausch

und Bogen mit dem Verkaufsinterdikte belegt ward. Es blieb also für Heine nicht die mindeste Hoffnung, seine Geisteswerke in Deutschland unverstümmelt gedruckt oder daselbst ihren Debit gestattet zu sehen, wenn er sie in ausländischem Verlage erscheinen ließ. Selbst die von der Censur so arg beschnittenen „Französischen Zustände“ und die ebenfalls unter Censur gedruckte neue Auflage des dritten und vierten Bandes der „Reisebilder“ wurden in Preußen und Österreich eben so rasch auf den Index verbotener Schriften gesetzt, wie der im December 1833 versandte erste Band des „Salon,“ bei welchem das Verbot zugleich auf alle etwa noch nachfolgenden Bände des Werkes ausgedehnt wurde.

Hatte der Dichter durch seine wiederholte Weigerung, mit den in Paris konspirierenden deutschen Republikanern gemeinschaftliche Sache zu machen, der politisch-radikalen Partei, durch seine Anpreisung demokratischer Gleichheitsideen den deutschen Regierungen sich verhasst gemacht, so verdarb er es durch die unerhört cynische Sprache der „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ und der dem ersten „Salon“-Bande eingefügten Lieder fast noch schlimmer, als einst durch die maßlosen Ausfälle gegen Platen, mit dem besseren Theile des heimischen Publikums. Nicht als ob wir in den komischen Zorn der Anhänger Börne's einstimmten, welche in der Gestalt des kleinen Simson durchaus ein schnödes Zerrbild der deistischen Ansichten des Verfassers der „Briefe aus Paris“ erblicken wollten. Wenn Heine Diesen bei seiner Schilderung im Auge hatte, so hat wahrlich selten ein Künstler die Benutzung des Modells, das ihm zu artistischen Zwecken gesessen, in diskreterer Weise verdeckt und jede frappante Erinnerung an das Original sorgsamer ausgelöscht. Auch Das mag wahr sein, daß dem lasciven Ton seines Buches eine gewisse Berechnung zu Grunde lag, daß er durch denselben die heimischen Behörden über den gefürchteten Ernst seiner revolutionären Gesinnungen und über deren aufreizende Kraft täuschen wollte. Wenigstens versichert er Das bei verschiedenen Anlässen. Wie er schon früher einmal Immermann bat[302]), ihn „doch bei Leibe für keinen Vaterlandsretter zu halten,“ so schrieb er jetzt mit ähnlichen Ausdrücken seinem Bruder Maximilian[303]): „Den Salon habe ich endlich erhalten, es sind sehr ekelhafte Druckfehler darin; viele Zoten, Dieses war politische Absicht. Ich wollte der öffentlichen Meinung eine gewisse Wendung geben. Besser, man sagt, ich sei ein Gassenjunge, als daß man mich für einen allzu ernsthaften Vaterlandsretter hält. Letzteres ist in diesem

Augenblicke kein rathsam Renommée. Die Demokraten sind wüthend über mich; sie sagen, ich werde bald öffentlich als Aristokrat auftreten. Ich glaube, sie irren sich. Ich ziehe mich aus der Politik zurück. Überhaupt will ich in dieser Reaktionsepoche nur zahme Bücher schreiben. Das Vaterland mag sich einen anderen Narren suchen." Diese briefliche Erklärung steht freilich nicht ganz im Einklange mit den emphatischen Bekenntnissen der fünf Monate zuvor geschriebenen Vorrede seines Buches, worin er seinen Lesern erzählt, wie er sich ruhig in das Land der Poesie habe zurückschleichen und Gedichte, Komödien und Novellen, zärtliche und heitere Gedankenspiele, ersinnen wollen, aber durch den Anblick deutscher Auswanderer, die das Elend der heimatlichen Zustände nach Algier getrieben, plötzlich wieder mit heiliger Zwingnis den großen Zeitfragen zugeführt worden sei, so dass sein nächstes Buch wohl ganz und gar ein „rother Löwe" sein werde. „Ich hatte manchmal nicht übel Lust," sagte er[304]), „das ganze Sprechamt aufzugeben; doch Das ist nicht so leicht thulich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathstelle, obgleich letztere mehr einbringt, als das beste öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unser Thun und Schaffen sei eitel Wahl, aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus, für die wir sprechen und wirken, streiten und leiden wollten, wie etwa sonst ein Philolog sich seinen Klassiker auswählte, mit dessen Kommentierung er sich sein ganzes Leben hindurch beschäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, sondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitscht uns in die Arena hinein, dass wir, wie gezwungene Gladiatoren, für sie kämpfen. So ist es mit jedem echten Tribunat oder Apostolat. Es war ein wehmüthiges Geständnis, wenn Amos sprach zu König Amazia: ‚Ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, sondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren abliest; aber der Herr nahm mich von der Schafherde und sprach zu mir: Gehe hin und weissage!' Es war ein wehmüthiges Geständnis, wenn der arme Mönch, der vor Kaiser und Reich zu Worms angeklagt stand ob seiner Lehre, dennoch, trotz aller Demuth seines Herzens, jeden Widerruf für unmöglich erklärte und mit den Worten schloss: ‚Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!' Wenn ihr diese heilige Zwingnis kenntet, ihr würdet uns nicht mehr schelten, nicht mehr schmähen, nicht mehr verleumden — wahrlich, wir sind nicht die Herren, sondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geständnis, wenn Maximilian Robespierre sprach: ‚Ich bin der Sklave

der Freiheit.'" Aber wie schön diese Worte auch klingen, und wie nachdrücklich Heine die Betheuerung hinzufügt, dass „all sein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühe, die, wo nicht besser, doch wenigstens eben so respektabel sei, wie jene triste, moderige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkert habe," so boten die frechen Weisen, welche er in den Liedern des ersten „Salon"-Bandes vor den Altären der Venus vulgivaga pfiff, doch einen allzu materialistischen Kommentar zu dem „Welterlösungsworte" des neuen Evangeliums, und die mit schlüpfrigem Behagen ausgemalten Bordellscenen des „Schnabelewopski" schienen vollends keinen anderen Zweck zu haben, als keuschen Ohren und frommen Gemüthern ein Ärgernis zu bereiten. Es war ein trübseliges Schauspiel, dieser Fall Lucifer's von der Höhe des Ideals in den Gassenkoth, diese schamlose Prostitution des Genius auf öffentlichem Markte, nur noch buhlend um den Beifall eines verworfenen Pöbels! Der Seele des Dichters war in der Übermuth des Kampfes der feine Schmetterlingsstaub von den Flügeln gestreift, die nun schlaff und grau herunter hingen, und ihn nicht mehr so leicht wie ehemals aus dem Schlammpfuhle der rohen Wirklichkeit in das freie Luftreich der Poesie empor tragen wollten. Der herbe Spott über die träumerische Langsamkeit der deutschen Hand, über die Ohnmacht unseres Volkes, seiner politischen Misère durch eine entschlossene That ein Ende zu machen, das beständige Hinweisen auf die französische Revolution als auf ein nachahmungswerthes Exempel — alles Dies mochte unter den obwaltenden Verhältnissen völlig berechtigt sein und nur den unerbittlichen Feinden des menschlichen Fortschritts begründeten Anlass zur Erbitterung geben. Denn jene Verspottung der deutschen Geduld und diese Empfehlung französischer Revolutionsideen hatten den bestimmten Zweck, die schlummernde Thatkraft unserer Nation zu wecken, und Heine war so weit davon entfernt, mit seinen Sticheleien über die „teutonischen Schlafmützen- und Perückenwälder" eine Herabwürdigung des deutschen Freiheitsgefühls zu verbinden, dass er vielmehr jede unbillige Schmähung desselben mit dem Ausrufe zurückwies[395]): „Wenn einst, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verschwunden ist, so wird ein deutscher Träumer sie in seinen Träumen wieder entdecken." Um so verletzender war der Schlag ins Gesicht, den er mit seinen Schnabelewopski-Memoiren und den voraufgesandten Salon-Liedern dem deutschen Publikum versetzte. Hier

wurde ein Kampf gegen Sitte, Zucht und Ehrbarkeit geführt, aber nicht im Interesse einer höheren Idee, nicht für die Befreiung der Liebe aus unwürdigen Fesseln, wie Enfantin geschwärmt hatte, als er von der Emancipation des Weibes das Heil der Zukunft erwartete — nein, hier wurde in glatten Versen ein Evangelium der Unzucht, hier wurde die ruchlose Lehre gepredigt, dass Freiheit von der Liebe und Wechsel des Gegenstandes den Sinnengenuss steigere, der Geist wurde in den Staub getreten, und das Fleisch, das allein-seligmachende Fleisch, wurde als anzubetende Gottheit auf den Thron gesetzt. Die Verehrer Heine's haben ihm diesen Frevel niemals verziehen, und die volle Liebe seiner Nation hat er seitdem niemals zurück zu erobern vermocht. Seine Gegner in der Heimat mehrten sich fortan von Tag zu Tage, und sein Ruhm und sein Einfluss auf die geistige Entwicklung Deutschlands verringerten sich fast in dem Maße, in welchem man dort den Ernst der Überzeugung und die zähe Ausdauer im Kampf um politische Freiheit zu würdigen begann. Sein eigener Ausspruch bewahrheitete sich[306]): „Wogegen ich einst mit leichten Waffen frondierte, wird jetzt ein offener ernster Krieg geführt — ich stehe sogar nicht mehr in den ersten Reihen."

Unter solchen Umständen — gleich sehr mit den deutschen Regierungen wie mit den politisch Radikalen brouilliert, einerseits durch Censurchikanen, Bücherverbote und Journalüberwachung im freien Aussprechen seiner Ansichten behindert, andrerseits in der Lauterkeit seiner demokratischen Gesinnung verdächtigt und geschmäht, endlich durch eigene Schuld dem größern und besseren Theile des heimischen Publikums entfremdet — musste sich Heine mehr und mehr zu dem Versuche hingedrängt fühlen, in dem Lande, das er zu seinem dauernden Aufenthalt erkoren, sich einen neuen Leserkreis zu erwerben, seine Muttersprache mit der französischen zu vertauschen, und Dolmetscher des deutschen Geistes in Frankreich zu werden, wie er bisher seinen Landsleuten das Verständnis der französischen Ideen vermittelt hatte. Er brauchte hierbei von seinen Überzeugungen Nichts aufzugeben, mit seiner Vergangenheit in keiner Weise zu brechen — was er unternahm, war die Fortsetzung seines vorgezeichneten Lebenswerks auf einem andern Gebiete, wo ihm für den Augenblick eine erfolgreichere Wirksamkeit in Aussicht stand.

Die Ausführung dieses Gedankens konnte nicht leicht in eine günstigere Zeitepoche fallen. In Frankreich hatte kurz vor der Julirevolution eine literarische Bewegung begonnen, die, wenn nicht in ihrem Ausgangspunkte,

so doch in ihrem späteren Verlaufe sich vielfach mit den jüngsten Phasen der deutschen Literatur berührte. Wir meinen die siegreiche Auflehnung der französischen Romantiker gegen den in pedantischem Schulzwange versteinerten Klassicismus der französischen Sprache und Literatur. Die neuromantische Dichterschule in Frankreich verfolgte jedoch ganz andere Zwecke, als die deutschen Romantiker, und hatte mit ihnen höchstens darin eine oberflächliche Ähnlichkeit, dass sie gleichfalls die Befreiung des dichterischen Individuums von dem Joche eines von außen her aufgedrungenen Kunstgesetzes erstrebte. Aber der Feind, den es hier zu bekämpfen galt, war ein ganz anderer, als in Deutschland. Der französische Klassicismus war niemals, wie unsere Schiller und Goethe, in den Geist hellenischen Lebens und hellenischer Kunst hinabgetaucht; er hatte sich mit den unwichtigsten Äußerlichkeiten der Form begnügt, hatte in seinen Bühnenstücken die drei aristotelischen Einheiten mit peinlicher Ängstlichkeit gewahrt, hatte seine Stoffe den Heroensagen und Königsgeschichten des Alterthums entnommen und seine Helden in griechische oder römische Gewänder gesteckt, aber diese Helden waren fleisch- und blutlose Schatten, welche sich mit windigen Theatertugenden blähten, und in klappernden Alexandrinern die konventionelle Hofsprache der Rokokozeit pathetisch abhaspelten. Anfangs richteten sich die Angriffe der französischen Romantiker vor Allem gegen den langweilig monotonen Bau dieses nationalen Zopfverses, der nach herkömmlichem Gesetze nicht nur durch die Mittel-Cäsur in zwei gleiche Hälften zerspalten ward, sondern auch mit einer Satzpause schließen musste, die zum mindesten durch ein Komma von der nächstfolgenden Zeile sich abtrennen ließ. Was früher nur der Fabeldichter Lafontaine und der kühne André Chenier, dessen Haupt unter der Guillotine gefallen, sich als poetische Licenz erlaubt hatten: das Enjambement, das von der alten Schule streng verpönte Hinübergreifen eines unabgeschlossenen Satztheiles in den nächsten Vers, wurde von den Romantikern mit Vorliebe als ein Reizmittel zur Belebung des starren Metrums angewandt. Bald aber nahm der Kampf weitere Ausdehnung an, und der ästhetische Kanon der Vergangenheit ward auf den verschiedensten Punkten befehdet. Man gelangte zu der richtigen Einsicht, dass durch die engherzig prüden Regeln des Klassicismus die Fortentwicklung des Sprachgeistes unnatürlich gehemmt, dem poetischen Schöpfungsdrange der Lebensnerv unterbunden sei. Man verglich die gepriesenen Meisterwerke der eigenen Literatur mit denen des Auslandes, mit Schiller und

Goethe, mit Shakspeare und Byron. Was den französischen Romantikern dabei zunächst ins Auge fiel, war die überraschende Thatsache, daß ihre bewunderten Klassiker sich in ihren Dichtungen weit mehr an den Verstand, als an die Phantasie ihrer Leser gewandt, daß sie die logische Definition dem farbigen Gleichnisse, den abstrakten Begriff dem konkreten Bilde vorgezogen. Für sie hatte es keinen ciel noir, nur einen ciel mélancolique gegeben, sie hatten niemals — wie Viktor Hugo in den schönen Worten seiner Napoleons-Ode: „Soleil, dont je suis le Memnon!" — die Idee schlankweg durch das Bild oder gar durch eine Reihenfolge malerischer Bilder ausgedrückt. Aber nicht bloß das Geheimnis der poetischen Form war ihnen verschlossen geblieben, nein — Das sah man weiter — auch die Wurzelkräfte des wirklichen Lebens hatte diese gelehrte Kunstdichtung niemals dargestellt. Es war das Hauptverdienst der französischen Romantiker, daß sie mit der Form auch den Inhalt der Poesie erweiterten, daß sie, an Stelle der abstrakten Schattengestalten des Klassicismus, Menschen von Fleisch und Blut, mit menschlichen Leidenschaften, Tugenden und Lastern, vorführten, und die Kunst wieder zum Spiegelbilde lebendiger Wirklichkeit machten. Freilich blieb die Übertreibung nicht aus; in dem Bestreben, den ganzen Inhalt des menschlichen Lebens zu umfassen, nicht bloß das Licht, sondern auch den Schatten zu geben, neben der Tugend die Sünde, neben dem Schönen das Häßliche zu malen, büßten die Kunstschöpfungen der neufranzösischen Schule nur zu oft das ästhetische wie das sittliche Gleichmaß ein, und verfielen in einen platten Realismus oder in eine bizarre Phantastik. Der unkluge Schritt ihrer Gegner, zur Unterdrückung der romantischen Tendenzen die Staatsgewalt anzurufen und von Karl X. die Aufrechterhaltung der Klassicität des Theâtre français zu begehren, trug nicht Wenig dazu bei, die junge Partei, welche in politischer Hinsicht Anfangs eher einer katholisierend-illiberalen Richtung gehuldigt hatte, mehr und mehr in die Opposition hinein zu drängen, — eine Wandlung, die ohnehin freilich dem fortschrittslustigen Geiste der französischen Romantik mit innerer Nothwendigkeit vorgezeichnet war.

Bei ihren Versuchen, die Principien der neuen Ästhetik wissenschaftlich zu begründen, wurden diese geistvollen Schriftsteller bald einer ernsteren Beschäftigung mit der deutschen Literatur und Philosophie zugeführt. Außer den Schiller'schen Dramen, wurden zunächst Goethe's „Faust" von Gérard de Nerval, Jean Paul's „Titan", mehrere Novellen Ludwig Tieck's, und

E. T. A. Hoffmann's phantastische Erzählungen von Xaver Marmier und Loeve-Weimars übersetzt. J. J. Ampère, Edgar Quinet, Victor Cousin, Lerminier, Saint-Marc Girardin, Carnot, Guizot und zahlreiche Andere strebten eifrig, sich mit deutscher Geistesbildung vertraut zu machen, und das Resultat ihrer philosophischen Studien übte eine befruchtende Rückwirkung auf die französische Literatur. Schon einige Jahre vor der Julirevolution war es Heine aufgefallen[307]), wie die Franzosen plötzlich die Affenhaut ihres leichtfertigen Flattersinns abgestreift, und wie sie täglich nachdenklicher, tiefer und ernster würden. Er hatte jetzt Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß dieser Ernst seitdem durch das Interesse an deutscher Literatur und Philosophie noch gesteigert worden, wenn auch die kühnen Entdeckungsreisenden sich auf das hohe Meer der letzteren meist ohne sichern Kompaß hinausgewagt und für die Beurtheilung der ersteren den ziemlich einseitigen Maßstab bewahrt hatten, welchen ihnen Frau von Staël in ihrem Buche „De l'Allemagne" an die Hand gegeben. Aber die einst von Napoleon so bitter gehasste „Ideologie" war bei den Franzosen im Kourse gestiegen, sie hatten gewaltigen Respekt vor den „hommes profonds du nord," vor der „nation éminemment poétique, naïve, primitive" bekommen, und selbst die Saint-Simonisten wussten die Tugend, Sinnigkeit und gesittete Ordnungsliebe des deutschen Nationalcharakters nicht hoch genug zu rühmen. Hier gab es für einen interpretierenden Vermittler des Geistesverkehres zwischen den beiden Nachbarvölkern Arbeit in Fülle, um drohenden Mißverständnissen zu wehren, um die Unterschiede und Analogien der literarischen, philosophischen und politischen Entwicklung in Deutschland und Frankreich ins rechte Licht zu stellen, um auf Übersehenes hinzudeuten, Unverstandenes zu erklären, und die geheimsten Räthsel der eigenen Volksseele dem fremden Forscher zu entschleiern.

Mit dankbarer Freude nahm Heine daher das Anerbieten des von deutschen Eltern in Paris geborenen Schriftstellers François Adolphe Loeve-Veimars an, durch Veröffentlichung einiger abgeschlossenen größeren Partien aus den „Reisebildern" in der „Revue des deux mondes" ihn bei dem französischen Publikum einzuführen. Obschon unserem Dichter von Jugend auf die französische Sprache hinlänglich vertraut war, um in derselben mühelos den korrekten Ausdruck für seine Gedanken zu finden, legte er doch zu hohes Gewicht auf die tadellose Reinheit und vollendete Grazie des Stils, als daß er sich selbst in späteren Jahren hätte ent-

schließen mögen, die Übersetzung seiner Werke jemals ohne die einsichtsvolle Beihilfe französischer Schriftsteller zu unternehmen. Wie Anfangs Loeve-Veimars, so haben nachmals Gérard de Nerval, Edouard Grenier und St. René Taillandier als seine Mitarbeiter ein für sie nicht immer ergötzliches Lied von der peinlichen Gewissenhaftigkeit zu singen gewusst, mit welcher Heine die poetische Wirkung jeder einzelnen Phrase im fremden Sprachgewande erwog und sich nicht eher zufrieden gab, bis nach vielfachem Ändern und Bessern endlich der möglichst entsprechende Ausdruck für Stimmung, Gefühl und Gedanken ermittelt war. — Am 15. Juni 1832 erschien die abgekürzte „Harzreise" in der „Revue des deux mondes"; am 1. September und 15. December desselben Jahres folgten Auszüge aus dem „Buche le Grand" und den „Bädern von Lucca." Bei der Lektüre dieser ideenreichen, alle Töne der Liebe und des Hasses, der schwärmerischen Begeisterung und des weltverachtenden Hohnes zugleich anschlagenden Kapriccios erinnerte man sich, dass derselbe Verfasser unlängst die politischen Zustände Frankreichs in einer Reihe von Aufsätzen für die „Allgemeine Zeitung" besprochen hatte, die von der republikanischen „Tribüne" im Auszuge mitgetheilt und von den orleanistischen Blättern mit Leidenschaft bekämpft worden waren. Die Neugier des französischen Publikums wurde rege. Man fragte sich allgemein, Wer dieser deutsche Schriftsteller sei, der mit einer so reichen Phantasie und einer so zauberischen Gestaltungskraft einen so vorurtheilslosen, zersetzend scharfen Geist verbinde. Wie sollte man sich's erklären, dass ein Dichter von so specifisch deutscher Bildung und Gemüthsart sich fast mit der Spottsucht eines Pariser Schöngeistes lustig machte über die deutsche Gelehrsamkeit und über das schwerfällige deutsche Philisterthum? Auf der einen Seite diese empfindsame Weichheit, diese zarten Lieder aus Veilchenduft und Mondenschein, auf der andern diese kampfmuthige Begeisterung für Freiheit und Gleichheit, für die angeborenen Menschenrechte, für die demokratischen Ideen der französischen Revolution! Wer in aller Welt, so erkundigte man sich, ist dieser neue Alliierte Frankreichs, der unaufgefordert, aus eigner Überzeugung, zu uns gekommen, um das Gewicht seines Einflusses in die Schale unserer Macht zu werfen? Denn wie ein mächtiger Alliierter erschien er den Franzosen, der freilich weder Geldmittel noch Kanonen zu seiner Verfügung hatte, dafür aber dem deutschen wie dem französischen Volke vielleicht Kanonen und Kriegskosten ersparte, wenn der kosmopolitische Gedanke

seiner Schriften in den Herzen beider Nationen ein vernehmliches Echo fand. Dieser Eindruck erhöhte sich noch, als im folgenden Frühjahr bei dem angesehenen Buchhändler Eugène Renduel, dem Verleger der meisten Werke der neuromantischen Schule, eine vollständige Übersetzung von Heine's „Französischen Zuständen“ nebst der unverstümmelten Vorrede, und unter Hinzufügung des Aufsatzes über die Gemäldeausstellung von 1831, erschien. Die Elite der Pariser Kritik begann sich eingehend mit seinen Schriften zu beschäftigen, und als Victor Bohain gegen Ende des Jahres 1832 den Plan zu einem großartigen Journalunternehmen von internationaler Bedeutung fasste, beeilte er sich, der neuen Zeitschrift die hervorragende Mitwirkung Heine's zu sichern.

Die „Europe littéraire“ — so nannte sich das Blatt, welches, wie die meisten Pariser Zeitungen nach der Julirevolution, auf Aktien gegründet und auf den enormen Absatz von 130,000 Exemplaren berechnet war — sollte, mit Ausschluss aller Politik, nur der Wissenschaft und den schönen Künsten gewidmet sein, auf diesen Gebieten aber eine möglichst vollständige Übersicht der Bestrebungen und Leistungen sämmtlicher Völker der Neuzeit geben, und dadurch ein allgemeines Weltinteresse erhalten. Unter den Stiftern figurierten auf dem Einladungsprogramme, neben dem Konseilpräsidenten und den Ministern des Innern, der Finanzen und des öffentlichen Unterrichts, die geachtetsten Namen der verschiedenen politischen Parteien. Die Redakteure knüpften im Voraus nicht allein mit den Akademien und gelehrten Gesellschaften Frankreichs und der Hauptstädte Europas Verbindungen an, sondern sie wandten sich auch in direkten Zuschriften an die Berühmtheiten der Kunst und Wissenschaft in der ganzen gebildeten Welt, um sie, unter Zusicherung eines glänzenden Honorars, als Mitarbeiter zu gewinnen. Victor Bohain trug Sorge dafür, dass die von ihm ins Leben gerufene Schöpfung zugleich vor der Pariser Gesellschaft mit allem imponierenden Pomp eines von Hause aus völlig gesicherten Geschäfts auftrete. Er gab seinen Mitarbeitern Diners von ausgesuchter Feinheit, bei welchen der Champagner in Strömen floss, er lud seine Aktionäre zu heiteren Festen und Ballvergnügungen in den Redaktionssälen der Zeitung ein, und rechnete ihnen für diese kostspielige Art der Reklame später hunderttausend Franks Repräsentationskosten an. Bei so verschwenderischer Verwaltung war der ansehnliche Gründungsfond schon nach wenigen Monaten erschöpft, und die „Europe littéraire“, deren erste Folionummer am 15. Februar 1833 erschien,

brachte, trotz einer bedeutenden Abonnentenzahl, nicht einmal ihren ersten Jahrgang zu Ende.

Heine kam der Aufforderung Victor Bohain's, eine Reihe zusammenhängender Artikel über die neuere deutsche Literatur für die „Europe littéraire" zu schreiben, um so bereitwilliger nach, als er dadurch eine erwünschte Gelegenheit erhielt, sich über die hervorragenden Schriftsteller der romantischen Schule in Deutschland auszusprechen, deren Werke von dem französischen Publikum jener Tage ungebührlich überschätzt, meist aber in durchaus falschem Lichte betrachtet wurden. Indem er hiebei auf die Unterschiede zwischen den deutschen und den neufranzösischen Romantikern hinwies, suchte er zugleich Letztere vor den unheilvollen Verirrungen der Ersteren zu warnen. Er zeigte in einem mit brennenden Farben ausgeführten Literaturbilde, wie die ernstlich versuchte Wiedererweckung der mittelalterlichen Poesie die politische und Geistesfreiheit Deutschlands aufs schlimmste gefährdet habe, weil jene Poesie in der spiritualistischen Idee des Christenthums wurzele und mit der heutigen Weltansicht in schroffem Kontrast stehe. Bei den französischen Romantikern entspringe die Vorliebe für mittelalterliche Stoffe und die Hinneigung zu katholischen Tendenzen nur einem artistischen Interesse, während unsre deutschen Romantiker, wie in der Kunst, so auch im Leben, in Staat und Kirche, die ganze Feudalhierarchie der Vergangenheit wiederherstellen wollten. Das eigentliche Wesen der romantischen Kunst, im Gegensatze zur klassischen oder antiken Kunst, weiß Heine den Franzosen mit vorzüglicher Klarheit zu veranschaulichen. „Der Unterschied," sagt er[308]), „besteht darin, daß die plastischen Gestalten in der antiken Kunst ganz identisch sind mit dem Darzustellenden, mit der Idee, die der Künstler darstellen wollte, z. B. daß die Irrfahrten des Odysseus gar Nichts anders bedeuten als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeia war und Odysseus hieß; daß ferner der Bacchus, den wir im Louvre sehen, Nichts anders ist, als der anmuthige Sohn der Semele mit der kühnen Wehmuth in den Augen und der heiligen Wollust in den weich gewölbten Lippen. Anders ist es in der romantischen Kunst; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine esoterische Bedeutung, sie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache, der überwunden wird, ist die Sünde; der Mandelbaum, der dem Helden aus der Ferne so tröstlich zuduftet, Das ist die Dreieinigkeit, Gott Vater und Gott Sohn und Gott Heiliger Geist, die zugleich Eins ausmachen, wie Nuß,

Faser und Kern dieselbe Mandel sind. Wenn Homer die Rüstung eines Helden schildert, so ist es eben Nichts anders als eine gute Rüstung, die so und so viel' Ochsen werth ist; wenn aber ein Mönch des Mittelalters in seinem Gedichte die Röcke der Muttergottes beschreibt, so kann man sich darauf verlassen, daß er sich unter diesen Röcken eben so viele verschiedene Tugenden denkt, daß ein besonderer Sinn verborgen ist unter diesen heiligen Bedeckungen der unbefleckten Jungfrauschaft Mariä, welche auch, da ihr Sohn der Mandelkern ist, ganz vernünftiger Weise als Mandelblüthe besungen wird. Das ist nun der Charakter der mittelalterlichen Poesie, die wir die romantische nennen. Die klassische Kunst hatte nur das Endliche darzustellen, und ihre Gestalten konnten identisch sein mit der Idee des Künstlers. Die romantische Kunst hatte das Unendliche und lauter spiritualistische Beziehungen darzustellen oder vielmehr anzudeuten, und sie nahm ihre Zuflucht zu einem System traditioneller Symbole, oder vielmehr zum Parabolischen, wie schon Christus selbst seine spiritualistischen Ideen durch allerlei schöne Parabeln deutlich zu machen suchte. Daher das Mystische, Räthselhafte, Wunderbare und Überschwängliche in den Kunstwerken des Mittelalters; die Phantasie macht ihre entsetzlichsten Anstrengungen, das Reingeistige durch sinnliche Bilder darzustellen, und sie erfindet die kolossalsten Tollheiten, sie stülpt den Pelion auf den Ossa, den Parcival auf den Titurel, um den Himmel zu erreichen." — Nach einem aphoristischen Überblick über den Entwicklungsgang der verschiedenen Künste bis zum Reformationszeitalter, und weiter bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, charakterisiert Heine, mit gerechter Würdigung ihrer Verdienste, aber nicht minder mit nachsichtsloser Beleuchtung ihrer Schwächen, die Hauptvertreter der romantischen Schule: die Brüder Schlegel, Tieck, Novalis, Brentano und Achim von Arnim, deren mit breitem Pinsel gemalten Porträtbildern in späterer Ergänzung noch die Silhouetten von Jean Paul, Zacharias Werner, Fouqué und Uhland hinzugefügt wurden. Ohne Zweifel war Niemand besser geeignet, den Franzosen die phantastische Wunderwelt der deutschen Romantik zu erklären, als Heine, der selbst den Einflüssen der romantischen Poesie einen Theil seiner schönsten Inspirationen verdankte, und zwar später mit Ostentation ihre Fahne verlassen hatte, aber, wie er am Abend seines Lebens bekannte[309]), „trotz seiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik, doch im Grunde seines Herzens stets ein Romantiker blieb." Auch in dieser literarhistorischen Studie, die zu den

frischesten und wärmsten Erzeugnissen seiner Muse gehört, verleugnet sich, bei aller leidenschaftlichen Polemik wider die ultramontanen und reaktionären Auswüchse der romantischen Richtung, nirgends die geheime Sympathie des Dichters mit den abenteuerlich bunten Gaukelspielen der souveränen Phantasie. Solche Widersprüche können uns nicht wundern; entspringen sie doch eben derselben romantischen Laune, die auch in der Literatur und Politik nach subjektiven Eingebungen liebt oder hasst. Am grausamsten wird dem alten A. W. Schlegel mitgespielt — wir wissen, weßhalb sich Heine an Diesem besonders rächen zu müssen glaubte — „Sie verstehen mich: die Literatur, Das sind wir und unsere Feinde," schrieb er an Immermann[100]), als er Denselben gleichfalls zu Beiträgen für die „Europe littéraire" aufforderte.

Natürlich waren Heine's Belehrungen über deutsche Literatur, wenn auch ursprünglich für ein französisches Journal geschrieben, doch nicht minder mit besonderer Rücksichtsnahme auf deutsche Leser abgefasst. Eine deutsche Übersetzung des ersten Artikels kam schon Ende März 1833 bei Heideloff & Campe in Paris heraus, und ein Brief an Heinrich Laube beweist, wie großen Werth der Verfasser diesem Aufsatze beimaß. „Es war nöthig," sagte er[101]), „nach Goethe's Tode dem deutschen Publikum eine literarische Abrechnung zu überschicken. Fängt jetzt eine neue Literatur an, so ist dies Büchlein auch zugleich ihr Programm, und ich, mehr als jeder Andere, musste wohl Dergleichen geben." Dem entsprechend heißt es in den Einleitungsworten seines Aufsatzes[102]): „Die Meisten glauben, mit dem Tode Goethe's beginne in Deutschland eine neue literarische Periode, mit ihm sei auch das alte Deutschland zu Grabe gegangen, die aristokratische Zeit der Literatur sei zu Ende, die demokratische beginne, oder, wie sich ein französischer Journalist jüngst ausdrückte, ‚der Geist der Einzelnen habe aufgehört, der Geist Aller habe angefangen.'" Wenn Heine dieser saint-simonistischen Charakteristik der literarischen Entwicklung auch nicht vollständig beipflichtet, so war doch gerade er es gewesen, der seit Jahren die Endschaft jener ‚Goethe'schen Kunstperiode' verkündet hatte, die, wie er ihr nicht mit Unrecht vorwarf, einen quietisierenden Einfluss auf die deutsche Jugend übte und einer politischen Regeneration unseres Vaterlandes bedenklich entgegenwirkte. Und auf die saint-simonistische Doktrin von der „Rehabilitation des Fleisches," auf eine Fortsetzung der socialen Revolution, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich begonnen

war, kommt zuletzt doch immer sein „Programm der neuen Literatur“ hinaus[103]): „Das Wissen, die Erkenntnis der Dinge durch die Vernunft, die Wissenschaft, giebt uns endlich die Genüsse, um die uns der Glaube, das katholische Christenthum, so lange geprellt hat; wir erkennen, dass die Menschen nicht bloß zu einer himmlischen, sondern auch zu einer irdischen Gleichheit berufen sind; die politische Brüderschaft, die uns von der Philosophie gepredigt wird, ist uns wohlthätiger als die rein geistige Brüderschaft, wozu uns das Christenthum verholfen; und das Wissen wird Wort, und das Wort wird That, und wir können noch bei Lebzeiten auf dieser Erde selig werden; — wenn wir dann noch obendrein der himmlischen Seligkeit, die uns das Christenthum so bestimmt verspricht, nach dem Tode theilhaftig werden, so soll uns Das sehr lieb sein.“

Eine weitere theoretische Begründung des neuen sensualistischen Evangeliums versuchte Heine in den Beiträgen „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland,“ welche er zuerst in der „Revue des deux mondes“ vom 1. März, 15. November und 15. December 1834 veröffentlichte, um sie dann seinem Buche „De l'Allemagne“ einzufügen, durch das er dem französischen Publikum eine tiefere Einsicht in das geistige Leben Deutschlands gewähren wollte, als sie aus dem unter A. W. von Schlegel's Einflüssen entstandenen, gleichnamigen Werke der Frau von Staël zu schöpfen war. Mit Recht bezeichnet er letzteres als ein Koteriebuch, das nur mit Vorsicht zu gebrauchen sei. „Wo sie ganz selbst ist,“ bemerkt er[104]), „wo die großfühlende Frau sich unmittelbar ausspricht mit ihrem ganzen strahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geistesraketen und brillanten Tollheiten, da ist ihr Buch gut und vortrefflich. Sobald sie aber fremden Einflüsterungen gehorcht, sobald sie einer Schule huldigt, deren Wesen ihr ganz fremd und unbegreifbar ist, sobald sie durch die Anpreisung dieser Schule gewisse ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer protestantischen Klarheit in direktem Widerspruche sind, da ist ihr Buch kläglich und ungenießbar. Dazu kommt noch, dass sie, außer den unbewussten, auch noch bewusste Parteilichkeiten ausübt, dass sie durch die Lobpreisung des geistigen Lebens, des Idealismus in Deutschland, eigentlich den damaligen Realismus der Franzosen, die materielle Herrlichkeit der Kaiserperiode, frondieren will. Ihr Buch ‚De l'Allemagne‘ gleicht in dieser Hinsicht der ‚Germania‘ des Tacitus, der vielleicht ebenfalls durch seine Apologie der Deutschen eine indirekte Satire gegen seine Landsleute schreiben

wollte.“ Derselbe Vorwurf parteilicher Einseitigkeit lässt sich aber in gleichem Maße gegen Heine's Darstellung der philosophischen Entwicklung in Deutschland erheben. Auch ihm war es minder um eine korrekte wissenschaftliche Berichterstattung, als vielmehr darum zu thun, der philosophischen Rüstkammer Waffen zum Kampfe wider die spiritualistische Weltanschauung zu entlehnen, den auf das Christenthum vererbten judäischen Deismus als einen von der Wissenschaft längst überwundenen Standpunkt zu charakterisieren, und für jene pantheistische Religion Propaganda zu machen, die er als den ursprünglichen Nationalglauben Europa's, vor Allem der germanischen Völker, und als das öffentliche Geheimnis in Deutschland bezeichnete. „Der Pantheismus,“ behauptete er[405]: „ist die Religion unserer größten Denker, unserer besten Künstler, und der Deismus ist dort längst in der Theorie gestürzt. Er erhält sich nur noch in der gedankenlosen Masse, ohne vernünftige Berechtigung, wie so manches Andere. In der That, wir sind dem Deismus entwachsen. Wir sind frei und wollen keines donnernden Tyrannen. Wir sind mündig und bedürfen keiner väterlichen Vorsorge. Auch sind wir keine Machwerke eines großen Mechanikus. Der Deismus ist eine Religion für Knechte, für Kinder, für Genfer, für Uhrmacher.“ In der Vorrede zur zweiten Auflage des zweiten „Salon“-Bandes, welcher die deutsche Version dieser religionsgeschichtlichen Arbeit enthielt, und in den „Geständnissen“ hat der Verfasser freilich nachmals auf seinem Krankenlager, als „seine Ansichten über göttliche Dinge sich bedenklich geändert“ hatten, eine Art Widerruf dieser Behauptungen veröffentlicht. „Es wäre mir lieb,“ sagt er dort[406], „wenn ich das Buch ganz ungedruckt lassen könnte. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, sobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, sobald es seiner Lippe entsprungen und gar durch die Presse vervielfältigt worden . . . Einem ehrlichen Manne bleibt jedoch unter allen Umständen das Recht, seinen Irrthum offen zu gestehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, dass Alles, was in diesem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, eben so falsch wie unbesonnen ist. Ebenso unbesonnen wie falsch ist die Behauptung, die ich der Schule nachsprach, dass der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet sei und sich nur noch in der Erscheinungswelt kümmerlich hinfriste. Nein, es ist nicht wahr, dass die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Dasein Gottes, wie wir dieselben seit Anselm von Canterbury

kennen, zernichtet hat, auch dem Dasein Gottes selber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt sein lebendigstes Leben, er ist nicht todt, und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getödtet." Zu diesem späteren Widerrufe war allerdings einiger Grund vorhanden; denn Heine hatte, wie oben schon angedeutet ward, in propagandistischem Eifer die Thatsachen der religiösen und philosophischen Entwicklung in Deutschland ziemlich tendenziös dargestellt und manche überdreiste Behauptung gewagt, die sich vor dem Forum wissenschaftlicher Objektivität schwer vertreten ließ.

Das Hauptverdienst seiner Arbeit war die unvergleichlich klare, allgemein verständliche Behandlungsart eines Stoffes, der bisher nur in dem Kauderwälsch einer gelehrten Terminologie erörtert zu werden pflegte. Heine plauderte, so zu sagen, das Schulgeheimnis der deutschen Philosophie auf öffentlichem Markte aus, er zeigte, dass es möglich sei, tiefsinnige Betrachtungen über die abstraktesten Begriffe in elegantestem Salon-Französisch wie in schönstgeschliffener deutscher Prosa anzustellen. Wie er in seinen Literaturberichten das Wesen der romantischen im Gegensatze zur klassischen Dichtung überaus klar definiert hatte, so macht er in seinen Aufsätzen über Religion und Philosophie einen seltsam populären Gebrauch von den Begriffen „Spiritualismus" und „Sensualismus," und führt auf den Gegenstreit dieser beiden alle religiösen Erscheinungen des modernen Lebens seit der Reformation zurück. Er bedient sich nämlich jener Worte nicht, wie die französischen Philosophen, zur Bezeichnung der entgegenstehenden Ansichten über die Natur unserer Erkenntnisse, sondern zur Unterscheidung zweier socialer Systeme, „wovon das eine, der Spiritualismus, auf dem Grundsatze basiert ist, dass man alle Ansprüche der Sinne verachten muss, um ausschließlich dem Geiste die Herrschaft zu gewähren, der, nach alleiniger Herrschaft strebend, die Materie zu zertreten, wenigstens zu fletrieren sucht; während das andere System, der Sensualismus, die Rechte des Fleisches wieder in Anspruch nimmt, welche man weder vernichten soll noch kann [407])." Die ganze christliche Welthistorie ist nach seiner Schilderung nur die Geschichte des erbitterten Kampfes zwischen diesen beiden Systemen. Das Christenthum hat die altpersischen und indisch-gnostischen Ideen von einem guten und bösen Principe, den Abfall der Menschen von Gott und ihre Errettung durch einen menschgewordenen Gott mit den deistischen Vorstellungen des Judenthumes verbunden. Als die Bedingung

des Erlöstwerdens predigte es die Abtödtung des Fleisches, rief dadurch den Zwiespalt zwischen Geist und Sinnlichkeit mit verstärkter Gewalt hervor, und unterhielt ihn auf künstliche Weise. Wie das Christenthum den Olymp zerstört hatte, so verdarb und verfälschte es auch, als ein fremdes Element sich einmischend, den altgermanischen, pantheistischen Naturglauben; an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte. Der Katholicismus war nur ein Waffenstillstand in dem Kampfe des Spiritualismus mit dem Sensualismus, ein Konkordat zwischen Gott und dem Teufel. Die Reformation, so dociert Heine weiter[108]), „der Kampf gegen den Katholicismus in Deutschland war Nichts anders als ein Krieg, den der Spiritualismus begann, als er einsah, daß er nur den Titel der Herrschaft führte und nur de jure herrschte, während der Sensualismus durch hergebrachten Unterschleif die wirkliche Herrschaft ausübte und de facto herrschte; — die Ablaßkrämer wurden fortgejagt, die hübschen Priesterkonkubinen wurden gegen kalte Eheweiber umgetauscht, die reizenden Madonnenbilder wurden zerbrochen, es entstand hie und da der sinnenfeindlichste Puritanismus . . . Aber Dieses gilt nur vom Anfang der Reformation; sobald der Spiritualismus in das alte Kirchengebäude Bresche geschossen, stürzte der Sensualismus hervor mit all seiner langverhaltenen Gluth, und Deutschland wurde der wilde Tummelplatz von Freiheitsrausch und Sinnenlust. Die unterdrückten Bauern hatten in der neuen Lehre geistliche Waffen gefunden, mit denen sie den Krieg gegen die Aristokratie führen konnten, die Lust zu einem solchen Kriege war schon seit anderhalb Jahrhundert vorhanden. Zu Münster lief der Sensualismus nackt durch die Straßen, in der Gestalt des Jan van Leyden, und legte sich mit seinen zwölf Weibern in jene große Bettstelle, welche noch heute auf dem dortigen Rathhause zu sehen ist. Die Klosterpforten öffneten sich überall, und Nonnen und Mönchlein stürzten sich in die Arme und schnäbelten sich. Ja, die äußere Geschichte jener Zeit besteht fast aus lauter sensualistischen Emeuten; wie wenig' Resultate davon geblieben, wie der Spiritualismus jene Tumultuanten wieder unterdrückte, wie er allmählich im Norden seine Herrschaft sicherte, aber durch einen Feind, den er im eigenen Busen erzogen, nämlich durch die Philosophie, zu Tode verwundet wurde, sehen wir später." Den Kampf gegen den Katholicismus in Frankreich während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts charakterisiert Heine hingegen[109]) als einen Krieg, „den der Sensualismus begann, als er sah, daß er de facto herrschte und dennoch jeder Akt seiner Herr-

schaft von dem Spiritualismus, der de jure zu herrschen behauptete, als illegitim verhöhnt und in der empfindlichsten Weise flетriert wurde. Statt dass man in Deutschland mit keuschem Ernst kämpfte, kämpfte man in Frankreich mit schlüpfrigem Spaße; und statt dass man dort eine theologische Disputation führte, dichtete man hier irgend eine lustige Satire." Nach Heine's Darstellung verschwand durch den Sieg des Protestantismus das indisch-gnostische Element aus der christlichen Religion, während das judäisch-deistische Element sich darin wieder machtvoll erhob[410]): „Es entsteht das evangelische Christenthum. Indem die nothwendigsten Ansprüche der Materie nicht bloß berücksichtigt, sondern auch legitimiert werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit. Der Priester wird Mensch, und nimmt ein Weib und zeugt Kinder, wie Gott es verlangt. Dagegen Gott selbst wird wieder ein himmlischer Hagestolz ohne Familie; die Legitimität seines Sohnes wird bestritten; die Heiligen werden abgedankt; den Engeln werden die Flügel beschnitten; die Mutter Gottes verliert alle ihre Ansprüche an die himmlische Krone, und es wird ihr untersagt, Wunder zu thun. Überhaupt von nun an, besonders seit die Naturwissenschaften so große Fortschritte machen, hören die Wunder auf." Andererseits betont Heine vor Allem die Thatsache, dass durch Luther's Erklärung, man müsse seine Lehre entweder durch die Bibel selbst oder durch vernünftige Gründe widerlegen, der menschlichen Vernunft nicht nur das Recht der Bibelauslegung eingeräumt, sondern sie, die Vernunft, zugleich als oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen anerkannt wurde[411]). „Dadurch entstand in Deutschland die sogenannte Geistesfreiheit, oder, wie man sie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht, und die Befugnisse der Vernunft wurden legitim. Jetzt, seit Luther, machte man keine scholastische Distinktion mehr zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit, und man disputierte auf öffentlichem Markt und in der deutschen Landessprache und ohne Scheu und Furcht. Die Fürsten, welche die Reformation annahmen, haben diese Denkfreiheit legitimisiert, und eine wichtige, weltwichtige Blüthe derselben ist die deutsche Philosophie." Im weiteren Verlauf seiner Entwicklungen sucht Heine nun den Nachweis zu liefern, wie diese Philosophie keineswegs eine mystische Träumerei war, sondern mit unerbittlicher Logik die jüdisch-deistische Weltanschauung des Protestantismus zerstörte, und in der Schelling'schen Naturphilosophie endlich zur Versöhnung des uralten Gegensatzes zwischen Geist und Materie gelangte, indem sie die

absolute Identität beider als das Gott-Welt-All begriff. Der (auf S. 217 erwähnte) Vergleich dieser unserer geistigen Revolution mit der materiellen Revolution in Frankreich seit Ende des vorigen Jahrhunderts wird zugleich näher ausgeführt, ja, am Schlusse des dritten Buches springt der vorher nur leise angedeutete Grundgedanke, dass Deutschland, nachdem es sich in den Angelegenheiten der Religion und der Philosophie so konsequent gezeigt, nun auch mit gleicher Konsequenz seine politisch-sociale Revolution machen werde, in leuchtender Klarheit hervor und erhebt sich zu den prophetischen Worten[112]: „Die deutsche Philosophie ist eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben sind, dass wir erst unsere Philosophie und hernach unsere Revolution ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodisches Volk, wie wir, musste mit der Reformation beginnen, konnte erst hierauf sich mit der Philosophie beschäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politischen Reformation übergehen. Diese Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philosophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revolution nachher zu beliebigen Zwecken abschlagen. Die Philosophie hätte aber nimmermehr die Köpfe gebrauchen können, die von der Revolution, wenn diese ihr vorherging, abgeschlagen worden wären. Lasst euch aber nicht bange sein, ihr deutschen Republikaner; die deutsche Revolution wird darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kant'sche Kritik, der Fichte'sche Transcendentalidealismus und gar die Naturphilosophie vorausging. Durch diese Doktrinen haben sich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorschein kommen, die auch in der Erscheinungswelt von keiner Pietät Etwas wissen wollen und erbarmungslos mit Schwert und Beil den Boden unseres europäischen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willens-Fanatismus weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen sind; denn sie leben im Geist, sie trotzen der Materie, gleich den ersten Christen, die man ebenfalls weder durch leibliche Qualen, noch durch leibliche Genüsse bezwingen konnte; ja, solche Transcendentalidealisten wären bei einer gesellschaftlichen Umwälzung sogar noch unbeugsamer als die ersten Christen, da Diese die irdische Marter ertrugen, um dadurch zur himmlischen

Seligkeit zu gelangen, der Transcendentalidealist aber die Marter selbst für eitel Schein hält und unerreichbar ist in der Verschanzung des eigenen Gedankens. Doch noch schrecklicher als Alles wären Naturphilosophen, die handelnd eingriffen in eine deutsche Revolution und sich mit dem Zerstörungswerk selbst identificieren würden. Denn wenn die Hand des Kantianers stark und sicher zuschlägt, weil sein Herz von keiner traditionellen Ehrfurcht bewegt wird; wenn der Fichteaner muthvoll jeder Gefahr trotzt, weil sie für ihn in der Realität gar nicht existiert: so wird der Naturphilosoph dadurch furchtbar sein, daß er mit den ursprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daß er die dämonischen Kräfte des altgermanischen Pantheismus beschwören kann, und daß alsdann in ihm jene Kampflust erwacht, die wir bei den alten Deutschen finden, und die nicht kämpft, um zu vernichten, noch um zu siegen, sondern bloß um zu kämpfen. Das Christenthum — und Das ist sein schönstes Verdienst — hat jene brutale germanische Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwuth, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gothischen Dome . . . Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker sich um Deutschland herumgruppieren, um die großen Kampfspiele zu betrachten. Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzosen, und mischt euch nicht in die Geschäfte, die wir zu Hause in Deutschland vollbringen. Es könnte euch schlecht bekommen. Hütet euch das Feuer anzufachen, hütet euch es zu löschen. Ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, den Rath eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphilosophen warnt. Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reiche der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiet des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher, und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört,

wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisst: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte."

In der deutschen Ausgabe dieses Werkes, die im Januar 1835 erschien und von Campe gegen den Willen des Verfassers wieder eigenmächtig zur Censur gegeben ward, tilgte der Rothstift des Censors nicht allein diese bedeutungsvolle Schlussstelle, sondern auch sämmtliche übrigen politischen Anspielungen. Heine war nicht wenig empört über solche Verstümmelung seines Buches, und erließ sofort einen Protest gegen dieselbe in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung"[413]). Die deutsche Schriftstellerei wurde ihm mehr und mehr verleidet, und er drohte sie ganz aufzugeben, wenn es nicht möglich sei, dem Publikum seine Gedanken in unverfälschter Gestalt mitzutheilen[414]). „Sonderbar!" hatte eine direkt gegen die Censur gerichtete, aber von dieser gleichfalls ausgemerzte Stelle seines Buches gelautet[415]). „Wir Deutschen sind das stärkste und das klügste Volk. Unsere Fürstengeschlechter sitzen auf allen Thronen Europas, unsere Rothschilde beherrschen alle Börsen der Welt, unsere Gelehrten regieren in allen Wissenschaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei; — und dennoch, wer bei uns eine Pistole losschießt, bezahlt drei Thaler Strafe, und wenn wir in den ‚Hamburger Korrespondent' setzen wollen: ‚Meine liebe Gattin ist in Wochen gekommen mit einem Töchterlein, schön wie die Freiheit!' dann greift der Herr Doktor Hoffmann zu seinem Rothstift und streicht uns ‚die Freiheit.' Wird Dieses noch lange geschehen können? Ich weiß nicht. Aber ich weiß, die Frage der Pressfreiheit, die jetzt in Deutschland so heftig diskutiert wird, knüpft sich bedeutungsvoll an die obigen Betrachtungen, und ich glaube, ihre Lösung ist nicht schwer, wenn man bedenkt, dass die Pressfreiheit nichts Anderes ist als die Konsequenz der Denkfreiheit und folglich ein protestantisches Recht. Für Rechte dieser Art hat der Deutsche schon sein bestes Blut gegeben, und er dürfte wohl dahin gebracht werden, noch einmal in die Schranken zu treten." Besonders widerwärtig fühlte sich Heine durch den Umstand berührt, dass die patriotische Bedeutung seines Buches durch die vorgenommenen Austilgungen völlig verdeckt worden

und fast nur noch die theologische Polemik zurückgeblieben war[116]): „Hier fehlte ein Beiwort, dort ein Zwischensatz, ganze Stellen waren ausgelassen, ohne Rücksicht auf die Übergänge, so dass nicht bloß der Sinn, sondern manchmal die Gesinnung selbst verschwand. Viel mehr die Furcht Cäsar's, als die Furcht Gottes, leitete die Hand bei diesen Verstümmelungen, und während sie alles politisch Verfängliche ängstlich ausmerzte, verschonte sie selbst das Bedenklichste, das auf Religion Bezug hatte. So ging die eigentliche Tendenz dieses Buches, welche eine patriotisch-demokratische war, verloren, und unheimlich starrte mir daraus ein ganz fremder Geist entgegen, welcher an scholastisch-theologische Klopffechtereien erinnert, und meinem humanistisch-toleranten Naturell tief zuwider ist." Den Gegnern des Dichters war durch solche Misshandlung seiner Werke von Seiten der Censur vollauf Gelegenheit zur Verdächtigung seiner patriotischen Gesinnung geboten; denn jede Kundgabe seiner politischen Ansichten war ihm während einer langen Periode in Deutschland fast unmöglich gemacht, und die französischen Ausgaben seiner Schriften, in denen er sich ungehindert aussprechen konnte, hätten dort immer nur einen beschränkten Leserkreis gefunden, auch wenn ihre Anschaffung nicht, wie in Preußen, durch Debitverbote erschwert worden wäre. Die nach Heine's Tode veröffentlichte Gesammtausgabe seiner Werke, in welcher die meisten Censurlücken durch Vergleichung der Originalmanuskripte und der französischen Ausgaben ergänzt, und sämmtliche Abweichungen der letzteren in den Textnoten aufgeführt sind, widerlegt die irrige Meinung, als hätte der Verfasser, wie ihm eine deutschthümelnde Kritik so oftmals zum Vorwurfe gemacht, in seinem Buche „De l'Allemagne" und späteren Schriften den Franzosen unwürdig geschmeichelt und die Herrlichkeit des deutschen Geistes auf Kosten des Auslandes herabgesetzt. Wir denken mit Wienbarg[117]), dass der Eindruck, den diese Revue der religiösen und philosophischen Streitkräfte Deutschlands auf die Franzosen machen musste, eher demüthigend als erhebend für ihre Nationaleitelkeit war. Die Art und Weise, wie er sich über „die providentielle Unwissenheit des großen Eklektikers Victor Cousin" lustig macht, welcher von der deutschen Philosophie, die er in Frankreich lehren wollte, nicht das Mindeste verstanden[118]), vor Allem aber die derbe Warnung an die Franzosen, sich, was auch immer in Deutschland vorgehen möge, vor jeder Einmischung in unsere Angelegenheiten zu hüten, sind wohl Alles eher, als eine Verleugnung der patriotischen Gesinnung oder ein Verrath des deutschen Geistes an das Ausland.

Heine musste sich freilich, so gut wie Börne, daran gewöhnen, seinen Spott über die Gebrechen der heimischen Zustände von böswilligen Gegnern als eine Schmähung der deutschen Nation ausgelegt zu sehen, und bitter genug klagt er häufig über solche perfide Interpretation[119]: „Äußerte ich mich in meinem Unmuth über das alte, officielle Deutschland, das verschimmelte Philisterland, so wusste man Das, was ich sagte, so darzustellen, als sei hier die Rede von dem wirklichen Deutschland, dem großen, geheimnisvollen, so zu sagen anonymen Deutschland des deutschen Volkes, des schlafenden Souveränen, mit dessen Scepter und Krone die Meerkatzen spielen." Dies schlummernde Deutschland der Zukunft zu wecken, war ja der sehnsüchtige Traum seines ganzen Lebens und die Triebfeder seiner ganzen politischen Schriftstellerei. Ungeduldig ruft er einmal aus[120]: „Vermag der Geist der Revolution etwa nicht durch die Vernunft das deutsche Volk aufzurütteln? ist es vielleicht die Aufgabe der Thorheit, dies große Werk zu vollenden? Wenn ihm das Blut einmal siedend zu Kopfe steigt, wenn es sein Herz wieder schlagen fühlt, wird das Volk nicht mehr auf den frommen Singsang bairischer Scheinheiligen, noch auf das mystische Geschwätz schwäbischer Fasler hören; sein Ohr wird nur noch die laute Stimme des Mannes vernehmen. Wer ist dieser Mann? Es ist der Mann, den das deutsche Volk erwartet, der Mann, welcher ihm endlich das Leben und das Glück verschaffen wird, das Glück und das Leben, nach denen es so lange in seinen Träumen geschmachtet. Was zögerst du noch, du, den die Greise mit so brennender Sehnsucht verkündet haben, du, den die Jugend so ungeduldig erwartet, du, der als Scepter den Zauberstab der Freiheit und die kreuzlose Kaiserkrone trägt?" — Wenn es über Heine's patriotische Gesinnungen zu urtheilen gilt, so dürfen wir vor Allem nicht vergessen, daß er von seinem demokratisch-kosmopolitischen Standpunkte unmöglich eine Sympathie für jenen christlich-germanischen Patriotismus hegen konnte, der sich nach den Befreiungskriegen in Anlehnung an die mittelalterlich reaktionären Tendenzen der romantischen Schule entwickelt hatte. Über diesen falschen und engherzigen Patriotismus, der zuletzt in den einseitigsten Franzosenhaß ausartete, spottet er bei jeder Gelegenheit und will Nichts mit demselben zu schaffen haben. Wusste er doch nur zu wohl, daß diese „Pharisäer der Nationalität," die ihren Patriotismus so prunkend zur Schau trugen, Hand in Hand mit den Antipathien der Regierungen wider jeden politischen Fortschritt gingen, und die unversöhnlichsten Feinde jenes humanistischen Welt-

bürgerthumes waren, dessen Förderung er als seine wichtigste Aufgabe betrachtete. Er antwortet ihren verdächtigenden Anschuldigungen mehr als einmal mit satirischen Geißelhieben, am schärfsten aber in folgender Stelle der Vorrede zum „Wintermärchen“[121]): „Wir sind im Herzen gewappnet gegen das Mißfallen dieser heldenmüthigen Lakaien in schwarz-roth-goldner Livree. Ich höre schon ihre Bierstimmen: ‚Du lästerst sogar unsere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzosen, denen du den freien Rhein abtreten willst!‘ Beruhigt euch. Ich werde eure Farben achten und ehren, wenn sie es verdienen, wenn sie nicht mehr eine müßige oder knechtische Spielerei sind. Pflanzt die schwarz-roth-goldne Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschenthums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland eben so sehr wie ihr. Wegen dieser Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exile verlebt, und wegen eben dieser Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen oder eine schiefmäulige Dulbergrimasse zu schneiden. Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie gut und vernünftig sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als daß ich wünschen sollte, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum Besten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde, weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheins noch weit freierer Sohn, an seinem Ufer stand meine Wiege, und ich sehe gar nicht ein, warum der Rhein irgend einem Andern gehören soll, als den Landeskindern. Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem deutschen Reiche nicht so leicht einverleiben, wie ihr es thut, denn die Leute in jenen Landen hängen fest an Frankreich wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgesetze und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe sehr angenehm sind, aber dem Magen der großen Menge dennoch Vieles zu wünschen übrig lassen. Indessen, die Elsasser und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir Das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir Diese überflügeln in der That, wie wir es schon gethan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Fol-

gerungen desselben emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger — Ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus."

Im Frühjahr 1835 erschien Heine's Buch „De l'Allemagne," welchem er, außer den in der „Europe littéraire" und der „Revue des deux mondes" veröffentlichten Aufsätzen über deutsche Literatur, Religion und Philosophie, auch noch jene Mittheilungen über deutsche Volkssagen anfügte, die unter dem Titel: „Elementargeister" die zweite Hälfte des dritten „Salon"-Bandes füllen. Schon im vorhergehenden Sommer gab er bei demselben Verleger, Eugène Renduel, welcher auch die Übersetzung seiner „Französischen Zustände" gedruckt hatte, eine vollständige französische Version der „Reisebilder" heraus. Die Aufnahme war eine zwar günstige, aber doch keineswegs eine so durchschlagende, wie der Dichter gehofft hatte. Die einflussreichsten Kritiker damaliger Zeit bemühten sich redlich, die proteusartige Gestalt des Heine'schen Genius in den phantastischen Windungen und Wendungen seiner Werke zu erfassen, und dem französischen Publikum das eigenthümliche Wesen seiner Poesie zu erklären. Aber Jahrzehnte sollten vergehen, bevor ein tieferes Verständnis derselben in Frankreich sich Bahn brach. Gutzkow deutet die Ursache des anfänglich geringen Erfolges der Heine'schen Schriften in französischem Gewande zum Theil richtig an. „Heinrich Heine," sagt er[122]), „hat in der That daran gedacht, sich neben Voltaire und Rabelais stellen zu wollen. Er spekulierte auf französische Lorberen, auf einen Ruhm, der, wenn man ihn einmal hat, nicht täglich wieder angetastet wird, wie in Deutschland; Heine spekulierte auf die Akademie und das Pantheon. Aber diese durch Dragomane vermittelte Unterhandlung misslang, denn Heine besaß den schönen Stolz, sich Frankreich gegenüber nicht zu verleugnen, sondern in seiner ganzen Deutschheit, seiner Blässe, seiner Melancholie und den kleinen Gehässigkeiten, welche die deutschen Schriftsteller dieser Zeit charakterisieren, als

Dichter des Mondes und der Tanne in die Salons der jungen französischen Literatur zu treten. Aber die ganze französische Kritik, Saint-Beuve, Philarète Chasles, Gustave Planche, Loeve-Veimars mit ihren Feuilletons mögen kommen — nie werden sie begreifen können, was es heißt, wenn Heine lächelt. Dieses deutsche Heine'sche Lächeln, diese Mischung von Nachtigallengesang, harziger Waldluft, von versteckter Satire auf ganz versteckte Menschen, diese Mischung von Skandal, Sentimentalität und Weltgeschichte, Wer verstünde Das in Frankreich, Wer kennt dort das Göttinger Hôtel de Brühbach, die Hamburgische Gasbeleuchtung, den Berliner Jungfernkranz, die transcendentale Philosophie, die deutsche Kritik und die Judengassen, Alles, was man wissen muß, um Heine zu verstehen? Auch haben ihn die Franzosen gänzlich missverstanden, und Niemand mehr, als der ihm von Allen noch am verwandtesten war, Jules Janin. Denn nachdem er in seiner Beurtheilung der ‚Reisebilder‘ Alles gelobt hatte, die Phantasien von Neuberghausen, Gumpelino, die schönen Naturbeschreibungen und die kleinen vorübergehenden Romane, und von Nichts gesprochen hatte, als von Sterne und wieder von Sterne, bleibt ihm plötzlich sein Lob im Munde stecken, wo er auf Heine's Satire kommt. Wozu, fragt der fremde Feuilletonist, wozu aber unter all' diesen Rosen der satirische Stachel, ja, die Pechfackel der Revolution? Wozu bei so viel Grazie so viel Gift? Wozu der Ärger über deutsche Perücken? Wozu unter all' den sylphenhaften Scherzen die Misère der Politik, unter Veilchen und Liebe der ‚Moniteur?‘“ Dieselbe gründliche Verkennung des Wesens und der tieferen Bedeutung des Heine'schen Humors begegnet uns in den wohlgemeinten Auslassungen aller übrigen Koryphäen der damaligen französischen Kritik. Überall die gleiche Verwechselung des Humors, den sie als eine berechtigte Weltanschauung nicht zu fassen im Stande sind, mit der galligen Satire eines Voltaire und Rabelais! So schließt denn fast jede dieser feuilletonistischen Recensionen mit einer Mahnung an den Dichter, in seinen künftigen Schöpfungen sich ausschließlich den heiteren Spielen der Phantasie hinzugeben, aber ums Himmelswillen sich nicht wie ein ernsthafter Weltverbesserer mit den großen Fragen der Zeit, mit Religion und Politik, zu befassen. „Bleibe stets in deinem farbigen Wolkenhimmel, guter Heine!“ ruft Philarète Chasles ihm zu[423]); „fahre fort, der launische Maler einer launischen Zeit zu sein, das zweideutige Symbol einer Zeit, wo alles Ernste seine frivole Seite hat, und wo jede Frivolität sich in tiefsinnigen

Ernst kleidet. Vor Allem aber baue kein System, schüre keine Revolution an; lass Deinen Hippogryphen nicht im Schlamm der Parteien waten, lass ihn seine bunten Schwingen entfalten und seinen Schuppenpanzer im Sonnenlicht glänzen! Einem originellen Geiste, wie dir, steht es nicht an, den kleinen Philosophen, die von Voltaire's Brosamen gelebt, die Schleppe zu tragen; wenn solche Rolle für Deutschland neu ist, für Frankreich ist sie längst aus der Mode. Ich weiß keinen Kopf, der weniger zur Dienstbarkeit geschaffen wäre, als der deine, und der Bedientenrock, was für einer es auch sei, wird dir immer schlecht sitzen. Nein! folge der Laune, deiner närrischen Königin, folge ihr blindlings, sie ist deine hohe Gebieterin: sie führt dich in Tiefen, wohin die Ästhetik im Doktorhut, wohin politischer Ehrgeiz und Aufreizung der Volksleidenschaften dich niemals führen. Du wolltest der Sklave eines fremden Gedankens sein? Du wolltest verleugnen, was ein Holbach verleugnet hat? Bleibe, der du in deinen Reisebildern bist, die keine Tableaux de voyage sind, sondern das merkwürdige Porträt Heinrich Heine's; bleibe der Geist, der nirgends zu fassen ist, Kind und Philosoph, reif an Jahren und reich an Thränen, voll heiterer Anmuth und schwermüthiger Trauer, ungerecht, neckisch, aufbrausend-heftig, schwärmerisch-weich, voll Lug und voll Wahrheit! Begnüge dich mit deinem unbeständigen Ruhme, der dem farbig glänzenden Strichregen eines Apriltages gleicht, und glaube mir, du hast in der großen Geisterlotterie nicht das schlimmste Loos gezogen." — Den geist- und verständnisvollsten Artikel über die französische Ausgabe der „Reisebilder" schrieb Theophile Gautier; wir lassen die Schlussbemerkungen hier folgen[124]): „Heine's Talent ist von erstaunlicher Elasticität, und verfällt mit Leichtigkeit aus einem Ton in den andern; seine Manier ist abspringend, und das Thema dient ihm meist nur als Vorwand. Sterne hat dies anscheinend leichteste, in Wirklichkeit aber schwierigste Verfahren schon angewandt, aufs Gerathewohl zu schreiben und das Übrige der Vorsehung zu überlassen. Einige Kritiker haben seine ‚Sentimentale Reise' und seinen ‚Tristram Shandy' mit den ‚Reisebildern' verglichen und bei dem deutschen Dichter eine geflissentliche Nachahmung des englischen Schriftstellers herausfinden wollen. Ich glaube, die Lust an Parallelen hat sie zu weit geführt. Sterne ist geistreich, lieblich, von einer nervösen, fast krankhaften Empfindsamkeit, voll Humor und Jovialität; er hat eine feine Spürnase und eine treffliche Beobachtungsgabe. Auch ist er, trotz all' seiner närrischen

Einfälle, ein sehr verständiger Mann, und es war eine Koketterie von ihm, daß er sich den Namen eines Spaßmachers des Königs von Dänemark, den Namen des armen Yorick, beilegte. Aber ein einziger Umstand genügt, den tiefsten und gründlichsten Unterschied zwischen Heinrich Heine und ihm festzustellen: Heinrich Heine ist ein Dichter, Sterne nicht. Heine ist ein Kolorist; Sterne ist vielmehr ein Zeichner, und die Scenen, welche er darstellt, machen eher den Eindruck eines vorzüglichen englischen Kupferstichs, als eines farbigen Bildes. Bei Heinrich Heine schadet der Witz nicht der Poesie, er hat in ihr selbst seinen Ursprung; der Humor erstickt nicht die lyrische Empfindung. Rabelais thut Goethe keinen Abbruch. Gemeiniglich tödtet der Witz die Poesie, denn seine Natur ist wesentlich negativ, und Voltaire, der geistreichste Mensch, der jemals gelebt, vermochte keine leidliche Ode zu Stande zu bringen. Der Witz Heine's klammert sich oft an die Außenseite der Dinge und Worte; wenn man den Ausdruck gestatten will, möchte ich sagen: er ist ein materieller Witz. Das kommt von den pantheistischen Doktrinen, welche bewirken, dass eine Eidechse und ein Professor der Rechtsgelahrtheit in seinen Augen gleich wichtig sind, und ihm gleich würdig erscheinen, geschildert und mit Späßen bedacht zu werden. Seine Einfälle sind malerisch, was sich witzigen Einfällen für gewöhnlich nicht nachrühmen lässt; und seine Sarkasmen tragen Brokatgewänder, die rings mit goldenen Perlen und Schellchen besetzt sind, wie bei dem Hofnarren eines mächtigen Kaisers im Mittelalter. Schneidet die Schellen ab, und das Gewand könnte dem Meister Apollo selbst als Galakleid dienen."

Wir werden sehen, wie die Anerkennung des deutschen Dichters bei dem französischen Volke und das richtigere Verständnis seiner Schriften bei der französischen Kritik mit den Jahren in rasch aufsteigender Progression zunahm. Die damalige Prophezeiung von Philarète Chasles, dass der Einfluss Heine's 1850 noch wirksamer sein werde als 1830, wenn sich Deutschland einmal französischer und Frankreich deutscher gefärbt habe, sollte wenigstens für Frankreich in Erfüllung gehen. Einstweilen musste sich Heine den zweifelhaften Ruf gefallen lassen, dass er „der witzigste Franzose seit Voltaire" sei, — „un génie presque français", wie ein anderer Feuilletonist sagte, dem Heine's Freund O. L. B. Wolff dafür die derbe Zurechtweisung gab [425]: „Pardon, c'est un génie allemand, qui a le talent d'être aussi un génie français, quand cela lui plaît."

Fünftes Kapitel.

Das junge Deutschland.

Der Entwicklungsproceß, welchen die deutsche Literatur seit dem Auftreten Heinrich Heine's und unter seinem tonangebenden Einflusse durchgemacht, hatte ihr, im Vergleich zu der jüngst vorhergegangenen Periode, allmählich ein ganz verändertes Gepräge aufgedrückt. Während die neuklassische Kunstpoesie aus dem befriedigungslosen Leben der Gegenwart in die ideale Schönheitswelt hellenischer Vorzeit geflüchtet war; während die Romantik, nach den Orgien einer abenteuerlich ausschweifenden Phantasie, der alles Wirkliche als Traum erschien, damit geendigt hatte, dem haltlos umher taumelnden Menschengeschlechte die Feudalhierarchie des Mittelalters als festen Stützpunkt wieder aufzudrängen, betrat Heinrich Heine eine ganz neue Bahn, indem er, beide Richtungen gleichmäßig befehdend, jede Flucht aus der Gegenwart, jede Zurückstimmung ihrer Interessen auf den Kunst- oder Kulturgehalt eines früheren Zeitalters, als verderblich bezeichnete, und den steril gewordenen Acker der Literatur mit den Gährungsstoffen des modernen Lebens befruchtete. Er leugnete keineswegs den schneidenden Widerspruch zwischen den idealistischen Träumen des Dichtergemüthes und der kunstfeindlichen Roheit des wirklichen Lebens, er hob im Gegentheil diesen Widerspruch mit grellster Schärfe hervor; aber ihn leitete das richtige Gefühl, daß die Versöhnung der feindlichen Gegensätze nicht in der Rückkehr zu einer überwundenen Phase der Menschheitsentwicklung, sondern in dem kühnen Fortschreiten zu einer besseren Gestaltung aller Staats- und

Gesellschaftsverhältnisse zu suchen sei. In gewissem Sinne knüpfte er an die Richtung wieder an, welche Goethe und Schiller in ihren Jugendwerken, im „Werther", in den „Räubern", in „Kabale und Liebe", eingeschlagen, aber bald wieder verlassen hatten: er enthüllte mit schonungsloser Hand die Wunden der Gegenwart, und wenn es ihm nicht, wie jenen Meistern gelang, das Resultat seiner Beobachtung in den Rahmen eines geschlossenen Kunstwerks zu fügen, so erreichte er doch nicht minder die beabsichtigte Wirkung, indem er seinen Zeitgenossen den bizarr geschliffenen Hohlspiegel seines Humors vorhielt, und im Brennpunkt desselben alle Thorheiten und Sünden des Jahrhunderts wie morschen Zunder zu Asche zerschmolz. Dabei lässt sich in seiner schriftstellerischen Laufbahn ein mit innerer Nothwendigkeit fortschreitender, mehr und mehr sich vertiefender Entwicklungsgang erkennen. Die Lieder und Dramen der Jugendzeit sprechen mit schwermuthsvoller Verzweiflung das Gefühl der Weltdisharmonie aus, welches die Brust des Dichters belastet, und, durch persönliches Leid genährt, ihm jede Lebensfreude vergiftet, jeden hoffnungsmuthigen Ausblick in die Zukunft unmöglich macht, ja, das ganze Weltall gleichsam mit schwarzen Trauerflören umhüllt. Schon in den „Reisebildern" weicht diese schwüle, gedrückte, weltschmerzliche Stimmung einem spottlustigen Lachen; die rohe Wirklichkeit, die dem allzu weichen Gemüthe früher als eine unüberwindliche, mit der vis inertiae ausgerüstete Macht erschien, beginnt unter den Pritschenschlägen des Humors aufstöhnend zu tanzen und einen wunden Fleck nach dem andern zu offenbaren. Als nun die Julirevolution in drei Tagen einen Thron zerbricht und ein Volk befreit, entflammt eine freudige Begeisterung die Seele des Dichters, seine Zuversicht bestärkt sich, dass aus den Wehen der Gegenwart eine schönere Zukunft erblühen werde, die muthwillige Harlekinspritsche verwandelt sich in den ernsthaften Stoßdegen des Fechters in der politischen Arena, und der Kampf um politische Freiheit erweitert sich bald zu dem revolutionären Verlangen eines Umsturzes der ganzen alten Gesellschaft, um auf besserem Fundamente den Neubau der politischen, socialen und ethischen Weltordnung zu errichten.

Der Vorgang Heine's rief in den zunächst der Julirevolution folgenden Jahren eine große Zahl talentvoller Schriftsteller zu ähnlichen Hoffnungen und Bestrebungen auf. Die stagnierenden Gewässer der Literatur wurden plötzlich, wie durch einen mächtigen Sturmwind, bis zum Grunde aufgewühlt und in wilde Bewegung gesetzt. Mit allem Ungestüm eines

kecken Jugendmuthes lehnten sich die Autoren, welche an die Spitze dieser Bewegungsliteratur traten, gegen die überlebte Weltanschauung der Vergangenheit auf, und verkündeten prophetisch das Anbrechen eines neuen Zeitalters. Nicht als ob zwischen ihnen Allen ein bewusst einheitliches Streben bestanden hätte — im Gegentheil feindeten sie sich zum Theil sogar öffentlich unter einander an, — dennoch aber beruhte ihre schriftstellerische Thätigkeit auf einer gemeinsamen Basis, und sie verfolgten in der Hauptsache dasselbe Ziel, welches sich auch Heinrich Heine vorgesetzt, dessen originell humoristischen Stil und dreist zugreifende Behandlungsart moderner Stoffe sich Alle zum Muster nahmen. Als erste Eigenthümlichkeit finden wir in den Schriften all' dieser Männer ein entschieden feindseliges Verhalten gegen das Christenthum. „Der einstmalige unbewusste Einklang zwischen Mensch und Natur, zwischen Mensch und Menschen ist verloren gegangen; der letzte großartige Versuch zur Wiederherstellung dieses Einklanges war das Christenthum, und auch dies hat seine Mission nicht vollbracht." So lautete die geheime Klage, welche Heinrich Heine und die Saint-Simonisten, wie ihre geistesverwandten Jünger in Deutschland, auf jedem kummerblassen Antlitz lasen, aus dem zornblitzenden Auge jedes Unterdrückten erkannten, der mit nutzloser Mühe wider die fesselnden Staats- und Gesellschaftsinstitutionen anrang, welche von Kanzel und Katheder herab als so vortrefflich gepriesen wurden. Auch das Christenthum, sagte man sich, ist nicht im Stande gewesen, die ganze Menschheit oder selbst nur die Mehrzahl der Erdbewohner zu beglücken. Jene alte Lehre von der Unvollkommenheit alles Irdischen und Menschlichen genügte nicht mehr; Armuth und Hunger nahmen überhand, und ließen sich mit Bibelworten nicht stillen. Auf der Stirn der Menschheit schien plötzlich das Fragezeichen zu flammen: ob nicht über das Christenthum hinaus eine Weltversöhnung zu finden sei? Man versuchte die Lösung dieser Frage zunächst nicht, indem man alle Religion barsch über den Haufen warf, sondern durch das Aufstellen einer neuen Gesellschaftsreligion, deren Göttin die Freiheit war. Rahel und Bettina hatten von einer solchen Religion geträumt, die Saint-Simonisten hatten dieselbe in bestimmten Worten zu formulieren gesucht. In Deutschland verfolgte auf diesem Gebiete jeder der jungen Bewegungsschriftsteller ziemlich selbständig seinen eigenen Weg, je nachdem ihm sein besonderes Ideal der Freiheit vor Augen stand; aber darin kamen wieder Alle überein, dass ihnen weniger an dem Verhalten des Menschen zu Gott, als an dem

Verhältnis des Menschen zum Menschen gelegen war. Um so leichter erklärt es sich, dass sie sich sämmtlich mit Eifer zu pantheistischen Grundsätzen bekannten und mit verwegenem Übermuth die Religionsansichten der Vergangenheit verhöhnten. Wie der Pantheismus durch sein Negieren eines speciell und vorbedacht die Menschengeschicke lenkenden Himmelsherrn das einzelne Individuum mit dem Freibriefe bewusster Selbstbestimmung versah, so führte er auf der anderen Seite eben dies Individuum auf einen harmonischen Zusammenhang mit dem Weltganzen und der Menschheit zurück. Aber dies Band erweiterte sich von den beschränkten Grenzpfählen der Nationalität über die Bewohner des ganzen Erdballs, und naturgemäß entsprang dieser Anschauung der Gedanke einer Weltverbrüderung und Weltliteratur.

Bei ihrem Kampfe gegen die einseitig spiritualistischen Elemente des Christenthums kam diesen Männern ihre Vertrautheit mit den jüngsten Entwicklungsstufen der deutschen Philosophie trefflich zu Statten. Wie Heine, so hatten auch Gutzkow und Mundt in der Schule Hegel's den Sinn für eine großartige Auffassung des weltgeschichtlichen Entwicklungsprocesses gewonnen und sich eine glänzende, oftmals fast sophistische Dialektik zu eigen gemacht. Jugendlicher Ungestüm verleitete sie jedoch nur zu häufig, ihre Lehren und Einfälle in einer rücksichtslos schroffen Form auszusprechen, die gerechten Anstoß erregen musste. Besonders gilt Dies von der Art und Weise, wie die Polemik für die verrufene „Rehabilitation des Fleisches" von ihnen geführt ward.

Am unbändigsten stürmte Heinrich Laube in seinen Romanen, Reisenovellen und Journalkritiken auf den Pfaden der Bewegungsliteratur einher. Sein erstes schriftstellerisches Auftreten hatte einen studentisch kecken Anstrich; trunken vom Feuerwein der modernen Ideen, predigte er den Philistern mit renommistischen Kraftphrasen den Untergang der alten Zeit und Sitte, vor Allem aber der alten langweiligen Ehe, die der Tod des göttlichen Liebesrausches und Lebensgenusses sei. Seine Romane „Das neue Jahrhundert" und „Das junge Europa" trugen in ihrem Titel schon das bezeichnende Aushängeschild ihres Inhalts, den scharf herausgekehrten Gegensatz zur Vergangenheit. Die Helden des letztgenannten Werkes sind sieben begabte Jünglinge, die, von den Ideen der Neuzeit erfasst, diese in der Praxis auszuleben versuchen. Sie stürzen sich mit leidenschaftlicher Hast in die demagogischen Umtriebe der Burschenschaft, in die Reihen der

polnischen Insurgenten, in einen aufregenden Taumel geistiger und physischer Genüsse, wobei Liebesabenteuer à la Casanova die Hauptrolle spielen. Das wollüstige Schwelgen in der Beschreibung körperlicher Schönheit, der faunische Bocksgeschmack, welcher jede Frauengestalt nur aus dem Gesichtspunkte sinnlichen Genusses betrachtet, und die jedes ethische Gesetz missachtende Don-Juanerie machen von vornherein den unangenehmen Eindruck tendenziöser Übertreibung; die modernen Ideen sind so unvernünftig auf die Spitze gestellt, dass sie sich, wider Willen des Verfassers, selbst karikieren, und dass ein Umschlag ins Gegentheil, in eine pessimistische Verzweiflung, wie er sich an dem Verfasser selbst noch vor der Beendigung seines Romanes vollzog, auch bei den Gestalten seiner Phantasie ganz natürlich erfolgen musste. Eben so unselbständig anempfindend, wie Laube in diesen Jugendromanen den Inhalt der neuen Weltanschauung in sich aufnahm, eben so sklavisch ahmte er hier und in den „Reisenovellen" den Stil und die aphoristische Manier Heinrich Heine's nach, — ein um so geschmackloserer Einfall, da seinem nüchtern verständigen Naturell jener lyrische Schwung vollständig abging, welcher der poetischen Prosa seines Vorbildes ihren unnachahmlichen Zauber verleiht. Eine gediegenere Thätigkeit entfaltete Laube als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt," deren Leitung er zuerst im Anfang des Jahres 1833, und zum zweiten Mal in den vierziger Jahren übernahm, nachdem er inzwischen eine Zeitlang die Braunschweiger „Mitternachtzeitung", Müllner'schen Angedenkens, redigiert hatte. Die junge Literatur schien sich das Wort Heine's: „Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsre Festungen" zum Motto gewählt zu haben, und Laube vertheidigte mannhaft seine Position, bis das Unwetter wiederholter gerichtlicher Verfolgungen seinen frischen Jugendmuth zerbrach, und ihn zu einem nicht allzu rühmlichen Friedensschlusse mit der einst so übermüthig bekämpften Macht des Bestehenden trieb.

Ungleich tiefer und innerlicher, als Heinrich Laube, war Ludolf Wienbarg von der Bewegung der Geister ergriffen, die eine Erneuerung der alten Gesellschaft erstrebte. Er hatte sich im Frühjahr 1833 an der Kieler Universität als Privatdocent habilitiert, und gedachte auf diesem vorgeschobenen Posten deutscher Geisteskultur seinen Enthusiasmus für die modernen Ideen in die Herzen der akademischen Jugend zu pflanzen. Aber das Docieren ward ihm untersagt, nachdem er einen einzigen Sommer lang Vorlesungen über Ästhetik gehalten. Er gab dieselben im folgenden Jahre

bei Hoffmann und Campe unter dem Titel: „Ästhetische Feldzüge" heraus, und begleitete sie mit einer Widmung an „das junge Deutschland," das er mit diesem Namen über die Taufe hob. Der Grundgedanke seiner akademischen Reden war die Forderung einer Wiedergeburt der Poesie durch das humanistisch umzubildende Leben der Gegenwart. Der Begriff der Ästhetik selbst wurde in origineller Weise erhöht und erweitert. Sie sollte, nach Wienbarg's Definition, diejenige Wissenschaft sein, „welche, unter Voraussetzung eines rechten und tüchtigen Lebens, die Schönheit der Bildungen in Leben und Kunst aufweist und erläutert." Das Verfahren der Romantiker wurde hier gleichsam umgekehrt. Weil Diese den Widerspruch zwischen ihren künstlerischen Idealen und dem wirklichen Leben nicht zu versöhnen wussten, negierten sie die Wirklichkeit oder wollten dieselbe nach dem Muster einer Vergangenheit ummodeln, wo Kunst und Leben harmonisch mit einander in Einklang waren; Wienbarg dagegen protestiert wider jede Flucht aus der Gegenwart in ein geträumtes Luftreich der Phantasie oder in die Geisteskenchtschaft mittelalterlicher Restaurationen, er spricht unserer Zeit die Möglichkeit ab, ein echtes Kunstwerk zu erschaffen, weil es ihr noch „an einem gemeinsamen Mittelpunkte der Bildung, an Äußerungen des gemeinsamen Lebens fehlt," und es ist auf seinem Standpunkte ganz konsequent, daß er nur die Einleitung zu einer künftigen Ästhetik geben zu können erklärt, da das ganze Leben der Gegenwart ihn schönheitslos, unpoetisch und in todter, unfruchtbarer Gelehrsamkeit erstarrt dünkt. „Es ist wahr," sagt er, „wir reißen uns allmählich aus der Umarmung des starr gewordenen Lebens los, wir fühlen uns mit Geist und Sinnen in eine neue Strömung versetzt, die uns unaufhaltsam mit sich fortreißt, wir sehen neue Sterne vor unserm Blick aufgehen, aber wissen wir auch, welchen Ufern die Welle uns zutreibt? Prophetisch ist jede Zeile, die gedruckt, jedes Wort, das gesprochen, jede That, die vollführt wird, aber messianisch keine." Erst von der Verwirklichung der Ideale der Zukunft erwartet er die Wiederherstellung der Einheit zwischen Kunst und Leben, erst die „schöne That" wird unsere Dichter wieder zu reinen, großartigen Kunstschöpfungen begeistern. Die neue Weltanschauung wird, nach Wienbarg, „auf der harmonischen Vereinigung von Verstand und Sinnlichkeit" beruhen; „über unserer Asche wird sich ein neues europäisches Griechenthum erheben, angemessen dem geistigen Fortschritt, den das Christenthum vorbereitet hat. Dem germanisierten Europa bleibt die neue Entwicklungsstufe der Menschheit vorbehalten, in der das

Sinnliche durchgeistigter wie bei den Griechen, das Geistige durchsinnlichter wie bei den Christen zur Erscheinung kommt." — Den zuerst von Goethe ausgesprochenen Gedanken einer herannahenden Epoche der Weltliteratur hat Wienbarg mit besonderer Wärme aufgefasst; er verlangt geradezu, daß die junge Produktion wie die junge Kritik sich auf den weltliterarischen Standpunkt erhebe, wenn sie sich überhaupt ernster Beachtung würdig erweisen will. „Die Poesie," sagt er, „der jede Empfindung angehört, wenn sie, aus ihrem ordinären Zustande entrückt, reiner, frischer, tiefer wird, jede Saite, die rein menschlich oder rein göttlich tönt, deren Klang alle Menschen, und ständen sie auch Tausende von Jahren auseinander, verstehen — die Poesie ist die Vermittlerin aller Zeiten und Völker, die Vermittlerin aller Menschen, die Dolmetscherin aller Gefühle und Bestrebungen, und sie ist es dadurch, daß sie unmittelbar aus dem Herzen bringt, aus jenem Kern des menschlichen Wesens, der, wenn er verwitterte, die ganze Menschheit in Staub zerfallen ließe. Vielerlei sind der Sprachen, Zungen und Charaktere auf der Welt, die einander nicht verstehen; die Poesie aber ist die heilige Flammenzunge, die aus Aller Herzen zu Aller Herzen spricht und jeden Menschen mit süßem Verständnis bewegt. Die Poesie ist die Natur, die ursprüngliche Menschheit; sie ist die eine bei allen Völkern, Zeiten und Zuständen, aber der Strahl dieser einen Sonne bricht sich tausendfach in der geistigen Atmosphäre, und verursacht dadurch ein buntes Farbenspiel von Weltpoesien, deren Verständnis, nach Rückert's Ausdruck, allein zur Weltversöhnung führt." Diese Strahlenbrechungen der Weltpoesie zu beobachten, den geistigen Zusammenhang der verschiedenen Literaturen an bestimmten Erscheinungen nachzuweisen, und aus den schrillen Dissonanzen des heutigen Tages schon den Wohllaut des dereinstigen Völkerconcertes herauszuhören, ist die Aufgabe, welche sich Wienbarg als Kritiker gestellt hat, und welcher er mit heiligem Ernste gerecht zu werden sucht. „Eine gewisse Auslebung im Positiven, Historischen, bei Erweiterung des nationalen Gesichtskreises und Würdigung des allgemein Menschlichen, das gemeinsame Bestrebungen der Völker wünschenswerth macht," bezeichnet er als die wesentlichen Grundzüge der modernen Völkerstimmung, aus denen die Völker- oder Weltliteratur erblühen werde. Ob ein Heine mehr durch Byron angeregt worden, als Byron durch Goethe, ist ihm „eine um so müßigere Frage, als Faust, Manfred, Don Juan, Reisebilder aus einer und derselben Quelle geflossen, und denselben rebellischen Geist der Kraft

und Freiheit athmen, der sich noch tausendfältig wiederholen und sich erst unter Thaten der Schönheit verlieren wird. Auf der andern Seite," fügt Wienbarg hinzu, „tritt auch der Versuch hervor, das wirkliche Leben in Roman und Novelle darzustellen, und den Geist der Zeit in dramatischen Charakterbildern auf die Bühne zu bringen; jene analytischen Gesellschaftsromane werden den Hauptzweig der Literatur ausmachen und die historischen Romane gänzlich verbannen. Welche Rolle die Poesie in diesen kühnen, unbarmherzigen Sitten- und Charakterschilderungen unserer Zeitgenossen spielen muss, ist bereits angedeutet worden: der echt poetische Roman wartet auf das echt poetische Leben, um wie viel mehr das Drama." — Obschon Wienbarg eben so eifrig wie Heine und die übrigen jungdeutschen Schriftsteller den christlichen Spiritualismus bekämpft und die Rechte der Sinnlichkeit gewahrt wissen will, vermeidet er doch mit dem angeborenen Zartgefühl einer edlen Natur jede anstößige Behandlungsart des häßlichen Stoffes. Die saintsimonistische Lehre, dass nicht der Mann allein, sondern Mann und Weib das gesellschaftliche Individuum bilden, findet seinen wärmsten Beifall, und es empört ihn, dass er im ganzen Verlauf der Weltgeschichte das weibliche Geschlecht von den Männern nur als Gegenstand ihrer sinnlichen Begierden betrachtet sieht.

Wenn man Laube den burschikosen Praktiker, Wienbarg den geschmackvollen Ästhetiker der jungdeutschen Reformideen nennen kann, so darf Theodor Mundt als ihr philosophischer Doktrinär gelten, der für jede Zeitfrage sofort die theoretische Formel zu finden sucht. Seine „Modernen Lebenswirren" sind eine Selbstbespiegelung des geist- und gemüthvollen Menschen der Gegenwart, der, zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, — Absolutismus, Justemilieu und Liberalismus, — Erziehung, Leben und Ideal eingekeilt, in beständigem Kampfe mit diesen sich widerstrebenden Faktoren liegt. Er möchte mit gewissenhafter Wahrheitsliebe die Berechtigung jeder Anschauungsweise ergründen, er lebt jede geistig durch, und findet in keiner dauernde Beglückung. Ein „zeitloser" Mensch, behält er endlich Nichts als den Glauben an die drei unbestimmten Worte: „Fortschritt! Freiheit! Zukunft!" und den eben so vagen Trost: „Sei es, wie es sei, die Zukunft wird über uns aufgehen, und der Gläubige wird ernten, selbst wo er nicht gesäet hat!" — Theodor Mundt war es, welcher der neuen Literatur den Namen „Bewegungsliteratur" gab, und auch seinen Roman „Madonna" nachträglich „ein Buch der Bewegung" taufte, — „jener befriedigungslosen Bewegung der Zeit, welche sich auf Reisen

befindet, und noch unermeßliche Berge zu überschreiten hat, ehe sie wieder Hütten bauen wird in der Ruhe eines glücklichen Thales. Daher das Unvollendete dieser Bewegungsbücher, weil sie noch bloß von Zukunft trunken sind, und keiner Gegenwart voll!" In der „Madonna," welche nicht etwa die Mutter-Gottes, sondern eine böhmische „Weltheilige," ein unglückliches Opfer der heutigen Gesellschaft ist, beschäftigt sich der Verfasser mit dem Hauptthema des jungen Deutschlands, der „Rehabilitation des Fleisches," für welche er den auf den ersten Blick ziemlich unklaren Ausdruck „Wiedereinsetzung des Bildes" erfand. Der mystisch absonderliche Gedankengang, welcher ihn dabei leitet, ist folgender: „Die antike heidnische Welt war Nichts als das legitime und stabile Reich des Fleisches, und darum das Zeitalter der Plastik. Auch ihre Götter wurden Fleisch und stiegen in menschlichen Formen und Bildern hernieder, aber nicht wie Christus Fleisch geworden ist. Diesen Göttern wurden menschliche Formen gegeben, weil sie Nichts als menschliche Gedanken waren, aber sie erschienen dennoch als die erste Prophezeiung der Offenbarung Gottes im Fleische. Doch es war nur die Schönheit des Fleisches, zu der es die ganze antike Weltanschauung brachte, und die auch die Form ihrer Religion wurde." Das Christenthum in seiner asketischen Verzerrung hingegen zertrat das Fleisch, es zerstörte das Bild, die Gestalt, welche sich ihrer Erscheinung freut. „Der Geist ist nicht ohne den Körper, und der Körper ist nicht ohne den Geist, sondern beide in einander sind das Bild, als das wir erscheinen. Die Trennung von Fleisch und Geist ist der unsühnbare Selbstmord des menschlichen Bewusstseins. Ihr Philosophen, setzet das Bild in seine Rechte ein, dann erst wird die Wahrheit des Lebens in ihrer vollgereiften Blüthe erscheinen! Wir sind Kinder dieser Welt. Der Geist verlangt nach dem Bilde, die Tiefe entbrennt in Sehnsucht nach der Gestalt. Des Bildes Schönheit aber ist jetzt eine reiche und unendliche, denn der ganze Reichthum des Erkannten, den der Menschengeist in seinen Tiefen aufgehäuft, ist emporgestiegen in die Glorie dieser Schönheit. Nun muss die Reflexion wieder zur kräftig hinlebenden Natur werden, und was mit der Wurzel tief in das Innere schlägt, muss von außen lachend und leichtsinnig wie Strauch und Blume blühn. Dies ist die Einheit von Sein und Denken! Und so führt uns die gewaltig treibende Hoffnung einer Epoche zu, wo Philosophie und Poesie nicht nur versöhnt, sondern Eines geworden sind." Weissagungen, pythische Orakelsprüche, Ankündigungen neuer, ganz uner-

hörter Dinge sind bei Theodor Mundt, wie bei allen jungdeutschen Autoren, eine beliebte Redeform; aber den hochfliegenden Anläufen und Verheißungen entspricht nirgends die wirkliche Schöpfungskraft, und die ausgestellten Wechsel an die Zukunft werden nicht eingelöst. „Ich will eine neue Philosophie stiften!“ ruft Mundt schwärmerisch aus, nachdem er der Hegel'schen Philosophie, als einer duft- und farblosen Abstraktion, die Leichenrede gehalten hat. „Eine Philosophie, in welcher der Memnon vom Lichtstrahl tönt! Ich erkenne vier Quellen der neuen Philosophie an, aus denen sie fließen muss, und diese sind: die Vernunft, der Verstand, das Gefühl und die Phantasie. Die Vernunft ist der heilige Geist des Systems, das Verbindende zwischen der göttlichen Wahrheit und der menschlichen Philosophie; der Verstand ist die ordnende organische Kraft, das Gesetz und Gleichmaß der Glieder; das Gefühl ist das menschliche Blut, der feurige Puls der Bewegung, welcher in allen Adern des Systems quellen und schlagen muss; die Phantasie ist die über dem logischen Ernst aufgehende Sonne, welche selbst über die begriffene und demonstrierte Schöpfung noch Licht, Farben und Vögelgesang auszugießen im Stande sein soll. So wird die Philosophie aussehen wie ein ganzer lebendiger Mensch, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat. Dieser Mensch wird also dann so viel Verstand haben, um einzuräumen, dass die Vernunft das Gefühl nicht ausschließt und den Lebenstrieb der Phantasie nicht hindert, und dass aus dem innigst begründeten Zusammenhang aller dieser Kräfte erst das wahre System der menschlichen Anschauung entsteht. O ihr gefühls- und phantasiearmen Systeme, ich glaube auch an eure Vernunft und an euren Verstand nicht! Ihr seid der auf Betrug reducierte Memnon! Ihr seid und bleibt kalter, klangloser Stein, mag Aurora auch mit ihren herrlichsten Morgenröthen auf euch niederscheinen!“

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem keck ins Leben hineingreifenden Realismus Heinrich Laube's, zu den schönheitstrunkenen Zukunftsvisionen Ludolf Wienbarg's und zu Theodor Mundt's phantastischem Spiel mit den philosophischen Ideen des Jahrhunderts, bildet das Auftreten Karl Gutzkow's, des getreuesten, wenn auch nicht erquicklichsten, Repräsentanten einer verworren erregten, zwiespältig zerklüfteten, ungewissen Zielen zustrebenden Übergangszeit, deren unruhiges Blut mit fiebernder Leidenschaft in seinen Adern pulsiert. Mit ungeduldiger Hast stürzt er sich auf jedes Zeitproblem, um die Lösung desselben zu ergrübeln; der Fanatismus, mit welchem er jede moderne Idee umklammert, hat Etwas von der Liebe eines

Vampyrs, der seinem Opfer das rothe Herzblut aussaugt und es in der Übergewalt seiner Umarmungen erstickt. Er zupft und zerrt mit dämonischer Wißbegier an jeder Gedankenhülle, er reißt jeder Erscheinung der Gegenwart den umhüllenden Schleier ab, um nur zu häufig, statt der erwarteten Schönheit, einen grinsenden Todtenkopf dahinter zu erblicken. Nicht in der Fülle des rosigen Lebens sucht er den Zeitgeist zu erspähen und ihm begeistert zu huldigen; nein, er beschleicht ihn auf nächtlichen Pfaden, er überfällt ihn hinterrücks und schleppt ihn wie ein erbeutetes Wild in sein einsames Studierzimmer, er bindet ihn auf den Seciertisch, er schneidet ihm die Brust, das Gehirn auf, er wühlt in seinen Eingeweiden, er entblößt ihm das Nervengeflecht, und wie ein Anatom, der an einer Leiche experimentiert, sucht er aus den galvanischen Zuckungen des Todten Aufschluss über das Leben Desselben zu gewinnen, ohne zu merken, dass dies unter Skalpel und Lanzette längst entfloh! Es ist charakteristisch, dass Gutzkow als zwanzigjähriger Student in seinem „Forum der Journalliteratur“ mit einer Kritik der Kritik debütierte. Die ein Jahr später folgenden „Briefe eines Narren an eine Närrin“ bildeten mit schwülstiger Unbeholfenheit den Stil der „Reisebilder“ nach — der Verfasser schien nicht zu ahnen, dass der poetische Humor unmittelbar dem Herzen entquillt, niemals aber das Destillat einer raffinierten Verstandesreflexion sein kann. Gerade weil der Humor die rein künstlerische Form zersprengt, muss er um so sorgfältiger den Schein des Kunstwerks bewahren; seine tollsten Arabesken müssen wie Blumen einem gemeinsamen Stengel entwachsen, und denselben auch in ihren buntesten Verschlingungen sinnvoll umranken. Wo Gutzkow humoristisch zu schreiben gedenkt, fällt er in die alte romantische Ironie zurück, die ein zwecklos willkürliches Spiel mit den Stoffen und Formen treibt. So wird in den Romanen „Maha Guru“ und „Blasedow und seine Söhne“ der einheitliche Grundgedanke von dem überwuchernden Unkraut fremdartiger Reflexionen, polemischer Ausfälle und phantastischer Abschweifungen völlig erdrückt. An sich war es ein origineller und glücklicher Einfall, in Maha Guru, dem tibetanischen Dalai-Lama, auf profane Weise die Inkarnation Gottes in einem Menschen und die Konflikte schildern zu wollen, in welche dieser Gott-Mensch gerathen muss, sobald ihm der anerzogene Glaube an seine Göttlichkeit durch die Gewalt äußerer Umstände erschüttert wird; aber die tendenziöse und doch halbversteckte Satire auf europäische Verhältnisse der neuesten Zeit zerschneidet unaufhörlich den

Faden des Zusammenhangs, und den so oftmals gefoppten Leser interessiert es zuletzt wenig mehr, ob der hundertmal abgebrochene Faden zum hundert und einten Male nothdürftig wieder zusammen geneftelt wird. Überhaupt ist das Kunstgefühl Gutzkow's von einer erstaunlichen Unsicherheit; nach einander warf er sich fast auf jedes Literaturgebiet und versuchte sich fast in jedem Genre, ohne — mit Ausnahme der beiden trefflichen Lustspiele „Zopf und Schwert" und „Das Urbild des Tartüffe" — in einem einzigen den Gesetzen der Ästhetik zu genügen. Sein ganzes Schaffen war ein künstliches, nicht durch Inspiration, sondern durch Kritik gewecktes, und mit seltsamer Verblendung suchte er die Mängel seines Talents durch den Wahn zu beschönigen, daß er reformatorisch neue Bahnen eröffnet habe, so oft er den anerkannten, feststehenden Kunstregeln ein Schnippchen schlug. Wir erinnern beispielsweise an die Vorrede der „Ritter vom Geiste," in welcher der Verfasser jene absurde Entdeckung vortrug, daſs der neue Roman der Roman des „Nebeneinander" sei, während sein jüngstes Werk „Hohenschwangau" sich gar „Roman und Geschichte" betitelt und die Aufgabe des Dichters aufs unzulässigste mit der des Geschichtsschreibers vermengt. Der Frage nach der „Rehabilitation des Fleisches" trug Gutzkow seinen Tribut in der berüchtigten Vorrede zu den von ihm neu herausgegebenen „Briefen Schleiermacher's über die Lucinde" ab. Der Wiederabdruck dieser halbvergessenen Briefe war in der That zeitgemäß, und man konnte es dem „jungen Deutschland" nicht verargen, wenn sich dasselbe gegen den landläufigen Vorwurf gottloser Frivolität durch die Autorität eines Mannes zu decken suchte, der ein gefeierter Theolog und ein Mann Gottes von ehrbarster Gesinnung war. Schleiermacher's Briefe, die in echt humanistischem Sinne ein Liebesideal predigten, welches den uralten Gegensatz zwischen geistigem und sinnlichem Leben in eine höhere Einheit auflöst, durften ohne Zwang als eine antecipierte Billigung der jungdeutschen Theorien von der Wiedereinsetzung des Fleisches in seine Rechte aufgefasst werden. Aber Gutzkow verdarb sich und seinen Freunden jeden heilsamen Erfolg dieser Veröffentlichung durch die muthwillig herausfordernde Vorrede, mit welcher er jene Briefe begleitete. Es ist nicht so sehr der leichtfertige Ton, welcher Anstoß erregt, als vielmehr die reflektierte Verschrobenheit der Gedanken. Gutzkow plaidiert für die „Genialität der Liebe," er verlangt, daſs die Frauen sich von der „sogenannten ersten Liebe" emancipieren sollen, die für die allgemeine Tradition und Kunst zu lieben die

schädlichste sei, weil sie einen pädagogischen Charakter trage, weil sie den Genuss der Liebe nicht vollkommen und im ganzen Umfang gewähre, und weil sie sich eine so bindende Kraft angeeignet habe, „dass über der Furcht, untreu zu sein, über einem ganz bürgerlichen Ehrgefühl, das von einem Amte, von einem Geheimnisse, vom Ordinärsten auf das Göttlichste und die Ewigkeit übertragen worden ist, alle jene schon im Brautstande verkümmerten Ehen, jene Wassersuppenhochzeiten und die ganze Misère ordinärer Kindererzeugung und schimmelichter Broterwerbung aufkam." „Der Mann," heißt es weiter, „gewährt in der zweiten Instanz der Liebe ungemein mehr, wie er selbst auch mehr genießt; denn die Liebe ist eine Kunst, wenn sie beglücken, und sie es werth sein soll, dass man sich ihretwegen schlaflose Nächte macht. Aber das Interesse der Frauen ist Dies, so wenig wie möglich Biographie zu haben und ihre Vergangenheit ohne Nachrede zu erhalten. . . Nicht wahr, Rosalie, erst seitdem du Sporen trägst an deinen seidenen Stiefelchen und es von mir gelernt hast, den Carbonaro in Falten zu schlagen, und ich eine neue Art von Inexpressibles für dich erfinden musste, und du überall für meinen jüngsten, innigst geliebten Bruder giltst, weißt du, was ich sprach, als ich sprach: Ich liebe dich?" So verzerrt sich die Liebe, welche bei einer ästhetischen Auffassung des Lebens recht wohl als eine Kunst, als die höchste Blüthe der Lebenskunst, bezeichnet werden kann, dem skeptischen Geiste des Verfassers zum mathematischen Kunststück, dessen richtige Ausführung erst nach so und so viel verunglückten Experimentalversuchen gelingen mag! Als bedeutsam heben wir hervor, dass jene karikierte Auffassung der Frauen-Emancipation, welche auf renommistische Äußerlichkeiten ein thörichtes Gewicht legt und das Sporen- und Hosentragen der Weiber für ein wesentliches Attribut ihrer geistigen Befreiung erklärt, hier zum ersten Mal mit ernsthafter Miene verkündigt wird. Denn die Ansicht, dass der Liebesbund zweier Menschen ihre individuellste Privatangelegenheit sei und seine Heiligung nicht erst durch den Priestersegen erhalte, war so wenig neu, wie der Stoßseufzer Diderot's, mit welchem Gutzkow seine Philippika gegen die Einmischung der Geistlichkeit in den Liebesverkehr der Geschlechter schloss: „Ach, hätte die Welt nie von Gott gewusst, sie würde glücklicher sein!" — Der Roman: „Wally, die Zweiflerin," welcher kurz nachher — Ende August 1835 — erschien, und einen so grollenden Sturm der Verfolgung wider das junge Deutschland herauf beschwor, behandelt die modernen Emancipa-

tionstheorien und starkgeistigen Reflexionen über Religion und Sitte in novellistischer Form. Die äußere Anregung zu diesem Werke gab dem Verfasser der tragische Tod von Charlotte Stieglitz, welche sich am 29. December 1834 im Übermaß opferdurstiger Liebe den Dolch ins Herz gestoßen hatte, in der verblendeten Hoffnung, der erlahmenden Dichterkraft ihres Gatten durch ein so entsetzliches Ereignis einen großartigen Aufschwung zu geben. Gutzkow wollte in der „Wally," nach seiner eigenen Erklärung, „den Versuch machen, ein Interesse an den Ideen wie eine persönliche und reine Herzensangelegenheit darzustellen." Auch schwebte ihm der Eindruck von George Sand's „Lelia" vor, die nicht lange vorher erschienen war und ein verwandtes Thema zum Gegenstand hatte. Was sich aber dem französischen Roman, bei aller grellen Disharmonie der Ausführung und des brutalen Schlusses, nachrühmen ließ: eine naturwahre und lebensvolle psychologische Begründung der Charaktere, daran gebrach es gänzlich den holzschnittartig nur in den gröbsten Kontouren umrissenen Gestalten der Gutzkow'schen Novelle. Die Heldin, Wally, ist eine rationalistisch aufgeklärte, vom Sittengesetz der Gewohnheit emancipierte Dame, voll religiöser Zweifel und oberflächlicher socialistischer Gedanken, kalt gegen die Männer und fast ohne Sinnlichkeit, aber doch bald in einen Menschen verliebt, welcher ihr durch das scheinbar Fertige seiner Erscheinung imponiert. Lassen wir uns vom Verfasser das Porträt dieses Mann-Jünglings schildern, welcher das Herz der liebekalten Wally so rasch in Flammen setzt: „Cäsar stand im zweiten Drittel der zwanziger Jahre. Um Nase und Mund schlängelten Furchen, in welche die frühe Saat der Erkenntnis gefallen war, jene Linien, die sich von dem lieblichsten Eindrucke bis zu dämonischer Unheimlichkeit steigern können. Cäsar's Bildung war fertig. Was er noch in sich aufnahm, konnte nur dazu dienen, das schon Vorhandene zu befestigen, nicht zu verändern. Cäsar hatte die erste Stufenleiter idealischer Schwärmerei, welche unsre Zeit auf junge Gemüther eindringen läßt, erstiegen. Er hatte einen ganzen Friedhof todter Gedanken, herrlicher Ideen, an die er einst glaubte, hinter sich; er fiel nicht mehr vor sich selbst nieder und ließ seine Vergangenheit die Kniee seiner Zukunft umschlingen und jene zu dieser beten: Heilige Zukunft, glühender Moloch, wann hör' ich auf, mich mir selbst zu opfern? Cäsar begrub keine Todten mehr: die stillen Ideen lagen so weit von ihm, daß seine Bewegungen sie nicht mehr erdrücken konnten. Er war reif, nur noch formell, nur noch Skeptiker;

er rechnete mit Begriffsschatten, mit gewesenem Enthusiasmus rc." Dieser abgestorbene Mensch ist es, welche die schon äußerst konfuse Wally durch seine Skepsis in noch tiefere Zweifel bis zum Lebensüberdrusse stürzt; er ist es, welchem sie sich in der verrufenen Sigunen-Scene „geistig vermählt durch den Anblick ihrer ganzen natürlichen Schönheit"; er ist es, welcher sie endlich um einer Anderen willen kalt verlässt. Da stößt sich Wally, wie die edle Charlotte Stieglitz, den Dolch ins Herz, nachdem sie als Scheidegruß an die Menschheit folgenden faustischen Dithyrambus zu Papier gebracht: „Ich muss sterben, denn hassenswerth schien' ich mir, wenn ich mich durch die Welt schliche und mir selbst verbergen wollte, was ich leide. Wir erkennen Gott und unser Leben nicht. Nun und nimmermehr. Das tragische und der Menschheit würdige Schicksal unseres Planeten wäre, dass er sich selbst anzündete, und Alle, die Leben athmen, sich auf den Scheiterhaufen der brennenden Erde würfen. Alle müssten sie sich opfern, wie man Rechnungen verdirbt, die ohne den Wirth gemacht werden. Alle! Alle! Dann wäre das Problem gelöst, und Gott müsste eilen, sich neue Menschen, neue Sklaven zu schaffen. Barbarischer Mord der Völker unter einander, glaubt ihr, werde das Ende der Dinge sein? Die wieder erwachende Roheit der Natur? Hyänen, die sich unter einander zerfleischen, sind euch der Zweck der Geschichte? Gräslicher Gedanke! Prophezeiung, würdig eines Henkers! Sie werden sterben, aber sie werden Alle den Dolch in die eigene Brust senken und eine große Kette der Freundschaft schließen, die Menschen! Sie werden sich fassen Alle an ihrer Hand und mit der Rechten den Stoß vollbringen und noch im Tode sich mit ihren Küssen bedecken. Sie werden sterben, weil sie reif sind, weil sie das Höchste erreichten in Wissenschaft und Kunst, weil sie Alle in einander gerechnet der Gottheit gleichkommen. Aber die Gottheit sitzt hinter einem Vorhange und verbirgt nach wie vor ihr sprödes Antlitz und zögert zu kommen und sich zu enthüllen. Was haben wir dem Weltzweck gethan?" — Diese pathetische Jeremiade hinterlässt, unseres Bedünkens, eher einen komischen, als einen tragischen Eindruck. Wer sich mit dem eitlen Wahne trägt, wir hätten in Kunst und Wissenschaft so sehr das Höchste erreicht, dass wir „Alle in einander gerechnet der Gottheit gleichkommen," wird sich schwerlich in so weltmörderische, planetanzündende Verzweiflungspläne verlieren! Ja, es wäre fast zu verwundern, wenn ein hausbackener Verstand aus der Lektüre des für so gefährlich verschrieenen Buches eine andere als

die vom Verfasser gewiss nicht beabsichtigte Moral zöge, dass Frauen sich nicht mit philosophischem Denken abgeben sollen, weil es sie verrückt machen werde, und man muss Gutzkow Recht geben, wenn er bei einem späteren Rückblick auf die Schicksale jener unreifen Jugendproduktion bemerkt: „Die Kritik hätte den Autor nicht anklagen, sondern höchstens im Vollgefühl ihrer kälteren Vernunft auslachen sollen."

Wolfgang Menzel freilich fasste die Sache von anderem Gesichtspunkte auf. Er hatte 1826 an Müllner's Stelle die Redaktion des Tübinger (nachmals Stuttgarter) „Literaturblattes" übernommen, und man kann nicht sagen, dass er seines Recensentenamts glimpflicher oder mit geringerem Selbstbewusstsein als sein Vorgänger wartete. An Streitlust und schimpfender Roheit mochte er Diesen sogar überbieten; nur einen Vorzug hatte er vor dem gesinnungslosen Weißenfelser Rabulisten voraus: den — freilich oft durch Parteilichkeit getrübten und ins Zelotische überschnappenden — Ernst einer sittlichen Überzeugung. Menzel stand zwar, wie seine „Geschichte der Deutschen" und seine „Deutsche Literatur" bewiesen, noch wesentlich auf dem Boden der Romantik, in deren verschönernder Beleuchtung ihm namentlich das Mittelalter sich darstellte; aber sein nüchterner Verstand bewahrte ihn vor den phantastischen Ausschreitungen der Schule, und er nahm von derselben vorherrschend nur das Streben nach einer Vertiefung des nationalen und religiösen Bewusstseins an. In politischer Hinsicht hegte er Anfangs eher liberale als reaktionäre Sympathien, er saß als würtembergischer Landtagsdeputierter neben Uhland und Pfizer auf den Bänken der Opposition, und war ein eifriger Fürsprecher der politischen und bürgerlichen Gleichstellung der Juden. Nach der Julirevolution trat das nationale Element seiner Richtung allmählich stärker hervor, und er begann immer leidenschaftlicher gegen den Einfluss französischer Vorbilder auf die deutsche Literatur zu kämpfen; doch brach er keineswegs sofort mit den freiheitlichen Tendenzen der Zeit. Die Veröffentlichung von Börne's „Briefen aus Paris" wurde von ihm als eine männliche That mit Beifall begrüßt und der Name Börne's in der Vignette des „Literaturblattes" mit einem Lorberkranze umwunden; derselben Anerkennung erfreuten sich Heine's „Nachträge zu den Reisebildern," die Vorrede zu den Kahldorf'schen Briefen, die „Französischen Zustände," ja selbst noch der erste Band des „Salon," bei dessen Besprechung Menzel den Verfasser sogar ausdrücklich zu einer Fortsetzung der unsaubern Schnabelewopski-Memoiren ermunterte. Auch Gutzkow's Erstlingsproduktionen

wurden als die Werke eines genialen Schriftstellers belobt, und Menzel stand nicht an, den jungen Freigeist als Mitarbeiter an seinem Journale nach Stuttgart zu berufen und ihm durch seine warme Empfehlung gleichzeitig die Spalten der „Allgemeinen Zeitung“ zu erschließen. Er sollte jedoch bald erfahren, wie sehr er sich geirrt, wenn er in dem zwanzigjährigen Skeptiker, der ihm den keck absprechenden Recensententon so trefflich abgelernt, ein gefügiges Werkzeug zu erhalten gehofft hatte; es kam schnell zwischen ihnen zum Bruche, Gutzkow übernahm in Frankfurt die Redaktion des literarischen Beiblattes zum Duller'schen „Phönix,“ und begann dort alsbald dem kritischen Rhadamanthus eine gefährliche Konkurrenz zu machen und ihn mit seinen eigenen Waffen dreister persönlicher Verdächtigung schonungslos zu befehden. Das war ärgerlich; ärgerlich war es nicht minder, daß die Stimmführer der jungen Literatur sich der einflußreichsten Journale in Berlin, Leipzig, Frankfurt, Hamburg bemächtigten und einen Anhang unter der deutschen Jugend gewannen, der sich von Tag zu Tag zu vermehren schien. Als Gutzkow und Wienbarg nun gar im Sommer 1835 sich mit dem Plane einer literarischen Revue in großartigem Stile hervorwagten, welche unter Mitwirkung der namhaftesten Schriftsteller die Ideen des jungen Deutschlands öffentlich vor ganz Europa vertreten sollte, da glaubte der Jupiter tonans des Stuttgarter Literaturblattes seine Alleinherrschaft im Reiche der Kritik aufs gefährlichste bedroht, und er schleuderte seine zornigsten Blitze, um die anstürmende Titanenbrut in den tiefsten Orkus hinab zu schmettern. Die hoffnungsmuthige Ankündigung der „Deutschen Revue,“ welche in Frankfurt erscheinen sollte, lautete, wie folgt: „Der Augenblick ist erschienen, wo die deutsche Literatur sich aus den jüngsten Umwälzungen, die sie erlebt hat, in eine freie, unabhängige, nur von Minerven und den Musen beherrschte Region entwickeln will. Die kritischen Kämpfe einerseits, andererseits eine frühzeitige Anwendung ihrer neuen Principien auf widerstrebende Thatsachen unserer gesellschaftlichen Bildung verhinderten bisher die Kette der Literatur, sich in allen ihren Ringen zu gliedern, und eine mit Gewalt zersprengte Ordnung ihrer einzelnen Theile wieder herzustellen. Ist die Literatur eines Volkes der Ausdruck aller Empfindungen, Hoffnungen und Ahnungen desselben, so besitzen wir eine Literatur, die nicht sprechender sein kann; ist sie aber auch das Organ wissenschaftlicher Forschung und die Bewahrerin gelehrter Resultate, so muß man den Zwiespalt beklagen, der auf ihrem Felde eingerissen ist,

und kann Nichts für ersprießlicher halten, als eine Vereinbarung der gesonderten literarischen Interessen im Sinne der Versöhnlichkeit. Die künstlerische Richtung unserer Tage hat dasselbe Interesse wie die wissenschaftliche; jene will von dieser den Inhalt, diese von jener die Form entlehnen. Der Ruhm und das Vertrauen wollen sich wechselweise austauschen. Den poetischen Genius ermüdet das ewige Ideal; er stirbt an dem fortgesetzten Herauswenden seiner subjektiven Eingeweide: er lechzt nach Inhalt, Thatsache und jenem unendlichen Kreise von spekulativer Bewegung, der aller Welt offen steht, und den die jugendliche Neuerung bis jetzt umgangen hat, weil sie anderweitig eingegangene Verpflichtungen erst erfüllen wollte. Die Wissenschaft selbst aber sehnt sich aus ihren dumpfen Sälen heraus in die Natur; der Vogel Minervens ist nicht mehr die Eule, welche das Licht scheut, sondern der Adler, der mit offenen Augen in die Sonne fliegt. Welcher Gelehrte würde nicht eilen, aus den ihm dargebotenen Blumenkränzen der Poesie eine Frühlingsrose zu nehmen und sie an den weiten Talar seiner Inauguration zu stecken! Wer würde für seine todten Abstraktionen nicht gern jene blendenden Gewänder hinnehmen, welche ihm die Genien der Dichtkunst aus tönenden Worten und lachenden Gleichnissen weben! — Betrachtungen dieser Art veranlassten die Herausgeber zu einem Institute, das eine europäische Stellung einnehmen wird. Die ‚Deutsche Revue‘ entstand in einem Augenblicke, wo wir auf dem Antlitz der Göttin unseres Vaterlandes eine drohende und wehmüthige Falte entdeckten, wo wir den Schmerz empfanden, dass so zahlreiche Kräfte, statt einen gemeinsamen Tempel des Nationalstolzes zu bauen, sich in isolierten Zwecken zersplittern. Die Achtung vor deutscher Kunst und Wissenschaft ist aller Orten da im Auslande; aber das Ausland kennt nur einzelne Gelehrte, einzelne Bücher, einzelne Dichter unserer Sprache: es hat so wenig einen Überblick unserer Kulturzustände, dass z. B. jenseit des Rheines in kurzer Zeit zwei periodische Versuche entstehen konnten, von den vereinzelten Bestrebungen der Deutschen eine Gesammtanschau zu haben. Die Franzosen fangen an, uns in einer Werthschätzung, die wir gegen einander selbst empfinden sollten, zu übertreffen. Die ‚Deutsche Revue‘ fordert alle deutschen Dichter und Gelehrte auf, die sich von einer Verschmelzung unserer alten ‚Horen‘, ‚Athenäen‘ u. s. w. mit der ‚Revue de Paris‘, ‚Revue des deux mondes‘ eine billigende Vorstellung machen können, unter die Ägide ihrer Herausgeber und in den zahlreichen Kreis von Autoren zu treten, welchen sie zu

ihrem Zwecke schon um sich versammelt haben. Die ‚Deutsche Revue‘ wird eine ursprüngliche Farbe haben, aber mancherlei Schattierungen derselben zulassen. Sie lässt ihren Aufruf ergehen sowohl an den Katheder wie an die Dachstube, vor Allem aber an Die, welche gern im Angesichte des gestirnten Himmels oder an stillen Schattenplätzen des Waldes dichten und denken. Auch nicht bloß an Renommeen knüpfen wir die Hoffnung eines glänzenden Erfolgs. Wir kennen die tausend Kräfte, die in Deutschland schlummern, die schaffenden Gedanken, die sich vergebens nach einer Bühne für ihre Gestalten umsehen, die jungen Dichter, denen das Wort auf der Lippe verglüht, die jungen Gelehrten, die vergebens den Weg vom Katheder zur Nation suchen — allen diesen Gesammten, Schweigenden, stolzen Unberühmten wird das Organ der ‚Deutschen Revue‘ so willkommen sein, als ihr Beitritt uns. Wir rechnen auf die Zeit und die Genossenschaft der Edlen. — Was die ‚Deutsche Revue‘ bringen wird, soll sein: 1) Poesie in allen ihren Offenbarungen. 2) Spekulation aus allen Fakultäten. 3) Kritik der vorzüglichsten Erscheinungen in der deutschen Literatur. 4) Korrespondenz aus allen Ecken des Vaterlandes, wo Etwas geschieht, das würdig ist, gewusst, verstanden, belobt, beweint, missrathen oder nachgeahmt zu werden. — Jede Woche ein Heft, jedes Heft von drei Bogen, wird die ‚Deutsche Revue‘ den Charakter als Journal und Buch vereinigen, und sowohl das Stockende der Monatschriften wie das Verschlissene der Tagsblätter vermeiden Im gehaltenen Strome ihres Erscheinens wird die zerstreute und eilende Zeit sich einigermaßen würdig gesammelt und reflektiert wiederfinden.“ — Man könnte dieser Ankündigung mit Recht einen etwas schwülstigen, phrasenhaft unbestimmten Stil vorwerfen, aber provocierend oder frivol klang sie gewiss nicht, und für Menzel, welcher die todte und trockene Gelehrsamkeit so ingrimmig hasste, war — sollte man denken — am wenigsten ein Grund vorhanden, die in Aussicht gestellte Befreundung der Wissenschaft mit der Kunst und dem Leben feindselig zu begeifern. Auch die später veröffentlichte Liste von Mitarbeitern der „Deutschen Revue,“ unter welchen sich, neben Heine und Börne, Varnhagen von Ense und zahlreiche Universitätsprofessoren in Berlin, Halle und Königsberg befanden, konnte keinen begründeten Anlass zu moralischen oder patriotischen Befürchtungen geben. Wenn Menzel dennoch mit Feuer und Schwert gegen eine erst angekündigte Zeitschrift zu Felde zog, von welcher noch kein einziges Heft erschienen war; wenn er dieselbe im Voraus auf eine in den Annalen der deutschen Literatur

unerhörte Art als ein ruchloses Unternehmen verdächtigte, das auf eine Untergrabung aller Pfeiler des Staates, der Religion und der Sittlichkeit hinziele, so setzte er sich allerdings der unwiderlegbaren Anschuldigung aus, dass der schäbigste Konkurrentenneid ihm die Feder gelenkt. Die Taktik, welche er bei seinen Angriffen befolgte, war zudem in allen Einzelheiten eine vollkommen perfide. Statt sich an das oben mitgetheilte Ankündigungsprogramm der „Deutschen Revue“ zu halten, griff er aus Gutzkow's „Wally“ einzelne pikante Äußerungen über Religion und Sittlichkeit heraus, stellte das untergeordnete sinnliche Moment des Romanes als dessen Hauptgegenstand dar, und schob dem Verfasser, dessen Ansichten er mit willkürlich dem Zusammenhang entrissenen Reflexionen seiner Romanfiguren identificierte, buchstäblich die Absicht unter, durch Unzucht und Gotteslästerung die Welt verbessern zu wollen. Mit gleichem oder vielmehr mit größerem Recht hätte Menzel die Novelle Ludwig Tieck's: „Eigensinn und Laune,“ welche um dieselbe Zeit in der „Urania für 1836“ erschienen war, zum Gegenstand seiner Bußpredigt machen können. Diese Emmeline, welche in herzloser Koketterie ihr Spiel mit den Männern treibt, in den unnatürlichsten Phrasen gegen Liebe und Ehe eifert, heute den hübschen Kutscher ihres Vaters heirathen will und ihm morgen den Laufpass ertheilt, weil er „ein ganz gewöhnlicher Mensch wie alle Übrigen“ geworden ist, — bald darauf sich dem elendesten Schurken preisgiebt, „eben weil sie ihn so tief verachtet, dass sie ihm jede Vertraulichkeit erlauben zu dürfen glaubte,“ — dann als halbverblühte Schönheit eine Konvenienzehe mit dem alten Millionär Grundmann schließt, sich Diesem wieder von einem französischen Officier entführen lässt, der sich hinterdrein als ihr früherer Kutscher-Geliebter entpuppt, und von dem verlassen sie als Bordellwirthin endet — diese widerwärtige Schlammgeburt Tieck'scher Phantasie, deren Ruchlosigkeit durch keinen Strahl einer edlen Idee gemildert wird, hätte sicherlich eine derbere Zurechtweisung als die „Wally“ verdient, bei welcher doch die höchsten Interessen des Geistes ins Spiel gezogen waren. Aber Menzel nahm von der unsittlich rohen Kunstschöpfung des alten Romantikers keine Notiz — er wählte sich das viel harmlosere Produkt einer jugendlich unreifen Gährung zum Opfer aus. Sein erster Angriff auf die junge Literatur, als deren Haupt er Karl Gutzkow bezeichnete, und welcher er zum Zeichen seiner Verachtung ihrer kosmopolitischen Tendenzen den französierten Namen der „jeune Allemagne“ gab, erfolgte im „Literaturblatte“ vom 11. und 13. September 1835. Aus Frankreich

kam, nach Wolfgang Menzel's Darstellung, alles Unheil her; die religiösen Zweifel, deren Macht über das weibliche Gemüth Gutzkow in seiner Wally geschildert, wurden für „eine potenzierte Nachahmung der neufranzösischen Frechheit" erklärt, die an sich nur eine Wiederholung früherer Sünden sei. „Nur im tiefsten Kothe der Entsittlichung, nur im Bordell," schrie Menzel, „werden solche atheistische Gesinnungen geboren. Sie waren gäng und gebe bei den philosophischen Sykophanten des altfranzösischen Hofes. Im Palais-royal wurden sie zuerst aus der Hofsprache in die der Jakobiner übersetzt. Herr Gutzkow hat es über sich genommen, diese französische Affenschande, die im Arme von Metzen Gott lästert, aufs Neue nach Deutschland überzupflanzen, in einem Zeitalter, das, Gott sei Dank, gereifter und männlicher ist, als das Jahrhundert Voltaire's. Damals schon scheiterte das Laster am Sinn unseres Volkes; jetzt wird es um so weniger durchdringen. Die Literatur wird es ausstoßen, die öffentliche Meinung wird es brandmarken. . . Wenn man eine solche Schule der frechsten Unsittlichkeit und raffiniertesten Lüge in Deutschland aufkommen lassen wollte, wenn sich alle Edlen der Nation nicht dagegen erklärten, wenn sich deutsche Verleger nicht vorsähen, solches Gift dem Publikum feil zu bieten und anzupreisen, so würden wir bald schöne Früchte erleben. . . Aber ich will meinen Fuß hineinsetzen in euren Schlamm, wohl wissend, daß ich mich besudle. Ich will den Kopf der Schlange zertreten, die im Miste der Wollust sich wärmt. . . So lange ich lebe, werden Schändlichkeiten dieser Art nicht ungestraft die deutsche Literatur entweihen." Mit sich steigernder Heftigkeit setzte Wolfgang Menzel in den folgenden Monaten seinen Kampf gegen das junge Deutschland fort, wobei seine Alarmrufe mehr und mehr den Charakter einer polizeilichen Denunciation seiner literarischen Gegner annahmen und in greller Übertreibung auf die Gefahr hindeuteten, welche den deutschen Regierungen aus den Umsturzlehren der jeune Allemagne erwachsen müsse. „Ich weiß zwar wohl," schrieb er in Nr. 110 seines Literaturblattes vom 26. Oktober, „daß es einigen sichern Leuten lächerlich scheint, solche tolle Phantasien einiger wenigen verirrten Jünglinge für ernstlich gefährlich zu halten; ich weiß, daß ihr Krieg gegen das Christenthum, gegen die Moral, gegen die Ehe vor der Hand nicht mehr bedeutet, als wenn eine junge Eulenbrut Krieg führen wollte mit der alten Sonne. Allein aus einem Funken kann ein Brand werden. Die Leute haben zu viel Lärm gemacht, zu laut geprahlt, zu unverschämt die Leitung der deutschen Jugend

usurpiert, als dass man sie ignorieren könnte. Sie beabsichtigen sich zunächst als eine kritische Macht zu konstituieren und die gesammte deutsche Literatur von ihrer angekündigten Revue aus zu beherrschen. Wie werden wohl solche Leute mit solchen Grundsätzen von den Arbeiten der deutschen Gelehrten- und Dichterwelt denken? Über dem neuen literarischen Schöppenstuhl, den sie in Frankfurt errichten wollen, thront statt der Gerechtigkeit die Venus vulgivaga. Wehe Dem, der mit irgend einer Tugend in der Literatur glänzt! Nie werden die Menschen, die an keine unsichtbare Welt hinter der sichtbaren, die an keinen Gott glauben, denen die Religion nur als eine Maske erscheint, als ein erheuchelter Spiritualismus, die nur an das Fleisch glauben, nie werden diese Priester des Schmutzes es irgend einem Schriftsteller verzeihen, dass er reiner ist, als sie. . . Doch ich will die Ärgernisse, die unsern Schriftstellern durch eine solche Kritik bereitet werden würden, nicht hoch anschlagen. Wichtiger scheint mir der schlimme Einfluss, den diese Menschen jenseits der Literatur, im Volk überhaupt zu gewinnen trachten. Kann man es in dieser Zeit so gleichgültig ansehen, dass sie uns das Franzosenthum in Worten und Werken predigen? Unter der Maske des französischen Republikanismus schwärzt diese neue Frankfurter Läster- und Lasterschule eine furchtbare Unzucht ein. Das Fleisch, die freie Sinnlichkeit, die Aufhebung der Ehe sind ihre Schlagwörter, und sie schreiben nicht nur selbst obscöne Bücher, sondern wärmen auch die alten wieder auf . . . Man schließt sich zum Theil an Saint-Simon an, man verkündigt einen noch ausschweifenderen Republikanismus ohne Tugend, eine Hetärenrepublik im größten Stil. . . Heute gehören diese Grundsätze noch den engern aristokratischen Kreisen der Literatur an. Ihre Verkündiger machen Anspruch auf eine superfeine Ästhetik und wollen als die echten Jünger Goethe's gelten. Aber schon der Umstand, dass dieselben Leute zugleich Republikaner, deutsche Saint-Simonianer, Reformatoren der Ehe &c. sein wollen, beweist uns, in welcher Richtung ihre Grundsätze, wenn sie sich in Deutschland fixieren könnten, tiefer ins Volk hinabsteigen würden. Mit diesen paar Phantasten dürft ihr wohl fertig zu werden hoffen. Aber sie werden im Schoße des Pöbels Nachahmer von etwas rauherer Natur finden, deren Wirksamkeit der vornehmen Aufsicht entgehn dürfte. Heute habt ihr es nur mit aristokratischen Wildfängen, morgen vielleicht habt ihr es mit der Volkshefe zu thun, in welcher die Gemeinheit, die von oben kommt, immer fruchtbaren Schlamm findet.

Das sittliche Bürgerthum, an dem die ästhetischen Laster der höhern Gesellschaft kaum bemerkbar vorüber gleiten, wird erst durch den Übergang dieser Laster in die anarchischen Elemente der untersten Gesellschaft untergraben. Wenn die Aristokratie der Bildung ihren Pöbel emporkommen lässt, so sieht leider bald das Volk auch seinen Pöbel in den abgetragenen Kleidern jenes vornehmen Pöbels stolzieren, und dann ist es zu spät, sich über die Nachsicht zu beklagen, mit der man den erstern gewähren ließ. Oder Wem schmeicheln diese Lehren, als der Bestialität und Raublust, die in den Höhlen der Verworfenheit, im Schmutz und Branntwein der großen Haupt- und Fabrikstädte noch schlummern, aber leicht zu wecken sind?" — In der That, kein Mittel war gemein genug, das Menzel nicht unbedenklich benutzt hätte, um seinen literarischen Widersachern in der öffentlichen Meinung und in den Augen der deutschen Regierungen Schaden zu thun. Ehrabschneiderische Verleumdungen persönlichster Art, sinnverdrehende schmutzige Auslegungen der unverfänglichsten Worte, aus der Luft gegriffene politische und sittliche Inkriminationen füllen an hundert Spalten des Menzel'schen Literaturblattes vom September 1835 bis zum Frühling des folgenden Jahres. Nicht genug, dass die angekündigte „Deutsche Revue," durch welche seinem eigenen Journal eine gefährliche Konkurrenz zu erwachsen drohte, noch vor ihrem Erscheinen dem deutschen Publikum als ein Belialspfuhl der Unzucht und Gotteslästerung verdächtigt ward — nein, auch die schon gewonnenen Mitarbeiter des jungen Unternehmens, deren Namen von den Herausgebern veröffentlicht worden, sollten durch ein nichtswürdiges Intrigenspiel eingeschüchtert und, wo möglich, zum Rücktritt gezwungen werden. Was blieb den geängstigten Universitätsprofessoren, welche der „Deutschen Revue" Beiträge zugesagt, anders übrig, wenn sie nicht den Verlust ihres Amtes riskieren wollten, als schleunigst ihre Zusage zu widerrufen, nachdem Menzel ihnen in seinem „Literaturblatte" vom 11. November öffentlich die Pistole seiner unverschämten Fragen auf die Brust gesetzt: „Die preußischen Universitätsprofessoren? Sind Universitäten keine Staatsanstalten? Gilt im preußischen Staate noch das Christenthum, die Moral, die Ehe? Hätte man darum so oft von dem in Preußen vorherrschenden sittlich-religiösen und konservativen Geist gehört, dass jetzt die namhaftesten Professoren von Berlin, Königsberg, Halle einem neuen schmutzigen Marat, der wörtlich wie der alte nur das Sakrament „des entzückenden Augenblicks" und eine Republick der sansculottes und sanschemises predigt, nachlaufen

und mit ihm gegen Christenthum, Sitte, Ehe, Familie, Scham, gegen Gott und Unsterblichkeit, gegen die deutsche Nationalität und gegen das Bestehende wüthen sollten? Oder hofft man, im Schmutz und Judenpech dieses literarischen Gesindels den längst von frommen Gemüthern ersehnten Kitt und Leim zu finden, durch den die großen politischen Gegensätze dieser Zeit glücklich zusammengeklebt und versöhnt und der allgemeine Weltfrieden herbeigeführt werden wird? Soll Dies durch eine vorläufige Accolade der Pariser Exilierten und der preußischen Universitätsprofessoren, worüber Gutzkow und Wienbarg den Segen sprechen, angedeutet werden?" — Damit dem ekelhaften Gebräu der Menzel'schen Denunciationen auch das letzte pikante Gewürz nicht fehle, das die sicherste Wirkung auf den Geschmack des ungebildeten großen Haufens versprach, wurde von dem bisherigen Vorkämpfer der Judenemancipation das alte Vorurtheil des Pöbels gegen die Juden neu angeschürt. Es wurde von Menzel die bewusste Tendenzlüge ausgesprengt, „dass das sogenannte junge Deutschland eigentlich ein junges Palästina sei, und dass von der öffentlichen Meinung alles Widerliche, was in der grenzenlosen Zudringlichkeit, in der Franzosensucht, in dem tückisch ohnmächtigen Deutschen- und Christenhass der neuen Frankfurter Propaganda liege, bereits allgemein dem Judaismus zur Last gelegt werde." Von allen Schriftstellern, deren Name mit dem „jungen Deutschland" in Verbindung gebracht worden, bekannte sich nicht ein einziger zum jüdischen Glauben, und nur Heine und Börne waren von israelitischer Abkunft, wenn auch längst getauft; in den Adern Gutzkow's und Wienbarg's, Mundt's und Laube's oder Gustav Kühne's, der ebenfalls zu den Trägern der jungen Literatur gehörte, floss nicht ein Tropfen orientalischen Blutes. Menzel wusste Das recht gut, er wusste, dass Gutzkow, dem er die Hauptschuld an allem Unheil aufbürdete, sogar christliche Theologie als specielle Fachwissenschaft studiert hatte, dass Wienbarg, was keinem Juden erlaubt wurde, Docent an einer deutschen Universität gewesen — aber das Alles hielt den Mann, der sich so anmaßlich zum Retter der Sittlichkeit aufwarf und bei jeder Gelegenheit mit seinem gradherzigen Biedersinn prunkte, nicht ab, der Wahrheit und Humanität ins Gesicht zu schlagen und in einem literarischen Kampfe, bei welchem das Judenthum ganz außer Frage stand, die Losung zu einem neuen Hep-Hep-Geschrei wider die Juden zu geben. Er, welcher noch kurz zuvor auf dem würtembergischen Landtage seine Stimme für die bürgerliche und politische Gleichstellung der Israeliten erhoben hatte, druckte

jetzt mit Beifallsbemerkungen in seinem Literaturblatte alle Schmähungen ab, die von seinen Trabanten in anonymen Broschüren wider das Judenthum und dessen erlogene Verbündung mit den Bestrebungen des jungen Deutschlands geschleudert wurden. „Den Dank des Vaterlandes" verdiente nach seiner Ansicht der Verfasser der kleinen Schrift: „Die Jeune Allemagne in Deutschland," worin auf die Frage: „Wer konnten sie sein, diese heimatlichen Zwitter, denen Alles feil, auch die Seele, denen Nichts zu niedrig war, auch der Preis nicht, um den sie loszuschlagen ‚die Tugend' hatten? Etwa Deutsche? Franzosen?" die schamlose Antwort ertheilt wird: „Nein, es sollten Menschen sein, denen Pflicht und Humanität das Bürgerrecht erworben, denen eine durch die bittersten Schicksale gestählte Ausdauer, ein durch zahlreiche Kämpfe raffinierter Scharfsinn, eine lauernde Gewandtheit und ein tausendfarbiges Talent Alles möglich gemacht, nur Das nicht, was ihnen eine schwer errungene Emancipation auferlegt: — sich zu entnationalisieren, Das nicht mehr zu sein, was ihre Geschichte, ihre Religion, ihre innerste Natur, ihre Zukunft fordert — Juden. Ihr hervorspringender Charakter, erklärbar durch die Verfolgungen, die wir an ihnen verschuldet, ist verneinend, und darum treibt sie eine unwiderstehliche Neigung in die Ähnlichkeit des Volkes, dem Deutschland seine Irrthümer, dem es seine Täuschungen verdankt. Franzosen und Juden schüren an dem unheiligen Feuer, das unsere besten Säfte aufzehren, das stille Erbtheil unserer inneren Nationalität, ein reines Gemüth, vergiften und jenen ätzenden Verstand zum alleinigen Richter unserer Gedanken machen soll, den Gott schon in der Urwelt verworfen als die Schlange, die sich um unser Gewissen ringelt. In Besitz großer Mittel, die ihnen ein dämonisches Wittern edler Metalle, die ihnen jüngsthin die Zaubergabe verliehen, aus Papieren Geld zu schaffen, rekurriert der Israelite, in dem klaren Bewusstsein, nur den Namen, nie das Wesen einer andern als seiner Nationalität in sich aufzunehmen, zu dem Princip der Eroberung, nicht durch das Eisen, das nur ganze Männer begeistert, sondern einer Eroberung durch die Kontrebande eines großartigen moralischen Betrugs. Ohne Vaterland, muss ihnen Vaterlandsliebe eine Thorheit sein, und so wird ihnen politisches Princip, gleichviel welches, nie zur politischen Gesinnung, sondern nur zu einem mehr oder weniger eigennützigen Spiel des Geistes je mit der Farbe, in der man, wo die Vaterlandsliebe Opfer erheischt, wo die Principien auf den Kampf der Ehre gefordert, wo die moralische Sonde und die Feuer-

probe der Öffentlichkeit angewendet werden, gegen ein Billiges durch die Hinterpforte entschlüpft. Darum erblickt man sie, in das Gewand des Neuesten geworfen, stets in den Wechseln des Anfangs, dem entscheidenden Ende aber, bald mit dem Rücken, bald mit dem Gesichte, nur dann zugekehrt, wenn die Gesinnung verschwunden ist und das Schlachtfeld geplündert wird."

Es ist von Interesse, beiläufig zu konstatieren, daß Wolfgang Menzel allerdings nicht der Erste war, der so gravierende Anklagen gegen die Träger der neuen Literatur erhob. Schon im Sommer des Jahres 1834 hatte der Professor Viktor Aimé Huber in Rostock seine „Mecklenburgischen Blätter" mit einem leidenschaftlichen Angriffe gegen Wienbarg's „Ästhetische Feldzüge" und gegen das junge Deutschland eröffnet. Bald darauf folgte die eben so feindselige Broschüre: „Heinrich Heine und ein Blick auf unsere Zeit" von Maximin. Jos. Stephani, — ein Pseudonymon, hinter welchem sich zwei verschiedene Verfasser verbargen, als deren einen sich später Dr. W. Grabau in Hamburg zu erkennen gab[126]). Menzel wurde in dieser Broschüre, so gut wie Laube und Wienbarg, als ein Schildknappe Heine's und Börne's, namentlich des Letzteren, charakterisiert; im Übrigen wurden der neuen Schule bereits ganz dieselben Vorwürfe gemacht, welche das Stuttgarter „Literaturblatt" ein Jahr später wiederholte: nämlich daß sie „mit ihren unbewiesenen, diktatorisch gebietenden Lehren und Meinungen auf nichts Anderes ausgehe, als den ganzen Bestand der Verhältnisse, den bisherigen Zustand der politischen, religiösen und moralischen Welt, die Sitten und Gewohnheiten des geselligen, häuslichen und öffentlichen Lebens zu verwirren, alle Ordnung zu zertreten und die Form des gegenwärtigen Daseins völlig zu vernichten." Die „heillosen, aller Sittlichkeit und aller Vernunft widerstreitenden Grundlehren, welche an die Spitze dieser Vernichtungstheorie geschoben sind," wurden in dem einleitenden Vorwort jener Broschüre folgendermaßen dargestellt: „1) Es ist ein Unsinn, sich noch nach zweitausend Jahren von dem Buche ungestört gängeln zu lassen, was unwissende Schüler einem großen Meister nachlallten. 2) Staat, Recht und Gesetz sind einseitige Resultate der Willkür und Partei, die bloß vom Wahnwitz eines für unverletzlich gehaltenen Herkommens geheiligt worden sind. 3) Die Ehe ist ein Damm gegen den Strom der Geselligkeit; sie ist ein Traditionsgut, das man abwerfen muß, wenn man die Menschheit zu höherer Kultur und Vollkommenheit fördern will. 4) Alles Wissen macht

dumm und unglücklich." Ganz ähnlich, nur in etwas präciserer Fassung, subsumierte Wolfgang Menzel seine Anklagen wider die Lehren des jungen Deutschlands unter die vier Rubriken des „jede Nationalität vernichtenden Kosmopolitismus," der „Appellation an die künftige Revolutionierung Europas durch die Ideen Saint-Simons," der „Irreligiosität," und „der „Unsittlichkeit."

Die Huber'schen Angriffe in einer eben erst begründeten mecklenburgischen Zeitschrift und die Stephani'sche Broschüre, welche von obskuren Verfassern in obskurem Verlage (Halle, bei C. F. E. Scharre) veröffentlicht worden war, konnten unbeachtet vorübergehn und mochten dem größeren Publikum gänzlich unbekannt geblieben sein. Nicht so die Menzel'schen Denunciationen, welche in dem renommiertesten kritischen Journal jener Zeit standen und Tausenden von Lesern in allen Gegenden Deutschlands zu Gesicht kommen mussten. Die erste Folge derselben war die Anordnung eines strafgerichtlichen Verfahrens gegen Karl Gutzkow und den Verleger der „Wally," den Buchhändler C. Löwenthal in Mannheim, bei dem dortigen Hofgerichte. Während Gutzkow sich in Untersuchungshaft befand, nahm der bekannte rationalistische Theolog, Kirchenrath H. E. G. Paulus zu Heidelberg, in einer besonderen Schrift („Sendschreiben an K. Gutzkow, von einem Freunde der Wahrheit") sich des Angeklagten gegen die Menzel'schen Bezichtigungen der Verführung zur Unzucht und zur Irreligiosität mit Wärme an. Er wies nach, dass Gutzkow's Buch, „wenn man dasselbe, wie der Kritiker die Pflicht habe, als Ganzes betrachte, nicht nur Nichts enthalte, was zu jenen beiden Irrwegen verführen sollte, sondern dass der planmäßige Verlauf des Romans vielmehr zeige, in welche höchst verderbliche Konsequenzen dergleichen Übertreibungen auslaufen." Auch ist zu beachten, dass die in der „Wally" — allerdings häufig in verletzend burschikoser Form — vorgetragenen rationalistischen Ansichten über religiöse Gegenstände ihrem Inhalte nach keineswegs neu waren, und zum Theil fast gleichzeitig von Friedrich David Strauß in seinem „Leben Jesu" als Resultate ernster wissenschaftlicher Forschung gelehrt wurden. Die Processverhandlung fand am 8. Januar 1836 in Mannheim Statt. Gutzkow vertheidigte sich selbst in einem geist- und kenntnisreichen Vortrage, und zwar mit so gutem Erfolg, dass der Gerichtshof die Klage auf Blasphemie und Darstellung unzüchtiger Gegenstände, als in jenem Buche nicht begründet, abwies und den Angeklagten nur „wegen Angriffs auf die im Großherzogthum Baden anerkannten Religionsgemein-

schaften" zu einer zehnwöchentlichen Gefängnisstrafe, vom Tage der Inhaftierung an gerechnet, und in ein Drittheil der Kosten verurtheilte. Menzel war unehrenhaft genug, selbst nachdem auf Grund seiner Denunciation das gerichtliche Verfahren gegen Gutzkow eingeleitet worden war, und während das Schwert des Gesetzes über Demselben hing, die öffentliche Meinung und die Staatsbehörden unausgesetzt wider den literarischen Gegner aufzuhetzen. Und nicht vergebens. Das Schreckgespenst der Revolution, der drohende Umsturz alles Bestehenden, den Menzel als sicher zu erwartendes Resultat einer ungehinderten Verbreitung der Ideen des jungen Deutschlands verkündete, setzten sogar den Bundestag in Angst und veranlassten denselben, in seiner Sitzung vom 10. December 1835 folgenden drakonischen Beschluss zu fassen, durch welchen von einer obersten Regierungsbehörde eine ganze literarische Richtung, so zu sagen, in Acht und Bann erklärt wurde: „Nachdem sich in Deutschland in neuerer Zeit, und zuletzt unter der Benennung ‚das junge Deutschland' oder ‚die junge Literatur' eine literarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören: so hat die deutsche Bundesversammlung — in Erwägung, dass es dringend nothwendig sei, diesen verderblichen, die Grundpfeiler aller gesetzlichen Ordnung untergrabenden Bestrebungen durch Zusammenwirken aller Bundesregierungen sofort Einhalt zu thun, und unbeschadet weiterer, vom Bunde oder den einzelnen Regierungen zur Erreichung des Zweckes nach Umständen zu ergreifender Maßregeln — sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt: 1) Sämmtliche deutsche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker, und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung ‚das junge Deutschland' oder ‚die junge Literatur' bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, so wie die gegen den Missbrauch der Presse bestehenden Vorschriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern. 2) Die Buchhändler werden hinsichtlich des Verlags und Ver-

triebs der oben erwähnten Schriften durch die Regierungen in angemessener Weise verwarnt, und es wird ihnen gegenwärtig gehalten werden, wie sehr es in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse liege, die Maßregeln der Regierungen gegen die zerstörende Tendenz jener literarischen Erzeugnisse auch ihrerseits, mit Rücksicht auf den von ihnen in Anspruch genommenen Schutz des Bundes, wirksam zu unterstützen. 3) Die Regierung der freien Stadt Hamburg wird aufgefordert, in dieser Beziehung insbesondere der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung in Hamburg, welche vorzugsweise Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen."

Schon vor diesem Beschlusse waren Anfangs November die zu ergreifenden Prohibitivmaßregeln wider die junge Literatur in der Bundesversammlung vorläufig zur Sprache gekommen, und Preußen hatte sich, auf Antrag des berüchtigten Tzschoppe, beeilt, mittelst eines Ministerial-Reskriptes vom 14. November über alle Druckschriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt, sowie über die von ihnen redigierten periodischen Schriften, insofern diese nicht im Inlande mit preußischer Censur erschienen, ein unbedingtes Verbot auszusprechen. Dadurch wurde nicht allein die mit so verheißungsvollen Worten angekündigte „Deutsche Revue" vor der Geburt erstickt, sondern auch dem unter Mundt's Redaktion in Leipzig erscheinenden „Literarischen Zodiakus" und der Braunschweiger „Mitternachtzeitung," zu deren Redakteur Laube so eben ernannt war, der Eingang in die preußischen Staaten versperrt. Die Mundt'sche Zeitschrift musste gänzlich aufhören, da die Koncession zur Herausgabe derselben den Verlegern (Gebrüder Reichenbach) unterm 30. December durch ein Reskript des sächsischen Kultusministeriums entzogen ward, obschon der „Literarische Zodiakus" erst kürzlich eine Reihe scharfer Angriffe auf Heine, Gutzkow und Wienbarg gebracht hatte[427]), und im ersten Hefte des Jahrgangs 1836 eine direkte Verwahrung Theodor Mundt's gegen Dessen Theilnahme an der Bestrebungen des jungen Deutschlands enthielt. „Die fabricierte Kategorie des sogenannten jungen Deutschlands," versicherte er dort[428]), „war uns von jeher fremd, und es ließ sich voraussehen, dass eine derartige selbstgemachte Benennung, die eine nur kritisch hervorgerufene Kluft zwischen allen nationalen Sympathien gründet, früher oder später zum literarischen Ekelnamen werden würde." — Wie aus dem Wortlaute des Bundestagsbeschlusses erhellt, war die Ausführungsart desselben so ziemlich der Willkür der einzelnen

Regierungen anheimgegeben. Preußen, das in dieser wenig ruhmwürdigen Angelegenheit gleich Anfangs die Führung übernommen, behauptete dieselbe auch in der Folgezeit. In den ersten Monaten schien man nicht bloß über die seitherigen, sondern auch über die künftigen Schriften der geächteten Autoren ein absolutes Interdikt verhängen, man schien Letztere geradezu literarisch mundtodt machen zu wollen; ja, die Censur gestattete eine Zeitlang nicht einmal die Nennung ihrer Namen in öffentlichen Blättern, selbst wenn dabei eine Befehdung der Tendenz ihrer Werke beabsichtigt war. So musste u. A. der Name Theodor Mundt's aus der Liste der Mitarbeiter der „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" gestrichen, und in den Ankündigungen des von Varnhagen und Mundt herausgegebenen literarischen Nachlasses von K. L. v. Knebel durfte nur Varnhagen als Herausgeber genannt werden. Der Name Heine's, welcher in dem preußischen Ministerial-Erlasse vom 14. November noch gefehlt hatte, wurde zuerst in einer großherzoglich hessischen Specialverordnung vom selben Monat der Liste der übrigen geächteten Schriftsteller angefügt, mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass seine Schriften hinfort nur nach speciell eingeholter Erlaubnis verkauft werden dürften. In Preußen ordnete ein Ministerial-Reskript vom 11. December, bei Gelegenheit des Verbotes von Heine's „Romantischer Schule," zugleich an, „daß rücksichtlich der sämmtlichen künftigen literarischen Erzeugnisse des H. Heine, welcher bereits zu verschiedenen Bücherverboten Veranlassung gegeben hat, und dessen bisher erschienene Schriften fast sämmtlich bedenklichen Inhalts sind, sie mögen erscheinen wo und in welcher Sprache es sei, dieselben Maßregeln eintreten sollen, welche in Beziehung auf die Schriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt &c. unter dem 14. November d. J. erlassen worden sind." In Mecklenburg wurde kurzer Hand der gesammte Verlag der Firma Hoffmann und Campe verboten, eine Maßregel, die bis zum Jahre 1848 unverändert in Kraft blieb. Die badische Regierung untersagte dem Buchhändler Löwenthal in Mannheim jeden ferneren Verlag, nahm aber von dieser harten Verfügung schon nach wenigen Monaten wieder Abstand. Menzel's fortgesetzte Denunciationen schienen noch längere Zeit hindurch den deutschen Regierungen zur Richtschnur bei ihren Bücherverboten zu dienen. So wurde im Königreich Sachsen ein Konfiskations-Edikt über sämmtliche Schriften des pseudonymen Fr. Clemens (Joh. Friedr. Gerke) verhängt, nachdem Dessen „Manifest der Vernunft" im

Stuttgarter „Literaturblatte“ No. 16, vom 12. Februar 1836, unter der Überschrift: „Antichristenthum“ einer irreligiösen Tendenz bezichtigt worden war. Ja, als Menzel die Romane „Learosa, die Männerfeindin“ und „Adolar, der Weiberverächter“ von Emerentius Scävola (von der Heyden) als unsittlich schilderte — er nannte in seiner drastischen Sprache die Muse des Verfassers „ein Schwein, das sich mit einem feinen Batisttuch die Thränen trocknet,“ — erließ das preußische Ministerium nicht allein unterm 7. Oktober 1836 ein Verbot der vor etwa einem Jahre in Leipzig veröffentlichten „Learosa,“ sondern fügte gar eine Warnung an die Buchhändler vor dem bereits seit drei Jahren unter preußischer Censur bei einem Berliner Verleger erschienenen „Adolar“ hinzu. Das Verbot von Lewald's „Europa,“ welches durch den Abdruck einiger Auszüge aus Eduard Beurmann's „Vertrauten Briefen aus Berlin“ herbeigeführt worden war, wurde zwar bald zurückgenommen, als der Verlag der Zeitschrift in die Hände eines konservativen Buchhändlers überging, und auch dem Debit des Duller'schen „Phönix“ stellte sich in Preußen kein Hindernis in den Weg, nachdem Eduard Duller, ähnlich wie Lewald[420]), in seinem Blatte vom 2. December 1835 jede Sympathie mit den Tendenzen des „jungen Deutschlands“ öffentlich in Abrede gestellt und sich namentlich von der Richtung seines bisherigen Mitredakteurs Gutzkow entschieden losgesagt hatte. Besonders strenge Maßregeln wurden gegen die ausländische Presse ergriffen. Von den französischen politischen Journalen, deren sich einige, wie der „National,“ in Deutschland zahlreicher Abonnenten erfreut hatten, durften seit dem 29. December 1835 nur noch der „Moniteur,“ das „Journal des Débats,“ die „Gazette de France,“ die „Quotidienne,“ das „Journal de Paris,“ der „Renovateur“ und der „Courrier français“ (letzteres Oppositionsblatt, weil es keine Korrespondenzen aus Preußen enthielt) durch die preußischen Postanstalten unter Kreuzband bezogen und öffentlich oder in Lesezirkeln ausgelegt werden. Von den übrigen Zeitungen sollte das Postgeld wie von Briefen erhoben werden, wobei der Preis jedes Journals sich auf mindestens 500 Thaler jährlich belaufen hätte. Die in der Schweiz erscheinenden französischen Blätter durften, mit Ausnahme des „Constitutionnel Neufchatellois,“ sämmtlich nicht durch die Post bezogen werden. Von belgischen Zeitungen waren fortan nur vier, der „Moniteur belge,“ der „Lynx,“ das „Journal d'Anvers,“ und „L'Industrie,“ —von englischen fünf, die „Times,“ das „Court Journal,“ der „Courier,“ die „Morning Post“ und das „Albion,“ erlaubt.

Die schlimmste Zeit aber drohte für die in dem Bundestagsbeschlusse namhaft gemachten Hauptvertreter der jungen Literatur heranzubrechen. Durfte ihr Name nicht mehr genannt werden, sollten nicht bloß die früheren, sondern auch alle künftigen Erzeugnisse ihres Geistes verboten sein, so war ihre kaum erst begonnene literarische Laufbahn beendet, und es blieb ihnen der rohen Gewalt gegenüber Nichts übrig, als sich in den Mantel eines stolzen Schweigens zu hüllen und ihr Martyrium mit Würde zu tragen, wenn sie die kläglichere Rolle der Apostaten verschmähten und nicht durch ein Pater peccavi eine Aufhebung der ungerechten Maßregeln erbetteln wollten. Mit männlichstem Muthe ertrug Wienbarg sein hartes Geschick. Im Bewusstsein, als Priester der Schönheit und Freiheit einer großen Idee gedient und keine Zeile veröffentlicht zu haben, deren ein edler Geist sich zu schämen brauche, ließ er sich zu keiner Koncession, keinem Widerrufe, keiner Bitte und keinem Versprechen herbei. Er stellte sich auf den Boden seines guten Rechts, und ließ sich von diesem, Schritt für Schritt kämpfend, nur durch die brutale Gewalt vertreiben. Als ihm Anfangs November 1835 die Erlaubnis des ferneren Aufenthaltes in Frankfurt verweigert ward, petitionierte er nicht, wie Dr. Franz Kottenkamp, dem ein Gleiches widerfahren war, an den Frankfurter Senat, sondern er rief, auf die Unbescholtenheit seines Leumunds verweisend, wenngleich erfolglos, die Intervention der holsteinischen Gesandtschaft an. Dann wandte er sich nach Mainz, dem Herde der Buchdruckerkunst, die nun bald ihr viertes Säkularfest feierte — aber auch das goldene Mainz, die Stadt Schöffer's, Fust's und Guttenberg's, schloss dem fahrenden Literaten, dem Manne der angewandten Lettern, ungastlich die Thore. Wieder ergriff er den Wanderstab, und pilgerte gen Niederingelheim, wo die Trümmer des herrlichen Pallastes ragen, den Karl der Große mit Säulen aus Granit, Marmor und Porphyr von italiänischen Baumeistern errichten ließ, und den die Franzosen in Asche gelegt, als sie mit Schwert und Brandfackel die Pfalz verwüsteten. Aber auch in Niederingelheim vergönnte die Kreisbehörde Wienbarg kein dauerndes Asyl. Er protestierte, wie er in Frankfurt und Mainz gegen seine Ausweisung protestiert hatte, er reiste nach Darmstadt, um sich direkt bei der hessischen Staatsbehörde zu beschweren — vergebens! Grollend, aber ungebeugt, kehrte er endlich in seine Vaterstadt Altona zurück, und der „Fehdehandschuh für Schleswig-Holstein," den er später dem Dänenkönig ins Gesicht warf, die Muskete, welche er 1848 im Kampfe für sein

Vaterland als Freischärler von 45 Jahren auf den Nacken nahm, bewiesen zur Genüge, wie lügenhaft Menzel's Beschuldigung gewesen, als ihm Derselbe die echte patriotische Gesinnung abgesprochen. — Auch Gutzkow hat sich keiner feigen Fahnenflucht, keiner unwürdigen Verleugnung der mit so großem Ungestüm ausgesprochenen Grundsätze schuldig gemacht. Allerdings gab er schon in seiner „Vertheidigung gegen Menzel" (S. 34, 35 und 44) die Erklärung ab, dass er keineswegs eine Förderung des Unglaubens, sondern „eine Verbesserung des missverstandenen Christenthums" im Sinne habe, die in erster Potenz kritisch, „eine Vermittelung mit dem Glauben durch den Zweifel," sei. Aber diese Erklärung revocierte nichts Wesentliches seiner früheren Behauptungen, und wenn der von Friedrich Daumer versuchte Nachweis, dass Wally sich „aus reiner Religiosität" getödtet, auch zu weit ging, so müssen wir doch Gutzkow beipflichten[129]), „dass ein solches Grübeln und langwieriges Denken über Religion, wie es in der problematischen Heldin vorausgesetzt wird, nur aus einem wirklichen Interesse für Religion entstehen konnte, ja, dass es Niemand Wunder nehmen sollte, wenn die Phrenologen wirklich an dem Kopfe des bewussten und leidenschaftlichen Atheisten die auffallendste Ausbildung des Organs der Gottesverehrung entdeckten." Gutzkow befand sich in einer eigenthümlichen Stellung: er hatte ein interessantes psychologisches Problem zur Grundlage eines Romans gemacht — nun sollte er sich plötzlich gefallen lassen, dass eine böswillige Denunciation ihm die Verantwortlichkeit für jede excentrische Äußerung seiner Romangestalten auflüde, als hätte er ein neues Gesellschafts-Evangelium gelehrt, dessen Katechismus die „Wally" sei. Er sah sich von seinen Freunden verlassen, seine Gesinnungsgenossen verleugneten ihn fast alle, und häuften obendrein Schmähungen und Vorwürfe auf sein Haupt, dass er sie durch seine Unvorsichtigkeit mit in Gefahr gebracht — unter diesen Umständen wählte Gutzkow das ehrenhafteste und männlichste Verfahren: er ließ die Sturmfluth der Anklagen und Verleumdungen ruhig über sein Haupt dahin brausen, er verwehrte es Keinem, sich, alle Schuld auf ihn wälzend, selbst zu salvieren; aber die Sache, um die er litt, die Idee der Religionsfreiheit und des sittlichen, politischen und socialen Fortschritts der Menschheit, behielt er fest im Auge, und suchte ihr mit ungebrochener Kraft zu dienen, wenn er auch fortan behutsamer die Mittel erwog, durch welche er ihr zum Siege verhelfen wollte. Nachdem er in Mannheim den Rest seiner Haft verbüßt, kehrte er zunächst nach Frankfurt zurück, wo er,

da sein Name einstweilen verpönt war, unter der Redaktion Beurmann's den „Telegraphen für Deutschland" gründete, dessen Verlag später, zum entschiedenen Vortheil der Verbreitung des Blattes, in die Hände Julius Campe's überging. — Die charakterloseste Rolle in der Affäre des „jungen Deutschlands" spielten Theodor Mundt und Heinrich Laube. Wenn Ersterer im Mai 1837 auf Heine's ironische Frage: „warum denn er es seiner Zeit unterlassen, in der Allgemeinen Zeitung, wie so viele Andere, eine Erklärung abzugeben, daß er gar nicht zu Jungdeutschland gehöre?" die trügerische Antwort gab[430]: „Dies wäre durchaus gegen meine Art gewesen, da ich überhaupt kein Freund von Erklärungen bin und glaube, daß bei keiner Erklärung, eine Liebeserklärung vielleicht ausgenommen, etwas Gescheites herauskommen kann," so scheint er gänzlich vergessen zu haben, wie er in seinem eigenen Journal allerdings eine solche (vorhin mitgetheilte) Erklärung in bündigster Form abgegeben, ja bei dieser Gelegenheit sich zu seiner Vertheidigung obendrein auf den Umstand berufen hatte, daß Gutzkow und Wienbarg „in ihren bisherigen Schriften und Kritiken meistentheils feindselig und vernichtend auch gegen ihn sich ausgelassen." Ein eben so angstvolles Purifikationsgelüste verrieth sich in den Schlußworten der Widmung an Varnhagen von Ense, mit welcher Mundt im Sommer 1836 den ersten Band der von ihm herausgegebenen neuen Zeitschrift „Dioskuren für Wissenschaft und Kunst" begleitete: „Die Aufforderung ist vorhanden, gerade in diesem Augenblick mit Unternehmungen solcher Art dem Charakter, dem, gegen unsere Nationalsitte, die Literatur und Kritik in den letzten Tagen anheimgefallen, wenigstens mit Darbringungen aus solcher Gesinnung, worin nichts Verheerendes wuchert, gegenüber zu treten." Während Mundt, mit einem Reste von Schamgefühl, seine Ankündigung des Übertritts und des künftigen Befehdens seiner früheren literarischen Richtung solchergestalt mit den Phrasen eines farblosen Geheimrathstils umhüllte, der fast nur noch ein kindisches Lallen zu nennen war, beeilte sich Laube, mit einem Cynismus ohne Gleichen seiner Vergangenheit Hohn zu sprechen und öffentliches Zeugnis von seiner Bekehrung abzulegen. Zunächst erließ er unterm 13. December 1835 in der „Allgemeinen Zeitung" folgende Erklärung: „Als ich Herrn Dr. Gutzkow Beiträge zu der beabsichtigten ‚Deutschen Revue' zusagte, da geschah Dies keineswegs in der Art, daß etwaige Tendenzen des sogenannten ‚jungen Deutschlands', welche die bestehende Civilisation angreifen, oder gar stören und bedrohen könnten,

durch meine Beiträge gefördert werden sollten. Im Gegentheil erklärte ich unumwunden, wie ich mit jedwedem Ultraismus der Art Nichts zu schaffen hätte, und eine eigentlich solidarische Theilnahme mir nicht zupasste. Diese Erklärung glaubte ich schuldig zu sein, da ich mich mit jenem ‚jungen Deutschland', dem ich nicht angehöre, solidarisch betroffen sehe." Auffallender noch klangen die Versicherungen, welche Laube in dem von ihm unterzeichneten Prospektus der „Mitternachtzeitung" Nr. 1, vom 1. Januar 1836, abgab. Er wolle, so hieß es in diesem traurigen Aktenstücke, nicht mehr Das sein, was er in der „Zeitung für die elegante Welt" gewesen; er wolle nicht mehr lebhaft, stürmisch bewegen, nicht mehr alle kecken Gedanken spekulierender Jugend schnell und schonungslos geltend machen; die Literatur sei ihm nicht mehr der Ausdruck politischer Wünsche; er wolle keine Partei nehmen in den jetzigen Kämpfen unserer Literaten, „dem Skandal, welcher sich tummelt mit wüster Stirn und ungewaschenen Gliedmaßen"; sein Streben gehe „seit langer Zeit" auf eine neuromantische Schule in der Literatur, aber er wolle damit keine auflösenden, zerstörenden Elemente; neue Manifestationen der Bildung seien die besten, wenn sie dem Bestehenden förderlich erscheinen, nicht wenn sie ihm nur Feindschaft verkündigen; er wolle sich zwar von der Menzel'schen Richtung fernhalten, „aber auch mit den angegriffenen Leuten, mit diesem sogenannten ‚jungen Deutschland', können wir nicht gehen. . . Nicht im dreisten Auflösen geachteter Pietätsstoffe, nicht in kecken Schlägen, in spöttischen Stößen auf bestehende Gesellschaftsbande soll die Wirksamkeit gesucht werden, das Geschichtliche ist nicht von vornherein zu negieren, sondern eine Autorität." Paraden für Heine, Hoffnungen für die jungen schönen Talente, die das Maß überschritten und Ärgernis und Nachtheil erweckt, schlossen, unter Bezugnahme auf ähnliche wilde Anfänge deutscher Dichterheroen, dies reumüthige Besserungsgelöbnis. In der That erhielt Laube, welcher zur Förderung seiner Angelegenheit persönlich nach Berlin gereist war, nach solcher öffentlich abgelegten Probe seines Gesinnungswechsels die Erlaubnis, vorläufig die Redaktion der „Mitternachtzeitung" — wenn auch nicht unter Nennung seines Namens — fortzuführen, nach einem Vierteljahr aber das Blatt zur Prüfung dem Polizei-Ministerium einzureichen, welches dann weiter verfügen werde. Laube fand sich in der „neuen Gedankenposition," wie er sein Verlassen der alten Fahne euphemistisch taufte, mit unglaublicher Schnelligkeit zurecht, und warf Denen, welche ihn hin und wieder an

sein früheres oppositionelles Streben erinnerten, mit erhabener Süffisance die Beschränktheit vor, daß sie ihm immer noch mit den „Kategorien der Julirevolution" kämen und seinen neu gewonnenen höheren Standpunkt nach den Voraussetzungen eines verblühten Liberalismus beurtheilen wollten.

Und Heine, der geistige Vater des „jungen Deutschlands", der Meister, welcher zuerst den Ton angegeben, der ein so vielstimmiges Echo unter den neu aufkeimenden Talenten in der Heimat fand — welche Stellung nahm er den Verfolgungen gegenüber ein, die wider ihn und seine Anhänger mit so unerwarteter Leidenschaftlichkeit losbrachen? Beschuldigte ihn doch Menzel mit deutlichen Worten, daß „von ihm der ganze Unfug ausgegangen" sei. „Heine zuerst", hieß es im „Literaturblatte" vom 4. Januar 1836, „von jüdischen Antipathien verlockt, machte die Verspottung des Christenthums und der Moral, der deutschen Nationalität und Sitte, die Vorschläge, das Fleisch zu emancipieren, die liederlichen Prahlereien, die Debauchen des jungen Frankreich, das Kokettieren mit der Republik, die Affektation, an die große Revolution der Zukunft zu appellieren, zu dem fruchtbaren Thema, das seitdem die jungen Deutschen in allen Variationen durchgespielt haben." — In direkter Verbindung stand Heine mit keinem einzigen der genannten Schriftsteller, außer mit Heinrich Laube, der als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" die „Französischen Zustände", den ersten Band des „Salon" und die Abhandlungen „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" enthusiastisch besprochen hatte, und seit dem Frühling 1833 in Korrespondenz mit dem Dichter getreten war. Es versteht sich, daß Heine mit der literarischen Richtung der jungen Autoren, die im Ganzen ein gleiches Ziel wie er selbst verfolgten und von ihm die Methode des Kampfes gelernt hatten, lebhaft sympathisierte. Auch belobte er sie öffentlich in seinem vervollständigten Buche über die romantische Schule, das Anfangs November 1835 erschien, bevor noch die Menzel'schen Angriffe ihm bekannt geworden. Er hob als charakteristisch hervor, daß die Schriftsteller des jungen Deutschlands, ganz von den Ideen der Zeit erfüllt, keinen Unterschied zwischen Leben und Schreiben machen und die Politik nimmermehr trennen wollten von Wissenschaft, Kunst und Religion, so daß sie zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel seien. „Ja, ich wiederhole das Wort Apostel", sagte er[431]), „denn ich weiß kein bezeichnenderes Wort. Ein neuer Glaube beseelt sie mit einer Leidenschaft, von welcher die Schriftsteller der früheren Periode keine Ahnung hatten. Es ist Dieses der Glaube an den

Fortschritt, ein Glaube, der aus dem Wissen entsprang. Wir haben die Lande gemessen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Industrie berechnet, und siehe, wir haben ausgefunden, daſs diese Erde groß genug ist, daſs sie Jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte seines Glückes darauf zu bauen; daſs diese Erde uns Alle anständig ernähren kann, wenn wir Alle arbeiten und nicht Einer auf Kosten der Anderen leben will; und daſs wir nicht nöthig haben, die größere und ärmere Klasse an den Himmel zu verweisen. Die Zahl dieser Wissenden und Gläubigen ist freilich noch gering. Aber die Zeit ist gekommen, wo die Völker nicht mehr nach Köpfen gezählt werden, sondern nach Herzen." Heine nannte bei dieser Gelegenheit Laube, Gutzkow, Wienbarg und Gustav Schlesier als die ausgezeichnetsten Chorführer der neuen Literatur. Vor Allen rühmte er Laube, „das große flammende Herz," das unter den Schriftstellern der jüngsten Zeit am glänzendsten hervorleuchte. „Heinrich Laube," schrieb er, „ist für Deutschland von einer socialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermessen werden kann. Er hat alle guten Eigenschaften, die wir bei den Autoren der vergangenen Periode finden und verbindet damit den apostolischen Eifer des jungen Deutschlands. Dabei ist seine gewaltige Leidenschaft durch hohen Kunstsinn gemildert und verklärt. Er ist begeistert für das Schöne eben so sehr wie für das Gute; er hat ein feines Ohr und ein scharfes Auge für edle Form; und gemeine Naturen widern ihn an, selbst wenn sie als Kämpen für noble Gesinnung dem Vaterlande nutzen. Dieser Kunstsinn, der ihm angeboren, schützte ihn auch vor der großen Verirrung jenes patriotischen Pöbels, der noch immer nicht aufhört, unseren großen Meister Goethe zu verlästern und zu schmähen." — „In dieser Hinsicht," fuhr Heine fort, „verdient auch ein anderer Schriftsteller der jüngsten Zeit, Herr Karl Gutzkow, das höchste Lob. Wenn ich Diesen erst nach Laube erwähne, so geschieht es keineswegs, weil ich ihm nicht eben so viel Talent zutraue, noch viel weniger weil ich von seinen Tendenzen minder erbaut wäre; nein, auch Karl Gutzkow muſs ich die schönsten Eigenschaften der schaffenden Kraft und des urtheilenden Kunstsinnes zuerkennen, und auch seine Schriften erfreuen mich durch die richtige Auffassung unserer Zeit und ihrer Bedürfnisse; aber in Allem, was Laube schreibt, herrscht eine weittönende Ruhe, eine selbstbewusste Größe, eine stille Sicherheit, die mich persönlich tiefer anspricht, als die pittoreske, farbenschillernde und stechend gewürzte Beweglichkeit des Gutzkow'schen Geistes." Nicht minder anerkennend spricht sich Heine zwei

Jahre später in einem Briefe an Julius Campe über Gutzkow aus. Er nennt ihn „den besten Journalisten," und fügt hinzu[432]): „Gutzkow ist das größte Talent, das sich seit der Juliusrevolution aufgethan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, ist für die Gegenwart ganz wie geschaffen; Der wird mir noch viele Freude machen, nicht eben direkte Freuden, sondern indirekte, indem er meinen Feinden alles mögliche Herzeleid verursachen wird. Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, daß sie den Gutzkow erfunden haben. Wenn er nur nicht so irreligiös wäre! Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräsentanten des heiligen Geistes einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir — aber so muß er sein, sonst könnte er sein Tagewerk nicht vollenden." — „Ich liebe ihn sehr," heißt es schon mit einiger Reserve in einem anderen Briefe[433]), „aber auch ihn soll der Teufel holen, nur in gelinderer Manier und mit dem gehörigen Respekt; denn er ist ein sehr vornehmer Sünder. Nergelt die ganze Welt und provociert überall Feindschaft, selbst da, wo mit ruhigem Abwarten und mit drei Gran Geduld die wichtigste Freundschaft und Bundesgenossenschaft zu erwarten stand." Später gestaltete sich Heine's Urtheil über Gutzkow immer ungünstiger, und wenn er ihn einst in einem Briefe an Laube nicht ohne treffenden Witz einen „mauvais coucheur" genannt[434]), so sprach er ihm nachmals alles Gemüth ab, und schrieb seinem Verleger, der sich beklagt hatte, daß Gutzkow's Bücher geringen Absatz fänden und von der Menge wenig gelesen würden[435]): „Das hätten Sie gar nicht nöthig gehabt mir zu sagen, Das weiß ich. Lieber Campe, wenn man kein Herz in der Brust hat, kann man nicht für die große Menge schreiben."

Die erste zuverlässige Kunde von der literarischen und polizeilichen Hetzjagd, die unter Wolfgang Menzel's Führung wider die junge Literatur in Scene gesetzt worden, empfing Heine Mitte November 1835 in Boulogne sur Mer, wohin er sich schon im Augustmonat begeben, durch einen ausführlichen Bericht Heinrich Laube's. Die Einmischung des Bundestages war damals noch unbekannt. Mit richtigem Scharfblick entdeckte jedoch Heine sofort die Gefahr, welche für die Sache der Preßfreiheit aus dem Umstande erwachsen musste, daß Menzel die Tendenzen der jungen Literatur als politisch bedrohlich dargestellt. Er beeilte sich daher, seinem Freunde Laube, den er damals noch vertrauensvoll „jenen Fechtern" beigesellte, „die nur in der Arena sterben", die Position anzudeuten, durch welche nach seiner An-

sicht die Würde der Literatur zu retten und der schlimmste Theil des herandrohenden Verhängnisses vielleicht noch abzuwenden sei. „Ich beschwöre Sie," schrieb er[436]), „bei Allem, was Sie lieben, in dem Kriege, den das junge Deutschland jetzt führt, wo nicht Partei zu fassen, doch wenigstens eine sehr schützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte diese Jugend anzutasten. Machen Sie eine genaue Scheidung zwischen politischen und religiösen Fragen. In den politischen Fragen können Sie so viel' Koncessionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen sind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, solange der Kampf um erste Lebensprincipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie, oder gar durch Absolutismus, — für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe. Durch solche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Censur beschwichtigen; denn Diskussion über das religiöse Princip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze protestantische Denkfreiheit und Beurtheilungsfreiheit zu annullieren; hier bekömmt man die Zustimmung der Philister . . . Sie verstehen mich, ich sage: das religiöse Princip und Moral, obgleich Beides Speck und Schweinefleisch ist, Eins und Dasselbe. Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit verfault, so wird auch die Moral stinkicht. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesunden, damit sie besser basiert werden, als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben." Auch als Heine Anfangs Januar 1836 in der „Nürnberger Zeitung" die erste Nachricht von dem Verbot seiner sämmtlichen Schriften las, konnte er sich schwer entschließen, an den Ernst der unerhörten Maßregeln zu glauben. „Die ganze Verfolgung des ‚jungen Deutschlands' nehme ich nicht so wichtig," schrieb er an Campe[437]). „Sie werden sehen: viel Geschrei und wenig Wolle. Sollte ich wirklich auf eine Proskriptionsliste gestellt sein, so glaube ich, daß man nur Demarchen von meiner Seite verlangt, um mich davon zu lösen. Es ist nur auf Demüthigungen abgesehen. Das Unerhörte, das Verbot von Büchern, die noch nicht geschrieben sind, darf Preußen nicht wagen, zu dem öffentlichen Unwillen käme da noch das Ridikül. Ich lasse mich nicht ver-

blüffen und bin der Meinung: je keckere Stirne man bietet, je leichter lassen sich die Leute behandeln. Angst ist bei Gefahren das Gefährlichste. Im Bewusstsein, seit vier Jahren Nichts gegen die Regierungen geschrieben, mich, wie es notorisch ist, von dem Jakobinismus geschieden zu haben, kurz, bei gutem loyalen und royalen Gewissen, wie ich bin, werde ich nicht so feige sein, die jungen Leute, die politisch unschuldig sind, zu desavouieren, und ich habe im Gegentheil gleich eine Erklärung nach der ‚Allgemeinen Zeitung' geschickt, die vielleicht schon gedruckt ist, worin ich erkläre, dass ich gar keinen Anstand genommen hätte, an der ‚Deutschen Revue' mitzuarbeiten." Der Abdruck dieser Erklärung, in welcher Heine, einer redaktionellen Andeutung zufolge, sich günstig für jenes projektierte Journal aussprach, das „von der Tugend denunciert, von der Polizei unterdrückt worden" sei, wurde jedoch von der Censur beanstandet[438]), während die Veröffentlichung der devoten Purifikations-Erklärungen Laube's, Varnhagen's und der preußischen Universitätsprofessoren G. Ulrici, Gans, Hotho, Rosenkranz und Trendelenburg natürlich nicht das geringste Hemmnis fand[439]). „Sollte," hieß es am Schlusse des obigen Briefes von Heine an seinen Verleger, „die preußische Regierung sich wirklich zu jenem proskribierenden Wahnsinn verleiten lassen, so glaube ich weit leichter, als irgend Jemand, ihre Dekrete eludieren zu können; ich glaube ausgezeichnet genug zu schreiben, dass ich nöthigenfalls meinen Namen vom Titelblatte fortlassen dürfte. Und nun lasst uns in schwierigen Zeiten eben so viel Gelassenheit zeigen, wie bei unseren Gegnern stürmische Wuth zum Vorschein kömmt." Denselben unerschrockenen, selbstbewussten Geist athmet auch das Schreiben, welches Heine unterm 28. Januar 1836 an den Bundestag richtete, und welches er gleichzeitig in deutschen und französischen Blättern abdrucken ließ[440]). Die nach Frankfurt gesandte Originalschrift lautete: „An die hohe Bundesversammlung. Mit tiefer Betrübnis erfüllt mich der Beschluss, den Sie in Ihrer 31sten Sitzung von 1835 gefasst haben. Ich gestehe Ihnen, meine Herren, zu dieser Betrübnis gesellt sich auch die höchste Verwunderung. Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurtheilt, ohne dass Sie mich weder mündlich noch schriftlich vernommen, ohne dass Jemand mit meiner Vertheidigung beauftragt worden, ohne dass irgend eine Ladung an mich ergangen. So handelte nicht in ähnlichen Fällen das heilige römische Reich, an dessen Stelle der deutsche Bund getreten ist; Doktor Martin Luther, glorreichen Andenkens,

durfte, versehen mit freiem Geleite, vor dem Reichstage erscheinen, und sich frei und öffentlich gegen alle Anklagen vertheidigen. Fern ist von mir die Anmaßung, mich mit dem hochtheuern Manne zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiösen Dingen erkämpft hat; aber der Schüler beruft sich gern auf das Beispiel des Meisters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Person zu vertheidigen, so bewilligen Sie mir wenigstens freies Wort in der deutschen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen Alles, was ich schreibe, verhängt haben. Diese Worte sind keine Protestation, sondern nur eine Bitte. Wenn ich mich gegen Etwas verwahre, so ist es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillschweigen für ein Eingeständnis strafwürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen meiner Schriften ansehen könnte. Sobald mir das freie Wort vergönnt ist, hoffe ich bündigst zu erweisen, daß meine Schriften nicht aus irreligiöser und unmoralischer Laune, sondern aus einer wahrhaft religiösen und moralischen Synthese hervorgegangen sind, einer Synthese, welcher nicht bloß eine neue literarische Schule, benamset das junge Deutschland, sondern unsere gefeiertsten Schriftsteller, sowohl Dichter als Philosophen, seit langer Zeit gehuldigt haben. Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entscheidung über meine Bitte ausfalle, so sein Sie doch überzeugt, daß ich immer den Gesetzen meines Vaterlandes gehorchen werde. Der Zufall, daß ich mich außer dem Bereich Ihrer Macht befinde, wird mich nie verleiten, die Sprache des Haders zu führen; ich ehre in Ihnen die höchsten Autoritäten einer geliebten Heimat. Die persönliche Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweise, ohne Besorgnis vor Mißdeutung Ihnen, meine Herren, in geziemender Unterthänigkeit die Versicherungen meiner tiefsten Ehrfurcht darzubringen. Heinrich Heine, beider Rechte Doktor." Die geschnörkelte Kurial-Reverenz des Schlußsatzes abgerechnet, welche in einer Eingabe an den Bundestag nicht fehlen durfte, und über welche sich Heine, zur Schadloshaltung für den ihm durch die Umstände auferlegten Zwang, in einem Briefe an seinen Verleger hinlänglich lustig macht, kann man dem Dichter das Zeugnis nicht vorenthalten, daß sein Schreiben den männlichsten Ton athmete und Nichts weniger als ein Widerruf oder ein Preisgeben der jungen Schriftsteller war, die in so große Bedrängnis gerathen. Im Gegentheil scheint uns, daß den vom Bundestag angeordneten Verfolgungen

nicht leicht ein treffenderer Einwand entgegen gestellt werden konnte, als die Bemerkung, daß die Schriften des „jungen Deutschlands“ aus derselben Anschauung hervorgegangen, die seit lange von den gefeiertsten Dichtern und Denkern verkündet worden sei. Auch die Berufung auf Luther und die von Demselben erkämpfte Denkfreiheit in religiösen Dingen entsprach durchaus den uns bekannten Entwicklungen über die Bedeutung der Reformation in Heine's Aufsätzen „Zur Geschichte der Religion und Philosophie“ wie den oben mitgetheilten Bemerkungen in dem Briefe an Heinrich Laube, welche deutlich genug den Grund erkennen ließen, weßhalb er sich so gern „in der protestantischen Befugnis verschanzte,“ und, so herzlich das Wort ihn auch lachen machte, doch einen sehr ernsthaften Sinn in der Äußerung seines Freundes Enfantin sah, der ihn „den ersten Kirchenvater der Deutschen“ genannt[441]). Jenes Schreiben an den Bundestag hatte offenbar vor Allem den Zweck, auf die auswärtige Presse und durch den Rückhall ihrer Stimme auf Deutschland zu wirken; es war also nur ein muthwilliger Scherz, wenn Heine sich angeblich von dem höflichen Tone seines Briefes einen günstigen Einfluß auf die Frankfurter Versammlung versprach, deren Maßregeln er immer noch für wenig mehr als für einen blinden Schreckschuß nahm. „Auf jeden Fall,“ schrieb er an Campe[442]), „habe ich es für nöthig gehalten, die alten Perücken ein bischen zu streicheln, und mein kindlich siruplich submisser Brief wird wohl eine gute Wirkung hervorgebracht haben. Der Bundestag wird gerührt sein. Jeder behandelt ihn wie einen Hund, und da wird ihm meine Höflichkeit, meine feine Behandlung um so wohler thun. ‚Messeigneurs!‘ ‚Vos Seigneuries!‘ Das ist ihm noch nicht geboten worden. ‚Seht,‘ wird er sagen, ‚da ist einmal ein Mensch, welcher menschlich fühlt, welcher uns nicht wie einen Hund behandelt! Und diesen edlen Menschen haben wir verfolgen wollen! haben wir für irreligiös, für unmoralisch erklärt!‘ Und sechsunddreißig Taschentücher werden von bundestäglichen Thränen benetzt werden. — Preußen scheint ebenfalls zur Besinnung zu kommen, und der Repräsentant der Intelligenz sieht wohl schon ein, wie das Verbieten zukünftiger Bücher aufs lächerlichste blamiert. Aber auch hier soll mildest nachgewirkt werden, und ich hoffe zwar keinen Adlerorden, aber doch vernünftige Einsicht von Berlin zu erlangen.“

In der That begann die preußische Regierung bald einzulenken und etwas mildere Saiten gegen die verfehmten Schriftsteller aufzuziehn. Schon

unterm 16. Februar 1836 erließ das königliche Ministerium des Innern und der Polizei die Erklärung, daß die Absicht der gegen Heine, Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt angeordneten Maßregeln „nicht dahin gehe, die Benannten von jeder schriftstellerischen Thätigkeit abzuhalten. Denselben könne vielmehr nachgegeben werden, ihre literarischen Produkte auch ferner mit diesseitiger Censur unter ihren Namen drucken und erscheinen zu lassen. Das Verbot der literarischen Erzeugnisse jener Schriftsteller, sowie deren Ankündigung, Kritik oder sonstige Erwähnung beschränke sich mithin auf die ohne diesseitige Censur außerhalb der preußischen Staaten schon erschienenen oder künftig noch erscheinenden Schriften jener Individuen.“ In ähnlicher Weise erklärten auch andere deutsche Regierungen, wie Sachsen und Baiern, daß in ihren Staaten nur diejenigen Schriften verboten sein sollten, welche nicht mit inländischer — d. h. sächsischer, bairischer rc. — Censur gedruckt seien oder künftig gedruckt würden. Bei strenger Aufrechterhaltung dieser vexatorischen Bestimmungen wären also die Verleger genöthigt gewesen, die Druckmanuskripte der betreffenden Autoren der Reihe nach an ein paar Dutzend Censurbehörden zu versenden, um in den verschiedenen deutschen Staaten das Imprimatur oder die Verkaufserlaubnis zu erbitten. In Wirklichkeit aber gestaltete sich die Praxis bald dahin, daß stillschweigends oder ausdrücklich die Aufsicht in diesen Angelegenheiten vorzugsweise der preußischen Regierung übertragen ward, und daß auch in den übrigen deutschen Staaten für erlaubt galt, was in Preußen die Censur passiert oder nachträglich dort die Verkaufsgenehmigung erlangt hatte. Nur Österreich, das von jeher seine eigenen Normen zur Überwachung und Niederhaltung der freien Presse befolgte, schloß sich von dieser toleranteren Maßregel aus, obwohl wir aus den Tagebüchern Varnhagen's sehen, daß der Fürst Metternich sich von Diesem ein Gutachten über die Tendenzen des „jungen Deutschlands“ schicken ließ, das aber, wie Varnhagen voraussah, Nichts an den einmal beschlossenen Verfolgungen änderte[113]). Die förmliche Aufhebung des Verbotes der Schriften des „jungen Deutschlands“ fand übrigens auch in Preußen erst im Sommer 1842 statt.

Heine wollte sich zu keinen unwürdigen Koncessionen erniedrigen; vor Allem wollte er sich der Schmach nicht fügen, daß man ihn anwies, seine Schriften für das halbe Deutschland von einem einzigen Censor, dem Hofrath John in Berlin, prüfen zu lassen. Schon Anfangs Februar 1836 sprach er seinem Verleger den Wunsch aus, ein Buch, das natürlich die

häklichen Fragen der Politik und Religion nicht herausfordernd berühren sollte, ohne Verzug als dritten „Salon"-Band mit seinem vollen Autornamen herauszugeben, „als ob gar Nichts passiert sei." „Ich glaube," schrieb er an Campe[444]), „es wäre sogar sehr klug, für folgende Publikationen, dem Publiko zu zeigen, dass die Drohnisse nicht in Anwendung kommen, und dann kann man später auch etwas Gepfeffertes unter eigenem Autornamen drucken. Thut man es jetzt nicht, so ist es später vielleicht unmöglich. Einen neuen Namen annehmen hat auch sein Missliches, ist eine demüthigende Koncession; für diesen Fall müsste ich den Namen meiner Mutter annehmen, und da derselbe etwas vornehmer klingt, könnte man mich bitter missverstehen. Aufschieben die Herausgabe ist auch nicht räthlich; ich glaube, das Publikum erwartet jetzt eben ein Buch von mir und freut sich, wenn wir uns nicht banghosig ducken." — „Ich will," heißt es in dem nächsten Briefe[445]), „Ihrem Verlangen gemäß, diesem Buche einen besondern Titel geben. Wie gefällt Ihnen der Titel: ‚Das stille Buch?‘ Gefällt Ihnen dieser Titel nicht, so können Sie es ‚Märchen‘ titulieren. Die Hauptsache aber ist, dass dieses Buch gar keiner Censur, und am allerwenigsten einer preußischen Censur, unterworfen wird. Nie werde ich mich der preußischen Censur unterwerfen, um ein Buch erscheinen lassen zu dürfen; Dieses ist indirekter Verkauf, diese filzige Regierung will mich für mein eignes wohlerworbenes Geld, für das Honorar meines Verlegers, kaufen. Hier ist ein Ehrenpunkt. Können Sie also das Buch nicht ohne Censur drucken, so möge es ungedruckt bleiben; sind Sie aber überzeugt, dass es keiner ignobeln Censur bedarf, und wollen Sie es ohne Dergleichen drucken, so schicken Sie es gleich in die Presse . . . Die Preußen haben hierher an die ‚Revue des deux mondes‘ geschrieben, dass sie dieselbe verbieten werden in Deutschland, wenn ich Aufsätze darin gäbe, die nicht in ihrem Sinne geschrieben; noch in kleinlich anderer Weise kontreagieren sie mich in meiner literarischen Thätigkeit; sie haben die Absicht, mich entweder zu ruinieren oder zum Schurken zu machen — Letzteres wird ihnen nicht gelingen . . . Auch die neue Auflage des ‚Buches der Lieder‘ sowie die dritte Auflage der ‚Reisebilder‘ werde ich unterlassen, im Fall eine preußische Censur sich darein mischen möchte. Ich vertrete in diesem Augenblick den letzten Fetzen deutscher Geistesfreiheit." Über die Mittheilung Campe's, dass er das in Rede stehende Manuskript, welches zufällig schneller, als der darauf bezügliche Brief, in Hamburg ein-

getroffen war, sofort nach Berlin zur Censur geschickt, gerieth Heine in die höchste Aufregung. „Ihr Brief," antwortete er[446]), „hat mich in eine Bestürzung versetzt, die mir noch den Kopf betäubt. Eine Sache steht jedoch klar in meinem Kopfe: ich werde nicht die deutsche Presse an Preußen verrathen, ich werde meine Ehre nicht um Buchhonorar verkaufen, ich werde auch nicht den geringsten Makel meinem schönen, reinen Namen anheften, ich werde mich nicht der preußischen Censur unterwerfen! Ich habe gethan, was ein Mann thun durfte, wenn er ein reines Gewissen hat; mehr darf ich nicht thun. Ich will eben mein Gewissen rein behalten. Ich hoffe, dass Sie bereits dringendst Anstalten getroffen, mein Manuskript wieder zurück zu erhalten. Ist Dieses noch nicht geschehen, so thun Sie es gleich. Das Buch soll, wenn Sie es nicht ohne preußische Censur drucken können, gar nicht gedruckt werden. Ich bin krank vor Gram. Ich sehe ein, dass auch die Partei der Gemäßigten eine geschlagene ist. Ich werde jetzt ... ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thun werde! Zu allererst rette ich meine Ehre. Ich verstehe hier keinen Spaß, Campe, und ich hoffe, ich erlange bald mein Manuskript." Herr Campe entsprach auf der Stelle einem so bestimmt geäußerten Verlangen, und Heine erörterte sein Benehmen bei diesem Vorfalle in einem für die „Allgemeine Zeitung" geschriebenen Aufsatze, dessen Abdruck aber wieder auf Censurhindernisse stieß[447]). — Über ein Jahr verging, bevor der dritte Band des „Salon" erschien, nachdem Heine endlich erlaubt hatte, dass das Manuskript zur Censur nach Gießen gesandt würde. Der dortige Censor Dr. Adrian, Verfasser der „Bilder aus England" und Herausgeber eines Rheinischen Taschenbuchs, verzögerte Monate lang das Imprimatur, und gab inzwischen eine Notiz in den „Phönix," dass Heine's Buch mit hessischer Censur in Gießen gedruckt werde. „Die Absicht dieser Insinuation liegt nicht tief," schrieb Campe an Heine[448]). „Die Notiz ging in andre Blätter über, und könnte so die Konfiskation des Ganzen zur Folge haben." In der That wurde der dritte „Salon"-Band, welcher nur die „Elementargeister" und die „Florentinischen Nächte," zwei politisch und religiös völlig unverfängliche Produktionen, enthielt, sofort in Preußen und Baiern verboten. Der gegen Menzel gerichteten Vorrede des Buches verweigerte Dr. Adrian gänzlich die Druckerlaubnis. Sie wurde daher, weil der Verfasser großes Gewicht darauf legte[449]), nachträglich mit dem Titel „Über den Denuncianten" als besondere Broschüre veröffentlicht, nachdem das Manuskript wieder Monate

lang von einer Censurbehörde zur andern gewandert war, bis endlich eine nachsichtige Hand das Imprimatur ertheilte. Es war Heine's Absicht, durch seine öffentlich gegen Menzel erhobene Anschuldigung der persönlichen Feigheit Diesen auf die Mensur zu treiben. Denselben Zweck verfolgte er auch mit der Einsendung einer Zeitungsnotiz an Campe, die in Nr. 172 des „Mitternachtsblattes" vom 27. Oktober 1837 gedruckt ward, und die besagte, daß Menzel Stuttgart werde verlassen müssen, wenn er zur Restitution seiner verlorenen Ehre nicht endlich seinen natürlichen Widerwillen gegen das ihm von Heine vorgeschlagene Rettungsmittel überwinde[450]). „Er muß von allen Seiten dazu getrieben werden," schrieb Letzterer seinem Verleger[451]); „ich werde mich diesmal mit dem größten Vergnügen schlagen; gilt es doch einen Verräther zu züchtigen, wenigstens durch einzujagende Furcht... Tinte fließt auf jeden Fall — Er selber freilich, hoffe ich, kommt auf die Mensur, und ich versichere Sie, ich schieße nicht in die blaue Luft." Aber so wenig Menzel für seine ehrlose Verleumdung Gutzkow's Diesem die geforderte Satisfaktion hatte geben wollen, und so dickfellig er die Züchtigung eingesteckt, welche ihm bei anderer Gelegenheit der Stuttgarter Buchhändler Franckh in Gestalt einer Ohrfeige appliciert hatte: so fruchtlos blieb auch der Versuch Heine's, den Denuncianten der jungen Literatur vom Fechtboden der Journalistik, wo den Angegriffenen auf seinen Betrieb der Mund geknebelt und die Hand gefesselt war, zu einem Renkontre im stillen Wald zu verlocken, um dort als Mann von Ehre mit seiner Person für sein Wort einzustehn.

Schon bei Abfassung der „Florentinischen Nächte," die zuerst in Nr. 83 bis 92 und 114—125 des Stuttgarter „Morgenblattes" vom 6.—16. April und 12.—25. Mai, und gleichzeitig in französischer Übersetzung in der „Revue des deux mondes" vom 1. Mai 1836, veröffentlicht wurden, empfand Heine mit Unmuth den Druck einer verschärften polizeilichen Überwachung, der hinfort auf all' seinen Arbeiten lasten sollte. „Aus dieser zweiten florentinischen Nacht," schrieb er an Lewald[452]), „werden Sie vielleicht ersehen, daß ich nöthigenfalls, wenn Politik und Religion mir verboten werden, auch vom Novellenschreiben leben könnte. Ehrlich gesagt, Dergleichen würde mir nicht viel Spaß machen, ich finde dabei wenig Amüsement. Man muß aber Alles können in schlechten Zeiten." Weit bitterer lauten die Klagen des Dichters in den Briefen an seinen Verleger[453]): „Ich bin mit der Füllung des Buches in den allerschrecklichsten Nöthen, nicht als

ob's mir an Manuskript fehle — aber die Angst vor Censur — auch das Unschuldigste ist jetzt bedenklich — ich bin jetzt einer der unglücklichsten Schriftsteller. Dreimal habe ich die Vorrede zu dem dritten Salontheile bis zur Mitte geschrieben und dreimal vernichtet — was hilft mir schreiben, wenn mir's nicht gedruckt wird . . . In der That, bei der wüthenden Censur, die mir auch die harmlosesten Gedanken streicht, kann ich nur reine Phantasiearbeiten drucken lassen, und leider habe ich Nichts der Art fertig . . . Sie kennen, liebster Campe, die bittere Stimmung, worin mich die Nothwendigkeit versetzt, jeden Gedanken, den ich denke, im Kopfe gleich zu censieren; zu schreiben, während das Censurschwert an einem Haare über meinem Kopfe hängt — Das ist, um wahnsinnig zu werden! Ich kann oft in der Nacht nicht schlafen, wenn ich denke, wie in der ‚Romantischen Schule' und im zweiten Salontheil meine Gedanken gemordet worden, und wie ich jetzt gar mit halber Zunge stammeln soll, ich, der ich sonst wie ein Mann gesprochen. Ich habe in der letzten Zeit viele Tausende durch Unglück verloren und grämte mich um alles Geld nicht so sehr, als um jene Literaturschmerzen." — Man hat eine gewisse ernsthafte Wahrheit in den Scherzworten Heine's finden wollen, mit denen er nach der Februarrevolution von 1848 ausrief[184]): „Ach, ich kann nicht mehr schreiben, denn wir haben keine Censur! Wie soll ein Mensch ohne Censur schreiben, der immer unter Censur gelebt hat? Aller Stil wird aufhören, die ganze Grammatik, die guten Sitten. Schrieb ich bisher etwas Dummes, so dachte ich: nun, die Censur wird es streichen oder ändern, ich verließ mich auf die gute Censur — aber jetzt — ich fühle mich sehr unglücklich, sehr rathlos! Ich hoffe auch immer, es ist gar nicht wahr und die Censur dauert fort." Wenn auch unleugbar der Stil des Dichters dem langjährigen Kampfe mit der Censur und der Nothwendigkeit, im Arsenal seines Witzes nach immer neuen Waffen zu suchen, um die Streichwuth des gedankenmordenden Rothstifts zu eludieren, manche feingeschliffene Wendung, manche blumenumhüllte scharfe Spitze verdankt, so war doch dieser Kampf ein geistig aufreibender und von moralisch verderblichen Folgen. Wo das freie Wort geknechtet und dem Dichter und Denker das unverhüllte, offenherzige Aussprechen seiner Gedanken verwehrt ist, da wird über kurz oder lang auch die Form der Dichtung und Prosa aufhören, das entsprechende Ausdrucksgewand eines würdigen Inhalts zu sein. Zweideutigkeit der Rede und Gesinnung, ein künstliches Jongleurspiel mit Worten und Begriffen

treten an die Stelle der einfach edlen Sprache der Überzeugung, wie wir es bei Heine und seinen Leidensgenossen oft aufs betrübsamste wahrnehmen. Klagt doch auch Gutzkow bei späterem Rückblick auf jene wüste Verfolgungszeit [151]), dass die gehässige Polizeikontrolle, welche seit den Proskriptionsmaßregeln wider das junge Deutschland als Wächter über seine Feder gestellt wurde, ihn zehn Jahre hindurch gezwungen, sich in Allem, was er ferner schrieb, gleichsam gegen sich selber zu verwahren, und ihn eine Zeitlang den Faden seines inneren Selbstbewusstseins im Literaturlabyrinthe fast verlieren ließ! Auch den schärfsten Überwachungsdekreten des Bundestags konnte es freilich nicht gelingen, den Geist freier Forschung und ernster Beschäftigung mit den Interessen der Menschheit, der unser Jahrhundert charakterisiert, auf die Dauer aus Kunst und Wissenschaft zu verbannen; aber es wurde eine Zeitlang gefährlich, mit offenem Visier für Freiheit und Menschenwohl zu kämpfen, und das hoffnungsmuthige Vertrauen auf eine bessere Zukunft der Völker, welches den Produktionen der jungen Literatur, bei allem Mangel an künstlerischer Reife, eine so anregende Wirkung verliehn hatte, war auf Jahre hinaus eingeschüchtert und geknickt worden.

Der so stürmisch erklungene Ruf nach religiöser und politischer Reform sollte jedoch nicht spurlos verhallen. Die von den Schriftstellern des jungen Deutschlands in dreisten Paradoxen feuilletonistisch in die Welt geschleuderten Anklagen gegen die Religionsanschauung der Vergangenheit gestalteten sich in den wissenschaftlichen Untersuchungen von Strauß und Feuerbach zu einer gründlichen Revision der Akten des Christenthums vor dem Richterstuhle historischer Kritik, — eine theoretische Arbeit, die in der freireligiösen Bewegung der vierziger Jahre ihre praktische Fortsetzung fand. Der Kampf um politische Freiheit wurde nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. von Herwegh, Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Prutz, Hartmann, Meißner, Beck mit erneuter Begeisterung wieder aufgenommen, und auch Heine schmetterte von Zeit zu Zeit die gellenden Fanfaren seiner Spottlieder in den Chorus jener politischen Dichtung, die so rüstig den Sturz des absolutistischen Systemes vorbereiten half. Gutzkow und Laube aber machten, als das Unwetter der Denunciationen und Verfolgungen sich etwas verzogen hatte, in gewandter Metamorphose die Schaubühne zum Rednerstuhl, von welchem herab sie in ihren Dramen mit wirkungsvoller Sprache den unaufhaltsamen Sieg der Humanitätsgedanken des Jahrhunderts verkündeten.

Sechstes Kapitel.

Schriftstellernöthen.

Ruhe herrschte wieder im literarischen Deutschland. Wolfgang Menzel und der Bundestag hatten die Gesellschaft gerettet. Die vorlauten Anklagen gegen Staat und Kirche waren einstweilen verstummt, nicht weil man sie als grundlos widerlegt oder sie durch Einführung besserer Zustände überflüssig gemacht hätte, sondern weil man die misszufriedenen Tadler des herkömmlichen, durch jahrhundertealten Bestand geheiligten Unfugs überhaupt nicht mehr zu Worte gelangen ließ. Todtenstille des Friedhofs waltete auf dem jüngst so geräuschvollen Kampfplatze der Literatur, und tiefer blickende Geister fühlten sich bei dem unheimlichen Treiben der Reaktion, die jeden Ruf nach Reform gewaltsam erstickte, von ängstlicher Sorge für die Zukunft ergriffen. Varnhagen schrieb am 12. Juni 1836 in sein Tagebuch: „Wir leben von und in Einrichtungen, die wir missbilligen. Das ist eine große Verkehrtheit, deren Nachtheile stündlich ausbrechen und einmal das größte Verderben herbeiführen müssen. Der Staat und die Einzelnen sind hier in gleichem Falle. Niemand kann Dies ändern; denn wer die Einsicht hat, entbehrt der Macht, wer die Macht hat, der Einsicht. Verwahrloster, unbeseelter, geistleerer war unser Zustand 1806 nicht, als jetzt. Wir haben keine Richtung, keinen Zweck, keinen Willen. Wir leben vom Ertrag früherer Kraft und früheren Geistes und ärgern uns, dass diese noch so stark fortleben, obwohl wir umkommen und in Nichts zerfallen müssten, geläng' es uns, diese Nachwirkungen aufzuheben. Wir leben wie im Schlaf

ohne Bewusstsein und Licht, das leibliche Leben kann dabei trefflich gedeihen und sich erholen, und erwacht vielleicht ausgeruht zu herrlichen neuen Arbeiten. Aber der Himmel wende unterdessen jeden Überfall ab, jeden Feind, jede Gefahr! Auch manche gefährliche Krankheit entwickelt sich vorzugsweise im Schlaf."

In solchen Zeiten eines faulen, nur durch brutale Gewaltmaßregeln erzwungenen Friedens pflegt alles giftige Gewürm, das sich sonst feige verkroch, mit frecher Bosheit jede aufsprießende Saat freier Gedanken zu benagen und die Früchte der Zukunft im Keim zu verderben. Denunciationen, Schmähungen, gehässige Verleumdungen wuchern pilzartig in den Tagesblättern empor, und finden dort eine um so fruchtbarere Statt, je sicherer ihre Urheber darauf zählen können, dem Angegriffenen das Recht der Vertheidigung durch Polizeichikanen geschmälert, wo nicht völlig entzogen zu sehn. Auch Heine sollte bald genug erfahren, dass seinen Gegnern zur Verdächtigung und Entstellung seiner Intentionen die uneingeschränkteste Preßfreiheit zu Gebote stand, während ihm selbst keine berichtigende Darlegung seiner Ansichten gestattet war. Die Redaktion der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" musste ein Mal über das andere erklären, dass der Abdruck dieser oder jener Auseinandersetzung des Dichters über literarische Angelegenheiten von der Censur beanstandet worden sei, und das Manuskript der Vorrede zum dritten „Salon"-Bande, in welcher sich Heine, bei nothgedrungener Umgehung jeder Diskussion religiöser und politischer Fragen, ausschließlich mit der Person Wolfgang Menzel's beschäftigte, hatte erst nach neunmonatlicher Pilgerfahrt von einer Censurstelle zur andern mit Angst und Mühe das Licht der Öffentlichkeit erblickt. Schlimmer noch erging es dem „Schwabenspiegel", der, als Nachwort für die „Neuen Gedichte" geschrieben, in Darmstadt nicht das Imprimatur erlangen konnte, und nun als Beitrag zu dem von Gutzkow im December 1838 herausgegebenen „Jahrbuche der Literatur" erschien, aber von dem Censor in Grimma derartig verstümmelt ward, dass der Verfasser in einer öffentlichen Erklärung die Autorschaft ablehnen zu müssen glaubte[136]). Der „Schwabenspiegel" verdankt seine Entstehung einem seltsamen Umstande, der auf die kleinlichen Zänkereien der damaligen Literaturkoterien ein grelles Schlaglicht wirft. Die Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig hatte, auf Chamisso's Vorschlag, den achten Jahrgang des „Deutschen Musenalmanachs" mit dem Porträt Heine's zu schmücken beschlossen. Obschon dieser Jahrgang so

wenig wie die früheren irgend einen poetischen Beitrag aus Heine's Feder enthielt, genügte doch die bloße Beigabe seines unschuldigen Porträtbildes, die schwäbischen Dichter in corpore zur Desertion aus dem Musenalmanach für 1837 zu veranlassen. Gustav Schwab, welcher die früheren Jahrgänge in Gemeinschaft mit Chamisso herausgegeben, zog sich mit einer pomphaften Erklärung von der Mitredaktion zurück, und Heine konnte sich den Scherz nicht versagen, diesen echten Schwabenstreich zum Thema eines humoristischen Kappriccios zu machen. Die feindseligen Angriffe gegen den Dichter mehrten sich von Jahr zu Jahr, und von seinen Freunden besaßen nur wenige, wie Lewald, Laube, Kühne und O. L. B. Wolff den Muth, hin und wieder einmal in der servilen Presse jener Zeit ein Wort zu seinen Gunsten zu reden oder ein skandalöses Geklätsch über seine Privatverhältnisse zu berichtigen. Er musste es zu seinem Schmerz erleben, dass sogar einer seiner ältesten Universitätsfreunde, jener Jean Baptist Rousseau, der ihn einst als Student in schwärmerischen Sonetten besungen, jetzt als kurfürstlich hessischer Titular-Hofrath in das Menzel'sche Horn stieß, und die Probenummer des von ihm herausgegebenen Journales „Der Leuchtthurm“ im Januar 1836 mit einem Aufsatz über Heine's „Romantische Schule“ eröffnete, der an schimpfender Roheit fast noch des Stuttgarter Peter von Amiens Heerpredigten wider das junge Deutschland übertraf. Heine mochte wehmüthig an seine vor dreizehn Jahren ausgesprochene Prophezeiung zurückdenken, dass es „ganz gegen Brauch und Herkommen und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur sei, wenn der Sonettensänger sich nicht in der Folge einmal das Vergnügen mache, das von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu bewerfen“ [457]), als er sich von dem alten Freunde jetzt dem deutschen Publikum als satanischen Erbfeind des Glaubens, der Zucht und des Vaterlandes geschildert sah. „Unfähig, seiner bösen Zunge einen Zaum anzulegen“, hieß es in diesem Dokumente in Grimm verwandelter Freundschaft, „vermöchte er eine Bosheit, eine Zote, die ihm gerade in die Feder fährt, nicht zu unterdrücken, und wenn er wüsste, dass er die sündigste und verruchteste Lästerung des Heiligsten damit beginge. Und so sehen wir ihn, einen wahrhaft großen Dichter, der die Kraft hätte, uns, ein neuer Dante, aus seiner Hölle in ein liebeglühendes Paradies aufzuflügeln, in der Lasterstadt an der Seine sich abquälen, den Schmutz und die Grimasse und den witzigen Teufelsdreck Voltaire's noch zu überbieten. Wie der Spötter Arouet schändet er

nicht nur, was lebt; auch mit Dem, was todt und ehrwürdig, treibt er seine Unzucht. Die Haupttendenz dieses Buches ist, die christliche Religion zu beschimpfen. Das Christenthum stände auf schwachen Füßen, wenn ein Gutzkow'scher Roman und Heine'sche Verse es umzuwerfen vermöchten. Aber da, abgesehen vom Glaubenspunkte, unser ganzes europäisches Staatengebäude auf dem christlichen Fundamente ruht, so greifen die Gotteslästerer nicht nur Das, was der Erde Leben und dem Menschen Trost giebt, die Religion, sondern auch die gesammte sociale Ordnung in ihrem Innersten an. Durch das Evangelium ward die Welt ein Gottesgarten; mit den Heine-Wienbarg'schen Lehren würde sie ein großes Bordell." Der emphatische Schluss des giftgeschwollenen Pamphlets lautete: „Und an diese Pariser Venus glaube auch du nur, du verblendeter, verirrter, untergehender Heine; aber hüte dich, deinen Glauben auch der besseren Masse des edlen deutschen Volks aufdrängen zu wollen: es peitscht ihn mit Ruthen von der Schwelle seiner Wohnungen, in denen zu jeder Zeit nur Ehre und Treue, Scham und Sitte, Glauben und Religion Zutritt fanden. Schimpfe auf dein Vaterland, lästere seine geachteten Männer, verspotte unsere Religion — aber hüte dich zu wähnen, dass du dir durch diese Mittel Achtung erwirbst! Das sagt dir ein alter Freund, der dich immer wie einen Bruder geliebt, immer für deine Ehre in die Schranken getreten ist."

Die Angriffe von Menzel, Rousseau und Konsorten trugen indess so sehr das Gepräge einer grellen Übertreibung, dass sie den Widerspruch des denkenden Lesers unwillkürlich herausfordern und durch ihre schlecht verhohlene tendenziöse Ungerechtigkeit den größten Theil der beabsichtigten Wirkung verfehlen mussten. Wer den ganzen Bau der Gesellschaft, wie Heine und seine Geistesgenossen, auf einer wesentlich neuen Weltanschauung zu fundieren gedachte, konnte nicht eben erstaunt sein, wenn die konservativen Vertheidiger des Bestehenden sich ihrer Haut nach Kräften wehrten und dabei nicht immer die redlichsten Mittel in Anwendung brachten. Weit empfindlicher berührten den Dichter die ästhetischen Inkriminationen, welche in seinen letzten Schöpfungen zugleich einen künstlerischen Rückschritt nachzuweisen bemüht waren, und ihm nicht allein das Volkstribunat streitig machten, sondern auch seinen Lorberkranz antasteten. Hatte doch selbst Wolfgang Menzel noch in seiner Besprechung der Aufsätze „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" die glänzende Pracht der Phantasie hervorgehoben, mit welcher Heine sich in den Gedanken von dem

Untergange des Christenthumes poetisch versenkt und diesen in wahrhaft grandiosen Bildern ausgemalt. Auch Alexander Jung hatte seine polemischen „Ausstellungen über Heinrich Heine,“ die manchen herben Tadel seiner politischen und religiösen Richtung enthielten, mit dem Bekenntnis geschlossen[118]: „Es giebt eine Ehrenrettung für Heine, wonach ihm eine eben so glänzende als einflussreiche Stellung gebührt, eine Ehrenrettung, die alles Das wieder aufwiegt, was Heine an Deutschland gefehlt und verbrochen hat. Nämlich die — dass man sich überzeugt, Heine müsse in allem bis dahin Vorliegenden seiner Werke nur als Dichter betrachtet und beurtheilt werden, als Dichter, wie er in der That noch nie dagewesen ist, wie ihn wohl nicht leicht eine Nation wieder erzeugen wird. Alle die einzelnen Schriften Heine's bilden dann nur die, oft wunderbar genug in einander gefügten Theile eines großen Natur- und Volksgedichts, dessen Übergänge oft eben so schroff als kunstreich, eben so kühn als wohlgefällig, eben so tragisch-ernst als burlesk-komisch erscheinen. Wie man der Natur und dem Volk eine Phantasie zuschreiben muss, deren ewige Unruhe, deren ewig gährende und gebärende Tiefe den sinnigen Reisenden namenlos fesselt, belehrt und ergötzt, erschreckt und entzückt, mit kindlichster Naivetät und entsetzlicher Grausamkeit, mit süßester Schwärmerei und gespenstischem Spuk, mit Empörung aller Elemente und milder Versöhnung eines schönen Abends oder einer lieblichen Sage, mit Gemeinheit und Hoheit, mit gellendem Misston und schmelzendem Locken: — also der Gesang, den unser Dichter anstimmt. Überlasst euch ihm so, und ihr müsst ihm Alles verzeihen, auch wo er euch auf das empfindlichste verwundet, und er weiß euch, selbst nach dem wildesten Ausbruch des Sturms und der Verzweiflung, doch nicht länger das deutsche Herz zu verbergen, und ihr ruht an seiner Brust, und es ist Stille, aber freilich nur wieder Stille des Meers, dessen Schweigen nicht lange währt, denn unten wühlt es dumpf, und schon stehen die weißen Wogen wieder auf, und so immer und immer fort wie Ebbe und Fluth. Diese Vorliebe für das Meer ist bei Heine charakteristisch. Sie ist nur die andere Seite seiner Liebe zum Volk. Es enthält diese Liebe zum Meere in ihm etwas wahrhaft Rührendes, dieser Zug zum Unendlichen hin, diese Sehnsucht nach einem Jenseits, diese Reiselust, dieses Ziehen nach der Ferne und Fremde, dieser Durst nach der kühlenden Tiefe, dieses vielleicht unbewusste Verlangen, nach einem solchen Bade wieder rein und erneut zu werden. Bemerkt nur, wie selbst da, wo Heine im Übermuth oder Schmerz

seines Humors auch die tollste Teufelsfratze euch darstellt, überall doch das zart und fein gebildete Ohr des Gottes durchblickt; und wo ihr geneigt seid, ihn als politischen Schriftsteller, als Volksvertreter, oder gar als Philosophen und Religiosen gewähren zu lassen, und er schlägt euch dann Schnippchen und er verliert sich in episodische Darstellungen, die oft das Frivolste und Gemeinste bieten: da verändert nur sofort eure Stellung, die sein Gedicht, wie ein Gemälde, fordert, und es strahlt euch der Wunderglanz seiner Poesie entgegen, und in ihr ist dann eben so wenig Etwas noch fad oder gemein, als in dem Leben oder in der Natur, wenn ihr beide als Ganze betrachtet." In ähnlicher Weise räumte Melchior Meyr in seinem Büchlein „Über die poetischen Richtungen unserer Zeit" die bezaubernde Wirkung der Heine'schen Lieder ein, wenn man diese unmittelbar, von keinem gegnerischen Standpunkt befangen, in sich aufnehme, während sie, nach sittlichem Maßstab gemessen, auf einer ziemlich niedrigen Stufe ständen. — Jetzt aber erschien nach und nach in Journalen der verschiedensten Richtung eine Reihe von kühlen, anscheinend leidenschaftslosen Beurtheilungen der Heine'schen Poesie, welche diese als in unaufhaltsamer Dekadenz begriffen darstellten und sie jedes neuen Aufschwungs für unfähig erklärten. Eine Abhandlung von Dr. Mises (Gustav Theodor Fechner) über „Heine als Lyriker" in den „Blättern für literarische Unterhaltung," Jahrgang 1835, Nr. 182—185, sprach den Liedern des Dichters allen Verstand ab; es sei Nichts in ihnen enthalten, als „die Quintessenz der Poesie, rein herausdestilliert aus den Gegenständen; nichts Holziges, nichts Klümperiges, nicht Fettiges und Mehliges ist mit übergegangen, obwohl manches feine, flüchtige, wohlschmeckende Gift. Soll Das dein alleiniges Getränk sein, so bist du verloren an Leib und Seele; Verstand, Vernunft und Moral verfaulen, und bloß die Phantasie bleibt als ein luftiges Gespenst übrig, das nun von der ganzen unendlich reichen Welt auch bloß noch das phantastische Element als Speise verträgt und genießt und das Übrige als grobe Masse verwirft, weil es keinen gesunden Magen mehr hat, es zu verdauen und in sich zu verkörpern." Eine leichtsinnige Libertinage der Empfindungen wird als der Grundzug dieser Gedichte bezeichnet, die nicht aus dem Herzen kämen, sondern aus einer Phantasie, welcher die Tugend eben so viel werth sei wie das Laster, wenn sie ihr nur gleiche poetische Dienste leiste. Zum Schlusse wird von Heine gesagt: „Man sieht ihn unaufhaltsam sich der Auflösung nähern, die zuletzt auch seine Glanz-

seite verdirbt. Schon seine letzten Poesien zeigen den Fortschritt zu diesem Endpunkte an. Er ist darin zu seinem eigenen Nachahmer herabgesunken, und vom Trofs der Übrigen nicht mehr verschieden. Früher hat er einen würzigen Wein ausgeschenkt, möge er die Hefe nun für sich behalten. Wir haben sogar genug an Dem, was wir von jenem gekostet, und wollen kein neues Fafs mehr, auch wenn er eins darzubringen hätte. Seine Poesie ist ein Individuum, was nur einmal zu leben die Berechtigung hatte, keine Gattung, die immer neue Individuen zeugen soll." Ein so hartes und liebloses Urtheil musste den Dichter um so tiefer verletzen, je mehr demselben eine gewisse Wahrheit zu Grunde lag, und je häufiger sich fortan gleichlautende Stimmen in der deutschen Presse vernehmen ließen. Theodor Mundt hatte in dem Einleitungsaufsatze seines „Literarischen Zodiakus": „Über Bewegungsparteien in der Literatur" Heine geradezu verloren gegeben und die Behauptung aufgestellt, „bei dem besseren Theile des deutschen Publikums sei der Ekel an ihm bereits so groß geworden, dafs man seine Vernichtung der Zeit überlassen könne." Alexander Jung nahm freilich in seinen oben erwähnten „Ausstellungen" keinen Anstand, Heine noch immer für einen der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands zu erklären; aber auch er warf Demselben doch vor, dafs er in den Frohndienst einer ephemeren Literatur getreten sei, und dafs er anfange, von den großen Gaben, die ihm verliehen, einen unwürdigen, gewissenlosen Gebrauch zu machen: „Er theilt zwar immer noch mit, aber doch nur kleine Portionen, Schüsseln, ausgerieben mit Asa fötida zu pikantem Reiz für schlaffe, übersättigte Magen, langweiligen Bericht über Hexen- und Kobold-Märchen, Anekdoten und Auszüge aus Büchern, ein willkürlich zusammengerafftes Gespinnst, ein wahrer Altenweibersommer, der sich über ganze Seiten fortschleicht." Die feindseligste Kritik der Heine'schen Schriften aber lieferte Gustav Pfizer zu Anfang des Jahres 1838 in das erste Heft der von ihm mit Wolfgang Menzel und Friedrich von Kölle begründeten „Deutschen Vierteljahrsschrift." Trotz der erkünstelten Ruhe des Stils und der anscheinend objektiven Haltung, war dieser achtzig Großoktavseiten umfassende Aufsatz, seinem ganzen Inhalte nach, kaum etwas Anderes, als ein Echo der Menzel'schen Denunciationen und ein ziemlich unwürdiger Racheakt für die malitiöse Strophe, mit welcher Heine in seiner Parodie des Tannhäuserliedes[139]) die schwäbische Dichterschule bedacht hatte. Franz Dingelstedt wies in einer maßvollen Entgegnung in Nr. 71—75 der „Mitternachtzeitung" vom 3. bis 10. Mai 1838 die animosen Ungerechtigkeiten

Pfizer's in gebührende Schranken zurück, und Heine selbst verwahrte sich bald darauf im „Schwabenspiegel" mit Recht gegen das perfide Verfahren, verstümmelte Sätze aus den heterogensten Schriften eines Autors zusammen zu stellen, um Demselben jede beliebige Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit aufzubürden[460]). Obschon Heine durch eine im „Journal des Débats" abgedruckte Erklärung vom 7. Oktober 1835 gegen die Behauptung, daß er Jude sei, protestiert[461]), und in seiner Broschüre „Über den Denuncianten" jede ihm angedichtete Sympathie für die Synagoge mit der beißenden Bemerkung abgefertigt hatte, daß „man sich nicht an die überwelken Reize der Mutter wende, wenn Einem die alternde Tochter nicht mehr behage" [462]), verschmähte es doch Gustav Pfizer nicht, die von Menzel ausgeheckte Verdächtigung wieder aufzuwärmen: „Heine's Religionshaß entstamme seiner jüdischen Abkunft, er sei entweder ein Emissär des Judenthums, der sich ins christliche Lager geschlichen, um Zwietracht zu säen und Unheil zu stiften, oder er wolle einen Groll gegen seine Stammgenossen befriedigen, indem er, dem doch der Name des Juden noch anhafte, durch seine Lästerungen und Blasphemien geflissentlich den Zorn der Christen gegen die Juden neu aufreize; die Juden, welche ihn bei dem Kampfe um ihre Emancipation insgeheim immer noch als Bundesgenossen betrachteten, könnten also, wenn sie ihre Sache nicht aufs höchste gefährden wollten, nichts Besseres thun, als den lästernden Spötter zweier Religionen völlig verleugnen." Als ob sie Das nicht schon bei Gelegenheit der Menzel'schen Anklagen und der bundestäglichen Verfolgungsbeschlüsse wider das junge Deutschland in bündigster Weise gethan hätten! „Wem, der Heine's ganze Tendenz nur irgend kennt," hatte Dr. J. Weil in seiner Broschüre „Das junge Deutschland und die Juden" gefragt, „kann es einfallen, seine Verspottung des Christenthums und der Moral ‚jüdischen Antipathien' zuzuschreiben? Wie Voltaire im Judenthum die Mutter des Christenthums, so hasst ja offenbar Heine im Christenthum nur die Tochter des Judenthums. Nicht was jenes von diesem unterscheidet, sondern was es mit ihm gemein hat, reizt ihn so sehr gegen dasselbe. Daß beide Religionen eine Sittlichkeit anerkennen, die ‚das Fleisch nicht emancipieren will', daß sie den Pantheismus verwerfen, und Gott nicht in der Natur, sondern über derselben sehen, Das ist es ja, warum er in Versen und Prosa beide, am bittersten aber das Judenthum, verspottet. Darum sind ihm, eben wie dem römischen Kaiser Claudius und vielen klügeren Römern der alten Zeit,

Christen, ja selbst Deisten — Juden, und er belegt sie spöttisch mit diesem Namen. Und Das hätten ihn jüdische Antipathien gelehrt? . . . Heine ist ein Pantheist, Neander ein frommer protestantischer Christ, Börne hat sich neulich im ‚Reformateur‘ gewissermaßen für den Katholicismus ausgesprochen. Heine hasst alles positiv Religiöse, Börne fühlt sich dazu hingezogen, Neander ist davon durchdrungen. Alle Drei sind jüdischen Ursprungs. Wie mag ein Mann wie Menzel von diesen drei Richtungen gerade die pantheistische auf Rechnung des Judenthums stellen?“ — Eben so bemerkte Berthold Auerbach in seiner geistvollen Abhandlung „Das Judenthum und die neueste Literatur“: „Das Christenthum ist ihm (Heine) ein längst antiquiertes Institut, und das Judenthum eine verweste schmutzige Pflanze, die er nur wieder zerreiben will, um Juden und Christen damit zu ärgern; er kann für die rehabilitation de la chair, seinen neuen Kult, keine Spiritualisten, wie er die Christen, und keine Deisten, wie er die Juden nennt, brauchen; wie er überhaupt keine Menschen will, deren Streben innere sittliche Vervollkommnung erzweckt. Die Religion des Judenthums wie des Christenthums stehen beide unter derselben Fahne des Gegenkampfes gegen sensualistische Extravaganzen . . . Sollten aber wohl Menzel und Konsorten wirklich glauben, alles Antichristliche sei jüdischen Ursprungs? Waren denn Voltaire, Diderot, d’Alembert, Helvetius, Holbach und alle die Encyklopädisten ehemalige Juden? Oder hassten sie nicht vielmehr Juden und Judenthum, weil sie Alles hassten, was nicht mit dem Geiste des radikalen Zweifels inficiert war? War Friedrich II. von Preußen ein Jude? und doch schrieb er die Vorrede zu Fleury’s Kirchengeschichte, in welcher Alles zusammengedrängt ist, was das achtzehnte Jahrhundert gegen das Christenthum vorbrachte . . . Wenn man aber ja der Judenchristen erwähnen will, warum erwähnt man nicht auch eines Neander und jener unzähligen Schar gläubiger Missionäre, die mit apostolischem Eifer das Evangelium verkünden? oder warum erwähnt man nicht eines Hitzig, Gans, Leo, Mayer, O. L. B. Wolff, Julius Mosen rc. rc.? Dies könnte wohl genugsam darthun, dass der Judgeborne dennoch allen Phasen deutscher Nationalbildung sich anschließen kann.“ — Der edle Gabriel Rieſſer, welcher im ersten Heft seiner „Jüdischen Briefe“ den von Gustav Pfizer dem Judenthume hingeworfenen Fehdehandschuh in tapferster Weise aufnahm, wies zugleich nach, dass Heine seit seinem Übertritte zum Christenthum niemals von den Juden als einer der Ihrigen anerkannt, sondern vielmehr stets von

ihnen verleugnet und bekämpft worden sei. Die einzige scheinbare Ausnahme bildete die Aufnahme seines Porträts und einer Charakteristik seines schriftstellerischen Wirkens in die „Galerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte“ (Dritte Lieferung; Stuttgart, Fr. Brodhag, 1835). Aber die Herausgeber dieses Unternehmens — Heine's alter Freund, der Graf Eugen Breza, welcher Landbote am polnischen Reichstage von 1831 gewesen und seit dem Falle Warschau's nach Paris emigriert war, und Dr. Richard Otto Spazier — waren Beide, sowohl ihrem Bekenntnis wie ihrer Geburt nach, Christen, und es mochte Heine Nichts weniger als erwünscht sein, auch von ihnen zu einer Zeit, wo er sich so nachdrücklich als Vorkämpfer der „protestantischen Denkfreiheit“ gebärdete, wieder an seine jüdische Abstammung erinnert zu werden, ja seine ganze schriftstellerische Eigenthümlichkeit vorwiegend aus den Einflüssen des Judenthums abgeleitet zu sehen.

Fast gleichzeitig mit dem parteilichen Angriffe Pfizer's in der „Deutschen Vierteljahrsschrift,“ aber von einem weit höheren Standpunkte aus, unterzog Arnold Ruge in den „Hallischen Jahrbüchern“ die Tendenz der Heine'schen Schriften einer vorurtheilslos prüfenden Kritik [163]). Wenn Heine dieselbe als eine „Todtschlagkritik“ ansah [164]), so beweist dies Urtheil nur von Neuem, wie empfindlich er gegen jeden, auch den gerechtesten Tadel war, und wie ungern er sich öffentlich über seine Fehler belehren ließ. Ruge erkannte ihn ausdrücklich als eine Macht an, die nicht zu ignorieren sei, und wenn er ihm nicht bedingungslos huldigte, sondern neben den glänzenden Vorzügen seines Talentes auch den wunden Fleck desselben hervorhob, so geschah Dies augenscheinlich in der wohlwollenden Absicht, ihn zu höherem Fluge anzuspornen. „Die Heine'sche Poesie und Schriftstellerei,“ sagte er, „hat Bedeutung nicht nur als Ausdruck irgend einer verschimmelten und im Winkel versteckten Richtung, sie ist bei dem Fortschritt unserer Zeit betheiligt und darum eine weitverbreitete Gemüthsangelegenheit, ihre kritische Beleuchtung aber nichts Geringeres, als ein Spiegel der heutigen Bildung, vor dem sie erschrecken oder sich putzen mag.“ Ruge zeigt nun, wie Heine, nach der unklaren Romantik seiner ersten Jugendgedichte, schon in den Liedern der „Heimkehr“ und in den „Reisebildern“ durch seinen befreienden Witz der Dichter der neuesten Zeit geworden sei: „Mit ihm lebt in der Poesie eine Emancipation von den alten Autoritäten auf, er bringt einen heilsamen Sauerteig in den faulen Haufen, er formuliert die Nichtigkeit der Zeit, er stört die Ruhe der selbstgenügsamen Positivisten, er ist ein

kritischer Dichter. Nicht in Grundsätzen und Gesetzen, vielmehr in ihrer Auflösung durch Witz und Kritik stellt sich ihm die Befreiung dar. Heine's nirgends betheiligter, nur kritischer Geist goutiert die Dogmen der deutschen Revolutionärs nur darum nicht, weil sie nicht die Revolution (die Auflösung, die Kritik) selber sind. Der Witz ist Herr überall, wo er es werden kann, und er hat Recht, so weit er die Welt gewinnt. Was ihm verfällt, Das ist verloren; was reelle Macht hat, Dem kommt er nicht bei, Dem folgt er, wie der Sklave in der Komödie seinem Herrn. Daß der Witz sich an Alles macht, ist seine Empörernatur, daß er nicht Alles besiegt, ist seine Sklavenrolle; der siegende Witz kommt nach dem ernsthaften Freiheitskampf, der resultatlose ist der ohnmächtige Trost über die Zäheit einer dauernden Sklaverei, die der Witz nicht praktisch stürzt, von der er nur in seiner Phantasie sich befreit. Aber man besinnt sich über die Berechtigung des Witzes, wenn man auch Anfangs von ihm überrascht wurde, und diese Poesie fordert zuletzt die Freiheit im Ernst, weil sie sie nur im Spiel erreicht. Eben diese Besinnung, zu der sie anregt, denn jeder Witz ist die Besinnung über eine Absurdität, erscheint als ihr Wurm, der sie von innen heraus verzehrt, oder als die ernsthafte Befreiung, in der dies Spiel mit seinen zügellosen Strudel untergeht. Heine ist ein Widersacher der trüben deutschen Romantik von 1813 und 1815; die Hegel'sche Philosophie und der französische Esprit haben ihn in die Lehre genommen, und er sucht nun den sentimentalen, schwerfälligen, trübseligen, religiösverdumpften deutschen Geist zu verarbeiten und zu verdauen. Es weht in der That Frühlingsluft in seinen Schriften. Er hat Recht gegen die Zeit, die er ironisiert. Der Askese, der Romantik und dem Christenthum setzt er die heitere Freiheit entgegen." In den Schlußkapiteln seiner Abhandlung kommt Ruge, bei Gelegenheit der Heine'schen „Witz- und Pointenpoesie," die eine Komödierung und Travestierung des ganzen Weltlaufs sei, auf den Unterschied von Witz und Humor, und damit auf die Achillesferse des Dichters, zu sprechen. Er macht Demselben zum Vorwurf, daß er, statt des Humors, der für das Wahre sei und den verborgenen Kern des Wahren auch in der beschränkten Gestalt hege und pflege, häufig zu malitiösen Schlußwitzen greife, die sich gegen das Wahre richten und unpoetisch seien, da sie jedesmal der eigenen Empfindung die prosaische gemeine Welt entgegen halten. Das heiße aber Nichts anders, als die Poesie deprecieren und den verständigen gemeinen Zustand gegen die geistige Erfüllung, Be-

geisterung, Berauschung als den selbstbewussten und wahren behaupten. So verfalle er in einen falschen Realismus, der sich den Geist, welchen die Materie erzeugt, zu leicht aus den Augen rücken lasse: „Überall wo Heine sich über den wahren Sinn der Realität täuscht, fällt er aus der Poesie heraus, und glücklich wenn er nur in die Prosa, wenn er nicht über und über in den Koth fällt. Dies Unglück begegnet ihm bei aller Richtigkeit seines Princips: der wahre Mensch sei die wahre Realität. Das wahre Princip richtet ihn aber auch von tiefen Stürzen wieder auf, sobald ihm der edlere Sinn des Realismus aufgeht." „Mit all' seinen Fehlern," schloss Ruge seine kritischen Aperçus, „darf man ihn immer zu den Befreiern des neunzehnten Jahrhunderts zählen; und eine spätere Zeit wird seine universelle Komödie, seinen Übermuth mitten in dem tauben Philisterthum unserer Zeit ernster nehmen und höher anschlagen, als seine Zeitgenossen es vermögen. Niemand verurtheilt sich selbst." In einem Nachtrage zu diesen Betrachtungen erläutert Ruge noch schärfer die Bedeutung der Heine'schen Poesie und die gesteigerten Anforderungen, welche die Zeit an den Dichter stelle: „Heine war im Recht, als er im Anfang seiner Laufbahn mit seiner Harlekinspritsche den alten Ungeist blinder und hohler Begeisterung für alles mögliche wieder eroberte deutsche Unwesen überwand. Ihr sagt, er war frivol und kannte kein anderes Interesse, als das der Frivolität. Ja, er war und er ist frivol; aber wenn er die Welt frivol nimmt, ist es nicht die Welt, die ihn frivol gemacht? Ihr sagt, dieser Mensch treibt seinen Spott mit dem Heiligen; aber wenn nun vorher das Heilige seinen Spott mit ihm getrieben? Wenn er sich in eine Zeit versetzt sah, wo die Heiligthümer profan und die Priester Heuchler und Komödianten waren — wie dann? Niemand ist witzig, ohne dass ihm Einer Gelegenheit giebt, es zu sein; Niemand frivol, wenn die Heiligthümer nicht leer, die geistige Welt nicht hohl und das Herz nicht ohne Nahrung ist. Es ist seine Schuld, allerdings! aber es ist auch sein Schicksal. Sein Dämon ist sein Witz. Aber es wäre sehr voreilig, wenn man ihn nun sogleich beim Wort nehmen wollte, und jeden Witz für Ernst, jeden Ernst für Witz hielte, die Fähigkeit aber, seine eigne und die Tragödie seiner nichtswürdigen Zeit zu empfinden, ihm nicht zutraute. Es wäre ungerecht. Kein Mensch verfällt dem leeren Witz und der Verzweiflung an dem Idealen, ohne im Gefühl seiner Leerheit sogleich auch die Sehnsucht nach wahrer Erfüllung zu empfinden. Heine hatte lange Nichts anders getrie-

ben, als die Verhöhnung alles Dessen, was nicht mit Händen zu greifen ist — da trat die Julirevolution ein, und er gehörte zu Denen, die nun an die Freiheit glaubten. Aber Realist, wie er war, drehte er diesem Glauben gar bald wieder den Hals um. Er sah, wie Ludwig Philipp ‚die beste Republik' zu kehren und zu wenden wusste, und nun war er wieder für lange Zeit vom Idealismus kuriert: man darf sagen, er warf sich weg. Unterdessen darf man auch in seinen neuesten Schriften nur suchen, um überall Spuren der alten Sehnsucht, die bei seiner Flucht nach Paris an den Tag gekommen war, zu entdecken; und es muss zugegeben werden, dass er Ursach hatte, Realist zu sein. Wenn er nun sagte: ‚Ich gebe meinen Witz für die Freiheit. Ich gebe ihn in ihren Dienst. Gebt mir Freiheit, aber die ganze, reelle Freiheit, und sie wird meine Religion sein. Ihr könnt es nicht; gut, so bleiben wir Sklaven mit einander; ich wenigstens will nicht zu Denen gehören, die sich darüber täuschen. Und ihr selbst, glaubt mir's nur, ihr thätet wohl, es eben so zu machen, wie ich. Reißt einen Witz, so sieht man doch, dass ihr es merkt, wo man euch bei der Nase hat.' Es zeigt sich nur, dass er von der deutschen Freiheit darum Nichts glaubt, weil er sie kennt und durchschaut. Wäre nun die politische Freiheit eine Sache, wie ein Juwel oder ein schönes Schloss, wäre sie nicht vielmehr eine Form der menschlichen Gesellschaft und des menschlichen Denkens und Thuns, die fortdauernd in der Bildung begriffen ist, so müsste man dem Realismus, der in prosaischen Zeiten verzweifelt, frivol und blasiert wird, Recht geben. Gleichgiltigkeit, Schlaffheit, Blasiertheit, Frivolität sind Produkte sklavischer Zustände und eines praktisch und politisch verwahrlosten Volksgeistes; wo aber die Freiheit auch nur theoretisch, in Philosophie und Poesie, verwirklicht ist, liegt schon eine Bürgschaft für totale Befreiung vor. Der Realist ist in der Täuschung, wenn er die Theorie, den ewigen Mutterschoß der Weltgestaltung, für unfruchtbar hält, weil noch nicht alle Formen menschlicher Entwürdigung aufgehoben sind. Die Wahrheit und der befreiende Gedanke ist allemal hinter den Dingen verborgen, und Heine hat 1830 selbst erlebt, dass die Idee Alles vermochte gerade zu einer Zeit, als er ihr Nichts zutraute, — dass also ein zündender Gedanke Millionen Herzen entflammte. Alle diese Herzen waren Idealisten; wenn aber der Idealismus allgemein ist, so ist er eine Macht und eine Realität, auch für den äußersten Zweifler. Das empfand damals unser Witzdichter. Aber auch in Deutschland hat Heine die Erfahrung machen können. Es

versteht den zwecklosen Witz nicht mehr, es will die Narrenkappe los sein; und selbst im Politischen, wo die Satire so sehr am Platze ist, ahnet man schon die Gewitter, die, statt mit Gelächter, mit Donner und Blitz die Luft erschüttern werden. Aus diesem Grunde muss jetzt eine frivole Poesie und Literatur, selbst wenn sie unter der Firma der politischen Satire Glück macht, sich immer gefallen lassen, dem befreienden Luftzuge unserer Zeit nur zu dienen und eine untergeordnete Rolle zu spielen. Sie selbst hat die Luft gereinigt und dem neuen Odem der Freiheit die Stätte bereitet; sie selbst, die herzlos scheinende Frivolität, war nur die Sehnsucht nach der Religion, die jetzt wieder die Welt mit lyrischem Feuer und mit energischem Thatenmuth erfüllt." „Heine's Fehler besteht darin," heißt es an einer andern Stelle dieses trefflichen Aufsatzes, „dass er bei der Kritik des hohlen Idealismus, der hohlen Begeisterung für die abgetragenen Kleider der Zeit, in denen die Priester und Despoten einhergehn und der ‚elenden' Menschheit aufs Haupt treten, das Kind mit dem Bade ausschüttet. Seine Realität, die er der ‚hohlen Idee' entgegensetzt, ist selbst hohl und morsch, sie ist die gemeine, geistlose Welt. Seine Freiheit, die er aus der ‚kalten Heuchelei' rettet, ist eben so kalt, als sie. Erst der Spott, der den Witz von seiner Empörung gegen Vernunft und Freiheit zurückbrächte, wäre die wirkliche Befreiung, die nun auch ihn und sein Publikum nicht mehr kalt ließe. Der Mensch ließe sich mit dem Wahren erfüllen und Herz und Seele von ihm bewegen: es wäre ein Umschlagen der Komödie in die Begeisterung, man könnte sagen in die Religion, um damit die hinreißende Gewalt der beseelenden Idee und den Übergang zur That unter dem Einfluss dieser Gewalt zu bezeichnen."

Solche Ermahnungen zu einem ernsthafteren Erfassen der Zeitfragen fielen jedoch einstweilen bei Heinrich Heine auf einen ungünstigen Boden. Seine Betheiligung an den politischen und religiösen Kämpfen der Gegenwart hatte ihm von allen Seiten nur Hass und Verfolgung eingebracht, selbst die Parteigenossen hatten ihn missverstanden und verdächtigt, es war jetzt eine Müdigkeit über ihn gekommen, die ihm selber manchmal wie ein Zeichen herannahenden Alters erschien [465]. „Ich wollte einst die Hellebarden brechen," seufzte er in der Einleitung zu „Shakspeare's Mädchen und Frauen" [466], „womit man euch die Gärten des Genusses versperrt. Aber die Hand war schwach und die Hellebardiere lachten und stießen mich mit ihren Stangen gegen die Brust, und das vorlaut großmüthige Herz ver-

stummte aus Scham, wo nicht gar aus Furcht." — „Wie beneide ich Ihre Einsamkeit," schrieb er an Laube[467]), „ich, der ich verdammt bin, in dem wildesten Strudel der Welt zu leben, und nicht zu mir selber kommen kann, und betäubt bin von den schreienden Tagesnöthen, und müde bin wie ein gehetzter Stier, ich will nicht sagen wie ein Hund — Wie sehne ich mich nach einer ruhigen deutschen Festung, wo eine Schildwache vor meiner Thür stünde und Niemanden herein ließe, weder meine Geliebte noch die übrigen Qualen — mit Leidenschaft lechze ich nach Stille!" — „Von Natur neige ich mich zu einem gewissen Dolce far niente," gestand er in den Briefen an August Lewald über die französische Bühne[468]), „und ich lagere mich gern auf blumigen Rasen, und betrachte dann die ruhigen Züge der Wolken und ergötze mich an ihrer Beleuchtung; doch der Zufall wollte, dass ich aus dieser gemächlichen Träumerei sehr oft durch harte Rippenstöße des Schicksals geweckt wurde, ich musste gezwungenerweise Theil nehmen an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und ehrlich war dann meine Theilnahme, und ich schlug mich trotz den Tapfersten. Aber, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, meine Empfindungen behielten doch immer eine gewisse Abgeschiedenheit von den Empfindungen der Anderen; ich wusste, wie ihnen zu Muthe war, aber mir war ganz anders zu Muthe, wie ihnen; und wenn ich mein Schlachtross auch noch so muthig tummelte und mit dem Schwert auch noch so gnadenlos auf die Feinde einhieb, so erfasste mich doch nie das Fieber oder die Lust oder die Angst der Schlacht; ob meiner inneren Ruhe ward mir oft unheimlich zu Sinne, ich merkte, dass die Gedanken anderörtig verweilten, während ich im dichtesten Gedränge des Parteikrieges mich herumschlug, und ich kam mir manchmal vor wie Ogier, der Däne, welcher traumwandelnd gegen die Sarazenen focht." Wohl riethen ihm Laube und mancher andere Freund, nach Deutschland zurück zu kehren, da es ihm doch nicht gelingen wollte, in Frankreich ein tieferes geistiges Verständnis seines literarischen Strebens zu finden und in der fremden Atmosphäre heimisch zu werden; aber Heine lehnte solche Einladungen aufs bestimmteste ab, und zwar aus höchst ehrenhaften Gründen. „Ihre Frage in Betreff einer Rückkehr nach Deutschland hat mir sehr weh gethan," schrieb er an Laube[469]); „denn ungern gestehe ich, dass dieses freiwillige Exil eines der größten Opfer ist, die ich dem Gedanken bringen muss. Ich würde bei meiner Rückkehr eine Stellung einnehmen müssen, die mich allen möglichen Missdeutungen aussetzen könnte. Ich will auch den Schein des

Unwürdigen vermeiden. Soviel ich weiß, kann keine Regierung mir Etwas anhaben, ich bin von allen Umtrieben des Jakobinismus entfernt geblieben; von allen Seiten kommen mir freundliche Stimmen ans Ohr durch die Diplomaten, mit denen ich in Paris sehr gut stehe — aber alles Dieses sind Gründe, die mich von einer Heimkehr viel eher abhalten, als dazu anreizen. Hierzu kommt noch die Erbitterung der deutschen Jakobiner in Paris, die, wenn ich nach Hause ginge, um wieder deutsches Sauerkraut zu essen, hierin den Beweis des Vaterlandsverrathes sehen würden. Bis jetzt können sie mich doch nur durch Muthmaßungen verleumden; bis jetzt habe ich doch der Verleumdung noch keine Fakta in die Küche geliefert." In ähnlichem Sinne betont Heine in seinen damaligen Briefen an Campe[470]) den Umstand, dass sein Streben kein politisch revolutionäres, sondern mehr ein philosophisches sei, wo nicht die Form der Gesellschaft, sondern ihre Tendenz beleuchtet werde. „Alle Republikaner," spottet er, „grollen mir wegen meiner monarchistischen Grundsätze — und, spaßhaft genug! meine gnädigen, allerhöchst beschränkten deutschen Königlein verfolgen mich wegen gefährlicher Principien . . . Die politische Aufregung hat sich so sehr, seit drei Jahren, bei mir gelegt, dass ich wahrhaftig jetzt keine Koncessionen zu machen brauche, und dass es nur gilt, mich vor dem Verdacht zu schützen, als wäre ich von außen bekehrt worden, als habe man mich durch Geld oder Schmeichelei gewonnen — Gott weiß, dass ich weder durch das Eine noch durch das Andere dahin geleitet werden könnte, auch nur eine Silbe gegen meine innere Gesinnung zu schreiben. Es ist nicht hinreichend, ehrlich zu sein, man muss sich auch vor dem Verdacht der Unehrlichkeit hüten." Einige Monate früher, — Anfangs August 1837 — schrieb er seinem Bruder Maximilian[471]): „Du bist der Einzige von Allen, der mich schweigend verstehen kann, und dem ich nicht nöthig habe weitläuftig auseinander zu setzen, wie alle Bekümmernisse meines Lebens nicht durch eigene Schuld entstanden sind, sondern sich als nothwendige Folge meiner socialen Stellung und meiner geistigen Begabung erklären lassen. Du weißt, dass die Größe des Charakters und des Talentes in unserer Zeit nicht verziehen werden, wenn man ob dieses Verbrechens sich nicht durch eine Unzahl kleiner Schlechtigkeiten die allerhöchste und allerniedrigste Verzeihung erkaufen will! . . . Obgleich die deutschen Demagogen das Gerücht verbreiten, ich sei von den Regierungen gekauft, so kann ich dir doch bei dem Leben aller Derer, die ich liebe, beschwören, dass ich nie einen Sou nehmen wollte, selbst wenn ich

in der größten Bedrängnis war. Und jetzt ist es gar unmöglich, daß ich eine so klägliche Handlung beginge — genug davon!"

Heine sollte die Bitterkeiten des Exils bis zur Hefe kosten. Er hatte die Rolle eines Volkstribunen mit so viel Geräusch übernommen, daß es nicht eben zu verwundern stand, wenn die deutschen Flüchtlinge, welche seit dem Hambacher Feste und dem Frankfurter Aprilattentate in größerer Anzahl, als früher, nach Paris kamen, in ihm, wie in Börne, einen geistigen Führer der revolutionären Bewegung zu finden erwarteten. Sie gedachten ihre kleinen Konspirationen zum Umsturz der heimischen Throne auf fremder Erde fortzusetzen, und als Heine, auf dessen Unterstützung sie wesentlich gerechnet, sich sehr kühl und ablehnend zu ihren Bestrebungen verhielt, rächten sie sich, wie wir sahen, durch allerlei hämische Intrigen, vor Allem durch Verdächtigung seines Charakters und durch Ausbreitung des Gerüchtes, daß er die Fahne der Freiheit verlassen. Börne schürte das Feuer, indem er in seinen „Briefen aus Paris" und im „Reformateur" scharfe Angriffe gegen Heine drucken ließ, den er eines zweideutigen Diplomatisierens und feigen Lavierens zwischen den Parteien beschuldigte. Die Pariser Korrespondenten deutscher Zeitungen, meistens politische Flüchtlinge, schrieben in ihre Berichte allerhand Klatschereien, die Heine, der Sachlage nach, nicht berichtigen konnte, wenn er sich nicht mit Hinz und Kunz in allen erdenklichen Journalen herumbeißen wollte. Diese Nergeleien verstimmten ihn so tief, daß er eine Zeitlang allen Deutschen seine Thür verschloß und seine Wohnungsadresse möglichst geheim hielt. Schon im September 1835 klagte er in einem Briefe an Laube[172]: „Seit zwei Jahren kommt mir aus dem Vaterlande nie viel Erfreuliches, und die Deutschen, die mir in Paris zu Gesicht gekommen, haben wahrlich mich vor Heimweh geschützt. Lumpengesindel, Bettler, die da drohen, wenn man ihnen Nichts giebt, Hundsfötter, die beständig von Ehrlichkeit und Vaterland sprechen, Lügner und Diebe — doch Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen; aus Ihrem Briefe ersah ich, daß Sie von selbst mich beklagten ob des saubern Personals, das sich mir hier als deutsche Landsmannschaft präsentiert. **Poignées de main** habe ich den schmutzigen Gesellen nie geben können, und jetzt versage ich ihnen sogar den Anblick meines Antlitzes." Trotz dieses ungünstigen Urtheils über die Mehrzahl seiner deutschen Landsleute in Paris, das sich mit den Jahren eher verschärfte als milderte, ließ sich Heine nicht abhalten, viele derselben mit Wohlthaten zu überhäufen. Seine Börse war Nothleidenden immer

geöffnet, er verbürgte sich oft mit bedeutenden Summen für ihm nur oberflächlich bekannte Personen, er lieh ihnen Hunderte von Franks ohne die mindeste Aussicht, je einen Centime wieder zu erhalten, und wir könnten mehr als ein Beispiel anführen, dass er bedürftigen Landsleuten, deren Verlegenheiten er errieth, unaufgefordert in der diskretesten Weise Geldmittel anbot, oder seinen Einfluss aufwandte, ihnen Arbeit und Brot zu verschaffen. So berichtet Kertbeny aus eigener Erfahrung; so erzählte uns der schwäbische Naturdichter Niklas Müller aus Stuttgart, der als Buchdrucker in der Cotta'schen Officin beschäftigt gewesen und im Frühjahr 1838 nach Paris kam, dass er von Heine, an welchen er keinerlei Empfehlungen besaß, aufs freundlichste empfangen und theilnehmend nach seinen Subsistenzmitteln befragt worden sei. Auf die Klage, dass es ihm bisher nicht gelungen, einen Platz in einer Druckerei zu erhalten, ging Heine sofort mit ihm zu dem Chef einer großen französischen Bilderdruckerei, und vermittelte ihm durch seine warme Fürsprache ein gut salariertes Engagement. Als Herr Müller nach seiner Rückkehr in die Heimat dem ihm befreundeten Gustav Schwab einen Besuch machte, behandelte ihn Dieser mit der empörendsten Kälte und betrachtete ihn fast als einen verlorenen Menschen, weil er in seinen Briefen nach Hause mit innigem Dankgefühl der Zuvorkommenheiten erwähnt hatte, mit welchen der verketzerte Feind der Schwabendichter ihn überhäuft. Im Allgemeinen jedoch machte Heine die trübe Erfahrung, dass seine Gutherzigkeit von gewissenlosen Industrierittern aufs schamloseste missbraucht wurde, und dass er für alle Wohlthaten, die er seinen Landsleuten erwies, meist nur den schmählichsten Undank erntete, wie er denn auch bei Gelegenheit darüber klagt, dass unter allen Schelmen, die ihm die Tasche geleert, sich nur ein einziger Franzose befand[473]). Von dem wohlthätigen Sinne des Dichters und seiner Bereitwilligkeit, Nothleidenden zu helfen, wissen uns Alle, die mit ihm in nähere Berührung gekommen, trotz solcher stets wiederholten Enttäuschungen, manches rührende Beispiel zu berichten. Ein junger Maler, Benoit, den er nur im Café kennen gelernt, gestand ihm eines Tages, dass er ohne Mittel sei, ein angefangenes Porträt zu vollenden. Heine sandte ihm am folgenden Morgen 300 Franks, mit der Bitte, sich keineswegs mit seinem Bilde zu übereilen. Ein junger, viel Talent verrathender Dichter war in Verzweiflung, dass er Soldat werden müsse, ohne durch Bezahlung eines Stellvertreters diesem Loose entgehen zu können. Gérard de Nerval theilte Heine das Unglück des von Beiden gekannten Jünglings mit. Sofort

rief Heine den Verzweifelnden herbei, setzte sich mit ihm in einen Fiaker und stellte ihn einem Bankier seiner Bekanntschaft vor, der nach Mittheilung der Sache bereitwillig die tausend Franks vorschoss, deren der junge Poet bedurfte, um sich einen Stellvertreter zu verschaffen. Diesen von Schmidt-Weißenfels mitgetheilten Erinnerungen fügen wir einen von Meißner erzählten Vorfall aus späterer Zeit hinzu. Im Winter 1847, dem letzten Jahre der Julimonarchie, berichtete ein Zeitungsblatt, daß ein verarmter, brustkranker Musiker, Namens Gallien, eine Bittschrift eingereicht, worin er den König ersuchte, im Treibhause des Luxembourg auf einem Orangerietopfe, wo der Pomeranzenbaum eben ausgegangen sei, wohnen zu dürfen. So werde er wenigstens ein ruhiges, warmes Obdach haben und im Stande sein, die Partitur einer Oper zu beendigen, nach deren Verkauf er das Treibhaus wieder zu verlassen gedenke. Heine kannte den phantastischen Bittsteller, aber Derselbe war ihm seit Jahren aus den Augen gekommen. Kaum hörte er von seiner Noth, als er sich, trotz seiner damals bereits sehr schwachen Gesundheit, aufmachte und den Unglücklichen in seiner hohen, windigen Dachkammer aufsuchte. Er traf ihn im Bette, auf einem mit Noten bedeckten Lager, pfeifend und schreibend. „Gallien," redete er den Kranken an, „Sie haben eine wunderliche Bittschrift eingebracht." — „Scheint sie Ihnen so thöricht?" fragte der Musiker. „Sehen Sie sich diese Dachstube an, in welcher der Wind durch alle Löcher pfeift, dies elende Lager, und sagen Sie selbst, ob ich es nicht auf dem Orangerietopfe besser hätte?" — „Aber Sie sind nun einmal kein Pomeranzenbaum." — „Freilich, nicht einmal ein Holzapfelbaum. Folgt aber daraus, dass ich absterben soll? Ich frage Sie: Bin ich ein Talent?" — „Sie wissen, wie sehr mir Ihre Lieder gefallen haben." — „Nun, dann verdiene ich's auch, dass man mir zum mindesten ein wenig warme Luft nicht missgönnt. Meinen Sie nicht, dass der Aufenthalt im Treibhaus mir eine Reise nach Neapel oder Nizza ersetzen könnte? Ich verspreche, dass meine Oper gut wird, wenn die Regierung mir dies Asyl gewährt." — „Auch mir," erwiderte Heine nachdenklich, „würde eine Reise nach Italien wohlthun — wir sind Beide krank! Aber ich könnte nicht allein hinreisen, und Das wäre eine theure, unerschwingliche Sache. Ich will sehen, ob ich Sie statt meiner nach Italien senden kann. Leben Sie wohl! Wenn meine Bemühungen gelingen, sollen Sie bald von mir hören." Er stieg die drei Treppen wieder hinab, und fuhr zu Thiers, um den immer noch mächtigen

Staatsmann, der ihm viele Beweise des Wohlwollens und der Hochachtung gegeben, für den armen Musiker zu interessieren. Aber Heine selbst war nicht mehr jener einflussreiche Journalist, dem man in früheren Jahren aus Rücksicht auf seine scharfe Feder manche Gefälligkeit erwiesen. Sein Fürwort blieb unbeachtet, und Gallien's Bittschrift wurde als durchaus unvernünftig bei Seite gelegt. Der arme Mann erlag im Frühjahre seinen Leiden, und Heine, der es auch an Geldunterstützungen nicht hatte fehlen lassen, war abermals einer der Wenigen, die ihn zu seiner letzten Ruhestatt geleiteten.

In der ersten Zeit kam er, wie schon erzählt worden, mit Börne und den hervorragenderen politischen Flüchtlingen aus Deutschland in häufige Berührung, zog sich aber fast gänzlich von ihnen zurück, nachdem er eingesehen, daß er ihre sanguinischen Hoffnungen und ihre auf das nächste Tagesinteresse gerichteten Bestrebungen nicht zu theilen im Stande sei. Mit Börne brach er gänzlich, seit Dieser die Ehrlichkeit seiner demokratischen Gesinnung öffentlich zu verdächtigen begann; ja, nachdem die Angriffe im „Reformateur" erschienen waren, nahm er keine gesellschaftliche Einladung mehr an, ohne sich vorher zu versichern, daß Börne nicht unter der Zahl der Gäste sei, die er dort finden würde. Als sein Onkel Henry Heine und Dessen Sohn Hermann, welcher damals in einem Geschäfte in Havre placiert war, ihn im Sommer 1836 besuchten, und in einer Gesellschaft mit Börne zusammen trafen, sprach ihnen Dieser seinen lebhaften Wunsch aus, wieder in ein freundlicheres Verhältnis zu dem von ihm so schwer beleidigten Dichter zu treten; Derselbe wies aber jeden Versöhnungsantrag mit dem Bemerken zurück, daß bei Börne's argwöhnischer Natur jedes Gespräch nur zu neuen Mißverständnissen führen werde, darum habe er seit Jahren seinen Umgang vermieden und gedenke ihn auch ferner zu meiden. Mit dem ehemaligen Advokaten Joseph Savoye aus Zweibrücken, der als Komitémitglied des süddeutschen Preßvereins wegen Verbreitung revolutionärer Flugschriften zu zehnjähriger Landesverweisung kondemniert worden, und mit den übrigen nach Paris geflüchteten Verurtheilten des Landauer Hochverrathsprocesses unterhielt Heine nur einen oberflächlichen Verkehr. Öfter besuchte ihn Jakob Venedey, der, nach dem Hambacher Feste verhaftet und einem deutschen Gefängnisse entsprungen, 1835 in Paris eine ultraradikale Monatsschrift, „Der Geächtete", herausgab, welche, von der preußischen Gesandtschaft als staatsgefährlich denunciert, ihm eine fünfjährige Verbannung

nach Havre zuzog. Vergebens bemühte sich Heine, durch Vermittelung seines Gönners, des Ministers Thiers, eine Zurücknahme des über seinen Landsmann verhängten Ausweisungsdekrets zu erwirken. Erst 1840 wurde Venedey die Rückkehr nach Paris gestattet, und er erneuerte alsbald den Umgang mit dem Dichter, obschon das Verhältnis zwischen den Beiden ein sonderbar gespanntes war. Venedey — so erzählt Alfred Meißner[174]) — trug eine Unmasse Bedenken gegen Heine's Poesie und Charakter mit sich herum, und Heine ironisierte den alten Burschenschafter und hatte kaum ein Auge für sein edles Herz, seinen ehrlichen Charakter, seine noble Natur, so possierlich waren ihm seine Schwächen, die ihn fortwährend an die seiner alten Kommilitonen aus der Studentenzeit erinnerten. Insbesondere komisch war für Heine die Ängstlichkeit, das Schwanken, die gespaltene Seele voll Anhänglichkeit und Treue in dem Menschen, der von Deutschland und seinen Fürsten nur Böses empfangen. Venedey, ein alter Freund Börne's, ja, was noch mehr, ein Freund von Buonarotti und Teste, den Männern des „jungen Europa", hätte vor jedem Blutstropfen, der im Dienst seiner Überzeugungen vergossen worden wäre, zurück geschaudert, und er pflegte oftmals den Spruch zu wiederholen, daſs, „wer das Schwert ziehe, auch durch das Schwert umkommen müsse." Nur protestieren, seine Meinung sagen und für sie dulden solle der Volksmann, und in diesem Sinne einer Befürwortung des passiven Widerstandes ist auch sein „John Hampden" geschrieben. So war er schon damals ein seltsames Prototyp jener Schwäche, die man oft eine edle Schwäche genannt, und die in der That vom Schicksal dazu ausersehen ist, in Zeiten des Sturmes zerrissen zu werden und zwischen beiden Parteien ein beklagenswerthes Ende zu finden. Viele Stunden täglich stand Venedey an seinem Pulte und schrieb. Außer den Berichten für die „Allgemeine Zeitung" förderte er auch vielbändige Werke politischer Gattung in die Welt. Heine fand dieselben langweilig und bespöttelte das geringe Schriftstellertalent des wohlmeinenden, aber gedankenarmen Verfassers. Zur Zeit als Lola Montez in München die ganze Presse mit ihren Abenteuern erfüllte, schrieb Venedey voll tugendsamer Entrüstung über die Schmach, daſs in Deutschland eine Maitresse à la Pompadour Einfluſs auf die Leitung der Staatsangelegenheiten gewinne, ein Büchlein: „Die spanische Tänzerin und die deutsche Freiheit". Auf die Frage, ob er die kleine Broschüre gelesen, antwortete Heine: „Nein. Überhaupt lese ich nur die großen Werke unseres Freundes. Die drei-, vier-, fünfbändigen sind

mir die liebsten. Wasser in einer großen Ausdehnung, ein See, ein Meer, ein Ocean von Wasser ist eine schöne Sache — im Kaffelöffel kann ich es nicht leiden." Ein andermal behauptete er, der ganze Anspruch des biederen „Kobes" auf eine geistige Führerschaft im Heere des Liberalismus beruhe darauf, daß sein Vater Anno dazumal in Köln auf dem Neumarkte um einen Freiheitsbaum getanzt, und die Variationen dieses Themas entlockten ihm ein Sprühfeuer von Witzen. „Venedey", sagt Levin Schücking, der uns diese Anekdote mitgetheilt[475]), „hatte dem Dichter, soviel ich weiß, nie Etwas zu Leide gethan; aber solch eine biedere, urteutonische Kernnatur, mit ihrem ausgesprochenen Antipodenthum gegen sein ganzes Wesen, diente ihm so lange als Scheibe, bis ‚Atta Troll' all' diese Banderillos und Schwärmer zugeschleudert bekam und sie an seinem zottigen Bärenfell auffing." Auch nachdem Venedey in die Heimat zurückgekehrt und als Abgeordneter Hessen-Homburgs in das deutsche Parlament gewählt worden war, hörte seine drollig ernsthafte Figur nicht auf, den kranken Dichter als belustigende Erinnerung zu umgaukeln, und Derselbe schrieb in seinen letzten Lebensjahren jenes muthwillige Gedicht[476]), in welchem er der deutschen Nation den mephistofelischen Rath ertheilt, falls sie durchaus auf der Wahl eines Kaisers bestünde, sich nicht von Geist und Talent blenden zu lassen, sondern „den dummen Kobes von Köllen" als Karnevalskaiser zu wählen, da ein Klotz immer der beste Regent sei. Venedey, der keinen Humor verstand, hatte den geschmacklosen Einfall, seinem Ärger in holprigen Versen Luft zu machen, die er im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" abdrucken, und in denen er sich sogar zu der unwürdigen Androhung von Handgreiflichkeiten hinreißen ließ[477]). Gleichzeitig schickte er dem Dichter eine Geldsumme zurück, die er vor zwanzig Jahren von Demselben geliehen oder, wie Heine behauptet, geschenkt erhalten. Da Venedey die Taktlosigkeit besaß, auf diese Geldaffäre öffentlich anzuspielen, rächte sich Heine, indem er das Bankbillett mit einem boshaft witzigen Begleitschreiben — jedoch unter Verschweigung von Venedey's Namen — als Beitrag zu einer mildthätigen Kollekte an Alexandre Dumas sandte[478]).

Einer der ehrenwerthesten Deutschen, mit welchem Heine bis an sein Lebensende in fortgesetztem Verkehre stand, war der feine Kunstkenner und Musikschriftsteller August Gathy, den er schon bei seinem Aufenthalte in Hamburg kennen gelernt, und der kurz vor der Julirevolution, über welche er einen begeisterten Bericht veröffentlichte, sich dauernd in Paris nieder-

gelassen. Mit aller Schwärmerei eines kindlich treuen Gemüthes hing Gathy an dem deutschen Dichter, den er in einer enthusiastischen Broschüre[**]) als „Verkünder des Völkerfrühlings" gefeiert und zu gemeinschaftlichem Wirken mit Börne und dem — heutigen Tags fast vergessenen — Publicisten Johannes Weitzel aufgerufen hatte, damit sie durch die Macht ihrer Worte alle freiheitsdurstigen Seelen im Vaterlande zur Abstreifung der Winterfesseln politischer und religiöser Knechtschaft entflammten. Bei den häufigen Differenzen zwischen Heine und Campe suchte Gathy, der Beiden befreundet war, ausgleichend und versöhnlich zu wirken, und den reizbaren Dichter, welcher nur allzu leicht hinter jeder verzögerten Beantwortung seiner Briefe, hinter jedem buchhändlerischen Bedenken seines Verlegers eine beleidigende Intrige witterte, von übereilten Schritten abzuhalten, was ihm freilich nicht immer gelang. — Ein anderer treu ergebener Freund Heine's war der Verfasser der „Elsässer Dorfgeschichten" und einer volksthümlichen Geschichte des Bauernkriegs, Alexander Weill, ein Deutschfranzose, der mit vielseitiger Gewandtheit für eine Unzahl deutscher und französischer Journale korrespondierte, und dessen mannigfache Gefälligkeiten Heine durch die brillante Vorrede vergalt, mit welcher er die erwähnten Dorfgeschichten bei dem deutschen Publikum einführte. Anfangs leidenschaftlicher Republikaner und Socialdemokrat, änderte Weill später seine politischen Ansichten und wurde ein eifriger Anhänger des zweiten Kaiserthums. — In kollegialischem Einvernehmen blieb Heine auch, trotz abweichender Gesinnung, mit den Pariser Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung," welche den verschiedensten politischen Richtungen huldigten: mit dem Baron Ferdinand von Eckstein, einem getauften und geadelten Juden, welcher sich nach einem abenteuernden Leben jetzt in die Beschäftigung mit indischen Studien zurückgezogen hatte, gleichzeitig aber unermüdlich in diplomatisch feinem Stile den Liberalismus bekämpfte; — mit dem Historiographen Capefigue, einem alten französischen Legitimisten, der mit sorgfältigen Späheraugen jede Blöße des Bürgerkönigthumes zu erforschen bedacht war; — mit dem Dr. Seuffert aus München, der geistvolle Berichte über französische Wissenschaft, Kunst und Literatur schrieb, — und mit Franz Dingelstedt, der im Herbst 1841 nach Veröffentlichung seiner „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" auf längere Zeit nach Paris kam. Mit deutschen Familien pflog Heine geringen Umgang. In den vierziger Jahren besuchte er jedoch oftmals das Haus der liebenswürdigen Baronin

Santeuwel, die in ihren Mittwochsgesellschaften alle in der Weltstadt weilenden deutschen Celebritäten bei sich zu versammeln pflegte.

Schmerzlich entbehrte Heine in der ersten Zeit seines Pariser Aufenthaltes die Möglichkeit, sich über die politischen und literarischen Zustände in der Heimat auf dem Laufenden zu erhalten. Seine ganze Kenntnis derselben musste er aus den wenigen deutschen Zeitungen schöpfen, die ihm in den französischen Cabinets de lecture zu Gesicht kamen, — meist nur die Augsburger „Allgemeine“ und das „Morgenblatt.“ Erst im Jahre 1837 wurde diesem Journalmangel abgeholfen, als die Herren Baer und Ettinghausen ein deutsches Lesekabinett gründeten, das Heine fortan regelmäßig in den Vormittagsstunden frequentierte. Je mehr er sich von den politischen Flüchtlingen zurückzog, desto angelegentlicher erkundigte er sich bei den alten Freunden, die ihn in Paris aufsuchten, nach den deutschen Verhältnissen. Besonders das Jahr 1835 führte ihm viele Gäste aus der Heimat zu: O. L. B. Wolff, die Schwester Varnhagen's Rosa Maria Assing, die Dichterin Helmina von Chezy, welche er als Student in Berlin kennen gelernt, den jungen Schriftsteller Ludwig Bechstein aus Thüringen, und den Improvisator Langenschwarz, der kürzlich in Rußland gewesen und ihm Viel von seinem Bruder Maximilian zu erzählen wusste. Im folgenden Frühjahr kehrte der geniale Musiker Ferdinand Hiller nach Paris zurück, dessen elegante Salons in der Rue Saint-Florentin ein Rendezvousplatz aller berühmten Virtuosen und Komponisten wurden. Hier traf man den Direktor des Konservatoriums Cherubini, den Violinisten Baillot, die Klavierspieler und Komponisten Chopin, Thalberg und Onslow, den gefeierten Sänger der großen Oper Adolphe Nourrit, und selten fehlte Heine in diesen anregenden Soiréen. Um dieselbe Zeit überraschte ihn August Lewald durch seinen Besuch, und wurde durch ihn bei allen Celebritäten der französischen Literatur eingeführt. Im Winter kamen Detmold und Professor Schottky, der unlängst in deutschen Zeitungen todtgesagt worden, und dem Gutzkow bereits den Nekrolog geschrieben. Heine war nicht wenig erstaunt, als der auferstandene Freund sich plötzlich in seiner Wohnung bei ihm melden ließ. Mit komischem Erschrecken herrschte er ihm die Frage zu: „Was kommen Sie als todter Mann zu mir? Machen mir nicht die Lebendigen schon genug zu schaffen? Weiß Gott, es ist mir schwer angekommen, lieber Professor, aber ich habe mich endlich doch über Ihren Tod getröstet — quälen Sie mich jetzt nicht als Gespenst!“ — Sehr lästig

waren dem Dichter die Besuche der vielen literarischen Touristen, die sich in seine Häuslichkeit eindrängten, um durch seine Unterhaltung, durch Beschreibung seiner Persönlichkeit, seiner Wohnung rc. Stoff zu feuilletonistischen Genrebildern zu erhaschen, deren Indiskretionen ihm unaufhörlichen Ärger bereiteten. Nicht selten geriethen sich diese Herren über die geringfügigsten Lappalien — ob das Ameublement von Heine's Zimmern luxuriös oder dürftig, ob er mit diesem oder jenem seiner Landsleute befreundet oder verfeindet sei — gegenseitig in die Haare, forderten ihn zu öffentlichen Erklärungen auf, ob Herr Eduard Beurmann, Herr Adelbert von Bornstedt oder Herr Ludwig Wihl der Wahrheit eine Nase gedreht, und beschuldigten ihn der unmännlichsten Feigheit, wenn er von diesen Fraubasereien selbstverständlich keine Notiz nahm. — Ein erfreulicheres Ereignis war ihm die Ankunft des Grafen Auersperg, des liebenswürdigen Verfassers der „Spaziergänge eines Wiener Poeten", welcher den Winter 1837—38 in Paris verlebte und von Heine mit der auszeichnendsten Theilnahme behandelt ward. Auch der Fürst Pückler-Muskau, dessen „Briefe eines Verstorbenen" er mit ungewöhnlichem Interesse gelesen, und der ihn 1835 bei einem kurzen Besuche in der französischen Hauptstadt wiederholentlich verfehlt hatte, kam einige Jahre später wieder nach Paris und trat zu dem Dichter in ein freundschaftliches Verhältnis, das bis zum Tode Desselben in einer geistvollen Korrespondenz fortgesetzt wurde, und dessen Frucht u. A. jene Widmung der „Lutetia" war, durch welche Heine dem Gefühl geistiger Wahlverwandtschaft mit „dem romantischen Anacharsis, dem fashionablesten aller Sonderlinge, Diogenes zu Pferde, welchem ein eleganter Groom die Laterne vortrug, womit er einen Menschen suchte", beredten Ausdruck lieh. „Reisende waren wir Beide auf diesem Erdball", sagte er[180]), „Das war unsre irdische Specialität, und Diejenigen, welche nach uns kommen, und in diesem Buche den Kranz sehen, womit ich unsre beiden Namen umschlungen, gewinnen wenigstens ein authentisches Datum unsres zeitlichen Zusammentreffens, und sie mögen nach Belieben darüber glossieren, in wie weit der Verfasser der ‚Briefe eines Verstorbenen' und der Berichterstatter der Lutetia zusammen passten."

Im Sommer 1839 sollte Heine endlich auch die persönliche Bekanntschaft Heinrich Laube's machen, der in Begleitung seiner Frau fast ein Jahr lang in Paris verblieb, und dem im Exil lebenden Dichter die willkommensten Aufschlüsse über die politischen und literarischen Zustände der

Heimat gab. Laube, welcher von ihm allen französischen Schriftstellern von Ruf und Talent vorgestellt ward, machte ihn dafür wieder mit Richard Wagner bekannt, der im Herbst jenes Jahres den kühnen Einfall gehabt, als unbekannter Musikus, mit einer Frau, mit anderthalb Opern, mit einer kleinen Börse und einem furchtbar großen, furchtbar Viel fressenden neufundländischen Hunde, an Bord eines Segelschiffes von Riga nach London, von London nach Paris zu fahren, in der Hoffnung, dort Gold und Ehre zu erwerben. In Paris, wo halb Europa um den lärmenden Ruhm konkurriert, wo Alles erkauft, wenigstens bezahlt werden muss, auch das Verdienstvollste, wenn es auf den Markt und dadurch zur Geltung kommen will! Heine faltete andächtig die Hände ob dieser Zuversicht eines deutschen Künstlers. Auch sollte Wagner, trotz Meyerbeer's warmer Empfehlung, bald erfahren, wie geringe Aussicht er hatte, eine seiner Opern in Paris zur Aufführung zu bringen. Um sich die nothdürftigsten Subsistenzmittel zu verschaffen, musste er Novellen und Musikaufsätze schreiben, musste für einen Musikalienhändler Arrangements für alle Instrumente der Welt übernehmen, und schwer enttäuscht kehrte er im Frühjahr 1842 nach Deutschland zurück. Bald nach seiner Ankunft in Paris komponierte er eine für ihn angefertigte Übersetzung der Heine'schen „Grenadiere." Schon auf der stürmischen Seereise nach London hatte die Durchfahrt durch die norwegischen Scheren einen wunderbaren Eindruck auf seine Phantasie gemacht; die Sage vom fliegenden Holländer, wie er sie aus dem Munde der Matrosen bestätigt erhielt, gewann in ihm eine bestimmte, eigenthümliche Farbe, welche ihr nur die von ihm erlebten Seeabenteuer verleihen konnten. Dazu machte er in Paris die Bekanntschaft von Heine's origineller Anwendung dieser Sage in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski." Besonders die von Heine erfundene, echt dramatische Erlösung dieses Ahasverus des Oceans gab ihm, wie Richard Wagner in einer autobiographischen Skizze erzählt[181]), Alles an die Hand, um diese Sage zu einem Opernsujet zu benutzen. Er verständigte sich mit Heine, schrieb sich selbst das poetische Libretto, und in sieben Wochen war die ganze Oper komponiert, die in Deutschland rasch zur Anerkennung gelangen sollte.

Auch die dänischen Dichter H. C. Andersen und Oehlenschläger lernte Heine in Paris kennen. Ersterer besuchte ihn im Sommer 1833, und zum zweiten Male im Frühjahr 1843, bei welcher Gelegenheit ihm Heine das wehmüthig trübe Gedicht „Lebensfahrt" ins Album schrieb, worin sich das

Gefühl seiner zunehmenden Vereinsamung in der Fremde mit rührendem Klageton aussprach:

> Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
> Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
> Den lustigen Kahn. Ich saß darin
> Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.
>
> Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
> Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
> Sie gingen unter, im Vaterland;
> Mich warf der Sturm an den Seinestrand.
>
> Ich hab' ein neues Schiff bestiegen.
> Mit neuen Genossen; es wogen und wiegen
> Die fremden Fluthen mich hin und her —
> Wie fern die Heimat! mein Herz wie schwer!
>
> Und Das ist wieder ein Singen und Lachen —
> Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
> Am Himmel erlischt der letzte Stern —
> Wie schwer mein Herz! die Heimat wie fern!

So ehrenwerth Heine den Charakter Andersen's fand, so belustigend wirkte auf ihn die abstoßende äußere Erscheinung des dänischen Dichters und Dessen geckenhafte Eitelkeit. „Er kam mir vor wie ein Schneider," erzählte er einige Jahre später einem ihn besuchenden Deutschen[462]), „und er sieht auch wirklich ganz so aus. Er ist ein hagerer Mann mit einem hohlen, eingefallenen Gesichte und verräth in seinem äußeren Anstande ein ängstliches, devotes Benehmen, wie die Fürsten es lieben. Daher hat Andersen auch bei allen Fürsten eine so glänzende Aufnahme gefunden. Er repräsentiert vollkommen die Dichter, wie die Fürsten sie gern haben wollen. Als er mich besuchte, hatte er seine Brust mit einer großen Tuchnadel geschmückt; auf die Frage, was er denn eigentlich da vor seiner Brust sitzen habe, antwortete er mir mit einer ungemein salbungsreichen Miene: ‚Das ist ein Geschenk, welches die Kurfürstin von Hessen mir zu verleihen die Gnade hatte'." — Oehlenschläger verbrachte den Winter 1844—45 in Paris. Eines Abends las er bei Koreff mit schlechter Deklamation und mit prononciert dänischem Accente sein neuestes Trauerspiel vor. Heine rächte sich für die ausgestandene Ohrenmarter, indem er nach

beendeter Vorlesung, statt des erwarteten Lobes, mit treuherzigster Miene bemerkte: „Wahrhaftig! hätte ich mir doch niemals vorgestellt, dass ich so gut Dänisch verstünde[183])!“

Von Heine's Freunden in Deutschland waren, seit er nach Frankreich ausgewandert, viele gestorben. Zuerst Ludwig Robert und seine Frau, die im Juli 1832 bei einem Besuche in Baden-Baden fast gleichzeitig der Cholera erlagen; dann die ihm Theuerste von Allen, Rahel, nach deren am 7. März 1833 erfolgtem Tode er an Varnhagen schrieb[184])' „Ach, ich fühle jetzt die Bedeutung jener römischen Worte: ‚Leben ist Kriegführen.‘ So stehe ich nun auf der Bresche und sehe, wie die Freunde rings um mich her fallen. Unsere Freundin hat immer wacker gestritten und hat wohl einen Lorber verdient. Ich kann in diesem Augenblick vor Weinen nicht schreiben — ach! wir armen Menschen, mit Thränen in den Augen müssen wir kämpfen. Welch ein Schlachtfeld diese Erde!“ Das lebhafteste Interesse nahm Heine an der Veröffentlichung von Rahel's Briefen. „Es war,“ sagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage des „Buches der Lieder“ [185]), „eine große That von August Varnhagen, dass er, alles kleinliche Bedenken abweisend, jene Briefe veröffentlichte, worin sich Rahel mit ihrer ganzen Persönlichkeit offenbart. Dieses Buch kam zur rechten Zeit, wo es eben am besten wirken, stärken und trösten konnte. Das Buch kam zur trostbedürftig rechten Zeit. Es ist, als ob die Rahel wusste, welche posthume Sendung ihr beschieden war. Sie glaubte freilich, es würde besser werden, und wartete; doch als das Warten kein Ende nahm, schüttelte sie ungeduldig den Kopf, sah Varnhagen an, und starb schnell — um desto schneller auferstehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rahel, die aus dem Grabe hervorstieg und an der Landstraße stand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenschaft zogen.“ Um die nämliche Zeit wurde Heine durch die Nachricht von dem Tode seines Oheims Simon von Geldern in Düsseldorf schmerzlich erschüttert. Im August 1838 starb sein alter Freund Moses Moser, am 5. Mai 1839 Eduard Gans, am 22. Januar 1840 Rosa Maria Assing, und am 25. August desselben Jahres sein „treuer Waffenbruder“ Karl Immermann. Beim Heimgange von Varnhagen's Schwester schrieb Heine an Diesen[186]): „Ich habe die Hingeschiedene sehr gut gekannt, sie zeigte mir immer die liebreichste Theilnahme, war Ihnen so ähnlich in der Besonnenheit und Milde, und obgleich ich sie nicht allzu oft sah, so zählte ich sie doch zu den Vertrauten, zu dem heimlichen Kreise,

wo man sich versteht, ohne zu sprechen — Heiliger Gott, wie ist dieser Kreis, diese stille Gemeinde, allmählich geschmolzen seit den letzten zehn Jahren! Einer nach dem Andern geht heim — Unfruchtbare Thränen weinen wir ihnen nach — bis auch wir abgehn — Die Thränen, die alsdann für uns fließen, werden nicht so heiß sein, denn die neue Generation weiß weder, was wir gewollt, noch was wir gelitten! Und wie sollten sie uns gekannt haben? Unser eigentliches Geheimnis haben wir nie ausgesprochen, und werden es auch nie aussprechen, und wir steigen ins Grab mit verschlossenen Lippen! Wir, wir verstanden einander durch bloße Blicke, wir sahen uns an und wussten, was in uns vorging — diese Augensprache wird bald verloren sein, und unsere hinterlassenen Schriftmäler, z. B. Rahel's Briefe, werden für die Spätgeborenen doch nur unenträthselbare Hieroglyphen sein — Das weiß ich, und daran denk' ich bei jedem neuen Abgang und Heimgang."

Während so die Verbindung mit der Heimat immer lockerer und hauptsächlich nur noch durch die vereinzelten Besucher aus Deutschland unterhalten ward, knüpfte sich mehr und mehr ein freundschaftlich gesellschaftlicher Verkehr zwischen dem deutschen Dichter und den hervorragenden französischen Schriftstellern an. Bei Diesen galt Heine zwar Anfangs für einen halben Franzosen, so lange sie ihn nur noch aus den für die „Revue des deux mondes" ausgewählten Fragmenten der „Reisebilder" oder aus seinem von saint-simonistischen Einflüssen inspirierten Buche „De l'Allemagne" kannten; je mehr ihnen aber im persönlichen Umgange ein tieferes Verständnis seines Wesens aufging, desto deutlicher sahen sie ein, dass unter der eleganten, an französische Grazie erinnernden Form sich ein eigen gearteter Geist verberge, der dem Boden einer andern Nation entwachsen und ein glänzender Repräsentant deutscher Gefühls- und Denkweise sei. Es war ein Zeichen hoher Achtung, dass sich ihm nicht allein die Salons literarischer Berühmtheiten an den fest stehenden Empfangsabenden erschlossen, sondern dass ihnen der Besuch Heine's und der von ihm empfohlenen Freunde auch im intimen Verkehr des Familienlebens oder in der zurückgezogenen Stille ihres Arbeitszimmers jederzeit willkommen war. „Dies ist in Frankreich nicht leicht," bemerkt Heinrich Laube, der durch Heine's Empfehlung bei allen Notabilitäten von Paris die zuvorkommendste Aufnahme fand; „der französische Schriftsteller ist sehr karg mit seiner Zeit, und namentlich Ausländer interessieren ihn wenig. Einer Heine'schen Anfrage aber zeigten sie sich Alle zugänglich, selbst

Victor Hugo, dessen Schwulst und Bombast dem Spotte Heine's näher lagen, als der Verehrung. So lange die gegenseitige Abneigung nicht schriftlich und grell manifestiert worden, verdecken die französischen Autoren die inneren Antipathien recht geflissentlich und zeigen sich freundlichst als Männer von Welt, die Höflichkeit einschiebend als einen Wall von Blumen. Davon hatte auch Heine Viel gelernt, und sein artiger Umgang mit französischen Poeten, deren Poesien ihm gar nicht zusagten, verrieth keinen Zug des rücksichtslosen deutschen Schriftstellers." Unerklärlich waren den Franzosen die vielfachen Klatschereien über Heine's Privatleben und die kleinlichen Herabsetzungen seines Ruhmes in deutschen Journalen. Als Alexandre Dumas von diesen Dingen hörte, rief er verwundert aus: „Dann sind ja die deutschen Literaten noch miserabler, als die dortige Presse! Wenn Deutschland von Heine Nichts wissen will, so adoptieren wir ihn gern als den Unsern; aber Heine liebt Deutschland leider mehr, als es verdient." Auch Jules Janin erzählte an Weill, der uns diesen Ausspruch berichtet[487]), daß Heine den Franzosen gegenüber Deutschland stets mit dem lebhaftesten Eifer vertheidige. Anfangs Mai 1837 durchlief sogar eine Notiz die französische und die deutsche Presse, wonach Heine um deutscher Interessen willen ein Duell mit einem jungen französischen Gelehrten ausgefochten. Der Streit begann, Pariser Blättern zufolge[488]), in einem Café, wo einige Franzosen beleidigende Bemerkungen über deutsche Manieren machten. Heine fühlte sich, obwohl jene Bemerkungen keine persönliche Beziehung auf ihn hatten, dadurch als Deutscher verletzt, und rächte sich, indem er einen der Franzosen schwer insultierte. Dieser forderte Genugthuung. Es wurden von jeder Seite zwei Pistolenschüsse gewechselt, dann traten die Sekundanten ins Mittel, und die Gegner trennten sich nach Austausch der gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen. Nach all' diesen Berichten scheint Heine, den seine Feinde in Deutschland beständig des „Franzosenthums" und des verrätherischen Abfalls vom Vaterlande bezichtigten, bei den Franzosen in einem ganz anderen Lichte gestanden zu haben. Die Schriftsteller, mit denen er am häufigsten verkehrte, waren Alexandre Dumas, Jules Janin, Théophile Gautier, Alfred de Vigny, die Historiker Mignet und Thierry, und die von ihm besonders hochgeschätzte George Sand, „der größte Dichter in Prosa, den die Franzosen besitzen." Aber auch mit Victor Hugo, Thiers, Custine, Béranger, Alfred de Musset, Philarète Chasles, Fréderic Soulié, Granier de Cassagnac, Eugène Sue,

Léon Gozlan, mit dem Musiker Hector Berlioz und dem Sänger Roger, mit Emile de Girardin und seiner geistvollen Gemahlin Delphina Gay, sowie mit der als Schriftstellerin unter dem Namen Daniel Stern bekannten Gräfin d'Agoult pflog er von Zeit zu Zeit freundlichen Umgang. Sein brillanter Witz machte ihn überall zum gern gesehenen Gesellschafter; „denn," sagt Gautier in einer Studie über den Dichter[489]), „wenn er verschwenderisch mit seinem Gelde und mit seiner Gesundheit war, so war er es mehr noch mit seinem Geiste. Obschon er des Französischen durchaus mächtig war, machte es ihm zuweilen Spaß, seine Sarkasmen unter einer germanisierenden Aussprache zu verstecken, zu deren Wiedergabe man sich jener seltsamen Klangmalerei hätte bedienen müssen, durch welche Balzac in seiner ‚Comédie humaine' die barocke Redeweise des Barons von Nucingen markiert; die komische Wirkung war in solchen Fällen unwiderstehlich — es war Aristophanes, der in der Manier Eulenspiegel's sprach." Börne erzählt in den nach seinem Tode gedruckten Ergänzungen seiner Briefe aus Paris einen solchen Scherz, den er, ohne die witzige Pointe zu merken, auf Unkosten von Heine's mangelhafter Kenntnis der französischen Aussprache setzt[490]). Er und Heine waren Trauzeugen bei der Vermählung ihres gemeinschaftlichen Freundes, des Dr. Sichel, und mussten als Solche die Protokolle des Civilstands- und des Kirchenbuches unterschreiben. Als der Sekretär Heine frug, wie sein Name zu schreiben sei, antwortete Derselbe: „Avec une Hache" („Mit einem Beil!"), statt zu sagen: „Mit einem Asch" („H"). Das nachfolgende Zeugnis Laube's[491]) ergänzt diese Berichte: „Heine sprach gerade nicht besonders gut Französisch, weil er in guter Stimmung und bei frischem Gedächtnis sein musste, wenn ihm die fremde Sprache leicht fließen sollte. Aber er sprach charakteristisch. Wie er sich im Deutschen immer genau die überraschenden und treffenden Ausdrücke hervorsuchte, so hatte er sich auch im Französischen vorbereitet. Der schlagende Ausdruck war ein immerwährendes Studium Heine's. Tagelang prüfte und fragte er: wie drückt man diesen Begriff, jenes Wort am besten im Französischen aus? ‚Ich hab's!' rief er eines Tages, bei mir eintretend, — ‚ich hab's! Les élèves de Charles muss man Karlsschüler übersetzen.' Mit dieser simplen Entdeckung hatte er sich tagelang beschäftigt. Aber gerade dadurch war er eindrucksvoll bei den Franzosen. Die Ausfüllphrasen wurden gleichgültig, weil die entscheidenden Punkte trefflich zum Vorschein kamen. Er war ihnen wie

ein Gesicht, von welchem man nur die prächtigen Augen sieht und beachtet. Übrigens war er in guter Stimmung vollkommen befähigt, ein inhaltsvolles Gespräch mit den begabtesten Franzosen so zu führen, dass er ganz wie ihres Gleichen erschien. Ich habe Das einmal bei einem Morgenbesuche erfahren, zu welchem uns George Sand annahm, obwohl sie eben erst aus dem Bette aufgestanden war. Sein Verhältnis zu ihr war ein sehr freundschaftliches. Sie war Heine's frivolen Wendungen fremd, aber sie hatte Achtung vor seinem Geiste. Es fanden sich zu diesem Lever allmählich recht verschiedene, aber lauter interessante Personen ein: der Musiker Chopin, damals Günstling der Sand, der Schauspieler Boccage, ein geistvoller Mann, ein Rochefoucauld (Sosthène) mit Traditionsgedanken des französischen Adels, und endlich Lamennais. Zwischen ihm und der Sand gab es ein innerliches Bündnis religiösen Sinnes. Er übersah ihre sinnlichen Bedürfnisse, sie übersah seine kirchlichen Anknüpfungen und Wünsche. Das ehrliche, religiöse Herz war ihnen gemeinschaftlich, ihr beiderseitiges Verhältnis zu Heine war der freie Geist, welchen sie ihm Beide zutrauten, und welchen Heine an jenem Morgen gegen Lamennais fast missbrauchte, — zu meinem Erstaunen missbrauchen konnte, denn es gehörte dazu eine volle Beherrschung der französischen Sprache. Er hatte mir zugeflüstert, dass Lamennais einmal nahe daran gewesen, Papst werden zu können, und dass es den gesellig schüchternen Mann in Verlegenheit setzen werde, wenn das Gespräch nach dieser Richtung hingeleitet würde. Dies that Heine, und zwar in den mannigfaltigsten sarkastischen Wendungen. An jenem Morgen sprach er Französisch, wie ich es nie wieder von ihm gehört; ein Beweis, wie sehr er Mensch der Stimmung war und wie viel Vorbereitetes zerstreut in ihm lag, was bei erhöhter Stimmung zu einer mächtigen Wirkung gesammelt werden konnte. Im Grunde war es mit seiner deutschen Rede nicht viel anders. Kopfweh war seine immer wiederkehrende Noth. Er glich oft einer hysterischen Frau, die ewige Krisen in Migräne durchmacht. Da sprach er dann abgebrochen und wüst, die Sätze nur halb fertig, die nothwendigsten Worte oft mühsam suchend. Man meinte eine verdriessliche Unfähigkeit vor sich zu haben. Hunderten von deutschen Besuchern hat er damit den widerwärtigsten Eindruck gemacht, denn Geringschätzung Anderer, Ungezogenheit vielfältigster Art fehlten selten dabei; wohl aber fehlte Alles, was man human nennt. Und derselbe Mensch war in der nächsten Stunde ein ganz Anderer. Körperlich wohler und gut angeregt von den

Gegenständen des Gesprächs, oder auch nur von den Sprechenden, denen er schmeicheln oder die er bekämpfen wollte, entwickelte er eine Suada voll Inhalt, Raschheit und Lebendigkeit. Seine Stimme war Tenor, weich und angenehm, wenn er guter Laune war. Er konnte dann fein schmeicheln und so liebenswürdig sein, wie er's mit Franzosen war, auch mit denen, die ihm gleichgültig waren." Auch Arnold Ruge hebt die Gewandtheit hervor, mit welcher Heine sich aller Feinheiten der französischen Sprache zu bedienen und aufs schlagfertigste durch einen glücklichen Witz jeden Einwand zu widerlegen verstand[402]). Einmal sagte ein Franzose zu ihm: „Mit dem Rationalismus kann ich mich befreunden, aber den Atheismus begreife ich nicht." „Er ist doch sehr leicht zu verstehen," antwortete Heine; „l'athéisme est le dernier mot du théisme" („der Atheismus ist das letzte Wort des Deismus"). Das „letzte Wort" hat im Französischen einen Anklang von „letztem Willen". Ein andermal störte ihn bei Lektüre der Zeitungen in einem Lesekabinette ein alter französischer Herr, der sich fortwährend mit lautem Geräusch räusperte. Heine rief ärgerlich: „Hsch! hsch!" Dies nahm der Räusperer übel, trat heran und fand sich beleidigt. „Oh, Sie waren's mein Herr?" entschuldigte sich Heine mit artigster Verwunderung. „Um Verzeihung! Ich glaubte, es wäre ein Hund!" Der alte Herr verneigte sich und gab sich mit der Erklärung zufrieden. —

Auch mit manchen hervorragenden Geistern anderer Nationalität trat Heine während seines Pariser Aufenthaltes in freundschaftlichen Verkehr. Der geistvolle ungarische Publicist Graf Aurel Dessewffy, einer der geachtetsten Führer der altkonstitutionellen Partei und entschiedener Gegner Kossuth's, war bei seinen häufigen Besuchen in Paris in ein näheres Verhältnis zu dem deutschen Dichter getreten, bei welchem er durch seinen Landsmann, den genialen Musiker Franz Liszt, eingeführt worden war, der mit Heine nicht allein einen anregenden persönlichen Umgang, sondern längere Jahre auch eine lebhafte Korrespondenz unterhielt. Bei seinem leidenschaftlichen Interesse für die Sache Polens knüpfte Heine Anfangs Beziehungen zu manchen bedeutenden Mitgliedern der polnischen Emigration an; die vielen Zänkereien und Spaltungen zwischen den Parteiführern ließen ihn aber bald sich von den meisten derselben zurückziehen, und nur mit Theodor Morawski, dem Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten zur Zeit der Erhebung von 1831, blieb er in herzlichem Einvernehmen. Besonders häufig sah man ihn im Hôtel der Fürstin Christina

von Belgiojoso, jener edlen italiänischen Patriotin, die dem Streben für die Befreiung ihres Vaterlandes vom Joche der Fremdherrschaft so heldenmüthige Opfer brachte, und der Heine bei ihrer Abreise nach Rom im Jahre 1848, in scherzhafter Anerkennung ihres Muthes, nach dem Tode zu erscheinen versprach, wenn die Atome sich dann noch zu manifestieren vermöchten. Als die österreichische Regierung die in der Lombardei liegenden Güter der Fürstin, welche sogar ein Freikorps in Livorno gelandet hatte, um es vor Mantua in das piemontesische Lager zu führen, mit Beschlag belegte, und die edle Verbannte in größter Dürftigkeit zu Tscherkiesch in Kleinasien lebte, interessierte sich Heine aufs theilnehmendste für das Geschick seiner Freundin. Er forderte den Grafen Auersperg, der ihn im Jahre 1853 wieder besuchte, dringend auf, sich mit Mignet, an den er ihm eine warme Empfehlung ausstellte, über die Mittel zur Linderung der traurigen Lage der lombardischen Emigration zu bereden. Aber so gern auch Beide den Wünschen Heine's, eine vermittelnde Intercession in dieser humanen Angelegenheit zu übernehmen, entsprochen hätten, mussten sie sich doch bald darüber verständigen, daß unter den damaligen Verhältnissen an keinen Erfolg eines derartigen Schrittes zu denken sei. Erst zwei Jahre später wurde die Beschlagnahme der Güter aufgehoben und der Fürstin die Rückkehr in ihre Heimat gestattet.

Wir haben schon früher der vielen flatterhaften Liebesverhältnisse gedacht, welche Heine in Paris anknüpfte und meistens rasch wieder löste. Eines dieser Verhältnisse sollte sich jedoch nach mannigfachen Schwankungen zu einem dauernden Bündnis gestalten, das dem Dichter alle Segnungen einer befriedeten Häuslichkeit gewährte. Die erste Andeutung seiner leidenschaftlichen Liebe zu Mathilde Crescence Mirat findet sich in einem Briefe an Lewald vom 11. April 1835. Heine entschuldigt sein langes Stillschweigen mit dem Umstande, daß er zu der Zeit, als er den letzten Brief seines Freundes erhielt, „bis an den Hals in einer Liebesgeschichte saß," aus der er sich noch nicht herausgezogen. „Seit Oktober," fährt er fort[103]), „hat Nichts für mich die geringste Wichtigkeit, was nicht hierauf unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachlässige ich seitdem, Niemand sehe ich, und höchstens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke ... Und Das ist Alles, was ich Ihnen heute sagen kann; denn die rosigen Wogen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin,

mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das Hohe Lied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute sagen könnte." Acht Wochen später heißt es in einem Briefe an Campe[104]: „Seit vier Monaten ist mein Leben so stürmisch bewegt, namentlich in den drei letzten Monaten schlagen mir die Wogen des Lebens so gewaltig über den Kopf, daß ich kaum an Sie denken, viel weniger Ihnen schreiben konnte. Ich Thor glaubte, die Zeit der Leidenschaft sei für mich vorüber, ich könnte niemals wieder in den Strudel rasender Menschlichkeit hinein gerissen werden, ich sei den ewigen Göttern gleichgestellt in Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung — und siehe! ich tobte wieder wie ein Mensch, und zwar wie ein junger Mensch. Jetzt, Dank meiner unverwüstlichen Gemüthskraft, ist die Seele wieder beschwichtigt, die aufgeregten Sinne sind wieder gezähmt, und ich lebe heiter und gelassen auf dem Schlosse einer schönen Freundin in der Nähe von Saint-Germain, im lieblichen Kreise vornehmer Personen und vornehmer Persönlichkeiten. Ich glaube, mein Geist ist von aller Schlacke jetzt endlich gereinigt; meine Verse werden schöner werden, meine Bücher harmonischer... Das weiß ich: vor allem Unklaren und Unedlen, vor Allem, was gemein und müffig ist, habe ich in diesem Augenblick einen wahren Abschen." Wieder zehn Wochen später schrieb er aus Boulogne an seinen Freund Laube[105]: „Den Überbringer Ihres Briefes habe ich leider nicht sehen können, da ich mich auf dem Lande befand, bei Saint-Germain, auf dem Schlosse des schönsten und edelsten und geistreichsten Weibes, — in welches ich aber nicht verliebt bin. Ich bin verdammt, nur das Niedrigste und Thörichtste zu lieben — begreifen Sie, wie Das einen Menschen quälen muß, der stolz und sehr geistreich ist?" Bei seiner Rückkehr nach Paris nahm Heine sofort das Verhältnis zu Mathilden wieder auf, er bezog mit ihr ein hübsch eingerichtetes Logis, und stellte sie seinen Freunden als Madame Heine vor, obschon er, der Dichter der freien Liebe, vorläufig weder daran dachte, die weltlichen Formalitäten bei Schließung einer bürgerlichen Ehe zu erfüllen, noch die Sanktion der Kirche für dieselbe nachzusuchen. Solche **Ménages parisiens**, die in den Augen der französischen Welt fast legitimiert sind, darf man billigerweise nicht nach deutschem Maßstab beurtheilen. Ehen dieser Art sind in Paris, namentlich bei Künstlern, ungemein häufig; die Geliebte genießt alle Rechte einer legitimen Gattin, und nur die vertrautesten Freunde wissen, daß der bürgerliche Kontrakt und der Priestersegen fehlt. „Unter

dem Worte ‚Weib‘,“ bemerkt Heine einmal in einem Briefe an Campe, wo er von diesem Verhältnisse spricht[406]), „verstehe ich etwas Edleres, als eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau;“ und ein andermal schreibt er an Lewald: „Mathilde ist eine gute Hausfrau geworden, trotz ihrer tollen Laune, und unser Ehestand ist eben so moralisch wie der beste in Krähwinkel.“ Auch fand er keinen Grund, seine Wahl zu bereuen. Eine theilnehmende Genossin seines höheren Geisteslebens, seiner schriftstellerischen Arbeiten, hatte er niemals in Mathilden gesucht; er hatte, wie uns Meißner erzählt[407]), einen wahren Horror vor der gelehrten und starkgeistigen Frau, dem Blaustrumpf und dem Verstandesweibe. — Mathilde fesselte ihn durch ihr harmloses Geplauder, ihre oftmals wechselnde aber stets heitere Laune und ihr treffliches Herz. Sie war eine hübsche Brünette mit vollen, stattlichen Formen, mit einem runden freundlichen Antlitz, das von schwarzen Haaren umrahmt war, und mit munter blitzenden Schwalbenaugen; aber der Witz, den man darin las, verbleichte etwas vor der kleinen Stirn und dem starken Munde, so daß die Physiognomie den Eindruck jener gutmüthigen und harmlosen Charaktere machte, welche entweder für jede Kleinigkeit sich lebhaft zu interessieren, oder für Nichts auf der Welt eine innige Theilnahme zu fühlen pflegen[408]). Daß seine Frau Nichts von seinen Schriften verstand, war für ihn ein Triumph, mit dem er gern etwas kokettierte. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß die Bewunderung des Dichters Nichts mit ihrer Liebe zu schaffen hatte. Wie sonst wohl Fürsten ihren Stand verbargen und in Jäger- oder Hirtentracht sich um die Huld eines Mädchens bewarben, um zu sehen, ob sie ihrer persönlichen Eigenschaften wegen geliebt werden könnten, so verschwieg Heine bei seiner Frau seine geistigen Anwartschaften und war entzückt, sich doch geliebt zu wissen, und zwar — parcequ'il est bien! wie es in der zärtlichen Kunstsprache der Pariserinnen heißt. „Es ist als ein Hauptvorzug an Mathilden zu rühmen,“ sagte er scherzend zu Lewald[409]), „daß sie von der deutschen Literatur nicht das Geringste weiß, und von mir und meinen Freunden und Feinden kein Wort gelesen hat.“ — „Die Leute sagen,“ fügte Mathilde dann wohl hinzu, „daß Henri ein geistreicher Mann sei und sehr schöne Bücher geschrieben; ich merke aber Nichts davon, und muß mich begnügen, es aufs Wort zu glauben.“ Zuweilen sprach sie freilich davon, daß sie mit der Zeit auch Deutsch lernen wolle, und ein in Paris lebender Flüchtling hatte, wie Meißner berichtet, wirklich den Versuch gemacht, ihr die Elementarbegriffe der deut-

schen Grammatik beizubringen. Dabei hatte sich aber gezeigt, dass sie zur Erlernung der Sprache Schiller's und Goethe's völlig unfähig sei. Sie hatte es nach einem halbjährigen Studium kaum dahin gebracht, einen deutschen Satz auszusprechen. „Nehmen Sie Platz!" war die eingelernte Formel, mit welcher sie Landsleuten ihres Gemahls ein Fauteuil anzuweisen pflegte, worauf sie ob der plumpen Anstrengung und der Schwierigkeit der Sache jedesmal in ein herzliches Lachen ausbrach. Ein einziges Mal hatte sie neugierig einen Blick in die französische Ausgabe der „Reisebilder" geworfen, „aber," so erzählt Heine lachend in einem Briefe an Lewald[300]), „kaum hatte sie eine Seite drin gelesen, als sie blass wie der Tod wurde, an allen Gliedern zitterte und mich um Gotteswillen bat, das Buch zu verschließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle gestoßen, und, eifersüchtig wie sie ist, will sie auch nicht einmal, dass ich vor ihrer Regierung einer Andern gehuldigt haben sollte; ja, ich musste ihr versprechen, dass ich hinfüro auch keine Liebesphrasen an erfundene Idealgestalten in meinen Büchern richten wolle." — „Für Frau Mathilde," sagt Meißner[301]), „war also Heine nicht der große Poet, der er der übrigen Welt war; er war ihr aber, was alle Welt leugnete, der beste, herzlichste, aufrichtigste Mann. Mit Thränen in den Augen hat sie mir oft, die lächelnde Französin, einzelne Züge ihres Henri erzählt, die der rührendste Beweis seltener Herzensgüte waren. Geistreiche Einfälle, Witze und geniale Streiche ihres Mannes hat sie sich nie gemerkt, sie wusste nichts Dergleichen, es ging mit der Minute an ihr vorüber. Über ihn selbst wird sie heute eben so Wenig zu erzählen wissen, wie ein Kind, das in seiner Nähe gelebt, aber sie wird sich unermesslich allein, hülflos und verlassen fühlen und einzig in der Erinnerung leben." — „Heine hatte die größte Freude an ihrem naiven fröhlichen Naturell," berichtet Heinrich Laube[302]), „und hat diese Freude an ihr nie verloren. Stets, bis zu seinem letzten Athemzuge, hat er sich glücklich gepriesen in ihrem Besitze, und er selbst hatte immer etwas Naives und Kindliches, wenn er von ihr erzählte und sie schilderte. In keinem andern Verhältnisse habe ich ihn so viel' kleine liebenswürdige Züge und Wendungen enthüllen sehen, welche aus seinen besten Gedichten wie mit Kindesaugen hervorblicken. Er war durchaus lieb und gut und fein und liebenswürdig mit seiner sogenannten ‚kleinen Frau.' Es war sehr drollig, wenn sie fragte, ob es denn wahr wäre, dass ihr Henri ein berühmter Dichter sei? Heine war aber doch darauf bedacht, sie auch systematisch in Kenntnissen und Bil-

bung weiter zu bringen — er gab sie 1839 in ein Pensionat, und besuchte sie nur Sonntags. Eines Sonntags nahm er uns mit. Die jungen Pensionärinnen hätten einen kleinen Ball, und wir sollten seine ‚kleine Frau‘ tanzen sehen. Sie war bei Weitem die größte unter allen, tanzte aber zum Entzücken ihres Mannes mädchenhaft und graciös wie der kleinste Backfisch. Wie glücklich war er damals, wie unbefangen im Zauberkreise seiner Neigung! Jede Stufe der fortschreitenden Schulbildung, besonders in Geographie und Geschichte, gab ihm Stoff zu lustigen Betrachtungen. Daß sie die Reihe der ägyptischen Könige jetzt besser auswendig wusste, als er selbst, und daß sie ihn belehrt habe über den wunderlichen Vorfall mit der wollespinnenden Lucretia, fand er reizend über die Maßen.“ In den ersten Jahren störte ihn manchmal das allzu lebhafte und unruhige Temperament seiner französischen Frau. „Wir leben Beide sehr glücklich,“ schrieb er im Januar 1837 an Lewald [503]), „d. h. ich habe weder Tags noch Nachts eine Viertelstunde Ruhe. Ich war immer der Meinung, daß man in der Liebe besitzen müsste, und habe immer Opposition gebildet gegen die Entsagungspoesie; aber das Platonische hat auch sein Gutes; es verhindert Einen nicht, am Tage zu träumen und des Nachts zu schlafen, und jedenfalls ist es nicht sehr kostspielig.“ — „Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich,“ heißt es in einem Briefe an denselben Freund vom 18. Oktober desselben Jahres; „diese Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen; es ist deßhalb heilsam, Dergleichen vorher zu wissen, um nicht vom dunklen Augenblick bezwungen zu werden.“ Mit der Zeit wurden solche Störungen immer seltener, Heine lernte sich in das Naturell seiner Frau mehr und mehr einleben, und was ihn Anfangs häufig verstimmt hatte, diente ihm später nur noch zur Belustigung. „Fortwährend,“ so erzählt Meißner [504]), „neckte er Mathilden, und stellte sich, wenn sie dabei war, als ob er von ihren Grillen und Launen zu leiden hätte. Es ergötzte ihn dann ihr kleiner, aber rasch aufwallender Zorn, der nicht furchtbarer war, als der eines Kanarienvogels. Da gab es eine kleine possierliche Komödie, bis Mathilde ihr Missverständnis merkte und Beide sich unter Lachen umarmten.“ — „Meine Frau,“ schrieb er einmal im Jahre 1843 seinem Bruder Maximilian [505]), „ist ein gutes, natürliches, heiteres Kind, launisch wie nur irgend eine Französin sein kann, und sie erlaubt mir nicht, in melancholisches Träumen, wozu ich so viel Anlage habe, zu versinken. Seit acht Jahren liebe ich sie mit einer Zärtlichkeit und Leidenschaft, die

ans Fabelhafte grenzt. Ich habe seitdem schrecklich viel Glück genossen, Qual und Seligkeit in entsetzlichster Mischung, mehr als meine sensible Natur ertragen konnte." — „Haben Sie schon eine echte Pariser Grisette gesehen?" frug er 1847 den ihn besuchenden deutsch-ungarischen Schriftsteller Kertbeny. „Rund, drall, ewig heiter, liebenswürdig, treu und ehrlich? Sie müssen durchaus keinen deutschen Begriff mit in das Bild mischen, sonst beschmutzen Sie es. Mathilde ist nicht leidenschaftlich, aber auch nicht sentimental; sie ist durch und durch gut, keine Geliebte im lyrischen Sinne, aber eine Freundin, wie es eben eine Französin nur sein kann. Ich geniere sie nun auch nie; sie kann gehen und kommen, wie sie will; sie bleibt oft den ganzen Tag aus, besonders des Sommers, und dann ist sie wieder tagelang wie ein Engel um mich." Auch an der Frömmigkeit seiner Gattin, die von erzkatholischer Familie war, nahm der selbst so freigeistige Dichter keinen Anstoß. Mathilde hatte in ihrem mit Nippsachen geschmückten Zimmer ein Krucifix und einen kleinen Jesus von Wachs; sie betete viel, und ging täglich schön geputzt zur Messe, wie sie es von Hause aus gewohnt war. Heine störte sie nie in diesen Gebräuchen. „Es ist sehr gut," sagte er in seiner humoristischen Weise[306]), „wenn die Frauen einer positiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangelischer Konfession mehr Treue zu finden, lasse ich dahingestellt sein. Jedenfalls ist der Katholicismus der Frauen für den Gemahl sehr heilsam. Wenn sie einen Fehler begangen haben, behalten sie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und sobald sie vom Priester Absolution erhielten, sind sie wieder trällernd aufgeheitert und verderben sie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängerisches Nachgrübeln über eine Sünde, die sie sich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch gräulige Prüderie und zänkische Übertugend abzubüßen. Auch noch in andrer Beziehung ist die Beichte hier so nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimnis nicht lange lastend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende Alles ausplaudern müssen, ist es besser, sie gestehen gewisse Dinge nur ihrem Beichtiger, als daß sie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzsucht oder Gewissensbissigkeit dem armen Gatten die fatalen Geständnisse zu machen." — Heine war, wie schon diese Scherzworte errathen lassen, nicht eifersüchtig, und hatte gewiß auch keine Ursache, es zu sein; dennoch war sein ironischer Geist unerschöpflich in Anspielungen auf die Unbeständigkeit und Untreue „jener lieblichen Geschöpfe, die wir anbeten und die uns verrathen." Als

er im Herbst 1836 mehre Monate im südlichen Frankreich verlebte, und Mathilde bei ihrer Mutter in Paris zurückgeblieben war, stickte die in weiblichen Handarbeiten sehr geschickte Frau einen großen, schönen Teppich, den Heine seinem Freunde Lewald zum Geschenk bestimmte. „Durch diese mühsame und langwierige Arbeit,“ schrieb er in dem witzigen Begleitbriefe[507]), „hat sie mir bewiesen, dass sie während meiner Abwesenheit sehr fleißig und also auch treu war. An Freiern hat es ihr unterdessen gewiss eben so wenig gefehlt, wie der seligen Penelope, die ihrem heimkehrenden Gatten ein weit zweideutigeres Zeugnis ihrer Treue überlieferte. Oder glauben Sie wirklich, dass diese Madame Ulysses des Nachts das Gewebe wieder aufgetrennt, woran sie des Tags gesponnen? Dieses hat sie dem Alten weisgemacht, als Dieser sich wunderte, warum er gar kein Werk ihrer Hände vorfand; die Saloppe hat Tag und Nacht mit ihren Freiern verbracht und nur Intrigen gesponnen.“ Ein andermal erinnerte er Meißner mit humoristischem Behagen an die von Herodot berichtete Geschichte des erblindeten Königs Pheron von Ägypten, der nach einem Spruche des Orakels, um wieder sehend zu werden, sich mit dem Wasser einer Frau waschen sollte, die zeitlebens ihrem Manne treu geblieben. Er wusch sich täglich mit dem Wasser einer Andern, blieb aber zehn Jahre lang blind, bis er endlich die Augen im Urin einer Tänzerin aus der Vorstadt badete und nun sofort sein Gesicht wieder erhielt. Heine scherzte viel über diese Geschichte, und nannte sie einen Beweis, dass eine treue Frau von jeher die größte Seltenheit gewesen sei. „Aber,“ fügt Meißner mit Recht hinzu[508]), „Dies waren nur Blitze einer mit Gegensätzen spielenden Natur, oder vielmehr: ich glaube, Heine sah in seiner Frau selbst jenes Kind der Vorstädte, das er treuer erfunden, als die ehrsamsten Bürgerdamen. Wenn ich Alles überblicke, Alles erwäge, möchte ich glauben, dass der Poet seine Mathilde mehr geliebt, als jedes andere Wesen auf Erden. Auf seinem Krankenlager, unter den ärgsten Schmerzen, waren seine Gedanken fortwährend darauf gerichtet, ihre Ehre vor der Welt zu wahren, und sie für den Rest ihrer Tage sicher zu stellen. Es war sein ewiger Schmerz, dass er in den Tagen seines Glückes zu wenig gewirthschaftet und Nichts zurückgelegt, und er suchte nach Kräften das Versäumte nachzuholen. Nur für sie strengte er noch seine letzten Kräfte zur Arbeit an, und jeder Artikel seines Testaments giebt Zeugnis von einer Sorgfalt, die sich über das Grab hinaus erstreckte. Sie war seine Puppe, die er zierlich anzukleiden liebte, in Seide und Spitzen

hüllte, die er gern mit dem Schönsten geschmückt hätte, was in Paris zu finden war. Er schickte sie spazieren, schickte sie in Theater und Koncerte, lächelte, so oft sie ihm entgegen kam, und hatte für sie nur Bonmots und kosende Worte. An seinen Geistesprocessen hat sie nie Theil genommen, von seinen Kämpfen hat sie nie Etwas gewusst, aber sie hat nur durch ihn gelebt und ist ihm zwanzig Jahre lang treulich zur Seite gestanden." —

Im Allgemeinen hatte der Zustand von Heine's Gesundheit sich in Frankreich erheblich gebessert. Die stereotypen Klagen über nervösen Kopfschmerz wurden seltener in seinen Briefen, und die allsommerlichen Badereisen nach Boulogne, Dieppe, Havre oder Granville, bei welchen er die Bretagne und Normandie nach allen Richtungen durchstreifte, hatten einen kräftigenden und erfrischenden Erfolg. Nur im Sommer 1836 wurde er auf der Reise nach Boulogne von der Gelbsucht befallen, und kehrte desshalb von Amiens sofort wieder nach Paris zurück. Zur Herstellung seiner Gesundheit von den Ärzten nach dem Süden geschickt, wollte er von Marseille nach Neapel reisen, litt aber bei der Abfahrt noch im Hafen Schiffbruch, und als er darauf nach der spanischen Küste hinüber zu fahren beschloss, bekam das Schiff einen Leck und musste umkehren. Heine nahm diese wiederholten Unfälle für ein böses Omen, und zog es vor, die Provence zu durchwandern, da der Aufenthalt in Marseille ihm nicht zusagte. „Das Geräusch der schachernden Seestadt," schrieb er an Campe[509]), „wirkt peinigend auf meinen Körper; Marseille ist Hamburg ins Französische übersetzt, und ich kann Letzteres jetzt auch in der besten Übersetzung nicht vertragen." Gegen Weihnachten traf er wieder in Paris ein, und eine Reise mit Mathilden durch die Bretagne im folgenden Frühjahr vertilgte die letzten Spuren der Krankheit. Seine äußere Erscheinung war um diese Zeit jugendlicher und gesünder, als je zuvor; seine vollen Wangen waren rosig gefärbt, seine früher so schmächtigen Formen ründeten sich, ja ein leichtes Embonpoint machte sich bemerkbar und ließ ihn die scherzende Befürchtung aussprechen, er werde bald wie ein Bürgermeister aussehen. Es giebt mehrere Bilder von ihm aus dieser Periode. Das erste, von Ary Scheffer, soll etwa aus dem Jahre 1833 stammen, und ist uns nie zu Gesicht gekommen. Es ist, wie Alfred Meißner berichtet[510]), ein schöner Kopf, aber sehr unähnlich den späteren Porträts. Die Bezeichnung: „mit langem Haar, ohne Halstuch" lässt es als möglich erscheinen, dass hier vielleicht eine Verwechselung mit dem von Tony Johannot gezeichneten Bilde vor-

liegt, das in der weichen Manier Scheffers gehalten ist und den Chamisso'schen Musenalmanach für 1837 zierte. Dies ist allerdings, trotz der sorgfältigen Ausführung, mehr ein träumerisch idealer Johanneskopf, als ein Porträt H. Heine's. Der untere Theil des Gesichtes und der entblößte Hals sind viel zu lang; die griechische Nase ist ohne die leichteste Krümmung, der saftige Mund zeigt in den Winkeln nicht die leiseste Andeutung einer satirischen Falte; das Haar fällt weich und seiden fast bis auf die Schultern herab. Das offene Hemd mit breit überfallendem Kragen wird unterhalb des Halses durch eine feine Brustnadel zusammen gehalten. Noch unähnlicher ist ein bei F. Paterno in Wien erschienenes, 1838 von Jul. Giere gezeichnetes Kniestück in faltigem Mantel, den die linke Hand über dem zugeknöpften Rocke unten zusammenfasst. Ein Brustbild von Fr. Pecht, das 1840 in Paris gezeichnet und neuerdings in einer lithographischen Nachbildung von P. Rohrbach bei E. H. Schroeder in Berlin veröffentlicht ward, mag schon eher den Zügen Heine's in jener Periode entsprechen, wo er, um uns seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, im Zenith seines Fettes stand; doch ist die Ähnlichkeit eine todte, verdrießlich geistlose. Dunkler Rock, helle Weste. Ein schwarzseidener Shawl in doppelter Windung um den Hals geschlungen und vorn in eine Schleife geknüpft, deren Enden breit herunter hängen. Langes Haar, zu beiden Seiten des vollen Gesichtes glatt herabfallend, leicht gekräuselt auf dem Scheitel und einen Theil der faltenlosen Stirn verdeckend. Die kleinen Augen matt und ausdruckslos, mit zu schwungvoll geründeten Brauen. Die Nase leicht gebogen und an der Spitze etwas schlaffer gesenkt, als auf dem Oppenheim'schen Bilde. Der Mund üppig, mit vollen Lippen und schmerzlich scharf markierten Winkeln. Die Wangen pausbäckig rund; das volle Kinn unten in eine Fettfalte auslaufend. Durchaus verzeichnet ist das Steindruck-Porträt, welches die von Arnold Ruge (Leipzig, Verlagsbureau, 1847) herausgegebene Sammlung: „Die politischen Lyriker unserer Zeit" begleitete. Ein von Cäcilie Brandt angefertigtes Bild des Dichters in Nr. 25 der Diezmann'schen „Blätter aus der Gegenwart", Jahrgang 1843, stammt nach Angabe des Redakteurs aus früherer Zeit, kann aber niemals dem Original ähnlich gewesen sein. Alle diese Porträts sind en face aufgenommen, und lassen die fast weiblich feinen Züge minder charakteristisch hervortreten, als die Profilbilder, unter welchen die kürzlich nach einem Gipsabgusse des französischen Bronce-Medaillons gefertigte Photographie

(Hamburg, Hoffmann und Campe) vor allen übrigen weitaus den Vorzug verdient.

Die äußere Erscheinung Heine's war stets geschmackvoll und sauber. Seine Röcke waren nach der letzten Mode, doch trug er die Kleider nachlässig, offen hängend, nicht mit der Sorgfalt eines fashionablen Dandy. Dabei wusste er sich über die herrschenden Moden genaue Rechenschaft zu geben. So war es äußerst ergötzlich, ihn einst drei Silberhäkchen an dem breiten Sammtkragen seines Überrockes mit Wärme gegen George Sand vertheidigen zu hören, welche dieselben als geschmacklos angriff und behaupten wollte, dass kein Mensch sich so trüge. Heine konnte triumphierend auf mehre der anwesenden Herren deuten, die eben solche Röcke anhatten, welche gerade damals sehr in Gebrauch waren[311]). — Seine Wohnung trug durchaus nicht jenen Stempel eines künstlerischen Luxus, wie ihn die französischen Schriftsteller lieben. Er hatte in seinen Zimmern keine geschnitzten Möbel, keine kostbaren Teppiche, keine Statuen und Gemälde. Man glaubte sich bei ihm in einem schlichten deutschen Bürgerhause zu befinden, wo die Absicht, jeden Schein des Excentrischen zu vermeiden, sich aufs deutlichste aussprach. Ein hübsch gemaltes weibliches Porträt von Lämmlein, das jene Juliette darstellte, deren der Dichter im Eingange des „Atta Troll“ gedenkt, war der einzige Kunstgegenstand, dem man dort begegnete. — Überaus mäßig war Heine im Genuss berauschender Getränke. Selbst in seiner tollsten Studentenzeit hat ihn nie Jemand betrunken gesehen. Grog, Punsch und alle starken Spirituosen verabscheute er, selbst vom Weine pflegte er nur zu nippen, und mit Recht durfte er auf die Bemerkung Levin Schücking's, dass er, trotz seiner Liebe zum Rhein, niemals ein rechtes Rhein- und Weinlied gedichtet, die scherzende Erwiderung geben[312]): „Hab' ich nicht? Es mag wahr sein. Ich habe nie den Wein besungen; da sehen Sie nun gleich, wie ich verleumdet werde, und welch ein moralischer Poet ich bin.“ Desto größeres Gewicht legte Heine auf eine gute Mahlzeit, und mit behaglichster Gourmandise sah man ihn oftmals bei Véry oder Véfour sich in die Geheimnisse der Speisekarte vertiefen. „Dies Essen ist so gut, dass es verdiente, knieend eingenommen zu werden,“ sagte er einmal zu Arnold Ruge, als Dieser mit ihm in dem berühmten Restaurant des Palais-royal dinierte; und als die Mahlzeit beendigt war, rief er aus: „Nun fühle ich mich besser!“ Ein andermal traf ihn in der Provinz ein befreundeter Engländer, als er eben an der

Table d'Hôte über die Verdienste eines köstlichen Aalgerichtes mit sich zu Rathe ging. Er sah äußerst glücklich aus, und antwortete dem Engländer, der ihn nach dem Grund seiner Heiterkeit fragte: „Wie darf Sie Das überraschen! War jemals ein Mensch unglücklich, während er gut aß?“

Heine war niemals ein guter Wirthschafter gewesen, und Mathilde verstand so wenig, wie er selbst, haushälterisch mit dem Gelde umzugehn. Die häufigen Villeggiaturen zur Frühjahrszeit auf den Dörfern in der Umgegend von Paris, die allsommerlichen Badereisen, bei welchen er sich ebenfalls meistens von seiner Frau begleiten ließ, der oftmalige Wohnungswechsel und die so reichlich gewährten Unterstützungen an hilfesuchende Freunde oder Bekannte verschlangen bedeutende Summen, die zu den Einkünften des Dichters in keinem rechten Verhältnisse standen. Von seinem Onkel Salomon empfing er seit seiner Übersiedelung nach Paris eine Jahresrente von 4000 Franks; was er durch literarische Arbeiten erwarb, belief sich in der ersten Zeit auf Wenig mehr, als jährlich im Durchschnitte 3000 Franks, so daß seine gesammte Jahreseinnahme reichlich 7000 Franks oder circa 2000 Thaler betrug; gewiß eine kärgliche Revenue für einen Schriftsteller von verschwenderischen Gewohnheiten, der in Paris im Foyer der vornehmen Gesellschaft lebte! Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, daß er sich in unaufhörlichen Geldverlegenheiten befand und beständig auf Mittel sann, seiner Finanznoth abzuhelfen. Die Bekanntschaft mit dem Baron James von Rothschild, in dessen Familie er gleich bei seiner Ankunft in Paris durch einen Empfehlungsbrief seines reichen Oheims eingeführt war, brachte ihn auf den Gedanken, sich in allerlei gewagte Börsenspekulationen einzulassen, bei welchen ihn zuweilen nur die Freundschaft des Fürsten der Millionäre vor allzu empfindlichem Schaden behütete. Es cirkulierten übrigens unzählige Anekdoten, welche, wenn auch nur der geringste Theil davon wahr sein sollte, den Beweis liefern, daß der deutsche Dichter sein stolzes Selbstgefühl als Repräsentant geistiger Mächte dem Goldkönig gegenüber aufs rühmlichste bewahrte und Demselben Nichts weniger als schmeichelte[313]). Die Kapacität des Barons James erstreckte sich bekanntlich nur auf Finanzoperationen; für Kunst und Poesie hatte er geringes Verständnis, und seine cynische Verachtung der Söhne des Genius sollte ihm mehr als einmal fatale Verlegenheiten bereiten. Balzac hat ihn in mehreren seiner Romane als Baron Nucingen unsterblich lächerlich gemacht, und schlimmer noch erging es ihm mit

Horace Vernet, als er sich einst von dem großen Schlachtenmaler porträtieren lassen wollte. Der Baron fand den geforderten Preis von 150 Louisd'or zu hoch und begann zu feilschen. Vernet steigerte jetzt ärgerlich seine Forderung auf 200, dann auf 300 Louisd'or, und schrie endlich außer sich: „Fünfhundert Louisd'or oder — gratis!“ und malte auf seinem berühmten Bilde: „Die Wegnahme der Smala Abdelkader's“, den Baron in Gestalt jenes fliehenden Juden im Vordergrunde des Gemäldes, der, ohne sich um das Gemetzel zu bekümmern, nur sein Kästchen mit Gold und Edelsteinen zu retten sucht. „Was thu' ich mit all' den faulen Schriftstellern und Künstlern?“ rief der Baron einmal verächtlich aus; „wenn ich will, kauf' ich sie dutzendweis.“ — „Wohl möglich,“ antwortete Heine; „aber wie werden Sie es anfangen, wenn Sie sie gekauft haben, sie mit einem guten Verdienst wieder los zu werden? Denken Sie an Horace Vernet!“ — Eines Abends kam das Gespräch auf das in Paris so schmutzige und trübe Wasser der Seine. Der Baron erzählte, daß er den Fluß in der Nähe seiner Quelle beobachtet habe, und daß sein Wasser dort klar und hell wie Krystall sei . . . „Ihr Herr Vater soll auch ein sehr rechtschaffener Mann gewesen sein, Herr Baron,“ warf Heine trocken dazwischen. Die Anwesenden bissen sich auf die Lippen — der Baron verstand nicht. — „Herr Doktor,“ rief er ihm einmal bei Tische zu, „Sie sind doch ein Gelehrter, sagen Sie mir, warum dieser Wein Lacrymae Christi heißt.“ — Übersetzen Sie nur!“ antwortete Heine; „Christus weint, wenn reiche Juden solchen Wein trinken, während so viel' arme Menschen Hunger und Durst leiden.“ — Rothschild bewohnte, wie man weiß, jenen neuen, ganz im Renaissancestile erbauten Pallast, auf dessen Ausschmückung er Millionen verwandt hatte. Er glaubte sehr geistreich zu sein, indem er jeden Besuchenden fragte: „Comment trouvez-vous mon chenil?“ — „Wissen Sie daß chenil Hundehütte heißt?“ flüsterte ihm Heine ins Ohr. — „Nun, was ist?“ fragte Rothschild. — „Und daß Sie der Bewohner dieses chenil sind? Wenn Sie so schlecht von sich denken, verschweigen Sie es wenigstens.“ — In seinen Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung“ spottet Heine gelegentlich über das „Unglück“ Rothschild's, so viel Geld zu besitzen. „Es wimmelt in der Welt von Philanthropen,“ scherzt er[314]), „es giebt Thierquälergesellschaften, und man thut wirklich sehr Viel für die Armen. Aber für die Reichen, die noch viel unglücklicher sind, geschieht gar Nichts. Überreichthum ist vielleicht schwerer

zu ertragen, als Armuth. Jedem, der sich in großer Geldnoth befindet, rathe ich, zu Herrn von Rothschild zu gehen; nicht um bei ihm zu borgen (denn ich zweifle, dass er etwas Erkleckliches bekömmt), sondern um sich durch den Anblick jenes Geld-Elends zu trösten. Der arme Teufel, der zu Wenig hat und sich nicht zu helfen weiß, wird sich hier überzeugen, dass es einen Menschen giebt, der noch weit mehr gequält ist, weil er zu viel Geld hat, weil alles Geld der Welt in seine kosmopolitische Riesentasche geflossen, und weil er eine solche Last mit sich herumschleppen muss, während rings um ihn her der große Haufe von Hungrigen und Dieben die Hände nach ihm ausstreckt." — „Wie geht es Ihnen?" frug Heine einst den Baron. „Ich bin verrückt," antwortete Dieser. „Ehe Sie nicht Geld zum Fenster hinauswerfen," sagte der Dichter, „glaube ich es nicht." Der Baron fiel ihm aber seufzend in die Rede: „Das ist eben meine Verrücktheit, dass ich nicht manchmal Geld zum Fenster hinauswerfe." — So sehr Heine, nach seiner gewohnten Art, im persönlichen Umgange mit Herrn von Rothschild seinen Witz an Demselben übte, und ihn seine geistige Überlegenheit empfinden ließ, so fein und zartfühlend war sein Verkehr mit der Dame des Hauses, deren mildthätigen Sinn er oftmals zur Unterstützung bedrängter Landsleute in Anspruch nahm, wenn seine eigene Kasse erschöpft war, und der er als Zeichen seiner Hochachtung das schöne Gedicht „Die Engel" in ein Exemplar des „Atta Troll" schrieb [515]). Die vielfachen Zuvorkommenheiten, welche der Baron ihm erwiesen, suchte Heine gelegentlich nach Kräften durch die That zu vergelten, indem er z. B. durch seine Intervention das Erscheinen einer von Friedrich Steinmann verfassten Geschichte des Hauses Rothschild verhinderte, die sehr scharfe und ungerechte Invektiven enthielt. Julius Campe zahlte, auf Andringen Heine's, welcher ihm die Erstattung aller Unkosten aus eigener Tasche garantierte, dem Verfasser das geforderte Honorar, ließ aber die Schmähschrift niemals das Licht der Öffentlichkeit erblicken [516]).

Gerade zur Zeit, als die Verfolgungen über das „junge Deutschland" herein brachen, durch welche auch Heine seine Schriftsteller-Existenz so bedrohlich gefährdet sah, sollten ihn noch mancherlei andere Unglücksfälle betreffen. Ein Freund, für den er gutgesagt und bei dem er Gelder deponiert hatte, brachte ihn um mehre tausend Franks und versetzte ihn dadurch in die peinlichste Lage. Vor Ärger und Aufregung erkrankte der Dichter an der Gelbsucht, und als der reiche Onkel Salomon, den er um Beistand

angerufen, nur mit Vorwürfen antwortete und ihn bei seinen Zahlungsnöthen im Stiche ließ, schrieb er Demselben von seinem Krankenbette aus einen herben Klagebrief, welcher den einstweiligen Abbruch aller Beziehungen zwischen Oheim und Neffen zur Folge hatte. „Mit meinem Oheim, dem Millionär, habe ich mich unlängst auf bitterste überworfen; ich konnte seine Schnödigkeit nicht länger ertragen," meldete er im November 1836 einem Freunde, und in einem Briefe an Campe vom 10. Mai des folgenden Jahres schrieb er[317]): „Mit meinem Oheim Salomon Heine stehe ich sehr schlecht, er hat mir vorig Jahr eine schreckliche Beleidigung zugefügt, wie man sie im reiferen Alter schwerer erträgt, als in der leichten Jugendzeit. Es ist schlimm genug, daß dieser Mann, der, wie ich höre, Institute stiftet, um heruntergekommene Schacherer wieder auf die Beine zu bringen, seinen Neffen mit Weib und Kind in den unverschuldetsten Nöthen lungern lässt." Ein Vierteljahr später ermahnt er seinen zum Besuch in Hamburg anwesenden Bruder Maximilian aufs eindringlichste, den Verleumdungen, welche im Hause des Onkels von klatschhaften Zungen über ihn vorgebracht werden möchten, keinen Glauben zu schenken. „Zur Zeit," sagt er[318]), „als ich durch Krankheit und unverschuldetes Unglück bis zur äußersten Bitterkeit gestimmt war, schrieb ich an Onkel in einem Tone, der ihm eher Mitleiden als Zorn einflößen musste, und der dennoch nur seinen Zorn erregte. Das ist all sein Klagegrund gegen mich! Denn die paar tausend Franks, die ich ihm koste, berechtigen ihn schwerlich zur Klage, ihn, den Millionär, den größten Millionär von Hamburg, dessen Generosität . . . genug davon! Du weißt, daß ich diesen Mann immer wie meinen Vater geliebt habe, und nun musste ich . . . genug davon! Am meisten schmerzt mich die Meinung der Welt, die sich die Härte meines Oheims nicht anders erklären kann, als durch irgend eine schlechte Handlung, die man in meiner Familie mir etwa vorwirft und im Publikum verschweigt . . . ach! wenn ich schlechte Handlungen begehen wollte, ich stünde gut mit der ganzen Welt und . . . genug davon!" Schon ehe der Bruder ihm rieth, den Zorn des Oheims durch ein versöhnliches Entgegenkommen zu beschwichtigen, hatte H. Heine dem Letzteren einen gehorsamen, ganz aus der Seele geflossenen Versöhnungsbrief geschrieben, der jedoch keine Wirkung gethan. „Ist Onkel Heine so edel, so großmüthig, wie du mir immer rühmst," antwortete der Dichter seinem Bruder; „ist er dieser außerordentlich edle, große Mensch, so geb' ich ihm ja Gelegenheit, es zu beweisen . . . Ich werde ihm mit dem

zunächst abgehenden Dampfboote schreiben. Der Gedanke schon an diesen Brief erregt allen Missmuth meiner Seele. Bei Gott, nicht Onkel, sondern ich habe Grund zur Klage, ich bin wie geschunden von den schneidendsten Beschuldigungen, und ich soll um Verzeihung bitten! Es giebt keine Opfer, welche ich für diesen Mann zu bringen nicht bereit wäre, und hätte er mir noch zehnmal mehr Kummer verursacht, ich hätte es gewiss längst verziehen, aber es ist grausam hart, dass ich das himmelschreiende Unrecht, das er an mir begeht, verschweigen soll. Ich bin kein falscher Mensch, sagt mein seliger Vater, und kann nur reden, wie ich es wirklich fühle." In der That schloss er diesem Briefe an seinen Bruder ein stolz-demüthiges Schreiben an dem Oheim bei, das folgendermaßen lautete: „Havre de Grâce, den 1. September 1837. Lieber Onkel! Mit Verwunderung und großem Kummer ersehe ich aus den Briefen meines Bruders Max, dass Sie noch immer Beschwerde gegen mich führen, sich noch immer zu bitteren Klagen berechtigt glauben; und mein Bruder, in seinem Enthusiasmus für Sie, ermahnt mich aufs dringendste, Ihnen mit Liebe und Gehorsam zu schreiben, und ein Missverhältnis, welches der Welt so viel Stoff und Skandal bietet, auf immer zu beseitigen. Der Skandal kümmerte mich nun wenig, es liegt mir Nichts daran, ob die Welt mich ungerechterweise der Lieblosigkeit oder gar der Undankbarkeit anklage, mein Gewissen ist ruhig und ich habe außerdem dafür gesorgt, dass, wenn wir Alle längst im Grabe liegen, mein ganzes Leben, mein ganzes reines, unbeflecktes, obgleich unglückliches Leben, seine gerechte Anerkennung findet. Aber, lieber Onkel, es liegt mir sehr viel daran, die Unliebe, womit jetzt Ihr Herz wider mich erfüllt ist, zu verscheuchen, und mir Ihre frühere Zuneigung zu erwerben. Dieses ist jetzt das schmerzlichste Bedürfnis meiner Seele, und um diese Wohlthat bitte ich und flehe ich mit der Unterwürfigkeit, die ich immer Ihnen gegenüber empfunden, und deren ich mich nur einmal im Leben entäußert habe, nur einmal, und zwar zu einer Zeit, als die unverdientesten Unglücksfälle mich grauenhaft erbitterten, und die widerwärtigste Krankheit, die Gelbsucht, mein ganzes Wesen verkehrte, und Schrecknisse in mein Gemüth traten, wovon Sie keine Ahnung haben. Und dann habe ich Sie nie anders beleidigt, als mit Worten, und Sie wissen, dass in unserer Familie, bei unserem aufbrausenden und offenen Charakter, die bösen Worte nicht Viel bedeuten, und in der nächsten Stunde, wo nicht gar vergessen, doch gewiss bereut sind. Wer kann Das besser wissen als Sie, lieber Onkel, an

dessen bösen Worten man manchmal sterben könnte, wenn man nicht wüsste, dass sie nicht aus dem Herzen kommen, und dass Ihr Herz voll Güte ist, voll Liebenswürdigkeit und Großmuth. Um Ihre Worte, und wären sie noch so böse, würde ich mich nicht lange grämen, aber es quält mich aufs gramvollste, es schmerzt mich, es peinigt mich die unbegreifliche, unnatürliche Härte, die sich jetzt in Ihrem Herzen selbst zeigt. Ich sage unnatürliche Härte, denn sie ist gegen Ihre Natur, hier müssen unselige Zuflüsterungen im Spiel sein, hier ist ein geheimer Einfluss wirksam, den wir Beide vielleicht nie errathen, was um so verdrießlicher ist, da mein Argwohn Jeden in Ihrer Umgebung, die besten Freunde und Verwandte verdächtigen könnte — Mir kann dabei nicht wohl werden, mehr als alle andere Unglücke muss mich dieses Familienunglück bedrücken, und Sie begreifen, wie nothwendig es ist, dass ich davon erlöst werde. Sie haben keine Vorstellung davon, wie sehr ich jetzt unglücklich bin, unglücklich ohne meine Schuld; ja, meinen besseren Eigenschaften verdanke ich die Kümmernisse, die mich zernagen und vielleicht zerstören. Ich habe tagtäglich mit den unerhörtesten Verfolgungen zu kämpfen, damit ich nur den Boden unter meinen Füßen behalten kann; Sie kennen nicht die schleichenden Intrigen, die nach den wilden Aufregungen des Parteikampfes zurückbleiben und mir alle Lebensquellen vergiften. Was mich noch aufrecht erhält, ist der Stolz der geistigen Obermacht, die mir angeboren ist, und das Bewusstsein, dass kein Mensch in der Welt mit weniger Federstrichen sich gewaltiger rächen könnte, als ich, für alle offene und geheime Unbill, die man mir zufügt. — — Aber sagen Sie mir, was ist der letzte Grund jenes Fluches, der auf allen Männern von großem Genius lastet? Warum trifft der Blitz des Unglücks die hohen Geister, die Thürme der Menschheit, am öftesten, während er die niedrigen Strohkopfdächer der Mittelmäßigkeit so liebreich verschont? Sagen Sie mir, warum erntet man Kummer, wenn man Liebe säet? Sagen Sie mir, warum der Mann, der so weichfühlend, so mitleidig, so barmherzig ist gegen fremde Menschen, sich jetzt so hart zeigt gegen seinen Neffen?" Wie Maximilian Heine erzählt, gab ihm der Oheim, welcher bei Lektüre dieses Briefes mehrmals ärgerlich von seinem Lehnstuhl in die Höhe geschnellt war, das Schreiben zurück, und tobte und murrte mehrere Tage lang, mit dem beständigen Refrain: „Nichts will ich für ihn thun!" Endlich jedoch gelang es dem Bruder, eine Versöhnung zu Stande zu bringen, und als Salomon Heine im September des nächsten Jahres zur Hochzeit eines

Neffen auf einige Tage nach Paris kam, bezeigte er sich überaus huldreich gegen den Dichter und Dessen Frau, und erhöhte die Jahresrente Desselben auf 4800 Franks, mit dem Versprechen, dass die Hälfte dieser Rente nach dem Tode S. Heine's auf seine Wittwe übergehn solle.

Inzwischen hatte sich Letzterer durch die Weigerung des Oheims, ihm in seinen außerordentlichen Finanznöthen beizustehen, zwei Jahre lang in steigender Geldverlegenheit befunden. In dieser misslichen Lage, die ihn zu Demüthigungen mancher Art nöthigte, war ihm sogar der Einfall gekommen, seinen alten Freund Moser, welchem er vor fünf Jahren auf so verletzende Art jeden Verkehr aufgekündigt, um ein Darlehen von 400 Thalern anzusprechen. Das seltsame Schreiben ist aus Avignon, den 8. November 1836, datiert und lautet der Hauptsache nach, wie folgt[311]): „Wird dich der Brief, den du heute von mir empfängst, erfreuen, obgleich die Veranlassung Nichts weniger als erfreulich ist? Wirst du verstehen, dass dieser Brief der höchste Beweis ist, den ich dir von der Zuversicht meiner Freundschaft geben konnte? Wirst du ihn sogar als ein Zeugnis von großer Sinnesart betrachten? Ich glaub' es, und deßhalb schreib' ich dir, zwar betrübten Gemüthes, aber ohne Widerstreben, ja sogar mit der wehmüthigen Freude, dass ich doch endlich wieder einmal dazu komme, dir wirklich einen Brief zu schreiben, und heute meine hohe Gebieterin, die Göttin der Trägheit, mich nicht daran verhindern darf. Gedacht hab' ich freilich genug an dich, und als ich unlängst in Paris todkrank darniederlag, und in schlafloser Fiebernacht alle meine Freunde musterte, denen ich wohl die Exekution meines letzten Willens anvertrauen dürfte: da fand ich, dass ich deren keine zwei auf dieser Erde besitze, und nur allein auf dich, vielleicht etwa auch auf meinen Bruder Max, glaubte ich rechnen zu dürfen. Und deßhalb wende ich mich auch heute an dich, und der Freund, dem ich Jahre lang nicht geschrieben habe, erhält heute einen Brief von mir, worin ich Geld von ihm verlange . . . Was jedoch meine Solvabilität betrifft, so muss ich dir zu gleicher Zeit sagen: meine Geschäfte stehen in diesem Augenblicke so schlecht, dass nur ein Thor oder ein Freund mir jetzt Geld leihen würde." Im weiteren Verlauf seines Briefes deutet Heine in der Kürze an, wie er sich mit dem reichen Oheim ganz überworfen, wie seine französischen Freunde ihn durch ihren liebenswürdigen Leichtsinn in großen Geldschaden gebracht, wie Andere ihn exploitiert, und wie die deutschen Regierungen ohne Anklage und Urtheil, so zu sagen, seine Feder konfisciert, ihn seines

literarischen Eigenthums beraubt hätten. „Aber," so schließt er seine Klagen, „es ist diesen Leuten nur gelungen, mich finanziell zu ruinieren. Ich weiß nicht, theurer Moser, ob ich dir noch so viel werth bin, wie ehemals; ich weiß nur, dass ich seitdem von meinem inneren Werthe Nichts verloren habe. Wäre Dieses der Fall, so befände ich mich heute nicht in schmerzlicher Geldnoth, wenigstens würde ich zu ganz anderen Leuten, als zu dir, meine Zuflucht nehmen. Glaube nicht, was man von mir sagt, urtheile immer nach meinen Handlungen. Keiner Notiz, die nicht mit meinem Namen unterschrieben ist, darfst du Glauben schenken. Ich werde angefeindet und verleumdet zugleich von Christen und Juden; Letztere sind gegen mich erbost, dass ich nicht das Schwert ziehe für ihre Emancipation in Baden, Nassau oder sonstigen Krähwinkelstaaten. O der Kurzsichtigkeit! Nur vor den Thoren Rom's kann man Karthago vertheidigen. Hast auch du mich missverstanden? — Ich schreibe dir diese Zeilen aus Avignon, der ehemaligen Residenz der Päpste und der Muse Petrarca's; ich liebe Diesen eben so wenig wie Jene; ich hasse die christliche Lüge in der Poesie eben so sehr wie im Leben. Leb wohl und hilf deinem Freunde H. Heine."

Die Geldnoth Heine's war nicht allein durch zahlreiche Notizen der Pariser Korrespondenten für deutsche Blätter bekannt geworden, sondern auch der Dichter selbst hatte in der Vorrede zum dritten „Salon"-Bande des materiellen Elends gedacht, in welches ihn die Beschlüsse des Bundestags durch Beraubung seiner Erwerbsmittel zu stürzen drohten. Mit berechtigtem Unmuth warf Gutzkow den Deutschen vor, dass sie in einer Zeit bitterer Verfolgung, wo die Literatur ihre Geburten, so zu sagen, mit Angst auf öffentlicher Straße ablegen müsse, Nichts für ihre Schriftsteller thäten, denen sie doch so viel Genuss und Anregung verdankten. „Lebte Jean Paul noch unter uns," meinte er[520]), „und hätte durch irgend einen Nachtrag zu den ‚Dämmerungen' seine bairische Pension verscherzt, ihr würdet sie ihm nicht gezahlt haben . . . Freilich, wir Deutsche sind nur poetisch bis zu einem gewissen Grade. Dass wir nun auch denken sollten: Wie viel Liebes und Gutes hat nicht Heine geschrieben, wie rührend ist sein Scherz, wie drollig sein Pathos, wie lächerlich sind seine Thränen, wie wunderlich und anziehend alle seine Gebärden! Und dass wir nun, statt Goethen und Schillern und Lessingen ein Denkmal aus Stein zu setzen, es so machten, wie die Franzosen mit Berryer, und Heinen ein Landgut kauften, oder so, wie die Engländer mit Walter Scott, und ihm seine

Schulden bezahlten — dazu werden wir zeitlebens zu ungeschickt sein. Niemand würde uns hindern, ihm bei einem Pariser Hause so lange eine Pension auszumachen, bis das polizeiliche Interim abgelaufen und dem Staate genuggethan wäre. Aber noch keinen rothen Heller werden die Deutschen zusammenbringen." — Unter diesen Umständen kann es nicht allzu sehr überraschen, dass Heine in seiner materiellen Bedrängnis sich zu einem Schritte entschloss, der ihm hart genug ankommen musste, und der ihm von seinen Gegnern aufs schlimmste ausgelegt worden ist. Er nahm nämlich seine Zuflucht zu einer jährlichen Unterstützungs-Pension aus Staatsmitteln, zu „jenem großen Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder minder glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten." Unter den Männern, welche auf dieser Pensionsliste figurierten, befanden sich Exulanten aus allen Weltgegenden, Flüchtlinge aus Griechenland und San Domingo, Armenien und Bulgarien, aus Spanien und Polen, hochklingende Namen von Baronen, Grafen, Fürsten, Generälen und Exministern, Priestern und Volksmännern, eine Aristokratie von Berühmtheiten des Talentes und des Unglücks. Aus derselben Kasse des Ministeriums der äußern Angelegenheiten, aus welcher der Exkönig von Schweden Oberst Gustavsson, Godoy der „Friedensfürst," und der verdienstvolle Geschichtschreiber Augustin Thierry ihre Jahrgehalte bezogen, empfing auch der deutsche Dichter die verlangten Hilfsgelder, welche ihm als eine „allocation annuelle d'une pension de secours" zuerkannt, und in Monatsraten von 400 Franks regelmäßig bis zum Jahre 1848 ausgezahlt wurden. Die Anweisung dieser Unterstützungsgelder auf die geheimen, keiner öffentlichen Kontrolle ausgesetzten Fonds findet ihre genügende Erklärung in dem Wunsche der französischen Regierung, sich nicht durch Namensnennung ihrer Pensionäre, unter welchen sich in Dürftigkeit gesunkene Männer und Frauen des höchsten Ranges befanden, einer lieblosen Indiskretion schuldig zu machen. „Vielleicht auch wollte sie," wie Heine in einer öffentlichen Erklärung über diese Hilfsgelder andeutet[521]), „nicht ostensibel einen Mann unterstützen, der den deutschen Gesandtschaften immer ein Dorn im Auge war, und dessen Ausweisung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden." Irgendwelche Verpflichtungen der französischen Regierung gegenüber hat Heine durch Annahme dieser Unterstützung weder über-

nommen, noch ist dafür jemals der geringste Dienst von ihm begehrt worden. Nachdem Guizot am 29. November 1840 an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten getreten war, ließ er dem deutschen Dichter die Fortsetzung seiner Pension notificieren, und die Audienz, in welcher Dieser sich dafür bei dem Minister bedankte, ist die einzige Berührung, in welche er je mit Demselben gekommen. Eine andere Frage ist, ob Heine sich nicht moralisch verpflichtet fühlte, eine Regierung, von welcher er eine ansehnliche Geldunterstützung bezog, fortan in seinen Büchern und Journalkorrespondenzen mit einiger schonenden Rücksicht zu behandeln. Und es kann nicht geleugnet werden, dass in seinen Aufsätzen für die „Allgemeine Zeitung“ aus dem Anfang der vierziger Jahre allerdings eine minder schroffe Befehdung der Politik Ludwig Philipp's und seiner Räthe vorwaltet, als in früheren Berichten. Zu einer offenen Vertheidigung der gouvernementalen Akte ließ er sich freilich niemals herbei, und so durfte die Redaktion jener Zeitung mit Grund erklären, dass er seine Pension in keinem Falle für Das, was er schrieb, empfangen habe. Sie hatte aber geringes Recht, gleichzeitig die Insinuation hinzuzufügen, als ob Heine vielmehr „für Das, was er nicht schrieb,“ bezahlt worden sei; denn sie wusste sehr gut, dass unter den bestehenden Verhältnissen kein scharfer Angriff Heine's auf das Regierungssystem Ludwig Philipp's in ihrem Blatte gedruckt worden wäre. Der schlaue König hatte nämlich schon vor dem 29. November den damaligen Censor der „Allgemeinen Zeitung“ in Augsburg zum Officier der Ehrenlegion ernannt, und Dieser strich seitdem unbarmherzig jedes missliebige Wort in den Berichterstattungen über französische Zustände. Zudem konnte Heine sich nicht verhehlen, dass eine allzu feindselige Kritik der Regierungsmaßregeln Ludwig Philipp's und seiner Minister voraussichtlich die Ausweisung des unbequemen Korrespondenten aus Paris zur Folge haben würde. Gegen solche Vexationen hätte ihn allerdings die Erwerbung des französischen Bürgerrechtes geschützt, und in einer ängstlichen Stunde hatte er einst die Formalitäten erfüllt, welche den Ausländer in Stand setzen, nöthigenfalls die Naturalisation ohne Zögerung zu erlangen. Aber vor dem definitiven Akt hegte er immer eine unüberwindliche Scheu. „Es war,“ sagt er[322]), „der närrische Hochmuth des deutschen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro Forma ein Franzose zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. In Bezug auf Das, was wir

gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeist, doch konnte ich mich nicht eines gewissen Schauers erwehren, wenn ich Etwas thun sollte, was nur halbwegs als ein Lossagen vom Vaterlande erscheinen mochte . . . Es wäre für mich ein entsetzlicher, wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müsste, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisierter Franzose. Ich käme mir selber vor wie eine jener Missgeburten mit zwei Köpfchen, die man in den Buden der Jahrmärkte zeigt. Es würde mich beim Dichten unerträglich genieren, wenn ich dächte, der eine Kopf finge auf einmal an, im französischen Truthahnpathos die unnatürlichsten Alexandriner zu skandieren, während der andere in den angebornen wahren Naturmetren der deutschen Sprache seine Gefühle ergösse . . . Nein, der Steinmetz, der unsre letzte Schlafstätte mit einer Inschrift zu verzieren hat, soll keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die Worte: „Hier ruht ein deutscher Dichter.'" — Der zufällige Umstand, dass der größere Theil des Publikums erst im Frühjahr 1848 durch die Enthüllungen der „Revue retrospective", welche aus den Archiven der Juli-Regierung die Rechnungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geschäftsführung Guizot's veröffentlichte, von der Unterstützungspension Heine's Kunde erhielt, hat Viel dazu beigetragen, die Sache in einem widerwärtigen Lichte erscheinen zu lassen. In Wahrheit machte der Dichter, von welchem man doch nicht verlangen konnte, dass er ohne triftigen Grund öffentliche Rechenschaft über seine Einnahmequellen ablege, Freunden und Bekannten gegenüber niemals ein Hehl daraus, dass er jene Unterstützung bezöge; Kertbeny, der ihn im Februar und März 1847 wiederholt besuchte, erzählt sogar [523]), dass Heine dieselbe als ein Zeichen hervorhob, wie man in Frankreich selbst den fremden Schriftsteller zu achten wisse, während man in Deutschland den Landsmann zu Grunde gehen lasse.

Der Versuch zweier Stuttgarter Buchhändlerfirmen (Hallberger und Scheible), durch Vermittelung August Lewald's Unterhandlungen mit Heine über den Verlag einer Gesammtausgabe seiner Werke anzuknüpfen, bewog den Dichter, im April 1837 einen Kontrakt mit Julius Campe abzuschließen, wonach er Diesem für eine Pauschalsumme von 20,000 Franks das Recht der Ausbeutung seiner sämmtlichen Schriften auf elf Jahre verkaufte. Bei dem Besuche Heine's in Hamburg im Herbst 1843 wurde dieser Kontrakt durch einen neuen ersetzt, welcher dem Dichter außerdem eine jährliche, nach seinem Tode auf seine Wittwe vererbende Leibrente sicherte,

die für die nächsten vier Jahre 200, von 1848 an aber 1200 Mark Banko betragen sollte, und seit Anfang 1853 auf 1500 Mark Banko erhöht ward. Durch diesen Verkauf einer künftigen Gesammtausgabe seiner Werke, deren Erscheinen er nicht mehr erleben sollte, sah Heine sich mindestens für die nächste Zeit von seinen finanziellen Bedrängnissen erlöst, er konnte seine Schulden, welche die bedenkliche Höhe von 20,000 Franks erreicht hatten[324]), vollständig berichtigen und einer sorgloseren Zukunft entgegen sehn. Auch von anderer Seite kamen ihm gerade jetzt mancherlei ehrenvolle Anträge zu gut honorierten literarischen Arbeiten. Für den dritten Jahrgang der von August Lewald in Cotta'schem Verlage herausgegebenen „Allgemeinen Theater-Revue“ schrieb er im Frühling 1836 auf dem Dorfe Coudry bei Le Plessi in der Nähe von Fontainebleau jene geistvollen Briefe über die französische Bühne, welche Anfangs 1838 abgekürzt auch in französischer Version in der „Revue musicale du 19e siècle“ erschienen, und 1840 im vierten „Salon“-Bande wieder abgedruckt wurden. Flüchtigere Arbeiten sind die Vorrede Heine's zu einer, von der Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart veranstalteten, deutschen Prachtausgabe des „Don Quixote“ mit Tony Johannot'schen Illustrationen, und die Erläuterungen zu „Shakspeare's Mädchen und Frauen,“ welche den Text zu einer, im Verlage des Pariser Buchhändlers Delloye erschienenen, Galerie ziemlich werthloser englischer Stahlstiche bildeten, und dem Dichter mit der ansehnlichen Summe von 4000 Franks honoriert wurden. Der Briefwechsel mit Campe giebt Zeugnis davon, daß Heine sich, trotz all' seines Poetenleichtsinns, auf Geschäftsangelegenheiten recht wohl verstand, und Laube bemerkt mit Recht[325]), daß von seiner Familie und seiner Jugendzeit her ein positiver Kaufmannsrest in ihm verblieben war. Nicht bloß in seiner sauberen, kaufmännisch festen Handschrift prägte sich Dies aus; nein, auch in Geldfragen war er genau, er berechnete Auflagen und Honorare sehr pünktlich; er machte mit Behendigkeit Überschläge, er spekulierte, unter klassenmäßiger Eintheilung und Abtheilung des Publikums, auf Leser und auf Käufer, er that sich Etwas zu Gute auf seine literarische Geschäftskenntnis. Aber nach allen Vorbereitungen der Ziffern war doch ein Windstoß der öffentlichen Meinung, war irgend eine höhere Wendung der Dinge hinreichend, diesen ganzen Ziffernbau wie ein Kartenhaus umzublasen. Der Poet und der Gentleman sprangen dann in ihm auf und ließen jeglichen Streit um Geldvortheile ohne Beachtung.

Der großartige Aufschwung, welchen das Journalwesen seit der Juli-

revolution in Frankreich nahm, erweckte insbesondere Heine's Aufmerksamkeit. Er hatte den Organismus der Presse jahrelang gründlich studiert und glaubte ihren Geheimnissen endlich tiefer, als irgend ein Anderer, auf die Spur gekommen zu sein. Nun wollte er es im reichen Erwerb den Franzosen gleichthun, welche den eigenen Boden pflügten und von ihm mit goldenen Früchten gelohnt wurden, die dem armen Eingewanderten niemals reifen wollten. Er schmeichelte sich, eine Kombination erfunden zu haben, durch welche eine von ihm in Paris herauszugebende deutsche Zeitung alle bestehenden Blätter übertreffen und den sichersten Erfolg haben würde. „Sie werden," schrieb er an Lewald[326]), „bei dem Gerüchte, daß ich hier eine ‚Pariser Zeitung' herausgebe, gewiß das Richtige gedacht haben, nämlich daß ich einestheils viel Geld gewinnen will, um meine Kriege zu führen, anderestheils, daß ich in diesem Kriege eine formidable Bastion aufzurichten denke, von wo aus ich meine Kanonen am besten spielen lassen kann." Die Zeitung sollte weniger auf den Absatz in Paris, als auf Abonnenten in Deutschland berechnet sein und Diesen die Lektüre der französischen Zeitungen entbehrlich machen. Während die Pariser Artikel der heimatlichen Blätter häufig von schlechtgewählten, unzuverlässigen Korrespondenten mitgetheilt oder gar im Redaktionsbüreau fabriciert wurden, sollte Heine's Zeitung täglich eine große Anzahl gut kontrollierter Originalkorrespondenzen aus der französischen Hauptstadt bringen. Um die enorme Stempelgebühr zu umgehen, welche den Preis der Zeitung für die Abonnenten jährlich um 18 Franks vertheuert hätte, sollte letztere zwar in Paris redigiert, aber in einem deutschen Grenzorte, etwa in Kehl, gedruckt werden, wodurch zugleich ihr Einlaß in deutschen Staaten minder Schwierigkeit fände. Mehr noch, als auf den Talisman seines Namens und auf die Ressourcen seines Talentes, rechnete Heine auf die Hilfsquellen, die ihm seine Kenntnis des Annoncenbetriebs böte. Durch seine Bekanntschaft mit dem Eigenthümer eines angesehenen Annoncenbüreaus hoffte er den Inseratenraum seiner Zeitung rasch mit gut bezahlten Anzeigen zu füllen, welche den größten Theil der Unkosten decken würden. Ein vermögender Freund hatte sich bereit erklärt, für die Ausführung des Unternehmens das nöthige Kapital von 150,000 Franks herzugeben, wenn Heine sich für den Erfolg glaube verbürgen zu können. Das Wichtigste schien dem Dichter die Erlangung einer bestimmten Zusicherung zu sein, daß man seiner Zeitung in den preußischen Staaten ungehinderten Eingang ge-

statten werde. Er hoffte, hier keinem entschiedenen Misswollen zu begegnen, da er in den letzten Jahren sich fast gänzlich den politischen Kämpfen der Zeit ferngehalten. „Mit den Regierungen," schrieb er an Lewald[527]), „habe ich Frieden gemacht (die Hand, die man nicht abhauen kann, muss man küssen), und nicht mehr auf dem politischen, sondern auf dem literarischen Felde werde ich jetzt meinen Flamberg schwingen . . . Schon seit Jahr und Tag trag' ich mich mit jenem Projekte, aber die Missverständnisse mit den deutschen Behörden machten die Ausführung unmöglich. Mit demüthigen Eingaben bei der preußischen Regiernng wollte ich nicht kommen, Das erlaubte mein Selbstgefühl um keinen Preis, und es musste die Stunde ruhig erwartet werden, wo jene Regierung von ihren Vorurtheilen zurückkehren würde und ich sie mit Würde anreden dürfte. Die Stunde hat geschlagen." Heine rechnete nämlich darauf, durch Vermittelung Varnhagen's unschwer die gewünschte Zusicherung von Seiten der preußischen Regierung zu erlangen. Er schrieb zu diesem Ende unterm 12. Februar 1838 einen Brief an den früheren Gesandten am französischen Hofe und damaligen preußischen Staatsminister von Werther, welchem er vor einigen Jahren, kurz nach dem Erscheinen der famosen Vorrede zu den „Französischen Zuständen," in Besorgnis einer Ausweisung aus Paris seine Aufwartung gemacht, um ihn zu versichern, dass er keineswegs so feindlich gegen die preußische Regierung gesinnt sei, wie in den Journalen behauptet werde. Der Baron Werther hatte ihm damals wohlwollend den Rath ertheilt, Varnhagen von Ense zum Vertrauten dieser Angelegenheit zu machen, dessen Verwendung es leicht fallen werde, eine honette Verständigung zwischen Heine und der preußischen Regierung zu vermitteln. Aus Furcht, dass eine solche Handlung ihn „nach unten kompromittieren," ihm von der Volkspartei als Servilismus ausgelegt werden möchte, hatte Heine es zu jener Zeit aber doch vorgezogen, die Abgabe weiterer Erklärungen zu unterlassen[528]), und sein Ehrgefühl hatte ihn später in der Periode bundestäglicher Verfolgungen der jungdeutschen Schriftsteller vor allen Transaktionen mit den heimischen Machthabern bewahrt. Jetzt glaubte er, nachdem der Sturm politischer Aufregung sich etwas verzogen, schon eher eine Annäherung wagen zu dürfen, ohne dabei der Gefahr des Missverständnisses oder dem Verlangen allzu demüthigender Koncessionen ausgesetzt zu sein. Er stellte in dem erwähnten Schreiben an den Minister von Werther die Anfrage, ob man dem Debit einer deutschen Zeitung, die er in Paris

herauszugeben gedenke, in Preußen kein Hindernis in den Weg legen werde, falls diese Zeitung sich jeder parteilichen Animosität gegen die Maßregeln der preußischen Regierung enthalte. Gleichzeitig schrieb er an Varnhagen, den er um Beförderung des Briefes an den Baron Werther bat[329]): „Sollten Sie Etwas mehr thun wollen, sollte es Ihnen nicht unpassend sein, ihn in dieser Angelegenheit auch zu sprechen, so dürfen Sie ihm alle möglichen Garantien (die sich nämlich mit der Ehre vertragen) in meinem Namen versprechen. Ich unterschreibe, Sie wissen Das längst, Alles, was mir Ihre Einsicht diktiert . . . In Betreff der Garantien, die ich der preußischen Regierung für ihre Begünstigung geben kann, bemerke ich Folgendes: Wie ich es seit der Juliusrevolution immer gethan habe, mit Überzeugung gethan habe, werde ich auch hinfüro dem monarchischen Princip huldigen. Dieses wird ohne zweideutische Verklausulierung, wie wir sie bei den süddeutschen Konstitutionellen sehen, stattfinden — denn, wie Sie, lieber Varnhagen, wohl öfters gemerkt haben, ich bin kein Enthusiast für das deutsche Ständewesen, und nur um meine Popularität bei der liberalen Menge, die mich für einen erkauften Servilen halten würde, nicht einzubüßen, habe ich mich gegen die konstitutionelle Affenkomödie nicht ganz von Herzen ausgesprochen. Jedoch unlängst, in einer Reihe Artikel, die Sie in Lewald's Theaterrevue finden, habe ich meine Antipathie in dieser Beziehung nicht ganz verbergen können. In besagten Artikeln werden Sie ebenfalls keine allzu große Vergötterung der Franzosen finden. Ich will alle Nachrichten aus Preußen nur aus Zeitungen, welche die preußische Censur passiert, entlehnen; sollte man mir aber erlauben, Privatkorrespondenzen aus Preußen zu drucken, so werde ich in der Wahl der Korrespondenten nie das Missfallen der Regierung riskieren. Die Interessen der altpreußischen Provinzen sind mir eben so unbekannt wie gleichgültig, und es kostet mir keine Überwindung, hierüber entweder ganz zu schweigen oder nur die Meinungen Anderer zu referieren. Anders ist es mit den Rheinprovinzen. Hier ist der Vogel zu Hause, dieser Boden ist mir nicht ganz gleichgültig, und es ist mir eben so sehr Bedürfnis wie Pflicht, mich über die heimatlichen Vorgänge frei auszusprechen. Hier muss mir das uneingeschränkte Wort gestattet sein. Aber die preußische Regierung kann sicher sein, dass bei der jetzigen Lage der Dinge, in Betreff der Rheinlande, alle meine Sympathien auf Seiten Preußens sind, dass ich nie die Verdienste Preußens um dieses Bastardland verkenne, das erst durch Preußen für Deutschland wiederge-

gewonnen und zu deutscher Art und Weise erhoben wird — denn Ihnen, dem Landsmann, darf ich es wohl ohne Scheu sagen, daß unsre Landsleute nie Charakter besessen, nie ein Volk waren, sondern nur ein zusammen gelaufener Haufen, den jeder Rabulist regieren kann, dessen Frechheit durch Nachgiebigkeit nur gesteigert wird, aber kleinlaut zu Kreuze kriecht, wenn man strenge Maßregeln entgegen setzt — sie sind weder Deutsche noch Franzosen, sie haben nur die Fehler der Erstern, Brutalität namentlich, ohne die Tugenden der Letzteren zu besitzen, am allerwenigsten die französische Menschlichkeit — mit einem Worte, sie sind Belgier. Wie Diese den Holländern gegenüber, so stehen den Preußen gegenüber meine Landsleute; ich liebe die Holländer nicht, aber ich habe Achtung für sie, sie haben Charakter, sie besitzen Volkswürde, sie führten die Revolution aus, welche die Belgier nur beginnen konnten, und wie einst ihre Republik, so wissen sie auch jetzt ihren König zu vertheidigen. Ich bin der Meinung, daß in der erzbischöflichen Sache die preußische Regierung viel zu milde Maßregeln nimmt; hier helfen keine Palliative, sondern durchgreifende Operationen, wodurch zwar das Übel im Momente sehr grell sich äußern wird, aber für die Zukunft gehoben werden kann. Es ist ein Glück vielmehr, daß dieses Übel jetzt, in der Stillzeit, wo Preußen Alles wagen darf, sich zeigt; später, in unruhiger Zeit, ist größere Gefahr zu befürchten und die Rheinlande könnten dadurch für Deutschland verloren gehn. Dr. Kolb hat einmal in der ‚Allgemeinen Zeitung' berichtet, wie bestimmt ich mich über diesen Verlust gegen die deutschen Revolutionäre im Jahr 1832 ausgesprochen, nämlich mit den Worten: ‚Ihr Lumpen habt Nichts zu verlieren, wenn die Franzosen die Rheinlande nehmen, ich aber verliere drei Millionen Leser.'" — In ähnlichem Sinne schrieb Heine seinem Freunde Lewald über dies an den Minister von Werther gerichtete Gesuch[330]: „Ganze Unparteilichkeit habe ich versprochen — sind die Leute klug, so verstehen sie, daß ich nicht Mehr versprechen durfte, aber Mehr erfüllen werde. Denn in Betreff der wichtigsten politischen Fragen brauche ich nur dem eignen Willen zu folgen, um den preußischen Interessen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortschreitet, in mir einen Alliierten finden und die Beförderung meines Journals als seinen Vortheil erkennen." — Obschon der preußische Staatsminister Heine's Gesuch und Varnhagen's Befürwortung desselben aufs freundlichste entgegen nahm[331], konnte er doch die

gewünschte Zusicherung nicht unbedingt ertheilen. Unter diesen Umständen gab Heine, welcher das ihm zur Verfügung gestellte fremde Kapital, bei so schwankender Stellung zur preußischen Regierung, nicht aufs Spiel setzen wollte, das Zeitungsprojekt auf, wiewohl er sich Anfangs noch mit dem Gedanken einer Umwandlung desselben in eine illustrierte Monatsschrift: „Paris und London" trug[332]). „An der preußischen Regierung", schrieb er Varnhagen, „räche ich mich — durch Schweigen. Ich hatte vor, meinem Landsmann Görres recht ordentlich den Kopf zu waschen und ihn nebst seinen Spießgesellen in ihrer scheußlichsten Blöße darzustellen — aber ich schweige". Auch Ludwig Wihlt erzähl[333],) daß Heine die Absicht gehegt, anläßlich der auf die Mischehen bezüglichen Kölner Wirren, welche der preußischen Regierung Ausgangs der dreißiger Jahre durch Aufreizung der Katholiken Seitens der römischen Kurie so große Mißhelligkeiten bereiteten, gegen Joseph Görres und Dessen „Athanasius" zu schreiben. Er wollte sich den boshaften Spaß machen, bei dieser Gelegenheit einige Stellen aus einer vergessenen Jugendschrift von Görres wieder abzudrucken, worin Dieser das Christenthum als eine überlebte Institution dargestellt, unterließ aber die Ausführung seines Vorhabens, als er vernahm, daß Gutzkow bereits mit einer scharfen Abfertigung des ultramontanen Kampfhahns der katholischen Kirche beschäftigt sei[334]). Es war übrigens mehr als ein bloßer Scherz, wenn Heine sich an der preußischen Regierung für die ungenügende Begünstigung seines Zeitungsprojektes dadurch zu rächen drohte, daß er über wichtige Lebensfragen des preußischen Staates ein schmollendes Stillschweigen beobachte. Subjektive Interessen und Liebhabereien spielten von jeher eine hervorragende Rolle bei seiner politischen Schriftstellerei. Er dachte in erster Linie immer an sein persönliches Schicksal, wenn von einer Umgestaltung der Staatsformen die Rede war, und wenn man ihm solchen Egoismus vorwarf, sagte er wohl lachend[335]): „Dies ist ja natürlich, und weil natürlich, ist es auch richtig. Thäten Dies alle Politiker, so entstünde nicht so viel Abstraktes, Künstliches und Gemachtes, was keinen Bestand hat. Man soll naiv sein als Politiker wie als Poet. In der Philosophie soll sich das Bedürfnis der Denker ausdrücken, im Staate aber das Bedürfnis der Menschen". Trotz seiner Vorliebe für die monarchische Staatsverfassung fehlte es ihm keineswegs an der Definition einer Republik, die erstrebt werden könnte, aber er zeigte spöttisch auf die jetzt lebende Menschheit, welche noch hundert Gewohnheiten der absoluten Königszeit im

Blute trage. Wie viel' Aderlässe, Häutungen und Blutumwandlungen müssten da noch vorübergehen, namentlich in Betreff der Eitelkeit! Die Republik werde und müsse die Eitelkeit auch befriedigen, aber die Eitelkeit werde einen veränderten Inhalt haben. Diese Veränderung gerade werde den Menschen sehr sauer. „Und besonders dir!" rief ihm Laube zu, welcher häufig solche Gespräche mit ihm führte. „Freilich!" entgegnete Heine; „ausgezeichneten Menschen wird eine Veränderung immer am sauersten. Die Mittelmäßigkeit ist am leichtesten zu ändern, weil ihre Eigenschaften an und für sich verwischt sind".

Auch mancherlei andere literarische Pläne, mit denen Heine sich in dieser Zeit beschäftigte, sind nicht zur Ausführung gediehen. Weder die Charakteristik Grabbe's, an welche er, nach einer brieflichen Mittheilung an Lewald vom 10. April 1837, bereits Hand gelegt, noch der glänzend illustrierte belletristische Almanach, welchen er im folgenden Jahre als den „brillantesten Keepsake, den je die deutsche Welt gesehen", herausgeben wollte[336]), haben jemals das Licht erblickt. Eben so wenig gelang der Versuch, für den vierten „Salon"-Band das einst mit so viel Eifer begonnene Jugendwerk, den „Rabbi von Bacharach", zu vollenden, und Heine beschönigte den fragmentarischen Abdruck der vielbesprochenen Novelle mit der lakonischen Bemerkung, daß der Schluß „ohne Verschulden des Autors verloren gegangen". Daß ihn wiederholt der Ehrgeiz quälte, neben dem Ruhme des Lyrikers auch den Lorber des dramatischen Dichters zu erringen, wird uns von Mundt, Laube und Schmidt-Weißenfels bestätigt[337]). Wir bezweifeln jedoch die Richtigkeit der von Letzterem mitgetheilten Erzählung, wonach Heine wirklich ein Lustspiel vollendet und durch Vermittelung Gérard de Nerval's, welcher auch einzelne deutsch abgefasste Scenen des Stückes übersetzt, dasselbe der Direktion des Odéon oder des Théatre français eingesandt hätte. Mißmuthig über die verweigerte Aufführung seiner Arbeit, habe der Verfasser sein Manuskript den Kaminflammen übergeben. Authentischer jedenfalls sind die bis auf den heutigen Tag, wo nicht auf immer, durch Schuld der Familie dem Publikum vorenthaltenen „Memoiren" des Dichters, an welchen er seit dem Jahre 1837, mit wiederholten Unterbrechungen, fleißig arbeitete. Heine betrachtete diese Memoiren als sein wichtigstes und bedeutendstes Werk. „Ich bin nicht geneigt", schrieb er an Campe im Frühling des genannten Jahres[338]), „einen kurzen dürren Lebensabriß zu geben, sondern ein großes Buch, vielleicht mehre Bände, welche den Schluß der Gesammtausgabe bilden sollen und die ganze Zeit-

geschichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfassen, sammt den markantesten Personen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutsche Zustände bis zur Juliusrevolution, die Resultate meines Aufenthaltes im Foyer der politischen und socialen Revolution, das Resultat meiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet". Und im Herbste 1840 heißt es in einem Briefe an denselben Freund: „Selbst wenn ich heute stürbe, so bleiben doch schon vier Bände Lebensbeschreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und schon ihres historischen Stoffes wegen, der treuen Darstellung der mysteriösesten Übergangskrise, auf die Nachwelt kommen". Leider hat auch Herr Maximilian Heine in den kürzlich von ihm veröffentlichten Erinnerungen an seinen Bruder jede bestimmte Erklärung über die Wahrheit der seither niemals widerrufenen Angabe vermieden, daß die „Memoiren" nebst dem übrigen handschriftlichen Nachlasse des Dichters von der Familie Desselben der österreichischen Regierung verkauft und in den geheimen Archiven der kaiserlichen Hofbibliothek eingesargt worden sind.

Abgesehen von dieser, dem Urtheil des Publikums unterschlagenen Arbeit, lässt sich nicht leugnen, daß seit Mitte der dreißiger Jahre die Produktionskraft Heine's sichtlich erlahmte. Er selbst schien Dies mitunter zu verspüren. „Ich habe", schrieb er im Oktober 1839 an Gustav Kühne[330]), „überhaupt nicht viel Vertrauen mehr zu meiner Poesie — nämlich zur versificierten. Mein Lebensalter, und vielleicht unsere ganze Zeit, ist den Versen nicht mehr günstig und verlangt Prosa". In der That ist die Anzahl der Gedichte, welche Heine von 1834 bis 1841 geschrieben, außerordentlich gering; höchstens daß ihm hin und wieder noch eine treffliche Romanze gelang. Aber auch in den Prosaschriften zeigt sich eine Abnahme der schöpferischen Gestaltungskraft, die um so auffallender zu Tage tritt, je weniger hier ein großer Gedankengehalt Ersatz für die Armuth der Erfindung gewährt. Die „Florentinischen Nächte", welche auch bei den Franzosen besonderes Glück machten, und die Aufsätze über die französische Bühne sind die einzigen glänzenden Zeugnisse, daß die Flamme des Genius in dieser trübseligen Periode dem Dichter nicht erloschen war, sondern unter dem Aschenregen und Staub politischer Verfolgungen, literarischer Zänkereien und materieller Tagessorgen immer noch fortglomm. Vielleicht konnte sie hell wieder empor leuchten, wenn ein günstiger Windzug einmal den Staub und Schmutz jener Widerwärtigkeiten hinweg blies, deren Druck sein reiz-

bares Gemüth so schwer belastete und ihn mehr als einmal das stolze Gleichgewicht männlicher Würde fast verlieren ließ. Die öffentlichen und geheimen Katzbalgereien mit literarischen Gegnern und mit seinem Freund und Verleger Julius Campe, in denen Heine sich selbst bis zum Abdruck klatschhafter Privatbriefe vergaß[540]), die unmotivierten galligen Schmähungen gegen Gutzkow und Dessen vermeintliche Satelliten, bewiesen zur Genüge die krankhaft bittere Stimmung, in welche die Vereinsamung des Exils den Dichter allmählich hinabzerrte, und welche nicht dadurch gebessert ward, daß er, im Gefühl, seinen Feinden im Gebrauch der Waffen weit überlegen zu sein, einmal spöttisch ausrief[541]): „Mögen sie sich immerhin einbilden, ich fürchte sie — ein Centner Arsenik fürchtet ein Loth Grünspan!"

Die Spuren solcher maßlosen Verbitterung trägt vor Allem Heine's Denkschrift über Ludwig Börne. In diesem Buche entlädt sich ein seit Jahren angehäufter Groll des Poeten wider die einseitig politischen Revolutionäre, als deren typischer Repräsentant ihm Börne entgegen trat. Die erste persönliche Begegnung der beiden Männer in Frankfurt am Main, zur Zeit als Heine nach München reiste, um die Redaktion der „Annalen" zu übernehmen, war eine sehr herzliche gewesen, und nach der Julirevolution hatte Börne eine Zeitlang den lebhaften Wunsch gehegt, in Gemeinschaft mit dem Verfasser der „Reisebilder" ein politisches Journal, etwa in der Schweiz, herauszugeben, oder mit ihm eine Korrespondenz zu führen, die als eine eigene Art von Quartalschrift veröffentlicht werden sollte[542]). Aber Heine hatte geringe Lust zu solchen Dingen; er zog es vor, seine Kriege allein und auf eigene Hand zu führen. „Willkommen in Paris!" rief ihm Börne entgegen, als Heine ihn am 26. September 1831 im Hôtel de Castille wiedersah[543]). „Das ist brav! Ich bin überzeugt, die Guten, die es am besten meinen, werden bald Alle hier sein. Hier ist der Konvent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müssen sich alle Völker die Hände reichen". Und nun entwickelte er dem Dichter seine republikanischen Ideen, seine aus den Pariser Briefen bekannte Wuthpolitik, und suchte nach Kräften, Einfluß auf Heine's schriftstellerische Thätigkeit zu gewinnen. Das grämliche, mißtrauisch ausholende Wesen, welches zum Theil aus der zunehmenden Schwerhörigkeit Börne's entspringen mochte, übte auf Heine von vornherein eine eben so abstoßende Wirkung, wie Heine's diplomatische Zurückhaltung und witzige Frivolität das Unbehagen Börne's erweckte. Gleich nach der ersten Unter-

haltung schrieb Letzterer seiner Freundin Madame Wohl, an welche die Briefe aus Paris gerichtet sind, dass Heine „keine Seele“ habe, dass ihm „Nichts heilig“, dass er nach den Berichten Anderer „grenzenlos eitel“ und „gemein liederlich“ sei. Die folgenden Briefe wiederholen mit gesteigerter Schärfe dies absprechende Urtheil, dass „Heine herzlos, seine Unterhaltung geistlos, sein Ernst immer affektiert“ sei, dass er „kein vernünftiges Wort rede“, und entweder „keinen Eifer für die gute Sache habe oder denselben verberge, was er doch bei ihm, dem Gleichgesinnten, gewiss nicht zu thun brauche“. Börne führt in seinen Briefen an Madame Wohl [344]) förmlich Tagebuch über alle Klatschereien, die ihm in Betreff Heine's zu Ohren gekommen. Er verfolgt ihn, er horcht ihn aus, er moralisiert: — „Der arme Heine wird chemisch von mir zersetzt, und er hat gar keine Ahnung davon, dass ich im Geheim beständig Experimente mit ihm mache... Ich sammele Alles, was ich von Anderen über ihn höre, und ich selbst über ihn beobachte... Ich komme bestimmt mit ihm früher oder später öffentlich in Streit, und da kann ich es benutzen.“ Eine Zeitlang aßen Beide zusammen in einem Restaurant, wo viele deutsche Handwerker verkehrten. Zwischen der Suppe und dem Rindfleisch kam regelmäßig eine schmutzige Subskriptionsliste den Tisch herunter. Aus früheren Lebensverhältnissen, als gelernter Kaufmann, war Heine gewohnt, sich bei Namensunterschriften sehr schwierig finden zu lassen; da sollte nun alle Tage vermittelst einer Adresse ein Fürst vom Throne gestoßen, oder es sollte durch Geldzeichnungen für hundert kleine politische Zwecke gewirkt werden, und immer seinen Namen unter all dies ungewaschene Zeug zu setzen, war ihm höchst unangenehm. Gern hätte er die von rauhen Proletarierfäusten beschmutzten Subskriptionsbögen unter seinen glacierten Händen durchschlüpfen lassen, aber einige Terroristen passten auf und drohten nicht undeutlich mit der Guillotine, die vielleicht über Nacht die Ordnung des Tages werden konnte. Besonders ärgerte ihn, dass Börne, der kränkliche Mensch, solch einen fanatischen Königsfresser spielte, es so ernst mit der Revolutionspropaganda nahm, und jede Tollheit, die Einer aufs Tapet brachte, mit unterschrieb. Heine war in Verzweiflung. Er wartete seine Gelegenheit ab, und als ihm eines Tages auch eine Adresse vorgelegt wurde, die sich in heftigen Ausdrücken gegen das politische Verfahren des Papstes in der Romagna aussprach, rief er spöttisch: „Was ihn der Papst anginge!“ und zog sich von dem Umgange mit den exaltierten Leuten zurück [345]). Aber Heine sollte fortan keine Ruhe haben vor den Anfeindungen

der Radikalen. Börne vor Allen ließ es ihn bitter entgelten, dass er jede Aufforderung zu gemeinschaftlicher Thätigkeit von der Hand wies und seine eigenen Wege ging. Im sechsten Bande der „Briefe aus Paris" griff Börne ihn öffentlich an, er beschuldigte ihn daselbst in einer Kritik der „Französischen Zustände" der politischen Apostasie, der feigen und zweideutigen Hinneigung zu aristokratischen Tendenzen, ja, er deutete selbst auf Bestechung hin[346]). Die Folge war ein offener Bruch, den die Zwischenträger nur noch erweiterten und unheilbar machten. Heine sollte Drohungen ausgestoßen haben; Börne, wie immer tapfer bis zum Drolligen, bemühte sich, seine Furchtlosigkeit recht geflissentlich zur Schau zu stellen. Je mehr ihn Heine zu vermeiden suchte, desto emsiger bot Börne Alles auf, dass sie sich begegnen mussten. Er kundschaftete die öffentlichen Orte aus, wo er Heine treffen konnte, er lauerte ihm auf in Lesekabinetten und Restaurants, und seine Umgebung hatte Mühe, ihn von dieser förmlichen Hetzjagd auf die Person des Dichters zurück zu halten. Später begegneten sie sich noch mehrmals in Soiréen, welche die Mutter des Komponisten Hiller gab. Börne nahm es übel, wenn Madame Wohl, von Heine angeredet, Diesem nicht den Rücken kehrte. „Wie Sie mit meinem Feinde sprechen können, begreif' ich nicht", sagte er unwillig zu seiner Freundin, die nicht wusste, wie sich hier zu gleicher Zeit Börne und dem geselligen Anstande willfahren ließe[347]). Im „Reformateur" setzte Börne nach dem Erscheinen von Heine's Buch „De l'Allemagne" seine Angriffe gegen Denselben noch giftiger fort[348]), er sprach ihm jeden Charakter ab, wie er denn auch einmal äußerte[349]): „Es ist Heine ganz einerlei, ob er schreibt: Die Republik ist die beste Staatsform, oder die Monarchie. Er wird immer nur Dasjenige wählen, was in dem Satze, den er eben schreiben will, einen besseren Tonfall macht". Und hiemit kommen wir auf den eigentlichen Kern der Differenz zwischen den beiden Männern, die aus einem tief inneren Gegensatze ihrer Naturen hervorging. Börne war ein durchaus einseitiger Politiker, alle Fragen des Jahrhunderts beschränkten sich für ihn auf eine revolutionäre Änderung der Staatsform. Gegen die Beschäftigung mit philosophischen Fragen besaß er eine unüberwindliche Abneigung. Von dem Wesen der Kunst hatte er, wie schon seine dramaturgischen Abhandlungen verrathen, einen sehr oberflächlichen Begriff; sie dünkte ihn nur dann von Werth, wenn sie sklavisch in den Dienst einer bestimmt abgegrenzten Partei trat; ja, er betrachtete sie geradezu als Etwas, das er gleichfalls nach Belieben

erlernen könne, und wie er einmal der Politik etwas überdrüssig wird und ihm die Censur etwas schärfer, als gewöhnlich, auf die Finger sieht, will er sich auf die Kunst, aufs Romanschreiben und Novellendichten verlegen! Heine's Kunst-Interesse schien ihm mit den politischen Interessen des Tages ganz unvereinbar. In dem Umstande, daß Derselbe gleich nach seiner Ankunft in Paris einen Bericht über die Gemäldeausstellung schrieb, sah Börne einen Beweis seines Indifferentismus für die heilige Sache der Menschheit, er zieh ihn des bloß artistischen Spieles mit politischen Grundsätzen, und als er einstmals in Heine's Schriften einen Widerspruch entdeckt haben wollte, begnügte sich Dieser mit der ironischen Antwort[310]): „Sie irren sich, Liebster, Dergleichen findet sich nie in meinen Büchern, denn jedesmal, ehe ich schreibe, pflege ich vorher meine politischen Grundsätze in meinen früheren Schriften wieder nachzulesen, damit ich mir nicht widerspreche und man mir keinen Abfall von meinen liberalen Principien vorwerfen könne". So weit es sich um eine nur politische Wirksamkeit handelte, war Börne vollkommen im Rechte, zu verlangen, daß die Wortführer der liberalen Opposition sich über ein fest geschlossenes Parteiprogramm verständigten; hier galt es, mit gegebenen Faktoren zu rechnen, um die Ansprüche von heute und morgen zu befriedigen. Heine aber war vor Allem Poet; die politischen Fragen, so lebhaft ihn dieselben interessierten, bildeten in seinen Augen doch immer nur einen Theil der Fortschrittsaufgabe, welche dem Jahrhundert gestellt war, und der Genius in ihm empörte sich gegen eine Beschränkung auf bestimmt formulierte Interessen des Augenblicks, welche in ihrer praktischen Nüchternheit jede künstlerische Behandlung ausschlossen. Börne ging unleugbar zu weit, wenn er deßhalb in puritanischem Eifer Heine jede Ehrlichkeit der Gesinnung absprach, wenn er ihm ein bloßes Liebäugeln mit der Freiheit, ein nur ästhetisches Behagen an der Revolution vorwarf, und spöttisch meinte, die „spartanischen Suppen der Freiheit" würden Demselben nicht sonderlich schmecken. Gewiß nicht; denn Heine begehrt die freieste Entwicklung der Individualität, er will keine „spartanischen Suppen", sondern „Austern und Rheinwein für Alle". Und Das ist zwischen diesen Männern der Unterschied: Börne verlangt Judenemancipation, Aufhebung der Censur und eine republikanische Staatsverfassung — Heine verlangt eine neue Welt, eine wiedergeborene Menschheit. Gutzkow, der sonst im Ganzen für Heine's Richtung geringe Sympathie besitzt, hebt, bei Gelegenheit einer Abweisung der Börne'schen Angriffe im „Reformateur", den inneren Gegensatz beider

Naturen treffend hervor. „Börne und Heine", sagt er***), „Beide haben eine Tendenz nach jenem Bilde, unter welchem sie von der Freiheit träumen. Börne wird aus Sehnsucht ein Verzweifelter, Heine aus Sehnsucht ein Übermüthiger. Börne rettet das Übrige, während er Eines aufgeben muss; Heine wirft Alles hin, er krankt an demselben Schmerze. Börne hält sich an Gott und giebt den Menschen auf. Heine klammert sich an den Menschen und scheidet sich von Gott. Börne will die moralische und religiöse Weltordnung kultivieren, bis wir in andern politischen Verhältnissen sind. Heine will, ehe wir nicht zu demselben Ziele sind, auch alles Übrige preisgeben. Börne, dem der deutsche Adler an der Leber frisst, ist kein Prometheus. Heine ist es; denn Heine flucht den Göttern, wie Prometheus. Börne glaubt früher zu seinem Ziele kommen zu können, als Heine; denn Börne lässt der Welt, was sie hat, nur will er ihren politischen Zustand verändern. Heine will ihr noch den Glauben nehmen. Börne hat nur Einen, Heine hat sie Alle gegen sich. Börne leidet an einer Einseitigkeit; Heine an einer Ungerechtigkeit. Börne glaubt, die einzige Frage der Zeit wäre die der Könige. Heine rächt sich gleichsam an den Gärten, Besitzungen, an dem ehrlichen Namen des Mannes, der ihm seine Tochter nicht geben will. Wenn Börne an seinem Ziele wäre, vielleicht würde er dann erst die andern socialen Meinungen, welche nicht zur Politik gehören, angreifen. Wenn Heine es wäre, vielleicht würde er gegen Börne's Frivolität schreiben, vielleicht eingestehen, dass er früher die Erde und den Himmel nur verwüstet hätte, beinahe um zu sagen: ‚Wenn ihr uns das Eine vorenthaltet, nun, so werde euch auch das Andere benommen!' Diesmal ist es Börne, welcher Heinen der Frivolität anklagt, aber es ist ein großer Leichtsinn, das Jahrhundert nur auf die konstitutionelle Frage zu reducieren. Börne schneidet für unsere Zeit die Spekulation ab, wenn er die theologische Debatte in die Vergangenheit verweist und von den Untersuchungen über das Christenthum wie von einer antiquierten und verbrauchten Maxime spricht. Börne tödtet die Keime künstlerischer Ausbildung, mit deren Blüthe vielleicht die nächste Zukunft unseres Vaterlandes bedacht ist, wenn er eben so von den Bestrebungen, über die Schönheit neue Bestimmungen festzusetzen, geringschätzig redet." Und Das hatte Börne in seinen Aufsätzen über Heine's Schriftstellerei in bedenklicher Weise gethan. Wie er früher in seinen Tagebuchblättern aus Soden den Dichterlorber Goethe's angetastet, weil die kleinen Ministereitelkeiten des achtzigjährigen Greises ihm die un-

sterbliche Größe des Genius verdeckten, so bildet auch in seiner Besprechung der „Französischen Zustände“ und in den „Reformateur“-Artikeln die „poetische Charakterlosigkeit“ Heine's das Hauptthema seiner Anklagen. Mit der widersinnigen Distinktion zwischen „Dichter“ und „Charakter“, welche vom Trosse der Radikalen als ein willkommenes Stichwort zur Herabwürdigung aller poetischen Bestrebungen benutzt wurde, denen keine einseitig politische Tendenz zu Grunde lag — mit dieser willkürlichen Unterscheidung haben Börne und seine Nachfolger in die moderne Literatur eine bedauerliche Verwirrung gebracht, an deren Folgen unsere dichterische Produktion und ästhetische Kritik zum Theil heute noch kranken. Börne, der rein politische Agitator, mochte unter dem frischen Eindrucke der Julirevolution mit Fug behaupten: „Dass man jetzt arbeitet, ist nicht mehr Sache des Schriftstellers, sondern des Bürgers“. Aber es war ein schädlicher Despotismus, diesen Maßstab des politischen Kämpfers auch für künstlerische Erzeugnisse als allein gültig hinzustellen, den Werth derselben nur nach ihrem praktischen Nutzen für die Sache des Liberalismus zu bemessen, und das innerste Wesen dichterischen Schaffens war bedroht, wenn Börne's irrthümliche Ansicht über die Kunst, wie es den Anschein hatte, zu allgemeinerer Geltung kam. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, lässt sich der Denkschrift Heine's über Börne ein berechtigtes Motiv nicht abstreiten. Nur machte sich Heine die Sache doch allzu bequem, wenn er auf die Frage: „Was versteht man unter dem Wort Charakter?“ die pfiffige Antwort gab[552]: „Charakter hat Derjenige, der in den bestimmten Kreisen einer bestimmten Lebensanschauung lebt und waltet, sich gleichsam mit derselben identificiert, und nie in Widerspruch geräth mit seinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten, über ihr Zeitalter hinausragenden Geistern kann daher die Menge nie wissen, ob sie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreise zu überschauen, innerhalb derselben sich jene hohen Geister bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Grenzen des Wollens und Dürfens jener hohen Geister kennt, kann es ihr leicht begegnen, in den Handlungen derselben weder Befugnis noch Nothwendigkeit zu sehen, und die geistig Blöd- und Kurzsichtigen klagen dann über Willkür, Inkonsequenz, Charakterlosigkeit. Minder begabte Menschen, deren oberflächlichere und engere Lebensanschauung leichter ergründet und überschaut wird, und die gleichsam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein für alle Mal auf öffentlichem Markte proklamiert

haben, Diese kann das verehrungswürdige Publikum immer im Zusammenhang begreifen, es besitzt einen Maßstab für jede ihrer Handlungen, es freut sich dabei über seine eigene Intelligenz, wie bei einer aufgelösten Charade, und jubelt: ‚Seht, Das ist ein Charakter!‘“ So drehte Heine den feindlich auf ihn gerichteten Spieß gleichsam um: Börne hatte ihm Charakterlosigkeit vorgeworfen — Heine warf Jenem dafür Charakterborniertheit vor. „Nazarenische Beschränktheit“ nennt er dieselbe an einer anderen Stelle[353]), und giebt dazu folgende Erläuterung: „Ich sage nazarenisch, um mich weder des Ausdrucks ‚jüdisch‘ noch ‚christlich‘ zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich synonym sind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, sondern um ein Naturell zu bezeichnen. ‚Juden‘ und ‚Christen‘ sind für mich ganz sinnverwandte Worte, im Gegensatz zu ‚Hellenen‘, mit welchem Namen ich ebenfalls kein bestimmtes Volk, sondern eine sowohl angeborne als angebildete Geistesrichtung und Anschauungsweise bezeichne. In dieser Beziehung möchte ich sagen: alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen, Menschen mit ascetischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben, oder Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen. Börne war ganz Nazarener, seine Antipathie gegen Goethe ging unmittelbar hervor aus seinem nazarenischen Gemüthe, seine spätere politische Exaltation war begründet in jenem schroffen Ascetismus, jenem Durst nach Märtyrthum, der überhaupt bei den Republikanern gefunden wird, den sie republikanische Tugend nennen, und der von der Passionssucht der früheren Christen so wenig verschieden ist.“ Die Ausführung dieses Gedankens, die Schilderung der kunst- und genussfeindlichen politischen Einseitigkeit von Börne's magerem Nazarenerthum, im Gegensatze zu Heine's „fettem Hellenismus“, bildet das Hauptthema des Heine'schen Buches. Das Bild, welches von Börne entworfen, und die Stelle, welche ihm in der Literaturgeschichte angewiesen wird, sind zwar in folgenden Worten ziemlich richtig bezeichnet[354]): „Er war ja weder ein Genie, noch ein Heros; er war kein Gott des Olymps. Er war ein Mensch, ein Bürger der Erde, er war ein guter Schriftsteller und ein großer Patriot“ — aber das Bestreben, durch verdunkelnde Herabwürdigung des Gegners den eigenen Ruhm in ein helleres Licht zu setzen, schimmert überall hervor, und es ist nicht zu verwundern, dass Heine, der bei Lebzeiten Börne's auf alle Angriffe Desselben geschwiegen, durch dies unedle Todtengericht den versöhnungslosen Hass der radikalen Partei auf sein Haupt herab be-

schwor. Selbst die witzigen Äußerungen Börne's, welche Heine Demselben in den Mund legt, dürften keineswegs alle als authentisch zu betrachten sein, wenn sie auch durchschnittlich treffend im Geiste des Mannes, den sie charakterisieren sollen, erdacht sind. So finden sich u. A. die Scherze über den fesselnden Einfluss des kürzlich angeschafften Porzellanservice, welche als „ein sprechendes Beispiel von Börne's Humor“ angeführt werden [555]), mit geringer Änderung in einer ungedruckten Stelle der „Reisebilder,“ die wir auf S. 158 dieses Bandes aus dem Original-Brouillon mitgetheilt. Vergebens suchte Laube, welchem der Dichter das Manuskript seines Buches über Börne zu lesen gab, Diesen von der Veröffentlichung eines Pamphletes zurückzuhalten, das den Zwiespalt der Kräfte im liberalen Heerlager so thöricht zum Besten aller Feinde der Freiheit enthüllte. Er rügte es vor Allem, dass Heine durchaus negativ verfahren sei, dass er seine scharfe Befehdung der politischen Revolutionäre und ihrer puritanischen Tendenzen durch kein positives Gegengewicht eigner Ideen geadelt. Er ertheilte ihm den verständigen Rath [556]): „Setze wenigstens mitten in diese Invektiven hinein einen Berg, welcher deine höheren und weiteren Anschauungen der Welt erhebend darstellt, und die Polemik vor und hinter demselben als eine leichte Zuthat erscheinen lässt, die sich durch dein persönliches Bedürfnis, historisch vollständig zu sein, historisch aufzuräumen, erklärt und entschuldigt.“ Dies leuchtete dem Dichter ein, er versprach, den „Berg“ zu errichten, schob aber nur die Freiheits-Hymnen aus Helgoland zwischen dem ersten und dritten Buche ein. So wohlfeil hatte Laube sich freilich den „Berg“ nicht vorgestellt.

Es liegen uns mehrfache Zeugnisse vor, dass Heine die Veröffentlichung seiner Denkschrift über Börne in späterer Zeit ernstlich bedauerte. Adolf Stahr, Moritz Hartmann und Alfred Meißner berichten gleichlautende Äußerungen des Dichters, dass nicht bloß der eingewurzelte Gegensatz ihrer Naturen, sondern auch gemeine Zwischenträgereien, Verleumdungen und Hetzereien von politischen Flüchtlingen wie von Deutschland her ihn mit Börne entzweit, die Erbitterung zwischen den ehemaligen Freunden systematisch genährt, und ihn zur Abfassung des unseligen Buches veranlasst hätten. „Börne“, sagte er eines Tages zu Meißner [557]), „war ein Ehrenmann, ehrlich und überzeugt, aber ein ingrimmiger, verdrießlicher Mensch, so Das, was der Franzose un chien hargneux nennt. Was ich über ihn geschrieben, ist wahr, Dessen ungeachtet gestehe ich, dass ich es nicht geschrieben zu haben wünschte, oder es gern wieder zurücknähme. Es ist immer eine bedenkliche Sache, eine gehässige

Wahrheit gegen einen Autor auszusprechen, der einen großen Leserkreis und ein Heer von Anhängern besitzt. Goethe war ein kluger Mann. Er hatte gewiss manches Bedenken gegen Schiller, aber er hütete sich wohl, irgend eins auszusprechen, um nicht die Begeisterung einer ganzen Zeit gegen sich zu kehren."

Die Rache der Anhänger Börne's blieb nicht lange aus. Zuerst schrieb Gutzkow, der sich im „Telegraphen" bereits wiederholentlich an dem Dichter der „Reisebilder" gerieben, Demselben in der Vorrede seiner Biographie Börne's einen geharnischten Absagebrief. Fast die gesammte deutsche Presse stimmte in das vernichtende Urtheil ein, und die Freundin Börne's, deren persönliche Ehre in dem Heine'schen Buche aufs frivolste verletzt worden war, sorgte dafür, dass all' diese entrüsteten Stimmen, im Verein mit zahlreichen gehässigen Äußerungen Börne's über Heine in den an sie gerichteten Privatbriefen, zu einem besonderen Büchlein zusammengestellt [558]), weitere Publicität erhielten. Ein Jahr verstrich. Heine glaubte den Skandal, welchen sein Buch erregt, schon vergessen, er stand eben im Begriff, eine Reise in das Pirenäenbad Cauterets anzutreten, als am 14. Juni 1841 Herr Salomon Straus, der Gemahl der beleidigten Dame, ihm plötzlich an der Ecke der Rue Richelieu und der Rue St. Marc mit injuriierenden Worten in den Weg trat. Heine gab dem vor Aufregung zitternden Manne ruhig die Adresse seiner Wohnung, mit dem Bescheid, dass, „wenn man mit ihm zu sprechen habe, man wohl noch einige Wochen bis zu seiner Rückkehr warten könne, indem man schon zwölf Monate ihm Nichts geschenkt." Während des Dichters Abwesenheit von Paris wurde in deutschen Journalen das Märchen ausgesprengt, als sei er bei jener Begegnung von Herrn Straus thätlich insultiert worden, und habe sich, statt Genugthuung zu fordern, eiligst aus dem Staube gemacht. Auf die Nachricht von dieser schnöden Erfindung kehrte Heine früher, als beabsichtigt, nach Paris zurück, und sandte durch seine Freunde Therophile Gautier und Alphonse Royer Herrn Straus sofort ein Kartell zu. Nach langen und peinlichen Verhandlungen zwischen den beiderseitigen Zeugen [559]) fand das Duell endlich am Morgen des 7. September im Thale von Saint-Germain statt. Auf Verlangen Heine's waren Pistolen gewählt; die Entfernung war auf dreißig Schritte, mit zwanzig Schritten Barrière, festgesetzt. Ein reicher Gutsbesitzer aus der Vendée, Herr Tessier de Molo, und der Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung" Dr. Heinrich Seuffert waren Heine's Zeugen, während der berühmte Arzt und Republikaner Raspail und Anton Hamberg Herrn Straus

sekundierten. Außer dem Dr. med. Schuster aus Hannover, den man als Arzt hinzugezogen, war noch der deutsche Literat Eduard Kolloff zugegen, welcher bei den vorausgegangenen Unterhandlungen als Bevollmächtigter des Herrn Straus fungiert hatte. Heine brach, als er seinen Platz einnahm, einen Zweig von dem Baume, unter welchem er stand. „Ich stellte mich damit," sagte er zu Alfred Meißner, als später einmal auf dies Duell die Rede kam, „gleichsam unter den Schutz der Dreade. Wir Poeten sind ein abergläubisches Volk." Herr Straus hatte den ersten Schuss. Seine Kugel streifte die Hüfte des Dichters und schwärzte die Knochenhaut, ohne jedoch eine ernstliche Verletzung zu bewirken. Heine, an welchen jetzt die Reihe kam, schoss in die Luft. Es lag ihm nur daran, dass das Duell vor sich gehe — damit war der Ehre genug gethan. Obschon Herr Straus die nach solchem Duell üblichen Höflichkeiten unterließ, gab doch Heine der Gemahlin Desselben später in einem Briefe an Dr. L. Wertheim [560]) die bündigste Ehrenerklärung, und traf zugleich die Verfügung, dass in der Gesammtausgabe seiner Werke die jene Dame betreffenden Stellen seines Buches über Ludwig Börne nicht wieder abgedruckt werden sollten. Aber von Seiten der beleidigten Frau und ihres Gatten wurde der Krieg nicht eingestellt. Wenigstens blieb Heine fest überzeugt und glaubte Beweise dafür zu haben, dass ihm auch in späterer Zeit von dieser Seite her beständige Ungelegenheiten bereitet wurden. Nach Herausgabe des „Wintermärchens" erschien im „National" ein kurzer Paragraph, worin es ungefähr hieß: „Heine habe ein Gedicht, ‚Deutschland', publiciert; der freien Partei könne aber Heine nicht mehr dienen, er, der Lamennais einen prêtre abominable genannt, und in der ‚Augsburger Zeitung' so oft über die Republikaner gespottet". Heine war wüthend, und wollte sich mit Armand Marrast, dem Redakteur der Zeitung, schlagen. Arnold Ruge bot seine Vermittelung an, und Marrast erklärte ärgerlich, an die dreißig Frankfurter Juden hätten ihn überlaufen und nicht eher geruht, bis sie ihn bewogen, jene Notiz in den „National" zu setzen. Er berichtigte dieselbe, nach Ruge's Belehrung, etwa dahin [561]): „Heine habe ein gutes Gedicht gemacht, mit welchem die Opposition vollkommen zufrieden sei, was er sonst auch gesündigt haben möge." Auf dieselbe Frankfurter Quelle führte Heine die zahllosen, sein Privatleben verunglimpfenden Notizen in deutschen und französischen Blättern zurück [562]). „Mein Leben war schön," klagte er einmal gegen Alfred Meißner, „ich war der Lieblingspoet der Deutschen ge-

worden und wurde sogar gekrönt wie ein deutscher Kaiser zu Frankfurt. Mädchen in weißen Kleidern streuten mir Blumen, o es war schön! Warum musste ich doch meinen Heimweg durch die Judengasse nehmen, die, wie Sie vielleicht wissen, vom Römer nicht gar weit entfernt ist! Als ich sie auf meinem Triumphzuge durchschreite, geht ein häßliches Weib mir quer über den Weg und droht mir, als wolle sie mir Unglück weissagen. Ich stutze vor der Gestalt, fahre einen Schritt zurück, und mein Kranz, mein prächtiger Kranz fällt in den Staub dieser unreinen Gasse. Weh mir! seitdem klebt ein fataler Geruch an meinem Lorber, ein Geruch, den ich nicht wegbringen kann! Schade um den schönen, schönen Kranz!"

Vor dem Duelle mit Salomon Straus war Heine darauf bedacht gewesen, die Zukunft Mathildens für alle Fälle zu sichern. Nachdem er gegen Ausstellung eines Reverses, worin er sich verpflichtete, die etwa aus seiner Ehe hervorgehenden Kinder im katholischen Glauben zu erziehen, den für die kirchliche Einsegnung von Mischehen erforderlichen erzbischöflichen Dispens erlangt, hatte er sich am 31. August 1841 in der Kirche St. Sulpice mit der in Freud' und Leid erprobten Lebensgefährtin trauen lassen, die seit Jahren an seiner Seite weilte und von ihm selbst wie von Anderen stets als seine Gattin geehrt und betrachtet worden war. Wie Meißner erzählt, lud er zu seiner Hochzeit nur solche Freunde ein, die gleichfalls in freien Liebesbündnissen lebten, um sie durch sein Beispiel zu bewegen, auch wie er diesen letzten Schritt zu thun; nach der Tafel forderte er sie in einer humoristischen Anrede sogar direkt dazu auf. Zwei Tage später entwarf er ein Testament und setzte Mathilden zu seiner Universalerbin ein. „Ja, lieber Freund," scherzte er in einem Briefe an Heinrich Laube, „ich lebe jetzt im ernsthaftesten Ehestand; ich treibe Monogamie." Und an August Lewald schrieb er eben so humoristisch [363]): „Daß ich einige Tage vor dem Duell, um Mathildens Position in der Welt zu sichern, in die Nothwendigkeit versetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme zu verwandeln, werden Sie erfahren haben. Dieses eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis Einer von uns Beiden getödtet, ist gewiß gefährlicher, als der kurze Holmgang mit Salomon Straus aus der Frankfurter Judengasse!" Um dieselbe Zeit bezog Heine ein neues, elegant eingerichtetes Logis, Rue du Faubourg Poissonnière Nr. 46. „Ich wohne sehr hübsch," meldete er seinen Freunden in Deutschland, „und es sieht sehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben, bei einem deutschen Dichter zu sein."

Siebentes Kapitel.

Die politische Tendenzpoesie.

Die Gemüthsverbitterung und geistige Ermüdung, welche sich in Heine's Briefen und Schriften gegen Ende der dreißiger Jahre kundgab, und welche, wie wir sahen, durch persönliche Unannehmlichkeiten mancher Art — durch politische Verfolgung, literarische Angriffe, Geldbedrängnisse und ein zeitweiliges Zerwürfnis mit dem reichen Oheim — gesteigert ward, hatte jedoch, neben diesen subjektiven Ursachen, noch einen allgemeineren Grund, der in den Zeitverhältnissen und ihrer Rückwirkung auf die Stimmung des Dichters lag. Die Julirevolution hatte weder in Frankreich, noch in Deutschland die erwarteten Früchte getragen. Das „Bürgerkönigthum", an welches sich Anfangs so stolze Hoffnungen geknüpft, war binnen weniger Jahre zu einem trügerischen Gaukelspiel mit den Interessen und Freiheiten des Volkes herabgesunken, in welchem der von usurpatorischen Begierden gestachelte König mit intriganter Schlauheit den Widerstand der Kammer zu überlisten und die Zügel der Gewalt autokratisch an sich zu reißen suchte. Das Regierungssystem des Justemilieu, das die Franzosen achtzehn Jahre lang geduldig ertrugen, war nicht dazu angethan, dem konstitutionellen Regimente, wie es hier zur Erscheinung kam, Achtung oder gar Bewunderung zu verschaffen. Voll demüthiger Unterwürfigkeit gegen das Ausland, seit dem Verrath an Polen jeden Augenblick bereit, den Drohungen Rußlands oder Englands die Ehre Frankreichs und die königliche Würde zu opfern, blieb das Streben Ludwig Philipp's und seiner Minister im eigenen Lande unabläßig

darauf gerichtet, die Volksrechte zu schmälern, die Freiheit der Presse, des Associations- und Versammlungsrechtes zu beschränken, die öffentliche Meinung durch mit schamloser Dreistigkeit geübte Wahlbestechungen zu fälschen, und es war im Grunde nur die feige Angst der besitzenden Klassen vor jeder Störung des Weltfriedens und vor einem Siege der neu auftauchenden socialistischen und kommunistischen Lehren, was die Bourgeoisie an den Julithron kettete. — In Deutschland waren die Hoffnungen auf eine freiere Gestaltung des politischen Lebens, welche die Julirevolution erweckt hatte, fast noch schneller, als in Frankreich, erloschen. Die hie und da unternommenen Versuche, die Kraft des Volkes zu einer entscheidenden geschichtlichen That zu spornen, liefen, wie das Hambacher Fest oder die Erstürmung der Frankfurter Hauptwache auf eine ohnmächtige Farce hinaus, und boten den reaktionären Staatsmännern des Bundestags einen willkommenen Vorwand zu erneuten Demagogenverfolgungen und zu gewaltsamer Unterdrückung der schwachen Anfänge des Konstitutionalismus in den süddeutschen Ländern. Die Bewegung der Geister flüchtete sich daher fast ausschließlich in die Literatur, wo das subjektive Freiheitsgelüste der jungdeutschen Autoren sich in einer rücksichtslosen Kritik der bestehenden Staats- und Gesellschaftsverhältnisse geltend machte, ohne dabei über die abstrakte Forderung einer Wiedergeburt des modernen Lebens hinaus zu gelangen. Sowohl die politischen wie die literarischen Bestrebungen der dreißiger Jahre entbehrten zudem jeder nationalen Grundlage, sie wurzelten nicht im allgemeinen Bewusstsein des Volkes, sondern sie entsprangen dem auflodernden Freiheitsbedürfnis weniger einzelnen Männer, deren Enthusiasmus sich am Feuer der Julisonne entzündet hatte. Sowohl der in der Luft schwebende kosmopolitische Liberalismus Börne's und der Mitglieder des rheinbairischen Preßvereins, wie die zersetzende, frivole Kritik, durch welche Heine und die übrigen Schriftsteller des jungen Deutschlands die religiöse, ethische und sociale Basis der alten Gesellschaft systematisch untergruben, lehnten sich an französische Muster an, und vermochten nur langsam eine Umgestaltung der öffentlichen Meinung in Deutschland zu bewirken. Hieraus erklärt sich zum Theil die stumpfe Gleichgültigkeit, mit welcher die brutalen Gewaltmaßregeln der deutschen Regierungen zur Unterdrückung jedes politischen Fortschritts auch in diesem Zeitraume noch von der großen Masse des Volkes ertragen wurden.

Erst seit dem Jahre 1840 trat allmählich ein Umschwung dieses lethargischen Zustandes ein. Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV.

brachte, trotz ernster Mahnungen, zwar weder die endliche Erfüllung des vor einem Vierteljahrhundert dem preußischen Volke feierlich gegebenen Versprechens einer freien Konstitution, noch wurde das Joch der Censur in erheblicher Weise gelüftet; aber es zeigte sich doch bald, daß die im verflossenen Jahrzehnt ausgestreute Saat politischer und religöser Aufklärung im Ganzen auf einen fruchtbaren Boden gefallen war. Die Überzeugung von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform unserer öffentlichen Zustände, die bis dahin nur in einzelnen Köpfen geglüht und dort oft seltsam visionäre Träume erzeugt hatte, drang in das Bewußtsein, wenn nicht der Volksmassen, so doch der Mehrzahl der gebildeten Stände ein, und verbreitete sich von dort aus in immer weiteren Kreisen. Es war nicht mehr die Willkür des genialen Subjektes, das die Freiheit übermüthig als ein Privilegium für die Elite der Geister in Anspruch nahm, sondern in ernster, gemeinsamer Arbeit begann sich die liberale Partei mit dem Ausbau des vorhandenen Staatslebens und mit seiner planmäßigen Verbesserung zu beschäftigen. Den theoretischen Anregungen Rotteck's und Welcker's auf dem Gebiete der Staatswissenschaft und den begeisterten Reden der Landtagsabgeordneten in der badischen Kammer entsprachen die Bestrebungen Ruge's und Echtermeyer's in den Hallischen und Deutschen Jahrbüchern, die Erfordernisse des Zeitgeistes philosophisch zu begründen und den preußischen Staat, als den Staat des Protestantismus und der Intelligenz, in das Vordertreffen des politischen und religiösen Befreiungskampfes zu drängen. „Gesinnung“, „Charakter“ wurden die Stichworte, nicht nur des öffentlichen Lebens, sondern auch der Wissenschaft und der Kunst. Vor Allem die poetische Literatur machte diese Wandlung mit, sie wurde der beredte Ausdruck der veränderten Zeitstimmung. Die unbestimmten Anklagen gegen die Gesellschaft nahmen in der politisch-socialen Tendenzdichtung der vierziger Jahre eine immer konkretere Gestalt an. Aus Heine's thron- und altarerschütterndem Gelächter, aus der umsturzlustigen Polemik des „jungen Deutschlands“, aus Platen's und Lenau's Polengedichten, jenen Sterbeflüchen einer zertretenen Nation, erwächst eine Liedersaat der bedeutungsvollsten Art. Die politische und nationale Freiheit wird mit einem Male das Schiboleth unsrer gesammten Poesie. Für jedes Leiden der Menschheit findet der Dichter das Wort, er stellt die Diagnose der großen Zeitkrankheit und sucht das Heilmittel dafür auf, er will Arzt und Erlöser, Entsühner und Vergelter sein für jede Schmach, welche bis dahin in stummer

Resignation erduldet ward. Selbst in dem lichtscheuen Staate Metternich's pflanzt Anastasius Grün in seinen hoffnungsvollen „Spaziergängen“ vor den Thoren der Hofburg das Reformbanner auf; Karl Beck wirft in seinen „Liedern vom armen Manne“ der geldstolzen, herzlosen Bourgeoisie den Fehdehandschuh vor die Füße; Hartmann und Meißner tragen im alten Hussitenlande abermals „Kelch und Schwert“ den aus dem Schlafe gerüttelten Völkern als Schlachtpanier vor und lassen die Ziskatrommel durchs Land gehn; Niklas Becker's Strophen vom „freien deutschen Rhein“ donnern den Kriegsgelüsten der Franzosen die patriotische Antwort zu; von der Elbe herab schallt das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ durch die deutschen Gauen und weckt überall Sympathie und Begeisterung für den Bruderstamm im Norden; auch der Jude fordert in Beck's und Creizenach's elegischen Dichtungen seine Menschenrechte; Herwegh's Lieder entflammen die Jugend zu solcher Kampfeslust, daß sie mit dem Poeten kaum mehr frägt, wo Feinde sind, „die Feinde kommen mit dem Wind;“ — Alles, was Geist und Talent besitzt, wird in den Strudel der politischen Poesie hinein gerissen: Freiligrath reibt sich den Wüstensand aus den Augen, und ruft seinem Volke als „Guten Morgen!“ sein „Glaubensbekenntnis“ zu; Dingelstedt vertauscht den ehrsamen Schulmeisterbakel mit dem Horn des kosmopolitischen Nachtwächters; Hoffmann steigt vom Professorskatheder herab, um als lustiger Rath der Freiheit sarkastische Gassenhauer zu jodeln; Prutz geißelt in seiner „Politischen Wochenstube“ mit aristophanischem Witz die Kindesnöthen der Jungfrau Germania; der zarte Frauendichter Emanuel Geibel sucht der Harfe, die sonst nur von Liebesaccorden erklang, ernsthafte „Zeitstimmen“ zu entlocken; selbst der Aristokrat pur-sang, der junge Graf Strachwitz, lenkt sein Musenroß in die politische Arena und läßt seinen Sarras, wie weiland Junker Eppelin, auf den Rücken der zahmen und furchtsamen Spießbürger tanzen. Die Signalfeuer der Freiheit flackerten gleichsam von allen Höhen des deutschen Parnasses, eine ungestüme Erwartung pochte in den Herzen der Jugend, als sollte morgen der langersehnte Frühlingstag der Menschheit anbrechen und die Welt in ein Paradies verwandeln...

Wenn nur — ja, wenn nur das wirklich erreichte Maß des politischen Fortschritts nicht in so schnödem Widerspruche gestanden hätte mit den warmblütigen Hoffnungen der Poeten, der Landtagsredner und der liberalen Professoren! Da saß ein Romantiker auf dem preußischen Throne, der,

voll Geist und unruhiger Schaffenslust, voll irrlichterierender Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, schon als Kronprinz die Erwartung erregt hatte, daß sich an seinen Namen eine „neue Ära“ knüpfen werde, und der sich, um Herwegh's bekanntes Wort zu gebrauchen, nun völlig unfähig erwies, das Sphinxräthsel der Zeit zu lösen. Überall die schrofffsten, unvermittelten Gegensätze, überall vielverheißende Anregungen, die ohne Resultat, großartige Entwürfe, die unausgeführt blieben! Ein ehrgeiziges Trachten nach Hebung des politischen Ansehens und der nationalen Größe, und dabei die kläglichste Abhängigkeit von russischem Einfluß! Ein lüsternes Buhlen um Volksgunst und Beifall der Menge, während die gerechtesten Wünsche des Volkes verachtet, das Petitionsrecht verkümmert, die Freiheit der Presse und Rede durch erbitterte Verfolgung illusorisch gemacht wurden. Heute gnädiger Empfang Herwegh's im königlichen Schlosse und Versicherung: „Wir wollen ehrliche Feinde sein!“ — morgen Ausweisung des gefeierten Dichters mit Gendarmeneskorte bis zur preußischen Grenze und Verbot seiner noch ungeschriebenen Zeitung. Heute die peremptorische Erklärung vor dem vereinigten Landtage: „Nie soll ein beschriebenes Blatt Papier sich zwischen mich und mein Volk drängen!“ — ein Jahr später die Eröffnung der konstituierenden Nationalversammlung durch den König in eigner Person. Heute ein begehrliches Blinzeln nach der deutschen Kaiserkrone — morgen Zurückweisung derselben, weil sie nicht von den Fürsten, sondern von den Vertretern des Volkes geboten wird. Und so in allen übrigen Verhältnissen dasselbe ohnmächtige Schwanken, die gleiche charakterlose Inkonsequenz! Hier die Beendigung der Kölner Wirren durch zuvorkommende Nachgiebigkeit gegen die katholischen Prälaten, dort, nach Weise seines Vorgängers, die Einzwängung des protestantischen Geistes in das Prokrustesbette der Union, die strenge Sonntagsfeier und Kirchenzucht, und der Versuch, die freireligiöse Entwicklung auf jegliche Art zu hemmen. Ein abenteuerlicher Dombau in Berlin begonnen und nicht vollendet; Mendelssohn-Bartholdy von Leipzig herübergelockt zur Einrichtung eines Konservatoriums, einer Schule für Musik und Darstellungskunst, die niemals ins Leben trat; Tieck und Rückert, Schelling und Cornelius in die preußische Residenz berufen, um der Poesie, bildenden Kunst und Wissenschaft, der Himmel weiß, welchen Aufschwung zu geben, von dem in Wirklichkeit hinterdrein Nichts zu verspüren war; eine Aufführung der „Antigone“ anspruchsvoll in Scene gesetzt, während Raupach und Charlotte Birchpfeiffer das Repertoire der

Hofbühne beherrschten! Man wollte eine glanzvolle Periode des nationalen Fortschritts inaugurieren, aber Alles sollte künstlich, nach der vorgezeichneten Schablone allerhöchsten Beliebens, fabriciert werden. Unbequemen Fragern — vide Johann Jakoby — wurde mit dem Knebel der Pressgesetze das vorlaute Maul gestopft; der Humor — vide Ludwig Walesrode — musste auf der Bank der Angeklagten seine scherzhaften Randglossen gegen die hochnothpeinliche Auslegung des Staatsanwaltes in Schutz nehmen. Die „Deutschen Jahrbücher" wurden durch den langen Arm des Berliner Kabinettes in Sachsen unterdrückt, wohin sie ausgewandert, um den preußischen Censurchikanen zu entrinnen, dem geistvollen Verfasser der „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" ward die venia legendi entzogen, dem Dichter der „Politischen Wochenstube" der Aufenthalt in Jena verweigert und das Halten öffentlicher Vorträge über die Literatur der Gegenwart nur unter der Bedingung gestattet, dass in denselben von der Hauptsache, von der Wechselbeziehung zwischen Literatur und Politik, keine Rede sei. Es war ein tragikomisches Schauspiel, dies impotente Liebäugeln der Herrschergewalt mit dem Zeitgeiste, und dabei diese zitternde Angst vor seinen neuen Ideen; auf der einen Seite der herablassend gütige Verkehr mit den Leuchten der Menschheit, mit den Koryphäen der Kunst und Wissenschaft, mit Humboldt und Tieck und mit der romantisch begeisterten Bettina, auf der andern die Purifikation der Universitäten von freisinnigen Elementen, die emphatische Verkündigung des „christlichen Princips der oberen Leitung" und der Fortbildung des öffentlichen Rechtes mit dem Blick „rückwärts in die Vergangenheit". Und diese politischen Dichter, deren Lieder, trotz Censur und Verkaufsverbot, von Lippe zu Lippe schwebten, welche Verfolgungen hatten sie auszustehn, wie wurden sie von Ort zu Ort, von Land zu Land ins Exil gehetzt! Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt, Freiligrath, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Karl Beck — nicht Einer, dem bei der Rückkehr in die Heimat ein anderes Loos gewinkt hätte, als Untersuchung, Ausweisung oder Kerkerhaft!

Heine, in seiner verbitterten Stimmung, hatte zunächst nur Augen für die Schattenseite dieses Bildes. Er theilte nicht den fröhlichen Hoffnungsmuth seiner neuen Liedgenossen, er sah in ihren begeisterten Gesängen nur hohle Rhetorik und ein Pathos, dem es an jedem reellen Gegenstande gebrach. Die politischen Flüchtlinge in Paris, deren Treiben er seit der Julirevolution aus nächster Nähe beobachtet, hatten ihm von dem Geist und den möglichen Erfolgen der deutschen Freiheitskämpfer einen gar zu ungünstigen

Begriff beigebracht. „Gesinnung", „Charakter" — waren diese Stichworte der neuen politischen Bewegung und ihrer geräuschvollen Tendenzpoesie nicht dieselben Trümpfe, die schon Börne und sein Anhang gegen den Dichter ausgespielt, wenn sie ihm das Schlimmste hatten nachsagen wollen? Was bedeutete der ganze Lärm? Waren nicht die verheißungsvollen Blüthen der Julirevolution vom Wurme des Verderbens zernagt worden, ehe sie Früchte angesetzt? War nicht auf die lustig emporsprießenden Keime der jungdeutschen Literatur ein giftiger Mehlthau gefallen, welcher die ganze Aussaat wieder vernichtet hatte? Und sprach die geringste Wahrscheinlichkeit dafür, daß die deutschen Gewalthaber, welche gegen die Stimme der Volkstribunen so lange taub geblieben, ihr jetzt plötzlich ein geneigtes Ohr leihen würden? Heine schüttelte den Kopf zu all' diesen Fragen, der Idealismus der Jugend, welcher bei ihm von jeher durch einen ätzenden Verstand kontrolliert worden, war in alle Winde verflogen, um einen pessimistischen Realismus als Hefe zurück zu lassen, er glaubte an keinen Auferstehungstag der Menschheit mehr, oder wenigstens hoffte er nicht mehr, dessen Morgenroth zu erleben. Schon seine Denkschrift über Börne hatte von dieser geistigen Müdigkeit Zeugnis abgelegt; bedenklicher noch starrt uns die politische Blasiertheit aus den Korrespondenzen entgegen, welche er seit dem Februar 1840 wieder einige Jahre lang für die „Allgemeine Zeitung" schrieb, und welche er später in den „Vermischten Schriften" unter dem Titel „Lutetia" gesammelt. Als Dokumente zur Beurtheilung der Zeitgeschichte sind diese Aufsätze von geringem Werth. Die parlamentarische Periode des Bürgerkönigthums, wie Heine diesen Abschnitt der Regierungszeit Ludwig Philipp's benennt, hat weitaus nicht die Wichtigkeit, welche der Verfasser ihr beilegt, und, was schlimmer, der Standpunkt des Beurtheilers ist weder unbefangen, noch hoch. Es ist, trotz alles gelegentlich hervorbrechenden Hasses des Poeten gegen den feigen Krämergeist der herrschenden Bourgeoisie, doch eben der Standpunkt dieses selben Spießbürgerthums, welcher in Heine's Korrespondenzen dem Regierungssysteme des Justemilieu das Wort redet, in Ludwig Philipp und Guizot die Erhalter des Friedens und der Ordnung sieht, und von den unheimlichsten Ängsten vor einem Siege des Kommunismus gequält wird. Ja, die finsteren Schatten und grellen Streiflichter, welche die zur fixen Idee gewordene Überzeugung des Dichters, daß dem Weltreiche des Kommunismus die Zukunft gehöre, in seine sonst ziemlich farblosen Berichte wirft, sind fast das Einzige, was

diesen Schilderungen Heine's aus den vierziger Jahren ein phantastisch anziehendes Gepräge verleiht. Er spricht von den Kommunisten als von der „einzigen Partei in Frankreich, die eine entschlossene Beachtung verdiene,“ er vergleicht sie mit der kleinen Gemeinde der Christen in Rom zur neronischen Zeit, sie erscheinen ihm als „die prädestinierten Knechte, womit der höchste Weltwille seine ungeheuren Beschlüsse durchsetzt“, und es dünkt ihn für den Kommunismus „ein unberechenbar günstiger Umstand, daſs der Feind, den derselbe bekämpft, bei all' seiner Macht in sich selber keinen moralischen Halt besitzt.“ „Die heutige Gesellschaft,“ sagt er[564]), „vertheidigt sich nur aus platter Nothwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbstachtung, ganz wie jene ältere Gesellschaft, deren morsches Gebälke zusammen stürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam. Die Propaganda des Kommunismus besitzt eine Sprache, die jedes Volk versteht; die Elemente dieser Universalsprache sind so einfach, wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod. Das lernt sich so leicht.“ Die politischen Einzelkriege der Völker sind dem besorgten Gemüthe des Dichters nur der erste Akt, gleichsam das Vorspiel, des herandrohenden großen Spektakelstücks: „Der zweite Akt ist die europäische, die Welt-Revolution, der große Zweikampf der Besitzlosen mit der Aristokratie des Besitzes, und da wird weder von Nationalität noch von Religion die Rede sein: nur *ein* Vaterland wird es geben, nämlich die Erde, und nur *einen* Glauben, nämlich das Glück auf Erden. Werden die religiösen Doktrinen der Vergangenheit sich zu einem verzweiflungsvollen Widerstand erheben, und wird etwa dieser Versuch den dritten Akt bilden? Wird gar die alte absolute Tradition nochmals auf die Bühne treten, aber in einem neuen Kostüm und mit neuen Stich- und Schlagwörtern? Wie würde dieses Schauspiel schließen? Ich weiß nicht, aber ich denke, daſs man der großen Wasserschlange von Albion am Ende das Haupt zertreten und dem Eisbären des Nordens das Fell über die Ohren ziehen wird. Es wird alsdann nur *einen* Hirten und *eine* Herde geben, ein freier Hirt mit einem eisernen Hirtenstabe und eine gleichgeschorene, gleichblökende Menschenherde! Wilde, wüste Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypse schreiben wollte, müſste ganz neue Bestien erfinden, und zwar so erschreckliche, daſs die älteren Johanneischen Thiersymbole dagegen nur sanfte Täubchen und Amoretten wären. Die Götter verhüllen ihr Antlitz aus Mitleid mit den Menschenkindern, ihren langjährigen Pfleglingen, und vielleicht zugleich auch aus

Besorgniß über das eigene Schicksal. Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottlosigkeit und nach sehr vielen Prügeln. Ich rathe unsern Enkeln, mit einer sehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen." Von den literarischen Vertretern des Kommunismus flößte besonders Proudhon dem deutschen Dichter gewaltigen Respekt ein. Meißner theilt in seinen „Erinnerungen" ein interessantes Gespräch hierüber mit. Am 7. April 1847 besuchte er mit Heine das alljährliche Bankett, welches am Sterbetage Fourier's von den Anhängern Desselben im Saal Valentino gefeiert ward. Begeisterte Toaste wurden „dem Genius Fourier's, des Offenbarers menschlicher Geschicke und der friedlichen Begründung der Einheit unter allen Völkern und Menschen," — „der Auferstehung des sterbenden Polen," — „dem Ende des Kriegs auf der Erde," — „der allmählichen Emancipation des Weibes," — „der unsichtbaren Kirche der Todten" dargebracht. Beim Verlassen des Saales erblickte Heine draußen im Gedränge einen untersetzten Mann, mit einem vollen, heiteren Gesicht, breiter, rundgewölbter Stirn und einer blauen Brille vor den Augen. „Sehen Sie sich Den an!" flüsterte er rasch seinem Freunde zu. — „Waren Sie denn auch drinnen?" frug Einer den Mann mit der blauen Brille. — „Nein," erwiderte Dieser kurz. „Ich kam nur so vorüber und blieb stehen, weil es wie ein Auflauf aussah. Ach, es ist dasselbe Lied bei allen Sektierern! Gelobt sei Jesus Christ, der uns von der Sünde erlöst hat, gelobt Saint-Simon, durch den wir das Leben begriffen haben, gelobt sei Fourier, der uns die socialen Gesetze geoffenbart! Possen! Wer wird endlich einmal ausrufen: ‚Lob und Ehre dem gesunden Menschenverstande, der Keinen anbetet?'" Der Mann mit der blauen Brille zuckte die Achseln und entfernte sich langsam. — „Wer ist dieser Herr?" frug Meißner. — „Wer er ist?" antwortete Heine, und ein aufgeregtes Leben blitzte über sein Gesicht. „Monsieur Proudhon nennt er sich unter den Menschen. Eigentlich ist es ein Dämon. Ich bin innerlich erquickt, wieder einmal einem Solchen zu begegnen. Ich werde lebensüberdrüssig, wenn ich Nichts als Geschäftsleute und Alltagsmenschen um mich sehe. Dies einzige Wort von ihm thut mir wohl nach so viel' schönen, aber flauen Tiraden. Er hat Recht, vollständig Recht!" — „Wer ist der Mensch?" wiederholte Meißner mit einer noch höher gespannten Neugier seine Frage. — „Immer sagen Sie: der Mensch!" versetzte Heine. „Sie haben ja gehört, daß Das kein Mensch ist, trotz seiner blauen Brille. Er ist das zerstörende Princip in Gestalt eines

Staatsphilosophen, zum Übermaße noch bevorzugt mit den Darstellungsmitteln eines Dichters. Victor Hugo scheint ihm die Macht seiner Antithese abgetreten und Alexandre Dumas seine heitere Phantasie geborgt zu haben. Der furchtbare Ernst der Sache ist elegant und sinnvoll drapiert und sieht das Barfüßergewand deutscher Trockenheit mit dem Standesstolze eines Aristokraten an. Diese Werke, oder, um die Polizeisprache zu reden, diese Brandschriften, lesen sich wie Romane! Sie gehen hier in Frankreich von Hand zu Hand, man amüsiert sich dabei, und Niemand merkt, daß beim Umschlagen der Blätter Drachenzähne herausfallen, die eines Tages prächtig aufgehen und eine gesegnete Ernte geben werden." — Heine blieb dem aus schaudernder Angst und dämonischer Schadenfreude gemischten Interesse für den Kommunismus bis an sein Ende getreu. Noch in der, zehn Monate vor seinem Tode geschriebenen Vorrede zur französischen Ausgabe der „Lutetia" sagte er[305]): „Nur mit Schreck und Grausen denke ich an die Epoche, wo diese finsteren Bilderstürmer zur Herrschaft gelangen werden; mit ihren schwieligen Händen werden sie erbarmungslos alle Marmorstatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen so theuer sind; sie werden all jenes phantastische Spielzeug und Flitterwerk der Kunst zertrümmern, das der Poet so sehr geliebt; sie werden meine Lorberhaine fällen und dort Kartoffeln pflanzen; die Lilien, welche nicht spannen, noch arbeiteten, und doch so herrlich gekleidet waren wie König Salomo in all' seiner Pracht, sie werden dann ausgerauft aus dem Boden der Gesellschaft, falls sie nicht etwa die Spindel zur Hand nehmen wollen; die Rosen, diese müßigen Bräute der Nachtigallen, wird das gleiche Loos ereilen; die Nachtigallen, diese unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein ‚Buch der Lieder' wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Düten zu drehen, in die er Kaffe schütten wird oder Schnupftabackfür die alten Weiber der Zukunft. Ach! ich sehe dies Alles voraus, und mich beschleicht unsägliche Trauer, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das siegreiche Proletariat meine Verse bedroht, die ins Grab sinken werden mit der ganzen alten romantischen Welt. Und dennoch, ich bekenne es offen, übt dieser selbe Kommunismus, der all' meinen Interessen und Neigungen so feindlich ist, einen Zauber auf meine Seele, dessen ich mich nicht erwehren kann; zwei Stimmen erheben sich zu seinen Gunsten in meiner Brust, zwei Stimmen, die sich nicht wollen geschweigen lassen, die im Grunde vielleicht nur diabolische Anreizungen sind — aber wie Dem auch sei, sie beherrschen

mich, und keine exorcierende Gewalt vermag sie zu bezwingen. Denn die erste dieser Stimmen ist die Stimme der Logik. ‚Der Teufel ist ein Logiker!‘ sagt Dante. Ein schrecklicher Syllogismus hält mich umstrickt, und wenn ich den Satz nicht widerlegen kann, ‚daſs alle Menschen das Recht haben, zu essen‘, so bin ich genöthigt, mich auch all’ seinen Konsequenzen zu unterwerfen. Indem ich daran denke, laufe ich Gefahr, den Verstand zu verlieren, ich sehe alle Dämonen der Wahrheit mich triumphierend umtanzen, und zuletzt ergreift eine hochherzige Verzweiflung mein Gemüth, und ich rufe aus: Sie ist seit lange gerichtet, verurtheilt, diese alte Gesellschaft. Geschehe ihr, wie recht ist! Werde sie zertrümmert, diese alte Welt, wo die Unschuld zu Grunde ging, wo die Selbstsucht so herrlich gedieh, wo der Mensch ausgebeutet ward durch den Menschen! Mögen sie von Grund aus zerstört werden, diese übertünchten Gräber, wo die Lüge und die schreiende Unbill thronten! Und gesegnet sei der Gewürzkrämer, der einst aus meinen Poesien Düten machen wird, um Kaffe oder Taback hinein zu schütten für die armen biederen alten Weiber, die sich in unserer jetzigen ungerechten Welt vielleicht solche Annehmlichkeiten versagen mussten — fiat justitia, pereat mundus! — Die zweite der gebieterischen Stimmen, die mich bestricken, ist noch mächtiger und dämonischer als die erste, denn es ist die Stimme des Hasses, des Hasses, den ich einer Partei widme, deren furchtbarster Gegner der Kommunismus, und die aus diesem Grunde unser gemeinsamer Feind ist. Ich rede von der Partei der sogenannten Nationalitäts-Repräsentanten in Deutschland, jener falschen Patrioten, deren Vaterlandsliebe nur in einer einfältigen Abneigung gegen die Fremde und gegen die Nachbarvölker besteht, und welche Tag für Tag ihre Galle namentlich über Frankreich ausschütten. Ja, diese Überbleibsel oder Nachkömmlinge der Teutomanen von 1815, die nur ihr altes Kostüm ultradeutschthümlicher Narren modernisiert haben und sich die Ohren ein wenig stutzen ließen — ich habe sie all’ meine Lebtage verabscheut und bekämpft, und jetzt, wo das Schwert der Hand des Sterbenden entfällt, fühle ich mich getröstet durch die Überzeugung, daſs der Kommunismus, der sie zuerst auf seinem Wege findet, ihnen den Gnadenstoß geben wird; und sicherlich wird es kein Keulenschlag sein, sondern durch einen einfachen Fußtritt wird der Riese sie zertreten, wie man ein elendes Gewürm zertritt. Das wird sein Debüt sein. Aus Haſs gegen die Verfechter des Nationalismus könnte ich fast Liebe zu den Kommunisten fassen. Es sind wenigstens keine Heuchler.

welche immer die Religion und das Christenthum auf den Lippen führen; die Kommunisten haben freilich keine Religion (kein Mensch ist vollkommen), die Kommunisten sind sogar Atheisten (was gewiss eine große Sünde ist), aber als Hauptdogma bekennen sie den absolutesten Kosmopolitismus, eine weltallgemeine Liebe für alle Völker, ein gütergleiches Brüderschaftsverhältnis zwischen allen Menschen, den freien Bürgern dieser Erde. Dies Fundamentaldogma ist dasselbe, welches einst das Evangelium gepredigt, so dass im Geist und in der Wahrheit die Kommunisten weit christlicher sind, als unsere sogenannten deutschen Patrioten, diese bornierten Verfechter einer exklusiven Nationalität." —

Im Ganzen lastet auf den Korrespondenzberichten Heine's für die „Allgemeine Zeitung" in den vierziger Jahren nicht bloß das äußerliche Joch der Censur, sondern mehr noch der Alpdruck eines inneren Zwanges. Heine war niemals im eigentlichen Sinne ein politischer Schriftsteller gewesen; aber als er unter dem frischen Eindrucke der Julirevolution seine „Französischen Zustände" schrieb, beseelte ihn noch die Überzeugung, als Volkstribun der Sache der Freiheit zu dienen; — nachdem er den Glauben eingebüßt, dass letztere in nächster Zukunft zum Siege gelangen werde, fehlte seinen Korrespondenzen das leitende Motiv, und er erfand für seine bunt zusammen gewürfelten Berichte jenes „souveräne Feuilleton", in welchem Politik und Wissenschaft nur noch einem frivolen Tagesbedürfnisse den Unterhaltungsstoff liefern. Die Schilderungen der „Lutetia" sind reich an amüsanten Koncertberichten, witzigen und pikanten Personalien, kunstvoll geschnitzten Porträts und phantastischen Arabesken; aber Heine ist in einer seltsamen Täuschung befangen, wenn er für den politischen Theil seiner Korrespondenzen „ein solides Verdienst" in Anspruch nimmt und sein Werk als „ein daguerreotypisches Geschichtsbuch" charakterisiert[***]), „worin jeder Tag sich selbst abkonterfeite, und das auf jeden Fall dem späteren Historiographen als eine Geschichtsquelle dienen kann." Bei der Zusammenstellung dieser Aufsätze in Buchform hat der Verfasser sich übrigens nicht darauf beschränkt, einzelne Ausdrücke und Wendungen stilistisch zu verbessern, und die von der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" oder von der Censurbehörde unterdrückten Stellen aus dem Gedächtnisse oder nach den Brouillons zu ergänzen, sondern es sind manche ganz neue Abschnitte hinzugefügt, und andererseits manche Ausdrücke und Urtheile weggelassen, an die Heine aus dem einen oder anderen Grunde nicht gern erinnern

wollte. Es sind dies namentlich politische Prophezeiungen, die sich als unrichtig erwiesen hatten, oder herbe Äußerungen über Louis Napoleon, deren Wiederabdruck unter dem ehernen Scepter des mittlerweile zur Herrschaft gelangten Abenteurers von Straßburg und Boulogne allerdings für den in Paris lebenden Schriftsteller nicht ganz gefahrlos war[557]).

Das Buch über Börne und die Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung" zogen dem Dichter immer bestimmtere Vorwürfe des politischen Gesinnungswechsels, der feigen Abtrünnigkeit von der Sache des Fortschritts zu. Diese Anklagen verschärften sich, als Heine Anfangs Januar 1843 in der wieder von Laube übernommenen „Zeitung für die elegante Welt" mit einem humoristischen Epos hervortrat, das auf den ersten, flüchtigen Blick fast wie eine Verhöhnung der in Deutschland seit Kurzem so eifrig gepflegten liberalen Zeitideen erscheinen konnte. Dennoch hatte man Unrecht, dem Sommernachtstraume „Atta Troll" die Ausdeutung zu geben, als lenke der Verfasser mit diesem Gedichte mehr und mehr in die Bahn eines politischen Renegatenthumes ein. Wenn wir die geistige Entwicklung Heine's mit unparteilichem Auge überblicken, so werden wir im Gegentheil einsehen, dass „Atta Troll" der würdige, schmerzlich selbstbewusste Abschluss jener romantischen Zeitepoche war, aus welcher der Dichter hervorgegangen, und mit welcher er durch geheime Sympathien des Herzens so innig zusammenhing. Als Romantiker, nicht als Soldat oder Verschwörer, hatte er der Freiheit gedient. Sie war ihm ein gefesseltes Königskind, das er aus dem Kerker befreien, dem er als Herold auf schön geschmücktem Zelter voranreiten wollte, wenn sie an der Spitze ihrer Getreuen den Einzug in ihr Reich hielt, strahlend in Götterkraft und Herrlichkeit. Aber der goldne Jugendtraum war entflogen. Die Genossen, mit denen er kämpfen sollte, waren keine himmelstürmende Titanen mit heiterem Götterblick und übermüthig lächelndem Munde, sondern ernste, schweigsame Gesellen, die mit puritanisch finsterer Miene den Kopf schüttelten, wenn er jauchzend das federgeschmückte Barett in die Luft warf, die verächtlich auf sein goldgesticktes Wams und seinen wallenden Reiherbusch blickten, die sein lustiges Lied nach dem trockenen Nützlichkeitsmaßstab kritisierten, und ihm mit kalter Logik zu beweisen suchten, dass er nach gemeinschaftlichem Plane mit ihnen konspirieren und handeln müsse, wenn es ihm wirklich daran gelegen sei, die gefangene Prinzessin der Gewalt ihrer Kerkermeister zu entreißen. Vor Allem aber, bedeuteten sie ihn, sehe die Freiheit ganz

anders aus, als das Bild, welches er sich in seinen Träumen von ihr gemacht; sie sei eigentlich gar keine schöne Prinzessin, die mit ihrem Huldlächeln etwaigen Ritterdienst oder süßen Minnegesang lohne, sondern eine verständige Hausmutter, die für all ihre Kinder mit gleicher Treue und Gerechtigkeit sorge, keine Purpurgewänder noch sonstigen Flitterstaat zu vertheilen habe, sondern ihr ganzes Volk in das gleichförmige Ehrengewand der Arbeit kleiden werde. Dem Dichter erbebte das Herz in der Brust, als er solche Reden vernahm. Wie eine graue, farblose Wüste schien sich die Welt der Zukunft vor ihm aufzuthun, wenn diese nüchternen Puritaner ihr Reich auf Erden begründeten, in welchem für die Kunst und die Schönheit keine Stätte mehr war, wo alle hervorragenden Häupter abgemäht worden, und nur noch die werkeltäglichste Nützlichkeit ihr geistloses Räderwerk klappern ließ. Heine hatte so Unrecht nicht, gegen die Anschuldigung der Inkonsequenz zu protestieren — nicht er, sondern die Zeit und ihr Urtheil über ihn, hatte sich verändert. Er glaubte heute noch „der entschiedenste aller Revolutionäre und keinen Fingerbreit von der graden Linie des Fortschritts gewichen zu sein" [668]); für die Freiheit, wie er sie verstand, für die Befreiung des Individuums aus den Banden des Vorurtheils und veralteter Satzung, hatte er von jeher gestritten, und wollte er heute noch streiten mit denselben Waffen des Hasses und der Leidenschaft, des lächelnden Humors und des vernichtenden Spottes. Wie Proteus, hatte der Feind oftmals eine andere Gestalt angenommen, aber Heine hatte ihm in jeder beizukommen und ihm, wenn nicht den Todesstreich, so doch empfindliche Wunden zu versetzen gewusst. Erst war es ein vorwiegend literarischer Kampf gewesen. Heine hatte die innere Hohlheit und Unwahrheit des romantischen Kunstwesens aufgedeckt, und dabei auch jener idealeren Kunstwelt nicht geschont, die von unsern unsterbilchen Meistern nach hellenischem Vorbild auf deutschen Boden hingezaubert worden; er hatte mit erbarmungsloser Schärfe den Widerspruch enthüllt, in welchem diese ganze „Kunstperiode" zu dem dürftigen, rings zerklüfteten, kraft- und schönheitslosen Leben der Gegenwart stand. Neue Ideale, neue Götter, eine von Grund aus neue Gesellschaft hatte er gefordert, er hatte die Julisonne als das Morgenroth eines neuen Menschheitsfrühlings begrüßt, er hatte in dem Saint-Simonismus die Elemente einer neuen Gesellschaftsreligion zu finden gehofft, in den Männern des „jungen Deutschlands" die Apostel der neuen Weltordnung gepriesen, und dann hatte er all' diese vielverheißenden Anfänge

politischer, religiöser und socialer Auferstehung kläglich zusammen brechen sehn, und sollte sich nun bescheiden, mit dem Trosse der Liberalen in Deutschland für eine parlamentarische Staatsverfassung zu agitieren, deren praktischer Werth ihm in Frankreich sehr zweifelhaft geworden war, oder er sollte gar in dem kleinen Freibeuterkorps der Republikaner Sappeurdienste thun, um alle Throne in die Luft sprengen und jenen kommunistischen Arbeiterstaat zimmern zu helfen, in welchem er nur eine andere und vielleicht schlimmere Form der Knechtschaft sah. War die ganz einseitige politische Richtung, in welche plötzlich die deutsche Literatur verfiel, war die über Nacht aufgeblühte Tendenzpoesie eines Herwegh, Hoffmann von Fallersleben und Dingelstedt — denn nur Diese waren bis jetzt als politische Dichter aufgetreten — nicht von einer erschreckenden geistigen Armuth, im Vergleiche mit dem brillanten Feuerwerk vielseitigster Anregungen, welche das „junge Deutschland" vor wenigen Jahren der Welt zum Besten gab? Heine machte die treffende Bemerkung[569]), dass „diese Künstler, welche die Freiheit selbst und die Befreiung zu ihrem Stoffe gewählt, meist von beschränktem, gefesseltem Geiste, bornierte Naturen seien, Philister, denen der Zopf unter der rothen Mütze hervorlausche," und dass „die wahrhaft großen Dichter immer die großen Interessen ihrer Zeit anders als in gereimten Zeitungsartikeln aufgefasst." Dieser allgemeine Freiheitsrausch ohne thatsächlichen Hintergrund kam ihm wie ein halber Wahnsinn vor, und das spöttische Begrüßungsgedicht an Dingelstedt „bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris"[570]) war nur eine weitere Ausführung der kurz vorher an Herwegh gerichteten Strophen:

> Herwegh, du eiserne Lerche,
> Mit klirrendem Jubel steigst du empor
> Zum heiligen Sonnenlichte!
> Ward wirklich der Winter zu nichte?
> Steht wirklich Deutschland im Frühlingsflor?
>
> Herwegh, du eiserne Lerche,
> Weil du so himmelhoch dich schwingst,
> Hast du die Erde aus dem Gesichte
> Verloren — Nur in deinem Gedichte
> Lebt jener Lenz, den du besingst.

Heine, der von jeher Alles, was ihn unvernünftig, verkehrt und abgeschmackt dünkte, der Lächerlichkeit preisgab, meinte auch jetzt nur ein unbe-

streitbares Recht der Kritik zu üben, wenn er den Widerspruch aufdeckte, der zwischen den begeisterten Phrasen der Tagesdichter und der unfreien Wirklichkeit bestand. Zugleich glaubte er im Interesse der Kunst gegen die Einseitigkeit und Beschränktheit protestieren zu müssen, in welche diese gesinnungstüchtige Tendenzpoesie die ganze literarische Produktion zu stürzen drohte. „Die Opposition," sagte er in der einige Jahre später geschriebenen Vorrede zum „Atta Troll" [571]), „verkaufte ihr Leder und ward Poesie. Die Musen bekamen die strenge Weisung, sich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, sondern in vaterländischen Dienst zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäscherinnen der christlich-germanischen Nationalität. Es erhub sich im deutschen Bardenhain ganz besonders jener vage, unfruchtbare Pathos, jener nutzlose Enthusiasmusdunst, der sich mit Todesverachtung in einen Ocean von Allgemeinheiten stürzte, und mich immer an den amerikanischen Matrosen erinnerte, welcher für den General Jackson so überschwänglich begeistert war, daß er einst von der Spitze eines Mastbaums ins Meer hinabsprang, indem er ausrief: ‚Ich sterbe für den General Jackson!' Ja, obgleich wir Deutschen noch keine Flotte besaßen, so hatten wir doch schon viele Matrosen, die für den General Jackson starben, in Versen und in Prosa. Das Talent war damals eine sehr mißliche Begabung, denn es brachte in den Verdacht der Charakterlosigkeit. Die scheelsüchtige Impotenz hatte endlich nach tausendjährigem Nachgrübeln ihre große Waffe gefunden gegen die Übermüthigen des Genius; sie fand nämlich die Antithese von Talent und Charakter. Es war fast persönlich schmeichelhaft für die große Menge, wenn sie behaupten hörte: Die braven Leute seien freilich in der Regel sehr schlechte Musikanten, dafür jedoch seien die guten Musikanten gewöhnlich Nichts weniger, als brave Leute, die Bravheit aber sei in der Welt die Hauptsache, nicht die Musik. Der leere Kopf pochte jetzt mit Fug auf sein volles Herz, und die Gesinnung war Trumpf. Ich erinnere mich eines damaligen Schriftstellers, der es sich als ein besonderes Verdienst anrechnete, daß er nicht schreiben könne; für seinen hölzernen Stil bekam er einen silbernen Ehrenbecher. — Bei den ewigen Göttern! damals galt es die unveräußerlichen Rechte des Geistes zu vertreten, zumal in der Poesie. Wie eine solche Vertretung das große Geschäft meines Lebens war, so habe ich sie am allerwenigsten im vorliegenden Gedicht außer Augen gelassen, und sowohl Tonart als Stoff desselben war ein Protest gegen die Plebiscita der

Tagestribünen. . . Aber du lügst, Brutus, du lügst, Cassius, und auch du lügst, Asinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind, und für die ich selber so viel gestritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichster Klarheit und Größe beständig vorschweben, ergreift ihn desto unwiderstehlicher die Lachlust, wenn er sieht, wie roh, plump und täppisch von der beschränkten Zeitgenossenschaft jene Ideen aufgefasst werden können. Er scherzt dann gleichsam über ihre temporelle Bärenhaut. Es giebt Spiegel, welche so verschoben geschliffen sind, dass selbst ein Apollo sich darin als eine Karikatur abspiegeln muss und uns zum Lachen reizt. Wir lachen aber alsdann nur über das Zerrbild, nicht über den Gott."

So ist denn „Atta Troll" auf der einen Seite ein phantastisch zweckloser Sommernachtstraum, eine trunkene Feier der echten Poesie, die sich nimmer in den Dienst einer Tagespartei begeben kann; andererseits aber streift das kleine Bären-Epos durch seine polemische Ironisierung der herrschenden Gesinnungslyrik doch hie und da in das Gebiet jener selben Tendenzdichtung hinüber, zu welcher es einen Gegensatz bilden soll; man könnte sagen: seine Tendenz ist die Verhöhnung aller Tendenz. Dabei gerieth Heine in der Hitze seines Kampfes gegen die politische Zeitpoesie unversehens wieder in den Zauberbann der romantischen Richtung, er wurde übermannt von dem Gelüste, sich noch einmal mit den alten Traumgenossen im Mondschein zu tummeln, und so schrieb er das „letzte freie Waldlied der Romantik", den „Schwanengesang der untergehenden Periode" [572]), deren Herrlichkeit erblichen war, ohne dass die Sonne des neuen Tages schon siegreich die grauen Morgennebel durchbrochen hätte. Dies gespenstig flimmernde Hineinragen der Romantik in das frostig nüchterne Leben der Gegenwart verleiht dem Gedichte seinen eigenthümlichen Reiz; aber wir merken bald, dass es nur todte Schatten sind, die uns auf der Grenzscheide einer alten und einer neuen Weltanschauung seltsam umgaukeln. Wir haben uns noch nicht völlig von ihren Einflüssen befreit, das Gemüth sehnt sich noch zuweilen nach dem alten Traumlande der Vergangenheit zurück, aber der Verstand weist uns in die unbekannte Zukunft. Wie schonungslos der Poet auch die bombastisch sich spreizende Zeitdichtung und die bärenhaft täppische Unbeholfenheit der politisch-socialistischen Propaganda lächerlich macht, so liegt ihm doch Nichts ferner, als den Inhalt ihrer Lehren mit seinem Spotte zu verdächtigen. Es wird im Gegentheil keinem unbefangenen Leser ent-

gangen sein, wie sehr Heine, der Schalk, im Grunde mit all' den radikalen Umsturztheorien sympathisiert, und die Theologie mag von Atta Troll's Warnung „vor dem Feuerbach und Bauer“ und von seiner possierlichen Schilderung des „Schöpfers droben in dem Sternenzelte,“ der als kolossaler Eisbär mit schneeweiß fleckenlosem Pelze auf dem goldnen Himmelsthrone sitzt [573]), nicht sonderlich erbaut gewesen sein. Beachtenswerth ist ferner die wunderbare Übereinstimmung des gewählten Versmaßes mit dem Stoffe des Gedichtes. Wie der indische Slokas, nach A. W. Schlegel's Bemerkung, den schaukelnden Gang des Elephanten nachahmt, so erinnern die vierfüßigen reimlosen Trochäen an den Gang eines Bären; es liegt darin eine absichtliche Monotonie, eine prätentiöse Schmucklosigkeit, die mit spanischer Grandezza einherschreitet. Durch eine geistvolle Wendung des Schlußkapitels wurde der „Atta Troll“ Varnhagen von Ense gewidmet. „Das gebührte Ihnen,“ schrieb Heine dem alten Freunde [574]), „denn Sie sind mein wahlverwandtester Waffenbruder gewesen, in Spiel und Ernst. Sie haben, gleich mir, die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienst geleistet — ja, wir haben sie zu Tage gefördert und erschrecken — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt!“

Mit dem wehmüthigen Scheidegruß dieses Liedes hatte der Dichter für immer Abschied genommen von den romantischen Traditionen seiner Jugendzeit, die sich mit den Anforderungen der Gegenwart so schlecht vertrugen. Noch einmal hatte ihn im Brand- und Schlachtlärm des Tages „wieder eine unendliche Sehnsucht nach der blauen Blume beschlichen,“ er hatte „die bezauberte Laute ergriffen und ein Lied gesungen, worin er sich allen holdseligen Übertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallen-Wahnsinn der einst so geliebten Weise hingab“ [575]). Nun aber, nachdem er einem unwiderstehlichen Drange des Herzens Genüge gethan, nachdem er in glanzvollster Art „die alte lyrische Schule der Deutschen beschlossen“, wollte er nicht länger ein Nachzügler im Heere der Romantik sein, der Verstand behauptete sein Recht, und wie geringe Befriedigung das ungeordnete Chaos der politischen Zustände in Deutschland und der aufregende Kampf der Parteien auch seinem Schönheitsgefühl bieten mochten, er schrak nicht länger vor der Aufgabe zurück, dies Chaos poetisch zu bewältigen und sein Lied, gleich den anderen Dichtern, zur Waffe im Fort-

schrittskampfe der Zeit zu machen. Dass ihm der Entschluss dazu schwer fiel, verrathen uns die Worte eines Briefes an Varnhagen [576]): „Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher, als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegen gehen. Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft.“ Ein unvermittelter Sprung ist jedoch in Heine's Ansichten und literarischer Entwicklung auch hier nicht vorhanden; vielmehr nahm der Poet, indem er sich jetzt für eine Zeitlang vorherrschend der politischen Dichtung zuwandte, genau die Stellung zu den Zeitfragen ein, welche seine skeptische Natur und sein realistischer Hass gegen die unklaren, im Nebelmeer der Allgemeinheit verschwimmenden Phrasen des Liberalismus ihm anwiesen. Da er die sanguinischen Hoffnungen der Freiheitsdichter nicht theilte, da er in den öffentlichen Zuständen der Heimat nirgends die Anfänge einer neuen und besseren Ära zu erblicken vermochte, unterließ er es durchaus, in den allgemeinen Enthusiasmus mit einzustimmen; im Gegentheil, er trug offen den kältesten Unglauben, den schwarzblütigsten Pessimismus zur Schau, der keine politische Befreiung für möglich hielt, so lange sich die liberale Bewegung mit schönklingenden Redensarten begnüge, die nicht den mindesten Rückhalt in der unfreien Wirklichkeit fänden. Der Muth, mit welchem Heine in seinen satirischen Zeitgedichten aus dieser Periode die Jämmerlichkeit der politischen Zustände in Deutschland kritisierte, die tollkühne Verwegenheit, mit welcher er in den „Lobgesängen auf König Ludwig,“ in dem „Kaiser von China,“ in dem „Neuen Alexander“ [577]) und ähnlichen Pasquillen das frivole Spiel der Monarchen mit den Volksinteressen brandmarkte, erhalten erst ihre rechte Beleuchtung, wenn man sich vergegenwärtigt, dass der Verfasser keineswegs an eine in Bälde bevorstehende siegreiche Revolution glaubte, sondern den ganzen Freiheitsrausch für eitel Wind ansah. Er verletzte und reizte also die Gewalthaber aufs äußerste, während er gleichzeitig der vertrauensseligen Masse des Volkes sehr unliebsame Wahrheiten sagte, und, nach jeder Seite hin Anstoß gebend, es vollends mit allen Parteien verdarb. Eine charakteristische Umwandlung vollzog sich um diese Zeit, wie in Heine's Gemüth, so auch auch in seiner

poetischen Produktion. Je mehr er sich isoliert fühlte in seiner hoffnungslosen Auffassung der politischen Verhältnisse, desto mehr verzerrte sich auch in seinen Gedichten das heitere Götterlächeln des Humors zu einem scharfrichterlichen Grinsen, das sich eiskalt in unsere Seele bohrt. „Atta Troll“ schließt die humoristische Periode des Dichters ab; jetzt beginnt die satirische, die sich nach den abermaligen politischen Enttäuschungen des Revolutionsjahres 1848 zum cynischsten Nihilismus steigerte. Es lässt sich dieser stufenweis fortschreitenden Entwicklung logische Konsequenz nicht absprechen, aber das Resultat ist weder menschlich wohlthuend, noch ästhetisch erfreulich. Wenn Heine einmal sagte: „Ich mag Börne's Briefe aus Paris nicht lesen — Galle ist ein bitteres Getränk“, so könnte man diesen Ausspruch fast mit demselben Rechte auf die Mehrzahl seiner eigenen satirischen Zeitgedichte anwenden. „Die Tendenz“, „Verheißung“, Der „Wechselbalg“, „An Georg Herwegh, bei seiner Ausweisung aus Preußen“, „An den Nachtwächter, bei späterer Gelegenheit“, „Zur Beruhigung“, „Verkehrte Welt“, „Erleuchtung“, „Unsere Marine“, „Die Weber“ — Alles Galle, bittere Galle in schön geschliffenen Gefäßen, Sterbeflüche der Verdammten, Hohngelächter der Dämonen der Finsternis über den Jammer einer todgeweihten, von innerer Fäulnis und Lüge verpesteten Welt!

Obschon Heine noch am 12. April 1843 seinem Bruder Maximilian geschrieben[578]: „Nach Deutschland gehe ich nie und nimmermehr zurück,“ und nicht lange zuvor scherzweise erklärt hatte, daß er nur unter einer Bedingung dorthin kommen werde: „wenn ihm Preußen seine Festungen ausliefere,“ finden wir ihn doch Ende Oktober desselben Jahres auf dem Wege nach Hamburg. Kindliche Liebe, der Wunsch, seine zweiundsiebzigjährige Mutter noch einmal wiederzusehen[579], führte ihn nach mehr als zwölfjähriger Abwesenheit zu einem kurzen Besuch in die Heimat. Über Aachen, Köln, Münster und Osnabrück nach Hannover reisend, traf er am 1. November in Hamburg ein, wo er bis Mitte December verblieb. Im Juli des folgenden Jahres wiederholte er von Havre aus seinen Besuch, und brachte diesmal Mathilden mit, die aber durch eine plötzliche Erkrankung ihrer Mutter schon in den ersten Tagen nach Paris zurückgerufen ward, während Heine seinen Aufenthalt in Hamburg bis Ende September ausdehnte. Er verkehrte dort, außer dem Umgang mit der Mutter und Schwester und den Oheimen Henry und Salomon, besonders mit Julius Campe, mit seinem alten Freunde dem Papierhändler Michaelis, mit Dr. François Wille,

dem Redakteur der „Literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle,“ und mit dem Gymnasiallehrer Dr. Fucks, einem sarkastischen Sonderling, der sich hauptsächlich für philosophische Studien interessierte. Gewöhnlich kam der Dichter mit diesen alten und neuen Freunden, denen sich gelegentlich auch Wienbarg und ein früherer Schiffskapitän Homann aus Husum anschlossen, an dessen zutraulicher Derbheit Heine sich baß amüsierte, Abends im Alsterpavillon zusammen. Er klagte bei seinem ersten Besuche in Hamburg viel über seine abnehmende Popularität, über die philiströse Ernsthaftigkeit des Publikums, die es ihm verleide, Etwas zu wagen, weil man grämlich über jeden witzigen Einfall mit ihm ins Gericht gehe und das Gold der Poesie einzig noch auf die plumpe Bleiwage der politischen Gesinnung lege. Die Eindrücke seiner Reise beschrieb er nach der Rückkehr im Wintermärchen „Deutschland“, das sich schon durch seinen Titel als Gegensatz zum Sommernachtstraume „Atta Troll“ ankündigte. Es ist Heine in diesem Gedichte am glücklichsten gelungen, seiner realistischen Auffassung der politischen Verhältnisse einen poetischen Ausdruck zu geben. Die beißende Satire hat hier eine moralische und ästhetische Berechtigung, weil sie des höheren Standpunkts nicht ermangelt, von welchem aus der Dichter, wie von einem Archimedespunkte, die alte Welt aus den Angeln hebt. Sein Spott vernichtet diesmal nicht bloß um zu vernichten, sondern um aufzuräumen mit dem Bauschutte der Vergangenheit, um die erstickende Luft durch ein Gewitter zu reinigen und den Nebel der politischen Romantik zu verscheuchen. Die Zeit ist freilich vorüber, wo Heine sich über den positiven Werth dieser oder jener Staatsform, dieses oder jenes socialen Systemes den Kopf zerbrach, er lässt es auch heute noch unentschieden, ob Republik oder Kaiserthum, Socialismus oder Kommunismus die bessere Weltordnung einrichten sollen; aber schon der Nachweis, daß die vorhandenen Zustände in ihrer nichtswürdigen Heuchelei, in ihrem widerwärtigen Gemisch von „gothischem Wahn und modernem Lug,“ völlig unhaltbar seien, schon diese dreiste Beleuchtung des Zwitterwesens von mittelalterlicher Feudalwirthschaft und christlich-germanischer Nationalitätsschwärmerei übte eine befreiende Wirkung. Aus dem Spotte, mit welchem Heine zugleich Manches angriff, was in Deutschland für herrlich galt, können wir, wie Gottschall mit Recht bemerkt [580]), einem satirischen Dichter unmöglich einen Vorwurf machen; denn an diese Verherrlichung hing sich gerade damals so viel Forciertes und Unwahres an, daß wenigstens dies Anhängsel die Satire herausforderte. Selbst die cynische Phantasmagorie von der Zukunft Deutschlands wird

melodisch übertönt durch die gewaltigen Strophen des Schlussgesanges, in welchen der Dichter die strafende Macht der Poesie verherrlicht, aus deren „singenden Flammen" es für die von ihr Verdammten keine Erlösung giebt. Niemals aber sprach sich Heine deutlicher und selbstbewusster über die welthistorische Mission seiner revolutionären Spottlieder aus, als in jener Stelle, wo der unheimliche Dämon, welcher ihm in der Mondnacht zu Köln auf Schritt und Tritt nachfolgt, auf sein Befragen die Antwort giebt[381]):

„Ich bin kein Gespenst der Vergangenheit,
Kein grabentstiegener Strohwisch,
Und von Rhetorik bin ich kein Freund,
Bin auch nicht sehr philosophisch.

„Ich bin von praktischer Natur,
Und immer schweigsam und ruhig.
Doch wisse: was du ersonnen im Geist,
Das führ' ich aus, das thu' ich.

„Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raste nicht, bis ich verwandle
In Wirklichkeit, was du gedacht;
Du denkst, und ich, ich handle.

„Du bist der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorsam des Knechtes
Vollstreck' ich das Urtheil, das du gefällt,
Und sei es ein ungerechtes.

„Dem Konsul trug man ein Beil voran,
Zu Rom, in alten Tagen.
Auch du hast deinen Liktor, doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

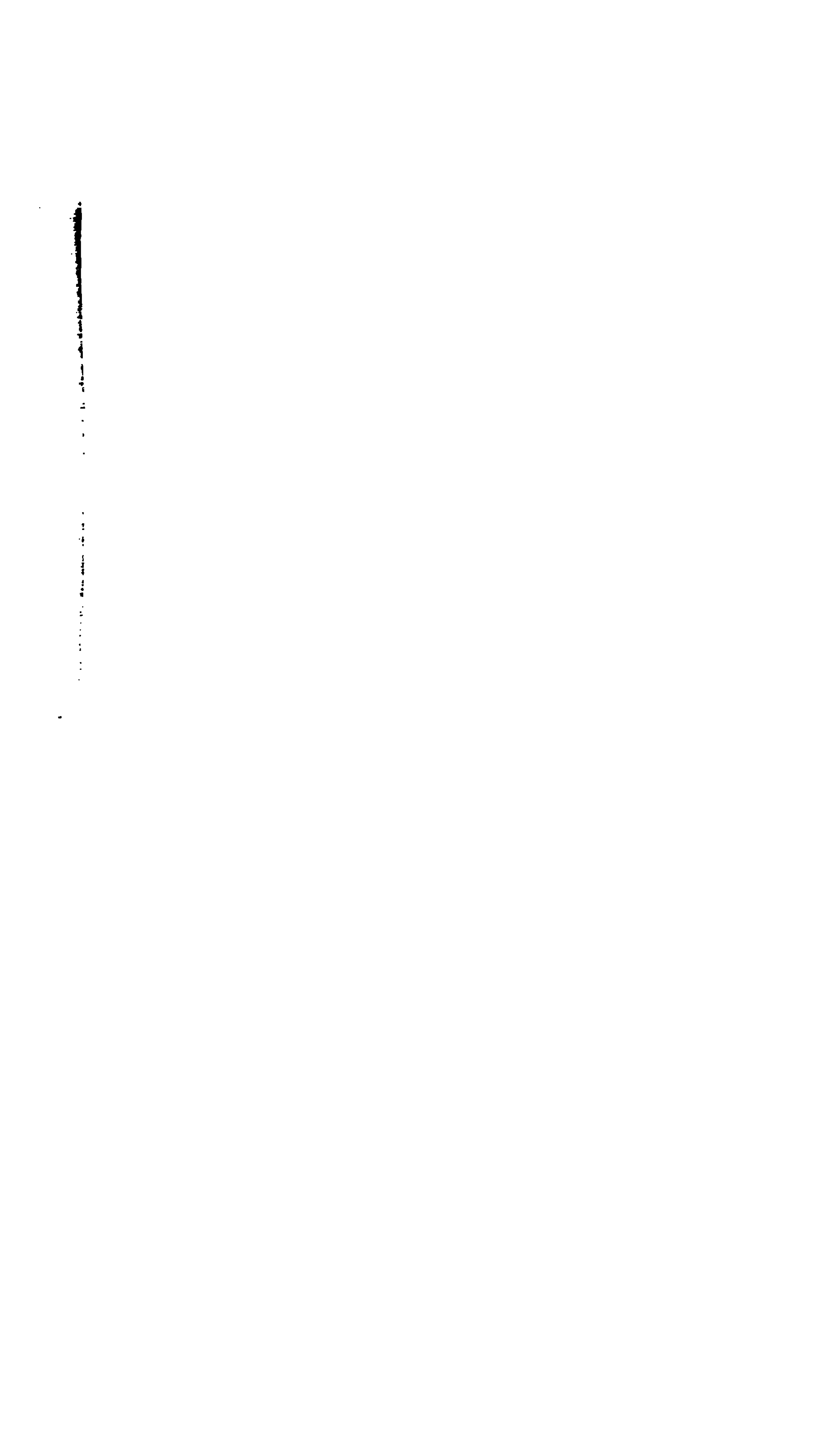
„Ich bin dein Liktor, und ich geh'
Beständig mit dem blanken
Richtbeile hinter dir — ich bin
Die That von deinem Gedanken."

Das „Wintermärchen" wurde zuerst im September 1844 am Schlusse der „Neuen Gedichte", und gleichzeitig in einem Separatabdrucke, veröffentlicht. Der Censor Hoffmann beanstandete den Abdruck zahlreicher scharfer Stellen des Gedichtes; Campe wusste aber von dem feingebildeten Syndikus Sieveking dennoch das Imprimatur ohne Ausmerzung einer einzigen

Pointe zu erlangen. Nur ein paar allzu cynische Strophen wurden von dem während des Druckes in Hamburg weilenden Verfasser nachträglich, auf Wille's Rath, geändert. In Preußen wurde der Verkauf des Gedichtes sofort strengstens verboten; doch diente dies Verbot, bei den damaligen Verhältnissen des deutschen Buchhandels, statt dem Absatze zu schaden, demselben vielmehr als willkommene Reklame. Der Dichter selbst freilich durfte fortan die preußischen Staaten nicht wieder betreten; denn an jedem Grenzorte harrten seiner die gemessensten Verhaftsbefehle, welche alljährlich erneuert wurden. „Wegen solcher Unsicherheit der Wege," scherzte Heine in der Vorrede zum „Atta Troll", als er diesen mit einigen Zusätzen und Änderungen 1847 in Buchform herausgab [582]), „wird mir das Reisen in den deutschen Gauen schier verleidet, ich feiere deßhalb meine Weihnachten in der Fremde, und werde auch in der Fremde, im Exil, meine Tage beschließen. Die wackeren Kämpen für Licht und Wahrheit, die mich der Wankelmüthigkeit und des Knechtsinns beschuldigten, gehen unterdessen im Vaterlande sehr sicher umher, als wohlbestallte Staatsdiener, oder als Würdenträger einer Gilde, oder als Stammgäste eines Klubbs, wo sie sich des Abends patriotisch erquicken am Rebensafte des Vater Rhein und an meerumschlungenen schleswig-holstein'schen Austern."

Die „Neuen Gedichte" hatten, von dem „Schwabenspiegel" als Nachrede begleitet, ursprünglich schon im Jahre 1838 erscheinen sollen. Gutzkow aber, welcher das Manuskript bei Campe eingesehen, hatte dem Verfasser den, in einem ausführlichen Briefe motivierten, dringenden Rath ertheilt, seines poetischen Rufes willen einen großen Theil des Buches, namentlich die im Cyklus „Verschiedene" enthaltenen erotischen Tändeleien, nicht wieder abdrucken zu lassen. Heine fügte sich damals, — wie er an Campe schrieb [583]), „um mit Gutzkow nicht in die peinlichsten Mißverständnisse zu gerathen." Jetzt aber wies er all' diesen hochgeschürzten Frauengestalten aus dem Jardin Mabille, der Grande Chaumière und anderen anrüchigen Vergnügungslokalen einen Platz in seiner neuen Liedersammlung an, und erregte dadurch abermals so begründeten Unwillen bei der Mehrheit des Publikums, daß auch die gesammte Kritik fast nur Worte des Tadels für solchen Mißbrauch des poetischen Talentes fand, und die vereinzelten herrlichen Romanzen ganz übersah, welche doch selbst hier wieder Zeugnis dafür ablegten, daß Heine, trotz aller Verirrungen, immer noch der liebesgewaltige Zauberer sei, welcher den Saiten der Harfe Weisen voll unsterblichen Wohllauts zu entlocken vermöge.

Viertes Buch.



Erstes Kapitel.

Der Erbschaftsstreit.

Der zweimalige Besuch Heine's in Deutschland und der glänzende Erfolg des „Wintermärchens," dessen unerhört kühner Ton alle gegen den Dichter erhobenen Vorwürfe eines servilen Gesinnungswechsels verstummen machte, hatten in ihm aufs Neue ein lebhaftes Interesse für die politischen Kämpfe der Heimat erweckt. Manche hervorragende Stimmführer der neuen Bewegung waren Anfangs der vierziger Jahre nach Paris verschlagen worden, und traten mit ihm in einen anregenden Verkehr. Besonders Dingelstedt war ihm eine liebenswerthe Erscheinung, und Heine sprach mit Hochachtung über sein schönes Talent, welchem er jedoch nicht in der Poesie, sondern in der Prosa eine bedeutende Zukunft verhieß [584]). Minder erbaut war er von Herwegh's Persönlichkeit und dichterischer Begabung. Das Ansehen, in welchem Dieser bei der republikanischen Partei in Paris stand, und die Anerkennung, welche ihm sogar in französischen Journalen gezollt wurde, mögen freilich der Eitelkeit Heines, der in den Augen der Pariser verdunkelt zu werden fürchtete, etwas empfindlich gewesen sein; im Ganzen aber wird man dem Urtheil, das er über den Verfasser der „Gedichte eines Lebendigen" äußerte, einen prophetischen Scharfblick nicht abstreiten können. „Er hat mich auch besucht, dieser Herwegh," sagte Heine im Frühjahr 1847 zu Kertbeny [585]), „und hat gethan wie ein großer Dichter, der einen Kollegen zweiten Ranges einiger Worte würdigt; ich ließ ihn aber schön anlaufen, wie alle diese Größen, die nach mir gekommen; denn ich bleibe doch ein

Gott unter diesen Menschen, ich bin doch der Heine, den man sogar ins Japanesische und Malayische übersetzt — Herwegh aber hatte nur ein gewisses Pfündchen, das er sehr hübsch geprägt verausgabte, und nun ist er leer und arm, ein heruntergekommener Verschwender. Sie werden sehen, er bleibt nun ewig stumm, und wird bloß von seinem Ruhme zehren. Dann lacht Herwegh nie, und ein Poet mit einem so verbitterten Gesichte hat nicht viel Verstand, es weist Dies auf eine magere Einseitigkeit seines Lebensblickes hin." Im ungedruckten Nachlasse Heine's befindet sich noch ein („Simplicissimus" betiteltes) ursprünglich für die „Vermischten Schriften" bestimmt gewesenes, später aber durch die harmlosere „Audienz" ersetztes ***) Spottgedicht auf die lächerliche Rolle, die Herwegh 1848 bei der republikanischen Schilderhebung in Baden spielte. Für die von Arnold Ruge und Karl Marx Anfangs 1844 herausgegebenen „Deutsch-französischen Jahrbücher" lieferten sowohl Heine wie Herwegh poetische Beiträge. Als diese Zeitschrift, nach Veröffentlichung des ersten Doppelheftes, wegen differierender Ansichten der Redakteure über den Kommunismus sofort wieder einging, interessierte Heine sich lebhaft für das Fortbestehen des von Heinrich Börnstein in Paris begründeten deutschen Wochenblattes „Vorwärts," in welchem er mehrere scharfe politische Satiren abdrucken ließ. Nachdem er vergeblich Ruge zu bereden gesucht, die Führung des bisher ziemlich farblosen Journals zu übernehmen, gelang es ihm, den früheren Redakteur der „Mannheimer Abendzeitung", Ch. L. Bernays, für die Redaktion des „Vorwärts" zu gewinnen. Das Blatt nahm jetzt eine stark kommunistische Färbung an, und die schonungslosen Angriffe auf hohe Häupter, unter welchen Heine's Gedichte den ersten Rang einnahmen, hatten die Verurtheilung des Herrn Bernays zu einer mehrmonatlichen Haft in Saint-Pélagie und eine Beschwerde der preußischen Gesandtschaft zur Folge. Letztere überreichte im Auftrag ihrer Regierung Herrn Guizot eine Note, in welcher behauptet ward, es habe sich in Paris eine revolutionäre deutsche Propaganda gebildet, die aufrührerische Bücher und Journale drucken und in Deutschland vertheilen lasse und eine förmliche Revolution für Deutschland organisiere. Die französische Regierung, welche, zu freundnachbarlichem Einschreiten aufgefordert, die Sache streng untersuchen ließ, fand Nichts, als das Bestehen des radikalen deutschen Blättchens, und Herr Herr Guizot unterzeichnete am 11. Januar 1845 eine Verordnung, welche sämmtliche Mitarbeiter des „Vorwärts" binnen 24 Stunden aus Paris, binnen kürzester Zeit aus

Frankreich verwies. Heine wurde durch die irrige Annahme, dass er naturalisierter Franzose sei, Herwegh als Schweizer Bürger durch seinen Gesandten geschützt; Börnstein und Bernays wanderten nach Amerika, Marx über Brüssel nach England aus; Ruge kehrte nach Dresden zurück. Die Absicht, eine Reihe politischer Briefe über Deutschland und über die veränderte Stimmung, welche er daselbst vorgefunden, gleichzeitig in deutscher und französischer Sprache zu veröffentlichen[587]), gab Heine in Folge dieser neuen, ernstlichen Bedrohung seines Pariser Asylrechtes auf.

Um diese Zeit trat ein Ereignis ein, das auf Heine's künftiges Lebensschicksal den betrübendsten Einfluss übte, die Gemüthsruhe des ungewöhnlich reizbaren Mannes aufs heftigste erschütterte, und, wo nicht den Keim zu der langwierigen schmerzvollen Krankheit legte, die ihn an ein achtjähriges Marterbrett fesselte, so doch denselben zu vorzeitig schneller Entfaltung und zu gewaltsamem Ausbruche trieb. Wir wissen, dass die Gesundheit des Dichters sich während seines Aufenthaltes in Frankreich sehr gebessert hatte, und dass er, abgesehen von einer ernsthaften Belästigung durch die Gelbsucht, höchstens einmal von leichten Unpässlichkeiten heimgesucht worden war, wie im Februar 1837 von der Grippe, — „dieser charakterlosen Justemilien-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben scheint, wodurch man weder leben noch sterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und Poesie"[588]). Nur ein Augenleiden, von welchem er zuerst im Herbst 1837 während des Aufenthaltes in Havre befallen worden, war seitdem mehrmals in verstärktem Grade zurückgekehrt und hatte ihm ernstliche Besorgnisse eingeflößt. Das rechte Auge, dessen Pupille Anfangs fast bis zur Größe der ganzen Iris erweitert war, drohte zu Zeiten die Sehkraft völlig zu verlieren, der Dichter musste sich oft Tage lang alles Lesens und Schreibens enthalten, und nur der trefflichen Behandlung des berühmten Augenarztes Dr. Sichel glaubte er es zu verdanken, dass die in Aussicht stehende Gefahr der Erblindung sich stets von Neuem wieder verzog[589]). Da traf ihn plötzlich die Nachricht, dass sein Oheim Salomon Heine in Hamburg am 23. December 1844 gestorben sei, und dass der Sohn und Haupterbe Karl Heine die Fortzahlung der im Testamente nicht ausdrücklich erwähnten Monatsrente des Dichters, die seit Jahren der zuverlässigste Posten seiner Einnahme gewesen, beanstande. Während Salomon Heine den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten in Hamburg und Altona, seinen Schwiegersöhnen oder deren Kindern, sowie den Söhnen seiner übrigen Brüder

die splendidesten Legate ausgesetzt, waren Heinrich Heine und Dessen Brüder nur mit der verhältnismäßig geringen Summe von je 8000 Mark Banko bedacht. Die Form der Benachrichtigung ließ sogar Zweifel darüber zu, ob der Sohn des Erblassers nicht selbst an die Auszahlung dieses Legates die willkürliche Bedingung knüpfen wolle, daß der Dichter sich in bündigster Art verpflichte, niemals eine Zeile zu schreiben, durch welche irgend ein Mitglied der Karl Heine'schen Familie verletzt werden könne. Obschon das Testament die Klausel enthielt, daß jede Unzufriedenheit mit den Bestimmungen des Testators, jeder Versuch, den Haupterben im ruhigen Besitze des ihm Vermachten zu stören, für den Betreffenden den gänzlichen Verlust jedes Anrechts auf das ihm Zugesprochene nach sich ziehn solle, war H. Heine bei der ersten Kunde von der Handlungsweise seines Vetters doch fest entschlossen, sein bedrohtes Recht auf gerichtlichem Wege geltend zu machen. „Was Sie mir," schrieb er seinem Freunde Julius Campe, den er mit der Wahrnehmung seiner Interessen betraute[590]), „von einer Testamentsklausel sagen, wodurch man wegen gerichtlicher Klage sein Legat einbüßen könne, so ist Das eitel Spiegelfechterei, wie Dergleichen bei vielen Testamenten vorkömmt; wäre sie ernsthaft durchzuführen, so brauchte der Universalerbe eigentlich gar kein Legat auszuzahlen; denn wegen Chikanen muß man doch klagen, sonst bekömmt man Nichts von gewissen Leuten; — und nun sollte eben diese Klage das Resultat haben, daß man Nichts bekäme? Wie können vernünftige Leute sich durch ein solches Dilemma des Unsinns verblüffen lassen! Nein, liebster Freund, mein Legat wird nicht präjudiciert durch eine Klage zur Erlangung meiner Pension, eben so wenig wie letztere präjudiciert wird durch die Annahme des Legats." H. Heine vermochte durch die bündigsten Dokumente von des Oheims eigener Hand sein Recht auf die Fortzahlung der Monatsrente zu beweisen; auch stellte ihm der Komponist Meyerbeer sofort ein schriftliches Zeugnis darüber aus, daß Salomon Heine, als er dem Neffen durch seine Vermittelung die Pension bewilligte, sie auf Lebenszeit konstituierte, indem sie namentlich dazu dienen sollte, ihn in seinen alten Tagen vor Nahrungssorgen zu schützen und unterdessen seine Geistesfreiheit zu fördern[591]). Unter diesen Umständen war der Dichter entschlossen, sich nicht ein Haarbreit von seinem Rechte abzwacken zu lassen. „So Viel werden Sie merken," schrieb er an Campe bei der ersten Kunde von der unedlen Handlungsweise seines Vetters und Jugendfreundes, die ihn in die schmerz-

lichste Bestürzung versetzte[592]), „dass ich einen Todeskampf beginnen und neben den Gerichten auch die öffentliche Meinung für mich gewinnen will, im Fall Karl Heine nicht nachgiebt. Ich will mein Recht, und müsste ich es mit meinem Tode besiegeln . . . Ich werde ohne Zaudern handeln, obgleich ich krank und elend bin und kaum die Feder in der Hand halten kann. Aber welch ein Unglück! Ich provocierte wahrlich Nichts. Welche Mistkarren von Dreck — an letzteren bin ich gewöhnt — Andere sind nicht daran gewöhnt, und bedenken sich vielleicht, ehe sie das Signal geben, wobei der Pöbel ein Gaudium hat. Ich bin auf Alles gefasst — seit zwei Tagen sitzt meine Frau wie ein Marmorbild am Kamin und spricht kein Wort: das Unerhörte hat sie wie versteinert. Ich bin nie so entschlossen gewesen wie jetzt, und die klugen Leute haben eine große Dummheit begangen, dass sie mich nicht geschont . . . Aufrecht erhält mich nur mein sittliches Bewusstsein, die Verachtung des Schlechten und mein beleidigtes Rechtsgefühl. Letzteres will ich um jeden Preis befriedigen, und es ist hier nicht bloß eine Geldfrage. Auf geschmeidigen Wegen und durch die gemeinen Mittel könnte ich die Gelddifferenz wohl beseitigen. . . E. Arago und Cremieux haben sich unverzüglich konsultiert, so dass ich den Process, wenn ich ihn machen muss, mit gutem Winde führe." Campe beeilte sich, den Freund seiner bereitwilligsten Unterstützung zu versichern, rieth aber zu Vermittelungsversuchen, „die gewiss eher, als das sofortige Ergreifen feindlicher Maßregeln, zum Ziel führen würden. H. Heine war entgegengesetzter Ansicht. „Ich kenne Karl Heine besser," erwiderte er[593]), „Der ist eben so starrköpfig wie verschlossen. Auf dem Wege der Ambition kann man ihm nicht beikommen, denn er ist in dieser Beziehung das Gegentheil des Vaters, der der öffentlichen Meinung wie ein Höfling schmeichelte; Karl Heine'n ist es ganz gleichgültig, was die Leute reden. Er hat nur drei Leidenschaften: die Weiber, Cigarren und Ruhe. Wenn ich die Hamburger Freudenmädchen gegen ihn aufwiegeln könnte, müsste er bald nachgeben. Seine Cigarren kann ich ihm nicht nehmen — aber seine Ruhe. Hier ist die Lücke des Harnisches, die ich benutzen werde, und dazu dient mir eben der Process, der nur der Rahmen sein soll zu den Tribulationen, die ich aushecke: da kann ich unaufhörlich in den Zeitungen reklamieren, Memoiren schreiben, Gott und die Welt als Zeugen einmischen, bei jedem Incidenzpunkt einen Eid schwören lassen more majorum — nein, Das hält er nicht aus, und er bittet mich um Gotteswillen aufzuhören — ehe ich noch den

Process verloren habe. Ob ich, um ihn zu gewinnen, hinreichende Beweisthümer besitze, ist Nebensache, obgleich ich auch da gut versorgt bin. Aber ich kenne zu gut die Fatalität des Ortes und der richterlichen Willkür, um auf ein Gewinnen allein zu rechnen." Im weiteren Verlaufe des Briefes erklärt sich jedoch der Dichter bereit, die Vermittelung des Präses am Handelsgericht, Dr. Adolf Halle, eines Schwagers von Karl Heine, in Anspruch zu nehmen. Dr. Halle hatte das Testament Salomon Heine's abgefasst, und der Dichter machte ihm den Vorwurf, dass er wenigstens stillschweigend Viel an ihm verbrochen: „Er, der jede Stunde bei meinem Oheim überwachte, mittelbar oder unmittelbar, er hätte durch ein Wort die Gefahr abwenden können. Nein, er stand ruhig dabei, als das Messer gewetzt wurde, das mich ins Herz treffen musste, und als ich wirklich blutend zu Boden sank, schreibt er mir einen liebenswürdigen Brief, worin er die größte Theilnahme für meine Gesundheit und meine literarische Thätigkeit ausspricht, meine materielle Noth aber aufs feinste umgeht, die er, wo nicht befördert (Gott bewahre mich vor einer Anklage), doch ruhig entstehen ließ. Doch ich halte ihn für den Besten von Allen, und ich habe kein Recht, zu fordern, dass er mehr Herz zeige, als ihm die Natur verliehen . . . Er wird vielleicht diese Gelegenheit gern ergreifen, um mir seinen generösen Diensteifer zu beweisen, und er wird gewiss seinen ganzen Kredit bei Karl Heine aufbieten, um der fatalen Streitsache so schnell als möglich ein Ende zu machen. Er ist gescheit genug, in der Tiefe einzusehen, dass hier wirklich periculum in mora ist — Wahrlich, was jetzt noch als ein unbedeutendes Fünklein glimmt, prasselt bald in lichte Flammen auf, und unversehens steht der ganze Wald in Brand, und nicht bloß die Wölfe und Füchse, sondern sogar die unschuldigsten Hasen können dabei lebendig gebraten werden. Dr. Halle hat mehr Intelligenz und Einsicht, als die Andern, er weiß auch, dass jetzt, wo der furchtbare Tyrann todt ist, vor dem ich zitterte, die Familie gar keine Garantie meiner Unterwürfigkeit mehr besitzt, dass Beschränkung in meinen Finanzen mich mehr erbittert als zähmt, dass ich, schonungslos behandelt, auch ohne Schonung handeln kann, dass ich, zum Äußersten gebracht, mich ganz ruhig an den Pranger stellen werde, aber umgeben von meiner ganzen lieben Familie, die auch am Pranger stehen und weit verdrießlichere Gesichter schneiden wird, als ich, der ich an Dergleichen schon etwas gewöhnt bin und mich übrigens alsdann in dem Purpurmantel meines Ruhmes verhüllen kann. Où peut-on

être mieux qu'au sein de sa famille!" Gleichzeitig erbot sich H. Heine, falls ihm die Fortzahlung der lebenslänglichen Pension von 4800 Franks, unbedingt und unverkürzt, legal zugesichert und die Hälfte derselben nach seinem Ableben seiner Frau garantiert würde, zur Ausstellung eines Reverses, worin er sein Ehrenwort gäbe, keine verletzende Zeile über Mitglieder seiner Familie zu schreiben. „Was den Revers betrifft", fügte er hinzu, „so liegt mir Wenig daran, daß Sie ihn so bindend als möglich ausstellen. Wahrlich, was ich schreibe, überliefere ich um keinen Preis einer Verwandtencensur, aber ich will gern meinen Privatgroll verschlucken und gar Nichts über das . . . . . . pack schreiben, das sich alsdann seines obskuren Daseins ruhig erfreuen mag und seiner blöden Vergessenheit nach dem Tode sicher sei . . . Ich habe im Grunde bessere Personen zu schildern, als die Schwiegersöhne meines Oheims. — So haben Sie freie Hand, und ich bitte Sie, schaffen Sie Ruhe meinem Geiste, der wirklich eine bessere Beschäftigung verdient. Ich ward durch die Geschichte in der köstlichsten Arbeit unterbrochen, und die widerwärtigsten Geldbiskussionen ertödten in mir alle Poesie. Und gar ein Proceß! Hätte ich kein Weib und übernommene Verpflichtungen, ich schmisse dem Volk den ganzen Bettel vor die Füße. Zum Unglück ist mein Wille auch so starr wie der eines Wahnsinnigen — Das liegt in meiner Natur. Ich endige vielleicht im Irrenhause." Die Unterredung Campe's mit Dr. Halle führte zu keinem Resultat, und Heinrich Heine sandte unterm 28. März 1845 seinem Verleger eine vom 29. Januar datierte, durch den Ministerresidenten der freien Städte, Herrn Viktor Rumpff, beglaubigte notarielle Vollmacht ein, worin Herr Campe zur Erhebung des Legates und zur Geltendmachung der Pensionsansprüche des Dichters auf jedem ihm gut dünkenden Wege ermächtigt ward [594]). Inzwischen hatte der so schwer in seinem Rechte und in seiner „eingewurzelten Liebe" für seinen Vetter gekränkte Mann einen letzten Versuch gemacht, den für alle Theile gleich verdrießlichen Erbschaftsstreit auf gütlichem Wege zu schlichten. „Vorgestern", bemerkte er in den die Vollmacht begleitenden Zeilen [595]), „habe ich Karl Heine den versöhnlichsten Brief geschrieben, ihn, für den Fall er beleidigt, um Verzeihung gebeten, und ihn bei aller Liebe und Freundschaft beschworen, mir direkt oder durch Sie ein Wort wissen zu lassen über seinen jetzigen Willen. Sie sehen, daß ich Alles gethan, ehe ich zum Proceß schreite; in Bezug des letzteren bin ich ganz Ihrer Meinung, mein Recht läuft mir nicht weg,

und durch Übereilung kann ich hier auf immer den Familienfrieden zerstören. Der Process wäre gewiss eine unauslöschliche Beleidigung. Karl Heine kann und darf ihn nicht machen. Mein Recht ist zu klar und notorisch." Auch sonst erwies sich der Dichter in diesem, ganz ohne sein Verschulden über ihn verhängten „Hamburger Successionskriege" so entgegenkommend, wie möglich, gegen seinen halsstarrigen Vetter. „In der Erklärung," schrieb er an Campe[506]), „die Sie sich anheischig machen sollen zu drucken, um in der Presse das Ende des Handels anzukündigen, können Sie alle Schuld des Missverständnisses auf mich schieben, die Großmuth der Familie hervorstreichen, kurz mich sakrificieren. Ich gestehe Ihnen heute offen, ich habe gar keine Eitelkeit in der Weise anderer Menschen, mir liegt am Ende gar Nichts an der Meinung des Publikums; mir ist nur Eins wichtig die Befriedigung meines innern Willens — die Selbstachtung meiner Seele.", Das Legat wurde jetzt zwar ausbezahlt, nicht aber die Pension, obschon H. Heine fortfuhr, seinem Vetter mit den beweglichsten Worten ins Herz zu reden. „Karl Heine," klagt er in einem Schreiben an Campe vom 31. Oktober 1845[507]), „beharrt mit unbegreiflichster Hartnäckigkeit in seinem vorgefassten Unrecht. Ich sage ihm in jedem Brief, dass ein Keim zu bösen Ausbrüchen zurückbleibt, so lange ich auch nur einen Schilling einbüße an der Pension, die er verpflichtet ist, im Namen seines Vaters zu zahlen, wenn ich auch, um mich in der Form nicht eigensinnig zu zeigen, für diese Auszahlung als für eine Gnadensache dankbar sein wolle, wenn sie unverkürzt und unbedingt stattfindet. Auf Bedingungen lasse ich mich jetzt gar nicht ein — meiner Autorwürde, meiner Federfreiheit, werde ich nicht das Geringste vergeben, wenn ich auch als Mensch den Familienrücksichten mich unterwürfig zeige." — „Aber leider", heißt es in einem späteren Briefe[508]), „je mehr ich meinen Stolz kasteie und mich unterwürfig und flehend zeige, desto patziger und arroganter und beleidigender wird mein armer Vetter, der die Milde für Schwäche ansieht und nie begriff, dass ich gegen Jemand, den ich nicht wie ihn liebte, unbarmherzig meine ganze Stärke angewendet hätte. Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, dass auch Sie, wie so viele Andere, die an die Großmuth von Karl Heine glaubten, mich zu solcher Selbstdemüthigung angetrieben und an die Macht der versöhnenden Zeit appellieren hießen. Da hab' ich nun den Weg der Güte versucht, den mir die Freunde und das eigne Herz, das sich zu einem Kriege mit Karl Heine nicht entschließen konnte, so leidend angerathen; da habe ich nun meinen weicheren

Gefühlen gefolgt, während der kalte Erfahrungsverstand mir beständig in die Ohren zischte, daß man in dieser Welt selten durch Thränen und Flehen, aber durch das Schwert Etwas erlangt von den harten Geldmenschen! Mein Schwert ist meine Feder, und dieses Schwert dürfte es am Ende wohl aufnehmen mit den Silberbarren und Advokatenkniffen, die meinem Vetter zu Gebote stehen! Dieser beständige Widerspruch, in welchem mein Gemüth und mein Verstand sich in jener Beziehung befanden, hat mich ein ganzes Jahr lang elend und zagend gemacht, und erst jetzt, wo ich einsehe, daß in Karl Heine's Brust kein menschliches Herz schlägt, nachdem ich bei ihm gebettelt, statt mein Recht zu verfechten, Alles um nicht nöthig zu haben, das Schwert zu ziehen gegen den Jugendfreund und Bruder, jetzt bleibt mir dennoch Nichts übrig als — — Ja, ich bin mit einem entsetzlichen Memoire beschäftigt, seit einigen Tagen, wo die Insolenz von Karl Heine dem Fasse den Boden ausgetreten. Den Proceß werde ich unterlassen, damit man sehe, es ist hier keine Geldfrage mehr — Alle Kniffe von Dr. Halle brauch' ich hier nicht zu fürchten, auf meinem eigenen Feld, wo ich Präsident bin, und keinem reichsstädtischen Schlendrian ausgesetzt. Meine Pension achte ich für verloren, und ich schlage sie in die Schanze. Ich, wie mir meine Ärzte (Dr. Roth und Dr. Sichel) aus Freundschaft gestanden und weil sie wissen, daß ich ein Mann bin, den der Tod nicht schreckt, ich habe nicht lange mehr zu leben, und meine Frau geht alsdann ins Kloster und lebt von dem geringen Jahrgeld, das Sie ihr geben. Die Geldfrage tritt in den Hintergrund, ich bin ruhig, seit ich Alles gethan, was ein Mensch thun darf aus Liebe, ja Mehr, und der Genius vollbringt das aufgedrungene Tagewerk der Fatalität." Das hier erwähnte „Memoire" ist, wenn es überhaupt geschrieben ward, niemals gedruckt worden; um so eifriger jedoch Heine fortan bemüht war, durch schriftstellerische Freunde seinen Erbschaftsstreit mit Karl Heine zur öffentlichen Debatte zu bringen, und durch die Macht der Presse einen stachelnden Einfluß auf das Gewissen seines Vetters zu üben. Laube, Schücking und Andere kamen seinen Wünschen mit mehr oder minder Bereitwilligkeit nach; vor Allem aber bestrebte sich der kaum einundzwanzigjährige Ferdinand Lassalle, welcher im Januar 1846 von einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Paris nach Berlin zurückkehrte, die dortigen Freunde des Dichters für ein planmäßiges Einschreiten zur Vertretung seiner bedrohten Vermögensinteressen zu gewinnen. Wie sehr Derselbe sich das Vertrauen Heine's zu erwerben und ihm geistig zu imponieren

gewusst, sagen uns die charakteristischen Empfehlungszeilen eines Briefes an Varnhagen[599]: „Mein Freund, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben: mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabnis der Darstellung, verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erscheinung, und Sie, bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen, werden gewiss ihr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die Nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt." — „Ich liebe Sie sehr," heißt es in einem etwas späteren Briefe an Lassalle[600]; „es ist ja nicht anders möglich, Sie quälen ja Einen so lange, bis man Sie liebt. . . Heut beschränke ich mich darauf, Ihnen zu danken; noch nie hat Jemand so Viel für mich gethan. Auch habe ich noch bei Niemand so viel Passion und Verstandesklarheit vereinigt im Handeln gefunden. Wohl haben Sie das Recht, frech zu sein — wir Andern usurpieren bloß dieses göttliche Recht, dieses himmlische Privilegium — In Vergleichung mit Ihnen bin ich doch nur eine bescheidene Fliege . . . Wie freut es mich, dass ich mich nicht in Ihnen geirrt; aber auch Niemanden habe ich je so viel getraut, — ich, der ich so misstrauisch durch Erfahrung, nicht durch Natur. Seit ich Briefe von Ihnen erhielt, schwillt mir der Muth und ich befinde mich besser." Der überzeugenden Beredsamkeit Lassalle's gelang es unter Anderm, den Fürsten Pückler zur Abfassung eines Schreibens an Karl Heine zu bewegen, das ein hochsinniger Appell an die Ehrenhaftigkeit des Millionärs war, welcher dem berühmten Dichter und nahen Verwandten hartherzig das Stück Brot verweigerte, auf das er durch ein nie widerrufenes Versprechen Salomon Heine's und durch alle Gesetze der Pietät ein wohlbegründetes Recht besaß. „Welch ein grand seigneur!" rief der Dichter aus, als Lassalle ihm das Schreiben des Fürsten abschriftlich mittheilte[601]). „Sein Brief ist nicht bloß ein schriftstellerisches Meisterstück, sondern auch ein bedeutsames Denkmal, bedeutsamer als es ihm selber dünken mag, in Bezug auf unsere socialen Ver-

hältnisse und Umwälzungen. Es versteht sich von selbst, dass dieser Brief gedruckt werden muss, er ist von dem allgemeinsten Interesse, und die Sehenden werden wohl merken, dass Dies nicht eigentlich ein Schreiben Pückler's ist an A. B. in Sachen C. D., sondern dass hier einer der letzten Ritter der alten Geburtsaristokratie den Emporkömmlingen der neuen Geldaristokratie noch zuletzt eine Lektion giebt über das Thema der Ehre, und zwar zum Besten des beleidigten Genius — Ja, die Lektion ist siegreich, der chevalereske Hochsinn zeigt sich hier auf seinem schönsten Turnierrosse und in seinem fleckenlosesten Harnisch, dem Point d'honneur und der Loyauté; das plumpe Krämerthum, ich hätte fast gesagt das Bürgerthum, findet hier seine kläglichste Niederlage, und an Verhöhnung wird es nicht fehlen, zumal von Seiten der allermodernsten Gegner der jetzigen Geldherrschaft — Sie wissen, welche Leute ich meine. Der Genius freilich spielt hier eine trübselige Figur; die Romantik, die er selber auf den Tod befehdet, tritt hier großmüthig für ihn selbst in die Schranken, denn am Ende, wenn Pückler auch Fürst in den Idealprovinzen des Geistes ist, so ist er es doch auch in dem preußischen Schlesien, und seine Handlungsweise ist eben so adlig als edel." Es war Heine's Wunsch, dass Varnhagen für die „Allgemeine Zeitung" einen von ihm mit seinem Namen zu unterzeichnenden Artikel schriebe und demselben den Brief des Fürsten einflechte. „Es ist gewiss gut," bemerkte er[602]), „dass eben die härtesten Dinge und Androhungen in jenem milden und wunderbar lindernden Stile geschrieben werden, dessen nur Varnhagen fähig ist, und wodurch er eine Puissance geworden, die ihres Gleichen nirgends findet. Ja, Varnhagen's Stil ist wahrlich die eiserne Hand mit einem Handschuh von Sammt, und der wird meinem Vetter einen Handschlag geben, den er nicht vergisst bis ans Ende seiner Tage." Varnhagen aber rieth mit gewohnter Mäßigung von jeder provocierenden Veröffentlichung ab, er erklärte es für unschicklich, den Brief des Fürsten drucken zu lassen, und fand es viel geeigneter, durch Vermittelung Mendelssohn's und anderer Berliner Freunde erneute Versuche zu einer gütlichen Beilegung der Differenz zu unternehmen. „Denken Sie sich," schrieb H. Heine Mitte Februar 1846 ärgerlich an Lassalle[603]), „Varnhagen, der so erfahrene Weltmann, ist noch so abergläubisch, dass er mir das Eiapopeia vorsingt, womit man mich schon vor einem Jahre ins Verderben gesungen. Ich soll wieder de- und wehmüthige Briefe an Karl Heine schreiben. Das thu' ich ja seit vorigen Mai, und nach jedem solchen Gewinsel wirft er sich

hochmüthiger in die Brust. Mein erster Plan war, als mir das Unglück passierte, durch das entschiedenste Auftreten zu imponieren und jede Drohung gleich ins Werk zu setzen. Diesen Plan durchkreuzten die Freunde, die anderer Ansicht waren, die für die erweichenden Mittel waren, und indem sie das Gegentheil thaten von Dem, was verabredet war, scheiterte Alles durch Inkonsequenz, und ich selber musste vom hohen Kampfross herabsteigen und mich auf eine flennende Schindmähre setzen! Durch diese Selbsterniedrigung habe ich den Leuten wieder den Muth eingeflößt, der ihnen schon abhanden kam, und der auch jetzt Reißaus nehmen wird, sobald sie Ernst sehen, sobald sie eine öffentliche Manifestation erleben, und bestimmt fühlen, dass man zu Dergleichen entschlossen sei. Sagen Sie Das an Varnhagen, sagen Sie ihm, die Herzen der Geldpharaone seien so verstockt, dass das bloße Androhen von Plagen nicht hinreichend sei, obgleich sie wohl wissen, wie groß die Zaubermacht des Autors, der schon vor ihren Augen so manches Schlangenkunststück verrichtet hat — Nein, diese Menschen müssen die Plagen fühlen, ehe sie daran glauben und ihren zähen Selbstwillen aufgeben, sie müssen Blut sehen, auch Frösche, Ungeziefer, wilde Thiere, Lan Hagel u. s. w., und erst beim zehnten Artikel, worin man ihre geliebte Erstgeburt todtschlägt, geben sie nach, aus Furcht vor dem noch größeren Übel, dem eigenen Tod. Wahrlich, hätte Moses sich mit der Güte befasst, mit Halbdrohen und Vernunftreden, die Kinder Israel säßen noch heute in Ägypten."

Wenn wir uns erinnern, wie bitter das Gefühl der Abhängigkeit von der launischen Gnade des reichen Oheims schon auf der Seele des Jünglings gelastet, wie ihn diese mit Unmuth ertragene Abhängigkeit durch die herben Jahre des Exils begleitet, und wie oft er die Fortdauer der ihm so unentbehrlichen Geldunterstützungen durch schwere Demüthigung seines Stolzes und seiner Manneswürde hatte erkaufen müssen, so werden wir den Zorn und die fieberhafte Aufregung begreifen, in welche ihn der am kaum geschlossenen Grabe Salomon Heine's heraufbeschworene chikanöse Streit über die Weiterzahlung einer Rente versetzte, die ihm — eine einzige kurze Unterbrechung abgerechnet — seit Jahren mit niemals stockender Regelmäßigkeit allmonatlich zugeflossen war. Der sorglose Poet hatte es ja von jeher verschmäht, die Launen des alten Millionärs nach Erbschleicherart zu hätscheln und zu streicheln, er wusste recht wohl, dass eine ihm feindselige Sippschaft von Schwiegersöhnen und Schwägern von jeher den Oheim umlagerte, bei

welchem er gegen die boshaftesten Verleumdungen keinen Fürsprecher hatte — niemals aber war ihm die Möglichkeit in den Sinn gekommen, dass die Familie des Onkels, dass sein leiblicher Vetter und Jugendfreund, dessen Krankenbett er einst in der furchtbaren Cholerazeit mit Gefahr des eigenen Lebens behütet, sich zu einer so ungroßmüthigen Handlung erniedrigen würde, ihn plötzlich ohne jeden triftigen Grund seiner wesentlichsten, stets für sicher gehaltenen Einnahme zu berauben. Schmerz, Zorn und Aufregung führten schon im Januar 1845 eine schlagartige Lähmung herbei, die sich zunächst auf die Augen warf, allmählich aber sich über die Brust hinunter zog. Das linke Auge blieb seit dieser Zeit völlig geschlossen; auch das rechte ward trüb, und das halb gelähmte Lid wollte sich nicht freiwillig mehr heben. Zu lesen vermochte der Erkrankte gar nicht mehr; eher gelang es ihm noch, zu schreiben, obschon er nur mit Mühe die jetzt groß und undeutlich aufs Papier gekritzelten Buchstaben seiner einst so schönen und regelmäßigen Handschrift entziffern konnte. Mit dem Diktieren hatte er schon früher — bei Abfassung des Textes zu den Shakspeare'schen Frauenbildern — einen Versuch gemacht; aber er fand, dass die prägnante Kürze und farbige Klarheit des Stils dabei verloren gehe, und die ungewohnte Anstrengung verursachte ihm Kopfkrämpfe[604]). „Mein Übel," schrieb er Ende Mai 1845 an Heinrich Laube[605]), „ist eigentlich eine Paralysie, welche leider zunimmt. Ich arbeite gar Nichts, kann keine sechs Zeilen hinter einander lesen, und suche mich zu zerstreuen; Herz und Magen, vielleicht auch das Gehirn, ist gesund." Da er, aus Furcht, dass die grellere Sonne des Südens seine Augen zu sehr angreifen würde, nicht in ein Pirenäenbad zu reisen wagte, zog er Anfangs Juni aufs Land nach Montmorency, wohin Mathilde ihn als treue Pflegerin begleitete. Die Wiederherstellung seiner Gesundheit erschien ihm als die Hauptsache, vor welcher alles Andere, sogar seine Finanznöthen und die Differenzen mit seiner Familie, einstweilen in den Hintergrund treten musste. „Ach, theurer Freund," klagte er bei der Rückkehr nach Paris seinem Verleger[606]), „die Unglücksfälle dieses Jahres haben so sehr mein Gemüth vertrübt, dass ich bis heute noch auf die heiteren Stunden vergebens geharrt... Man hat sich schrecklich an mir versündigt, man hat mit unerhörter Schändlichkeit an meinem Genius gefrevelt, ich kann mir die Wunde nicht länger verleugnen, und es werden Jahre hingehen, ehe der alte Humor wieder gesund sprudelt. Ein tieferer Ernst, ein unklarer Ungestüm hat mich ergriffen, der vielleicht eigenthümlich furchtbare Ausbrüche gestattet in Prosa und

Versen — aber Das ist doch nicht, was mir ziemt und was ich wollte. Einst süßestes Leben, jetzt Verdüsterung und Todeslust." In einem Briefe an Varnhagen vom 3. Januar 1846 erwähnt Heine ebenfalls, „wie entsetzlich ihm von seinen Sippen und Magen mitgespielt worden" [607]): — „Schwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eisernen Reif mir die Brust einklemmt, so wird auch die alte Energie wieder flügge werden. Ich fürchte jedoch, Das wird noch lange dauern. Der Verrath, der im Schoße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heitrer Luft getroffen und fast tödlich beschädigt. Wer die Umstände erwägt, wird hierin einen Meuchelmordsversuch sehen; die schleichende Mittelmäßigkeit, die zwanzig Jahre lang harrte, ingrimmig neidisch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesstunde erreicht. Im Grunde ist auch Das eine alte Geschichte, die sich immer erneut. Ja, ich bin sehr körperkrank, aber die Seele hat wenig gelitten; eine müde Blume, ist sie ein bischen gebeugt, aber keineswegs welk, und sie wurzelt noch fest in der Wahrheit und Liebe." Noch unter den letzten Krankheitspoesien Heine's befindet sich, außer der düsteren Phantasmagorie „Affrontenburg", in welcher der Dichter die Erinnerungen an alles ihm durch die Familie zugefügte Leid in ein martervolles Bild zusammen fasst, ein kurzes, scharfes Gedicht, das etwa ein Jahr vor seinem Tode geschrieben ward, und das mit den Strophen schließt:

Ach! Blutsfreunde sind es eben,
Welche mir den Tod gegeben,
Und die schnöde Meuchelthat
Ward verübet durch Verrath.

Siegfried gleich, dem hörnen Recken,
Wussten sie mich hinzustrecken —
Leicht erspäht Familienlist,
Wo der Held verwundbar ist.

Im Einklange hiemit sagt Heinrich Laube, welcher den Dichter im Frühjahr 1847 wieder besuchte und ihm zu jener Zeit am nächsten stand, in seinem Reiseberichte [608]): „Mich beschäftigte neben dem kranken Freunde vor allen Dingen die Frage, woher eine so ungewöhnliche und unerbittliche Krankheit, die offenbar in den geheimnisvollsten Verzweigungen zwischen Hirn und Nerven ihren Sitz hat als eine tückische, rastlos weiter kriechende Lähmung. Erreicht sie den Lebensmittelpunkt des Gehirns, so entsteht der Tod. Zorn und Ärger haben die Krankheit erregt durch eine Art von Schlagfluss. Nicht die hundert Kämpfe in Literatur und Politik haben diesem furchtbaren Fechter das Mindeste angethan; ein einziger Streich, welcher von seiner Familie ausgegangen, hat ihn zerstört. Es wird Dies seiner Familie ein tiefer Vorwurf

bleiben. Heine war fünfundvierzig Jahre alt, als ihn vor zwei Jahren dieser Streich betraf; er hatte noch Jahrzehnte schöpferischer Thätigkeit vor sich, und um der alltäglichsten Lappalien willen ward er von mittelmäßigen Menschen zerstört... Die guten Bürger und schlechten Musikanten mögen es nun vor der Nation verantworten, uns die geniale Dichterkraft gelähmt und getödtet zu haben aus kläglicher, trockener Scheelsucht. Wenn man von den Goldsäcken und sonstigen Herrlichkeiten der Familie Nichts mehr wissen wird, dann wird man durch diesen nun vor unsern Augen hinsterbenden Dichter den Namen Heine noch kennen und rühmen, und die literaturgeschichtliche Mythe wird hinzusetzen, er sei, wie Byron, durch Nadelstiche kleiner Verwandten vor der Zeit in den Tod gestoßen worden."

Die Lähmung schlich langsam weiter, ohne in der ersten Zeit eigentliche Schmerzen zu verursachen. Nur über „Genuss- und Lebenshindernisse" klagt Heine im Anfang des Jahres 1846[609]). „Ich küsse, fühle aber Nichts dabei, so stark gelähmt sind meine Lippen. Ganze Abende sitze ich schweigend neben meiner Frau am Kamin. ‚Quelle conversation allemande!' ruft sie dann manchmal seufzend aus... Auch der Gaumen und ein Theil der Zunge sind afficiert, und Alles, was ich esse, schmeckt mir wie Erde. Dieser Tage habe ich kaiserlich russische Bäder versucht, nach der strengsten Observanz. An Muth fehlt es mir nicht." — Die Hoffnung, durch ein persönliches Gespräch mit dem Vetter die obschwebende Differenz leichter schlichten zu können, und der sehnliche Wunsch, vor einer jeden Augenblick zu befürchtenden Verschlimmerung seines Leidens die geliebte Mutter noch ein letztes Mal an sein Herz zu drücken, gaben dem Dichter den Plan ein, im Frühjahr 1846 wieder nach Hamburg zu reisen, und von dort einen Abstecher nach Berlin zu machen, um den inzwischen zu großer Berühmtheit gelangten Jugendfreund Professor Dieffenbach wegen seiner Krankheit zu konsultieren. Mit Letzterem hatte Lassalle schon diesethalb geredet, und Heine hatte geantwortet[610]): „Dieffenbach's Freundschaft ist für mich ein tröstender Gedanke, ich sage zu meiner Krankheit: nimm dich in Acht, mich gar zu sehr zu molestieren, denn der heilende Gott ist mein Freund!" Aber durfte er wagen, nach Preußen zu kommen, ohne sich den schlimmsten Polizeibelästigungen auszusetzen? Darüber musste er sich vor Allem Gewissheit verschaffen. Alexander von Humboldt, der bei dem König in hoher Gunst stand, hatte ihn zwar bei seiner Anwesenheit in Paris im vorigen Jahre nicht aufgesucht, aber ihm früher wiederholt die freundlichste Theilnahme

bewiesen. Er schrieb also an Diesen unterm 11. Januar folgenden Brief, welcher hier zum ersten Mal aus dem in der Radowitz'schen Autographensammlung enthaltenen Originale vollständig mitgetheilt wird: „Herr Baron! Das Wohlwollen, womit Sie mich seit Jahren beehren, ermuthigt mich, Sie heute um einen Dienst anzugehen. Trübselige Familienangelegenheiten rufen mich dieses Frühjahr nach Hamburg, und ich möchte alsdann, die Gelegenheit benutzend, einen Abstecher für einige Tage nach Berlin machen, theils um alte Freunde wieder zu sehen, theils auch um die Berliner Ärzte über ein sehr bedenkliches Übel zu konsultieren. Bei einer solchen Reise, deren einziger Zweck Erheiterung und Gesundheit ist, darf ich wahrlich von keiner atra cura beängstigt werden, und ich wende mich an Sie, Herr Baron, mit der Bitte, durch Ihren hohen Einfluss mir von den resp. Behörden die bestimmte Zusicherung zu erwirken, dass ich von denselben während meiner Reise durch die königlich preußischen Staaten, wegen keinerlei Beschuldigungen, die auf die Vergangenheit Bezug haben, in Anspruch genommen werden soll. Ich weiß sehr gut, dass ein solches Gesuch keineswegs in Einklang steht mit den dortigen administrativen Bräuchen; aber in einer Zeit, die selbst etwas exceptionell ist, dürfte man sich vielleicht dazu verstehen, die alte Registratur mit einer Rubrik für exceptionelle Zeitgenossen zu bereichern. Empfangen Sie, Herr Baron, im Voraus meinen tief gefühlten Dank, und betrachten Sie meine Bitte selbst als einen Beweis der Verehrung, womit ich verharre, Herr Baron, Ihr ergebener und gehorsamer Heinrich Heine." — Die Bemühung Humboldt's war eine vergebliche, wie seine liebenswürdig offene Antwort uns belehrt: „Wenn nach einer so langen Reihe von Jahren Sie mir einmal wieder ein Zeichen des Lebens geben, wenn Sie sich meiner alten Bewunderung Ihres herrlichen, ein tiefes Naturgefühl athmenden ‚Buches der Lieder' erinnern, so darf ich nicht besorgen, dass Sie an der Aufrichtigkeit meines Dankes zweifeln, der Ihrem Vertrauen in einer so menschlichen Angelegenheit gebührt. Noch ehe ich Ihren Brief vom 11. Januar erhielt, hatte ich durch meinen geistreichen Freund Dieffenbach Kunde von Ihrem schweren physischen Leiden erhalten. Ihr Wunsch beschränkte sich auf die Erlaubnis, ohne Gefahr für Ihre persönliche Sicherheit, Berlin von Hamburg aus dieses Frühjahr auf einige Tage besuchen zu können, zu Ihrer Erholung, um hiesige Freunde einmal wieder zu sehen und Berliner Ärzte zu konsultieren. Da mir nicht unbekannt sein konnte, dass in Dem, was Sie als ‚die alte Registratur' bezeichnen, viele sehr bittere

Anklagen gegen Sie liegen, so habe ich gehofft, Ihrem Wunsche am besten zu entsprechen, wenn ich auf das zweite Motiv Ihrer Reise den größten Werth legte. Ich habe mit Wärme gehandelt und habe mir keine Art des Vorwurfs zu machen — aber es ist mir gar nicht geglückt. Die Verweigerung ist sogar so bestimmt gewesen, daß ich, Ihrer persönlichen Ruhe wegen, Sie ja bitten muß, den preußischen Boden nicht zu berühren. Ich glaube gegen Sie die Pflicht erfüllen zu müssen, Ihnen ganz mit der Offenheit zu schreiben, die Schriftsteller sich gegen einander schuldig sind. Empfangen Sie den Ausdruck meiner ausgezeichnetsten Hochachtung und die innigsten Wünsche für die Wiederherstellung Ihrer so tief erschütterten Gesundheit.“ Der zurückbehaltenen Kopie dieses Briefes fügte Humboldt die charakteristische Bemerkung bei: „Meine Antwort eine vorsichtige. Der König, der für die Gedichte unverwüstliche Vorliebe hegt, fand es hart trotz der schändlichen Spottgedichte auf Preußen, ihn zurückzuweisen, da es menschlicher wäre, ihn den Arzt konsultieren zu lassen, es auch bald sichtbar würde, daß sich hier das Publikum nicht um den alten Mann mit dem Gesichtsschmerz bekümmerte. Die Polizei wusste dem ihr fremden Zartgefühl zu widerstehen.“

Heine hatte indeß geringe Ursache, das Fehlschlagen seines Hamburg-Berliner Reiseprojektes sonderlich zu bedauern; denn im Laufe des Frühjahrs nahm seine Krankheit eine so bedenkliche Gestalt an, daß die Ärzte den Gebrauch eines Pirenäenbades für unbedingt nothwendig erklärten. Es stellte sich bereits Empfindungslosigkeit in den Fingern und am rechten Fuße ein, auf welchem der Dichter wie gelähmt einher ging, so daß er von seinen Ausgängen, die er, wie ein Blinder mit dem Stocke vor sich hintastend, noch allmorgenlich unternahm, sich mehr als ein Mal, auf den Arm eines Freundes gestützt, musste nach Hause geleiten lassen. Sein Zustand galt für so hoffnungslos, daß, als er Mitte Juli die Reise nach Barèges antrat, wenige seiner Bekannten ihn wieder zu sehen erwarteten. Unterwegs wurde sein Siechthum so unerträglich, daß er unfern von Bagnères de Bigorre den Wagen verlassen und sich auf einem Lehnsessel über das Gebirge tragen lassen musste. Ja, es verbreitete sich bald nach seiner Abreise von Paris durch einen Korrespondenzartikel der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ das Gerücht, daß H. Heine am 31. Juli im Glockenthale bei Thun im Kanton Bern, wohin ihn die Ärzte geschickt hätten, in Folge wiederholter Schlaganfälle seinen Leiden erlegen sei. Glücklicherweise

brachte fast gleichzeitig die „Augsburger Allgemeine Zeitung" vom 5. August eine Originalkorrespondenz des Dichters aus Barèges, welche den Ungrund jener Trauerkunde darthat. Heine fühlte sich übrigens durch die falsche Todesnachricht sehr verstimmt, es erschien ihm als eine zweifelhafte Freude, daſs es ihm vergönnt sei, seinen eigenen Nekrolog zu lesen und bei lebendigem Leibe „komplet mythisch zu werden," und er schrieb an Campe aus Tarbes auf der Rückreise nach Paris am 1. September folgenden düsteren Bericht über den vereitelten Erfolg seiner Badekur[611]): „Leider hat mein Zustand, der sich seit Ende Mai bedenklich verschlimmert, in diesem Augenblick eine so ernsthafte Form angenommen, daſs ich selbst erschrecke. Während der ersten Wochen, die ich in Barèges zubrachte, hatte ich mich etwas erholt und Hoffnung geschöpft, aber seitdem ging es den Schneckengang; meine Sprachwerkzeuge sind so gelähmt, daſs ich nicht sprechen kann, und essen kann ich nicht seit vier Monat, wegen der Schwierigkeit des Kauens und Schluckens und der Abwesenheit des Geschmacks. Auch bin ich entsetzlich abgemagert, mein armer Bauch ist kläglich verschwunden, und ich sehe aus wie ein dürrer einäugiger Hannibal. Traurige Symptome (beständige Ohnmachten) haben mich nun bestimmt, nach Paris zurück zu eilen, und gestern hab' ich Barèges verlassen. Ich bin keineswegs ängstlich, sondern sehr gefasst, und trage, wie bisher, mit Geduld, was sich nicht ändern lässt und ein altes Menschenschicksal ist. Meine Meinung geht dahin, daſs ich nicht mehr zu retten bin, daſs ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder höchstens zwei Jahre, in einer trübseligen Agonie mich hinfristen kann. Nun, Das geht mich nicht an, Das ist die Sorge der ewigen Götter, die mir Nichts vorzuwerfen haben, und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdselige Bewusstsein, ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weiſsen Abgrund begleiten — Unter uns gesagt, dieser letztere ist das wenigst Furchtbare, das Sterben ist etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod giebt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube... Mein Geist ist klar, sogar schöpferisch geweckt, aber nicht so beseligend heiter wie in den Tagen meines Glücks. Gott verzeihe meiner Familie die Versündigung, die sie an mir verschuldet! Wahrlich, nicht die Geldsache, sondern die moralische Entrüstung, daſs mein intimster Jugendfreund und Blutsverwandter das Wort seines Vaters nicht in Ehren gehalten hat, Das hat mir die

Knochen im Herzen gebrochen, und ich sterbe an diesem Bruch. — Wie ich höre, hat meine falsche Todesnachricht meinen Vetter sehr erschreckt; er hatte wahrlich erschreckende Gründe... Meine Finanzen sind schlecht, diese Reise nach Barèges hat mich schier ausgebeutelt, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich die zunehmenden Lebenskosten diesen Winter erschwinge. Selbst indem ich die 200 Mark Banko, die ich dieses Jahr von Ihnen zu fordern habe, bei meiner Ankunft in Paris auf Sie abgebe, bin ich noch nicht sehr gefördert! Bloß meine Ärzte haben mir in einem Monat mehr gekostet! Doch genug davon, ich gerathe hier auf das Kapitel, das in jedem deutschen Dichterleben so fürchterlich bitter rebaschiert wird."

Kurz nach seiner Ankunft in Paris entwarf Heine ein neues, in deutscher Sprache abgefasstes Testament, folgenden Wortlauts: „Dieses ist mein Testament, wie ich es eigenhändig zu Paris den 27. September 1846 niedergeschrieben habe. — Obgleich ich von der Natur und vom Glücke mehr als andere Menschen begünstigt ward; obgleich es mir zur Ausbeutung meiner Geistesgaben weder an Verstand noch an Gelegenheit gebrach; obgleich ich, aufs engste befreundet mit den Reichsten und Mächtigsten dieser Erde, nur zuzugreifen brauchte, um Gold und Ämter zu erlangen: so sterbe ich dennoch ohne Vermögen und Würden. Mein Herz hat es so gewollt, denn ich liebte immer die Wahrheit und verabscheute die Lüge. Meine Hinterlassenschaft ist daher sehr geringfügig, und ich sehe mit Betrübnis, dass ich meine arme Ehefrau, die ich, weil ich sie unsäglich liebte, auch unsäglich verwöhnte, verhältnismäßig mit ihren Bedürfnissen in einem vielleicht an Dürftigkeit grenzenden Zustand zurücklasse. Wie Dem auch sei, die spärlichen Besitzthümer, die meinen Nachlass ausmachen, vermache ich meiner Ehefrau Mathilde Crescentia Heine, geb. Mirat, die, eben so treu wie schön, mir das Dasein erheitert hat. — Die Herren Sichel, Dr. med., und Mr. Mignet, secrétaire perpétuel de l'académie des sciences morales et politiques, die mir schon so viele Liebesdienste erwiesen, beauftrage ich mit der Vertretung aller Erbschaftsinteressen meiner Frau, so wie überhaupt mit der Exekution dieses Testamentes. — Meinen Verleger Julius Campe bitte ich, es dergestalt einzurichten, dass die Pension, die ich als Honorar meiner Gesammtwerke von ihm beziehe, und die er nach meinem Tode ebenfalls lebenslänglich meiner Frau auszuzahlen hat, von Derselben hier in Paris und, wo möglich, in monatlichen Terminen bezogen werden kann. Was das Jahrgehalt betrifft, das mir mein seliger Oheim Salomon

Heine zugesagt, und das nach meinem Tode zur Hälfte auf meine Wittwe übergehen sollte, so bitte ich meinen Vetter Karl Heine der rührend zarten Vorliebe zu gedenken, womit sein Vater immer meine Frau behandelt hat, und ich hoffe, er wird ihr gern kleine Summen in einer Weise zusichern, die weder zu späteren Demüthigungen noch zu Kümmernissen Anlaß geben kann; ich zweifle nicht, daß nach meinem Hinscheiden sein großmüthiges Herz sich wieder der Freundschaft erinnern wird, die uns einst so innig verbunden und deren Verlust mir den tödlichsten Schmerz verursacht hat. — Obgleich ich hoffe, die Herausgabe meiner Gesammtwerke noch selber besorgen zu können, so kann ich doch nicht umhin, hier zu bestimmen, daß, stürbe ich, bevor diese Arbeit vollbracht, die Herren Drs. Hermann Detmold zu Hannover und Heinrich Laube zu Leipzig beauftragt sind, mich hier zu ersetzen, und es wäre mir genehm, wenn Letzterer, Heinrich Laube, mit einem kurzen Lebensabriß die Gesammtausgabe begleiten wollte. — Ich verordne, daß mein Leichenbegängnis so einfach sei und so wenig kostspielig, wie das des geringsten Mannes im Volke. Sterbe ich in Paris, so will ich auf dem Kirchhofe des Montmartre begraben werden, auf keinem andern, denn unter der Bevölkerung des Faubourg Montmartre habe ich mein liebstes Leben gelebt. Obgleich ich der lutherisch-protestantischen Konfession angehöre, so wünsche ich doch in jenem Theile des Kirchhofs beerdigt zu werden, welcher den Bekennern des römisch-katholischen Glaubens angewiesen ist, damit die irdischen Reste meiner Frau, die dieser Religion mit großem Eifer zugethan ist, einst neben den meinigen ruhen können; wird mir eine solche Vergünstigung von der christlichen Barmherzigkeit der französischen Geistlichkeit bewilligt, so wünsche ich, daß man mir in der erwähnten Abtheilung des Gottesackers ein Erbbegräbnis kaufe; zeigen sich aber klerikale Schwierigkeiten, genügt mir ein Terrain der wohlfeilsten Art. — Meiner edlen und hochherzigen Mutter, die so Viel für mich gethan, so wie auch meinen theuern Geschwistern, mit denen ich im ungetrübtesten Einverständnisse gelebt, sage ich ein letztes Lebewohl. Leb wohl auch du, deutsche Heimat, Land der Räthsel und der Schmerzen; werde hell und glücklich! Lebt wohl, ihr geistreichen guten Franzosen, die ich so sehr geliebt habe! Ich danke euch für eure heitere Gastfreundschaft."

Wenige Tage nach Abfassung dieses Testamentes erhielt der Dichter von seinem Vetter Karl Heine einen liebreichen Freundschaftsbrief, worin Derselbe mit den Ausdrücken lebhaften Bedauerns über den schlechten Erfolg

der Badekur die Anzeige verband, dass er die Auszahlung der streitigen Pension nunmehr angeordnet habe und die ganze Differenz bei einem demnächstigen Besuche in Paris zu beseitigen hoffe. Dieser Besuch fand am 25. Februar 1847 statt, und hatte das Resultat, dass Karl Heine sich bereitwillig verpflichtete, die Hälfte der Jahresrente nach dem Ableben des Dichters an Dessen Wittwe fortzuzahlen, — jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, dass weder bei Lebzeiten, noch nach dem Tode H. Heine's irgend ein Schriftstück Desselben publiciert würde, dessen Veröffentlichung im Mindesten kränkend für die Familie Karl Heine's oder für die Verwandten seiner Frau, einer gebornen Fould-Furtado, sei. Karl Heine hatte es schon sehr übel vermerkt, dass der Dichter in seinen Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung" sich einige Sticheleien über die Deputierten Achille und Benoit Fould erlaubt hatte[612]), und er sprach offen die Befürchtung aus, dass weit schlimmere Angriffe gegen ihn selbst und ihm nahe stehende Personen noch im Pult des Schriftstellers ihrer Veröffentlichung harrten. Er äußerte die bestimmte Drohung, der Wittwe Desselben jegliche Unterstützung entziehen zu wollen, so bald irgend ein derartiges Schriftstück, geschehe es selbst wider Willen des Verfassers und lange nach seinem Tode, das Licht der Welt erblicke. Heinrich Heine war daher ängstlich besorgt, in seinen Papieren jedes herbe Wort über seinen Vetter und Dessen Familie auszumerzen, im Gespräche mit Freunden und Bekannten jede Äußerung der Klage und des Unmuths über Karl Heine zu vermeiden, und Demselben sogar eine Art öffentlicher Ehrenerklärung zu geben, als im Jahre 1849 das irrige Gerücht einer gänzlichen Vernachlässigung des Kranken von Seiten seines reichen Verwandten die Presse durchlief[613]). — Am Tage nach dem Besuche Karl Heine's fügte der Dichter dem obigen Testamentsentwurfe folgenden Nachtrag an: „Seitdem ich dieses Testament schrieb, hat eine Aussöhnung zwischen mir und meinem Vetter Karl Heine stattgefunden, und die Ausdrücke, womit ich ihm oben meine überlebende Gattin empfahl, sind heute nicht mehr die geziemenden; denn als ich ihn gestern in dieser Beziehung sprach, beschämte er mich fast durch den Vorwurf, wie ich nur im Mindesten daran zweifeln konnte, dass er nicht für meine Wittwe hinlänglich sorgen würde, und mit der liebreichsten Bereitwilligkeit übernahm er die Verpflichtung, meiner Frau nach meinem Tode die Hälfte meiner Pension alljährlich auszuzahlen; — ja, er verrieth hier wieder sein ganzes edles Gemüth, seine ganze Liebe, und als er mir zum Pfande seines feierlichen Versprechens die Hand reichte,

drückte ich sie an meine Lippen, so tief war ich erschüttert und so sehr glich er in diesem Momente seinem seligen Vater, meinem armen Oheim, dem ich so oft wie ein Kind die Hand küsste, wenn er mir eine Güte erwies. Ach, mit meinem Oheim erlosch der Stern meines Glückes! Ich bin sehr krank, und wundere mich darüber, wie ich alle diese Leiden ertrage. Trost und Stärkung finde ich allein in den Großgefühlen und unverwelkbaren Herrlichkeiten meines Bewusstseins." — In einem späteren, französisch abgefassten Testamentsentwurfe vom 10. Juni 1848 [614]) und in dem allein rechtsgültigen, am 13. November 1851 in französischer Sprache diktierten, notariell beglaubigten Testamente sprach der Dichter die weitere inständige Bitte an seinen Vetter aus, die in Rede stehende Pension seiner Wittwe nicht um die Hälfte zu schmälern, sondern ihr dieselbe unverkürzt auszuzahlen. „Denn jene Pension," bemerkt H. Heine auch in einem gleichzeitigen Briefe an seinen Verleger [615]), „war doch im Grunde nur die Rente eines Kapitals, welches mein Oheim für mich bestimmte, wie aus allen Umständen zu schließen war, da er z. B. manchmal, wenn ich ihm eine Karotte riss, mich bedrohte, mir die Summe von jenem Kapitale abzuziehen." — „Es ist mehr als wahrscheinlich," heißt es in dem betreffenden Testamentsparagraphen [616]), „dass ich nicht nöthig gehabt hätte, diesen Appell an die Freigebigkeit meines Vetters zu richten; denn ich bin überzeugt, dass er mit der ersten Schaufel Erde, die er, nach seinem Rechte als mein nächster Anverwandter, auf mein Grab werfen wird, wenn er sich zur Zeit meines Abscheidens in Paris befindet, all' jene peinlichen Beklagnisse vergessen wird, die ich so sehr bedauert und durch ein langwieriges Sterbelager gesühnt habe; er wird sich dann gewiss nur unserer einstmaligen herzlichen Freundschaft erinnern, jener Verwandtschaft und Übereinstimmung der Gefühle, die uns seit unserer zarten Jugend verband, und er wird der Wittwe seines Freundes einen echt väterlichen Schutz angedeihen lassen; aber es ist für die Ruhe der Einen wie der Andern nicht unnütz, dass die Lebenden wissen, was die Todten von ihnen begehren." Wir haben Nichts darüber erfahren, ob Karl Heine diesem Appell entsprach und seit dem Tode des Dichters die Pension von 4800 Franks unverkürzt an die Wittwe Desselben auszahlte; jedenfalls aber vermögen wir zu seiner Ehre zu berichten, dass er in seinen testamentarischen Verfügungen den Betrag jener Jahresrente auf die noch etwas höhere Summe von 5000 Franks festgestellt.

Wenn auch die Gelddifferenz endlich gehoben war, so ließ der peinliche

Erbschaftsstreit doch eine unheilbare Wunde im Herzen des Dichters zurück. Davon zeugen nicht allein die melancholischen Worte des Testamentes, sondern auch zahlreiche Stellen seiner Briefe. „Das Vertrauen zu meiner Familie ist dahin," schrieb er seinem Freunde Julius Campe[517]), „und Karl Heine, wie reich er auch ist und wie liebreich er sich mir zuwendet, so wäre er doch der Letzte, an den ich mich in irgend einer Lebensnoth wenden würde. Ich habe hartnäckig darauf bestanden, daß er mir bis auf den letzten Schilling auszahle, wozu ich mich durch das Wort seines Vaters berechtigt glaubte, aber wahrhaftig, ich würde auch keinen Schilling mehr von ihm annehmen. Wir haben Beide große Thorheiten begangen, aber ich bezahle sie viel theurer, mit dem Rest meiner Gesundheit... Liebster Freund, es geht mir herzlich schlecht, obgleich ich von aller Welt in diesem Augenblick — ausgenommen von meiner miserabeln Sippschaft — gehätschelt und gestreichelt werde. Was Letztere betrifft, so hat Laube's Brief in der ‚Allgemeinen Zeitung', wo er unumwunden Dieselbe einer feigen Meuchelei bezichtigt, hier und allerorten die beistimmendste Entrüstung erregt. In Bezug Karl Heine's hat er nicht die ganze Wahrheit gesagt; ich habe nämlich keineswegs Grund, mit ihm zufrieden zu sein. Daß Derselbe, während ich dem Grabe nahe stehe, die Verpflichtung übernommen hat, meiner Wittwe die Hälfte meiner Pension lebenslänglich zu zahlen, ist fürwahr keine so kolossale Großmuth. Ich habe aber, ich gestehe es, nicht mehr verlangt, da ich einst auch von meinem Oheim keine höhere Zusicherung empfangen, auch nicht in Anspruch genommen, freilich damals in der Voraussetzung, daß ich noch lange Jahre bis in hohes Alter mich durchschlagen und vielleicht gar mein Weib überleben würde! Ich habe nicht ohne Absicht Sie darauf aufmerksam machen wollen, welche Bewandtnis es hat mit der Versöhnung, die mir Karl Heine oktroyiert, und wobei aber seine Börse ganz unberührt geblieben. Da jetzt meine Bedürfnisse, wegen der Krankheitspflege, fast verdreifacht, da ich gar Wenig erschreiben kann, so würde der Himmel mich sogar in eine große Verlegenheit setzen, wenn er mir ein längeres Leben schenkte. Gottlob, ich werde just auskommen, ohne irgend eine Bassesse begangen zu haben." In späterer Zeit, als der Krankheitszustand des Dichters sich verschlimmerte, ließ ihm Karl Heine außerordentliche trimestrielle Zuschüsse angedeihen, die, zu gleicher Zeit mit der Pension ausgezahlt, den Betrag derselben fast auf das Doppelte erhöhten. Dennoch war der Kranke genöthigt, um die Kosten seiner Pflege zu erschwingen,

erhebliche Anleihen bei seinen Brüdern zu machen. „Meine Krankheit ist ein goldfressendes Thier, nicht bloß blutsaugend,“ schrieb er an Campe[618]) .... „Sie wissen, dass Karl Heine's Großmuth kaum bis an die Waden meiner Bedürfnisse reicht ... Mein Vetter hat unter den obwaltenden Verhältnissen genug gethan, und von dieser Seite kann und will ich Nichts mehr in Anspruch nehmen. Betteln ist eine sehr unangenehme Sache, betteln aber und Nichts bekommen ist noch unangenehmer, und völliges Mangelleiden wäre solcher Unannehmlichkeit vorzuziehen; ich habe daher auf solcherlei Ressourcen ein für alle Mal resigniert.“

Die Krankheit Heinrich Heine's hatte bereits im Frühjahr 1847 traurige Fortschritte gemacht. Die Kälte des Winters hatte auch die Brust, welche im Herbst noch nicht leidend gewesen, stark angegriffen, der Dichter klagte über „verflucht schlechte brustgluckfende Nächte,“ und — „hätte ich nicht Frau und Papagei,“ schrieb er an Heinrich Laube, welcher damals wieder nach Paris kam [619]), „ich würde (Gott verzeih' mir die Sünde) wie ein Römer der Misère ein Ende machen!“ Gern hätte er in einem südlichen Klima, in Nizza oder Neapel, Linderung seiner Leiden gesucht, aber der Zustand seiner Finanzen erlaubte nicht eine so kostspielige Reise, und er musste sich deshalb begnügen, während des Sommers abermals die erfrischende Stille eines Landaufenthaltes in Montmorency zu genießen. Levin Schücking, Alfred Meißner, Kertbeny, Laube und andere Freunde, welche ihn in jenem Jahre besuchten, schildern mit übereinstimmender Trauer die Verwüstungen, welche die Krankheit binnen weniger Monate angerichtet. „Da saß er,“ schreibt Laube [620]), „neben seiner in gesunder Körperfülle blühenden Frau, an einer Mittagstafel, die nicht für ihn mehr gedeckt war. Von einem feisten, aus kleinen schalkhaften Augen Funken sprühenden Lebemann hatte ich vor sieben Jahren lachend Abschied genommen — jetzt umarmte ich fast weinend ein mageres Männchen, in dessen Antlitz kein Blick des Auges mehr zu finden war. Damals glänzend und fein wie ein weltlicher Abbé, trug er das lange Haar glatt gekämmt, und der kastanienbraune Schimmer desselben tänzelte lieblich im Strahle des Lichtes; damals war das volle Gesicht glatt wie das eines Kammerherrn, jetzt war es eingefasst von einem grauen Barte, weil die schmerzlich erregten Nerven das Schermesser nicht mehr ertrugen; jetzt hing das trocken gewordene Haar immer noch lang, aber verwildert, grau gesprenkelt um die hohe Stirn und die breiten Schläfe. Die feine Nase war länger und spitzer, der anmuthige Mund war schmerzlich verzogen

geworden. Sonst neigte er das Haupt gern ein wenig abwärts, als suche er muthwillig das schwache Fundament der wackligen Menschenkinder zu ergründen, jetzt war es immer gewaltsam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten Auges in die kleine noch offene Spalte zwischen den Lidern kommen und sehen könne. Er trug sein Leiden mit großer Standhaftigkeit, ja, er entwickelte kaltblütig die sicheren Fortschritte, die entsetzlichen Steigerungen und das schmerzhafte Ende desselben, und er entwickelte diese Zukunft ganz in der grausam witzigen Form, welche er in seinen Schriften den unangenehmsten Gegnern hatte angedeihen lassen. ‚Gerechtigkeit muß walten‘, sagte er mit zuckendem Lächeln, ‚und ihr seht jetzt, daß ihr mir immer Unrecht gethan, wenn ihr meinen Kopfschmerz und meine Verstimmung so oft meiner moralischen Unart zugeschrieben habt. Ich war nie moralisch. Es war ein ganz physischer Leidenskrebs, der mich immer gezwickt hat und nun zerfleischt.‘ Seine Krankheit hatte etwas Heimliches und Leises, welches an das giftige Lecken einer Schlange gemahnt: an jedem Morgen konnte plötzlich ein Hauptorgan seinen Dienst versagen. ‚Sie stammt eben aus dem Lebensmarke‘, sprach er trocken vor sich hin; ‚die Ärzte mögen mich trösten, wie sie wollen, ich habe Nichts zu erwarten, als ein erbärmliches Siechthum, wahrscheinlich voller Abwechselungen. Letzteres hat Einiges für sich. Wenn man plötzlich taub aufwacht, so vergisst man einige Zeit, daß man vorher schon blind gewesen ist. Und was hat's für einen Zweck? Gar keinen. Zu bessern bin ich nicht mehr, und Jehova hab' ich immer respektiert; er brauchte mich nicht martern zu lassen. Höchstens ist diese Passionsgeschichte eine Reklame für die Gesammtausgabe meiner Werke zum Vortheile Campe's und meiner Frau.‘“ — „Die frühere gesunde Röthe,“ so ergänzt Schücking dies ergreifende Bild[621]), „war von seinem Antlitz gewichen und hatte einer feinen Wachsbleiche Platz gemacht; fein waren alle Züge geworden, sie waren verklärt, vergeistigt, es war ein Kopf von unendlicher Schönheit, ein wahrer Christuskopf, der sich mir zuwandte. Betroffen über diese wunderbare Veränderung und eben so erschrocken, sagte ich mir, daß er in dem Zustande, worin er sich zu befinden schien, nicht sechs Wochen mehr leben könne. Und doch lebte er noch volle acht Jahre!“

Zweites Kapitel.

Die Matratzengruft.

An einem Januarabend des Jahres 1848 saß Ludwig Philipp allein mit zwei deutschen Staatsmännern in einem Zimmer des Tuilerienschlosses. Der Eine war der preußische Gesandte am französischen Hofe, Freiherr Heinrich von Arnim; der Andere war der hoch konservative General Joseph von Radowitz, welcher, in Sonderbunds-Angelegenheiten nach Paris geschickt, zugleich die geheime Mission hatte, den liberal gesinnten Arnim, der bei Ludwig Philipp und Guizot gleich schlecht angeschrieben stand, von seinem Posten zu verdrängen und sein Nachfolger zu werden. Der König brachte das Gespräch auf die Befestigungen von Paris und suchte den General zu überzeugen, daß dieselben jedes Gelingen eines Volksaufstands unmöglich machten. Auf einem Tische entfaltete er die Karten und Pläne, und besprach mit steigender Lebhaftigkeit alle denkbaren Eventualitäten einer Insurrektion. Als ein Specifikum hob er hervor, daß bei der Bewältigung eines Aufstands immer eine Abtheilung Nationalgarde vorangehen und eine Abtheilung regulärer Truppen nachfolgen müsse. „Es giebt zwei Möglichkeiten", docierte er. „Entweder die Nationalgarde ist treu; nun, dann ist Alles gut, und ihr Voranschreiten macht den günstigsten Eindruck. Oder sie wankt; dann wird sie im Rücken angegriffen und niedergeschossen." Radowitz hörte mit Andacht zu, er war von dieser Allerweltsweisheit gläubig erbaut, und wenn er auch nicht gerade die bekannten Worte gebraucht hat, daß der Julithron auf demantenen Säulen ruhe, so war Das doch der

Sinn seiner diplomatischen Berichte. Arnim aber war empört über eine so maßlose Zuversicht, er hatte den Eindruck, „dass Gott aufhöre, der Herr und Meister zu sein, wenn diese verruchte Selbstgewissheit nicht einen Denkzettel erhalte“, und er schrieb in einer Depesche vom 13. Februar die denkwürdigen Worte: „Die Julimonarchie ist ein Mechanismus. Er geht, weil er aufgezogen ist. Aber der Schlüssel ist verloren gegangen. Wenn die Uhr still steht, kann sie Niemand aufziehen. Und vielleicht steht sie sehr bald still.“

Arnim hatte gut geweissagt. Elf Tage später stand der künstliche Mechanismus der Julimonarchie still, und die raffinierte Schlauheit Ludwig Philipp's hatte den Sieg der Volkssache kaum um einen Tag zu verzögern vermocht.

Der rasche Umschwung der politischen Ereignisse in Frankreich kam für Heinrich Heine nicht minder überraschend, als für die übrige Welt. Er hatte sich, wie Radowitz, durch die abgefeimte Regierungskunst Ludwig Philipp's imponieren lassen, und auch jetzt schrieb er den Sturz des Königs vorherrschend dem Zufall eines plötzlichen Kriegsglückes der Republikaner zu. „Für alte Leute“, sagte er, „ist das Kriegsglück selten, Ludwig Philipp riss aus in der ersten Verwirrung der Schlacht, und so kamen wir in die Republik, ohne zu wissen, wie uns geschah.“

Anfangs Februar hatte sich Heine, um dem Geräusche der Stadt zu entfliehen und gesündere Luft zu haben, nach einer Heilanstalt in der Rue de l'Ourcine begeben, die noch über den Jardin des Plantes hinaus an der Barrière de la Santé liegt. Er war am 23. Februar nach seiner Stadtwohnung im Faubourg Montmartre gefahren, um dort bei seiner Frau mit seinem Arzte ein kleines Diner einzunehmen, als die ersten Stürme des Kampfes losbrachen. Der Wagen, den man für die Rückkehr in das Krankenhaus holte, ward umgeworfen zum Barrikadenbau, und Heine hatte Noth, wieder dorthin zurück zu gelangen. „Welch ein Unglück“, seufzte er[622]), „solche Revolutionen in meinem Zustande zu erleben! Ich hätte müssen todt oder gesund sein.“ — Am meisten interessierte ihn die voraussichtliche Rückwirkung der Februar-Revolution auf die politischen Verhältnisse in Deutschland. Trotz des schlechten Zustandes seiner Augen, verfasste er am 3. März unter dem frischen Eindruck des gewaltigen Dramas sogar noch einen Korrespondenzbericht für die „Allgemeine Zeitung“, der bei weitem nicht so grämlich wie die späteren pessimistischen Äußerungen des Dichters über das große Ereignis klingt. „Ich habe“ — so lautet der seither nie

wieder abgedruckte Aufsatz, welcher zugleich der letzte Bericht Heine's für die „Allgemeine Zeitung“ war — „ich habe Ihnen über die Ereignisse der drei großen Februartage noch nicht schreiben können, denn der Kopf war mir ganz betäubt. Beständig Getrommel, Schießen und Marseillaise. Letztere, das unaufhörliche Lied, sprengte mir fast das Gehirn, und ach! das staatsgefährlichste Gedankengesindel, das ich dort seit Jahren eingekerkert hielt, brach wieder hervor. Um den Aufruhr, der in meinem Gemüthe entstand, einigermaßen zu dämpfen, summte ich zuweilen vor mich hin irgend eine heimatlich fromme Melodie, z. B. ‚Heil dir im Siegerkranz‘ oder ‚Üb du nur Treu und Redlichkeit‘ — vergebens! der welsche Teufelsgesang überdröhnte in mir alle bessern Laute. Ich fürchte, die dämonischen Freveltöne werden in Bälde auch euch zu Ohren kommen und ihr werdet ebenfalls ihre verlockende Macht erfahren. So ungefähr muss das Lied geklungen haben, das der Rattenfänger von Hameln pfiff. Wiederholt sich der große Autor? Geht ihm die Schöpfungskraft aus? Hat er das Drama, das er uns vorigen Februar zum Besten gab, nicht schon vor achtzehn Jahren ebenfalls zu Paris aufführen lassen unter dem Titel ‚Die Julius-Revolution‘? Aber ein gutes Stück kann man zweimal sehen. Jedenfalls ist es verbessert und vermehrt, und zumal der Schluss ist neu und ward mit rauschendem Beifall aufgenommen. Ich hatte einen guten Platz, um der Vorstellung beizuwohnen, ich hatte gleichsam einen Sperrsitz, da die Straße, wo ich mich zufällig befand, von beiden Seiten durch Barrikaden gesperrt wurde. Nur mit knapper Noth konnte man mich wieder nach meiner Behausung bringen. Gelegenheit hatte ich hier vollauf, das Talent zu bewundern, das die Franzosen bei dem Bau ihrer Barrikaden beurkunden. Jene hohen Bollwerke und Verschanzungen, zu deren Anfertigung die deutsche Gründlichkeit ganze Tage bedürfte, sie werden hier in einigen Minuten improvisiert, sie springen wie durch Zauber aus dem Boden hervor, und man sollte glauben, die Erdgeister hätten dabei unsichtbar die Hand im Spiel. Die Franzosen sind das Volk der Geschwindigkeit. Die Heldenthaten, die sie in jenen Februartagen verrichteten, erfüllen uns ebenfalls wieder mit Erstaunen, aber wir wollen uns doch nicht davon verblüffen lassen. Auch andere Leute haben Muth: der Mensch ist seiner Natur nach eine tapfere Bestie. Die Todesverachtung, womit die französischen Ouvriers gefochten haben, sollte uns eigentlich nur deſshalb in Verwunderung setzen, weil sie keineswegs aus einem religiösen Bewusstsein entspringt und

keinen Halt findet in dem schönen Glauben an ein Jenseits, wo man den Lohn dafür bekömmt, dass man hier auf Erden fürs Vaterland gestorben ist. Eben so groß wie die Tapferkeit, ich möchte auch sagen eben so uneigennützig, war die Ehrlichkeit, wodurch jene armen Leute in Kittel und Lumpen sich auszeichneten. Ja, ihre Ehrlichkeit war uneigennützig und dadurch verschieden von jener krämerhaften Berechnung, wonach durch ausdauernde Ehrlichkeit mehr Kunden und Gewinn entsteht, als durch die Befriedigung diebischer Gelüste, die uns am Ende doch nicht weit fördern: ehrlich währt am längsten. Die Reichen waren nicht wenig darüber erstaunt, dass die armen Hungerleider, die während drei Tagen in Paris herrschten, sich doch nie an fremdem Eigenthum vergriffen. Die Reichen zitterten für ihre Geldkasten und machten große Augen, als nirgends gestohlen wurde. Die Strenge, womit das Volk gegen etwelche Diebe verfuhr, die man auf der That ertappte, war Manchen sogar nicht ganz recht, und es ward gewissen Leuten beinahe unheimlich zu Muthe, als sie vernahmen, dass man Diebe auf der Stelle erschieße. Unter einem solchen Regimente, dachten sie, ist man am Ende doch seines Lebens nicht sicher. Zerstört ward Vieles von der Volkswuth, zumal im Palais-royal und in den Tuilerien, geplündert ward nirgends. Nur Waffen nahm man, wo man sie fand, und in jenen königlichen Pallästen ward auch dem Volk erlaubt, die vorgefundenen Lebensmittel sich zuzueignen. Ein Junge von fünfzehn Jahren, der in unserm Hause wohnt und sich mitgeschlagen, brachte seiner kranken Großmutter einen Topf Konfitüren mit, die er in den Tuilerien eroberte. Der kleine Held hatte Nichts davon genascht und brachte den Topf unerbrochen nach Haus. Wie freute er sich, dass die alte Frau die Konfitüren Ludwig Philipp's, wie er sie nannte, so äußerst wohlschmeckend fand! Armer Ludwig Philipp! In so hohem Alter wieder zum Wanderstab greifen! Und in das nebelkalte England, wo die Konfitüren des Exils doppelt bitter schmecken!" — Schon acht Tage später machte Heine seiner Verstimmung über das revolutionäre Chaos, dessen Fluthwellen mit beängstigendem Toben an das Ohr des Leidenden schlugen, in weit herberen Ausdrücken Luft. „Meine Gefühle bei dem Umschwung, den ich unter meinen Augen vor sich gehen sah, können Sie sich leicht vorstellen", schrieb er an Alfred Meißner[623]). „Sie wissen, dass ich kein Republikaner war, und werden nicht erstaunt sein, dass ich noch keiner geworden. Was die Welt jetzt treibt und hofft, ist meinem Herzen völlig fremd, ich beuge mich vor dem Schicksal, weil ich zu

schwach bin, ihm die Stirn bieten, aber ich mag ihm den Saum seines Kleides nicht küssen, um keinen nackteren Ausdruck zu gebrauchen. Daß ich einen Augenblick furchtbar bewegt wurde, daß es mir kalt über den Rücken und die Arme wie stechende Nadeln lief, Das wird Sie nicht verwundern. Nun, es ist vorüber gegangen. Auch war es sehr lästig, als ich rings um mich lauter alte Römergesichter sah, das Pathos an der Tagesordnung war, und Venedey ein Held des Tages. Gerne wollte ich aus dem mich beängstigenden Getümmel des öffentlichen Lebens wegflüchten, in den unvergänglichen Frühling der Poesie und der unvergänglichen Dinge, wenn ich nur besser gehen könnte und nicht so krank wäre. Aber meine Gebresten, die ich allenthalben mitschleppen muß, erdrücken mich schier, und ich glaube, Sie müssen sich sputen, lieber Freund, wenn Sie mich noch sehen wollen." — „Über die Zeitereignisse sag' ich Nichts", heißt es in einem Briefe an Campe vom 9. Juli 1848[524]). „Das ist Universalanarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordener Gotteswahnsinn! Der Alte muß eingesperrt werden, wenn Das so fortgeht. Das haben die Atheisten verschuldet, die ihn toll geärgert." — „Es wird nicht lange mehr so bleiben", sagte er bitter lächelnd im März oder April 1849 zu Alfred Meißner, als Dieser bei einem Besuche das Gespräch auf die Tagespolitik brachte[525]). „Ein Staatsstreich ist ein öffentliches Geheimnis. Man plaudert so viel von ihm, daß man gar nicht mehr daran glaubt, aber er bleibt nicht aus. Der Präsident arbeitet nach der Schablone seines Onkels nnd geht auf den achtzehnten Brumaire los. Nur zu! nur zu!" — Verstehen Sie mich recht," fuhr er fort, indem er die Hand seines jungen Freundes ergriff. „Als vor ungefähr einem Jahre die Republik proklamiert wurde, war der Welt zu Muthe, als ob Etwas, das Nichts als ein Traum war und ein Traum sein sollte, Realität geworden wäre. Aber ich habe das Unglück, Frankreich durch langjährigen Aufenthalt nur zu genau zu kennen, und ich bin über Das, was wir zu erwarten haben, gar nicht im Unklaren. Die Republik ist Nichts weiter als ein Namenswechsel, ein revolutionärer Titel. Wie könnte sich diese korrupte, weichliche Gesellschaft so schnell verwandeln? Geld machen, Ämter erhaschen, vierspännig fahren, eine Theaterloge besitzen, aus einem Vergnügen ins andere jagen, war bisher ihr Ideal. Wo hätten diese Menschen ihren Vorrath von bürgerlichen Tugenden bisher so sorgfältig versteckt? Paris, glauben Sie mir, ist gut napoleonistisch — ich meine, hier herrscht der Napoleond'or. Mögen es Andere zu ihrer Partei-

sache machen, einen Namen aufrecht zu erhalten, mag selbst Proudhon die bestehende Staatsform in dieser ihrer kläglichsten Phase für gegeben, unantastbar und unveränderlich, sogar über den Ursprung aller Rechte und das allgemeine Wahlrecht erhaben erklären — eine solche Politik ist nicht die meine. Der Name ist mir Nichts. Nur das Farbige kann mich entzücken, die abstrakte Idee ist ohne Reiz für mich. Was wäre die Liebe, wenn es keine Frauen, die Freundschaft, wenn es keine Freunde gäbe? Verzichten Sie auf die Republik, denn es giebt keine Republikaner!" — Später lächelte er herb und erbarmungslos bei der Agonie der Republik, und erwartete ihr Ende mit einer gewissen Schadenfreude. Er lächelte, als wäre er der Gott des Zerfalls und der Zerstörung selber. Es war, als wünsche er, daß Etwas zusammenfalle, was es auch sei, damit er nur das Geräusch eines großen Zusammensturzes vernehme und riesenhafte Trümmer erblicke. Die furchtbarste Krankheit selbst konnte ihn nicht konservativ und zum Freund der Ruhe machen. Der Kampf war seine Natur, das Mißvergnügen mit dem Statusquo und die Negation sein Wesen. „Diesem Zuge in ihm", bemerkt Meißner mit Recht, „lag keine Wildheit, keine Barbarei, kein Vandalismus zu Grunde, sondern er hatte ein und dieselbe Wurzel mit dem künstlerischen Bedürfnis, jeden Gegenstand immer von einer neuen Seite aus, verändert, umgebaut, umgestaltet zu sehen. Es war der Drang einer nach mächtigen Aufregungen sich sehnenden Natur und zugleich ein charakteristischer Zug seiner Skepsis. Bezeichnend ist einer seiner Aussprüche, daß ihm an keiner Erscheinungsform menschlicher Gedanken Etwas liege, weil er an der Quelle der Gedanken selbst stehe. Aus Allem geht hervor, daß er an gar keine Staatsform glaubte". — Überhaupt war seine Theilnahme für die politischen Zustände in Frankreich seit der Februar-Revolution äußerst gering, während er die Entwicklung der deutschen Verhältnisse mit großem Interesse verfolgte, wie sich auch aus zahlreichen Gedichten seiner letzten Lebensjahre — wir erinnern nur an „Jetzt wohin?" „Im Oktober 1849", „Der Ex-Lebendige", „Der Ex-Nachtwächter", „Erinnerung aus Krähwinkel's Schreckenstagen", „Hans ohne Land", „Kobes I.", „Die Wahlesel" — deutlich erkennen läſſt. „Die französischen Zustände", sagte er im Frühjahr 1851 zu dem ihn besuchenden Heinrich Rohlfs aus Bremen, „amüsieren mich nur, Interesse empfinde ich allein für die deutschen. Ich darf mich aber nicht zu sehr mit ihnen beschäftigen, weil die trüben Nachrichten, die von dorther einlaufen, mich stets so aufregen, daß sie jedes Mal eine Verschlechterung

meines Befindens herbeiführen.“ Besonders lebhaft interessierte ihn die schleswig-holsteinische Frage. „Der Kampf zwischen Deutschland und Dänemark“, sagte er, „ist deſshalb sehr zu bedauern, weil er zwischen zwei verwandten Stämmen geführt worden ist, die in ihrem ganzen Volkscharakter viel Ähnlichkeit mit einander haben. Der Däne und der Holste sind in Hinsicht ihres Nationalcharakters lange nicht so verschieden, wie der Holste und der Schwabe. Schleswig-Holstein ist übrigens in diesem Augenblicke noch nicht so sehr zu beklagen, als wenn es unter ein slavisches Regiment gekommen wäre. Überdies steht zu hoffen, daſs die Dänen zur Besinnung gelangen werden; denn im Allgemeinen hat dies Volk in seiner ganzen Geschichte viel Rechtssinn gezeigt. Zu bedauern ist nur, daſs in den Gegenden der Herzogthümer, die jetzt danisiert werden, das moralische Gefühl der Einwohner augenblicklich mit Füßen getreten wird. In sprachlicher Beziehung ist es einerlei, ob jetzt so und so viel' Schleswiger weniger Deutsch lernen. Es ist Dies doch nur vorübergehend, denn Dänemark kann auf die Länge der Zeit, trotz seiner herrlichen Literatur und Geschichte, und hierzu rechne ich auch die isländische und norwegische, nicht dem Schicksal entgehen, daſs die deutsche Sprache sich über das ganze Land ausbreitet. Nicht nur die ältere Literatur Dänemarks ist so schön und reich, sondern auch in der neueren Zeit hat es große Dichter gehabt, welche, da sie zum Theil in deutscher Sprache gedichtet, auch insofern schon Dänemark mit Deutschland verknüpfen. Baggesen ist tief und lieblich, Heiberg witzig und geistreich, Oehlenschläger hat nicht die Tiefe des Gefühls wie Baggesen, ist aber doch sehr anziehend. Merkwürdiger Weise haben diese Dichter in Deutschland nicht einen solchen Anklang gefunden wie Andersen, obgleich sie Letzteren weit überragen.“

Schon während Heine im Krankenhause sich aufhielt, war eine neue Verschlimmerung seiner Leiden eingetreten. Seine Kinnbacken waren gelähmt, er konnte eine Zeitlang ohne Krämpfe nur wenig und halb hörbar sprechen, auch die rechte Hand begann abzusterben, und da er nichts Konsistentes mehr zu kauen vermochte, nahm die allgemeine Körperschwäche fortwährend zu. In den ersten Tagen des Monats Mai 1848 machte er seinen letzten Ausgang. „Durch die Straßen von Paris,“ erzählt Meißner, „wogten die Volkshaufen, von ihren Tribunen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, halb blind, halb gelähmt, am Stocke sich hinschleppend, suchte aus dem betäubenden Getöse der Boulevards herauszukommen, und flüchtete sich

in den nahen Louvre. Er trat in die in dieser bewegten Zeit fast leeren Räume des Pallastes, und befand sich zu ebener Erde in dem Saale, wo die antiken Götter und Göttinnen stehen. Plötzlich stand er vor dem Ideale der Schönheit, vor der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerk eines unbekannten Meisters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblicke überrascht, bewegt, durchschnitten, fast entsetzt, taumelte der Kranke zurück, bis er in einen Stuhl fiel, und heiß und bitter strömten die Thränen über seine Wangen." Seitdem hat er sein Bett nur wieder verlassen, um in etwas veränderter Lage stundenlang in den aufgeschichteten Kissen des Lehnsessels zu ruhen, welcher vor dem grünen Tapetenschirm seines Lagers stand. — Das geräuschvolle Leben der Stadt, das Singen und Lärmen der Volksmassen, welches seine überreizten Nerven in fieberhafte Spannung versetzte, nöthigte ihn gegen Ende Mai des Revolutionsjahres, sich nach dem friedlichen Passy hinaustragen zu lassen, wo er in der Grande Rue Nr. 64 eine baumumschattete Landwohnung bezog. „Ich weiß nicht, woran ich bin," schrieb er von hier aus am 12. September seinem Bruder Maximilian [626]), „und keiner meiner Aerzte weiß es. So Viel ist gewiß, daß ich in den letzten drei Monaten mehr Qualen erduldet habe, als jemals die spanische Inquisition ersinnen konnte. Dieser lebendige Tod, dieses Unleben ist nicht zu ertragen, wenn sich noch Schmerzen dazu gesellen... Wenn ich auch nicht gleich sterbe, so ist doch das Leben für mich auf ewig verloren, und ich liebe doch das Leben mit so inbrünstiger Leidenschaft. Für mich giebt es keine schöne Berggipfel mehr, die ich erklimme, keine Frauenlippe, die ich küsse, nicht mal mehr ein guter Rinderbraten in Gesellschaft heiter schmausender Gäste; meine Lippen sind gelähmt wie meine Füße, auch die Eßwerkzeuge sind gelähmt, eben so sehr wie die Absonderungskanäle. Ich kann weder kauen noch k...n, werde wie ein Vogel gefüttert." — Anfangs Oktober kehrte der Kranke nach der Stadt zurück. Seine neue Wohnung, in welcher er sechs Jahre verharrte, befand sich unweit des Montmartre-Kirchhofes in der Rue d'Amsterdam Nr. 50, einer Straße jenes entlegenen Stadttheils, der, ohne den Schmutz und das verwahrloste Aussehen anderer Vorstädte zu besitzen, fast den Komfort und die Eleganz des Aristokratenviertels aufweist. Zwei Stiegen im Hinterhause führten zu der Wohnung des Dichters, welche nach dem Hofe hinausging, wo das Rädergerassel und der sonstige Lärm der Straße durch hohe Steinmauern gedämpft war. Aber auch kein

meines Befindens herbeiführen." Besonders lebhaft interessierte ihn die schleswig-holsteinische Frage. „Der Kampf zwischen Deutschland und Dänemark", sagte er, „ist deßhalb sehr zu bedauern, weil er zwischen zwei verwandten Stämmen geführt worden ist, die in ihrem ganzen Volkscharakter viel Ähnlichkeit mit einander haben. Der Däne und der Holste sind in Hinsicht ihres Nationalcharakters lange nicht so verschieden, wie der Holste und der Schwabe. Schleswig-Holstein ist übrigens in diesem Augenblicke noch nicht so sehr zu beklagen, als wenn es unter ein slavisches Regiment gekommen wäre. Überdies steht zu hoffen, daß die Dänen zur Besinnung gelangen werden; denn im Allgemeinen hat dies Volk in seiner ganzen Geschichte viel Rechtssinn gezeigt. Zu bedauern ist nur, daß in den Gegenden der Herzogthümer, die jetzt danisiert werden, das moralische Gefühl der Einwohner augenblicklich mit Füßen getreten wird. In sprachlicher Beziehung ist es einerlei, ob jetzt so und so viel' Schleswiger weniger Deutsch lernen. Es ist Dies doch nur vorübergehend, denn Dänemark kann auf die Länge der Zeit, trotz seiner herrlichen Literatur und Geschichte, und hierzu rechne ich auch die isländische und norwegische, nicht dem Schicksal entgehen, daß die deutsche Sprache sich über das ganze Land ausbreitet. Nicht nur die ältere Literatur Dänemarks ist so schön und reich, sondern auch in der neueren Zeit hat es große Dichter gehabt, welche, da sie zum Theil in deutscher Sprache gedichtet, auch insofern schon Dänemark mit Deutschland verknüpfen. Baggesen ist tief und lieblich, Heiberg witzig und geistreich, Oehlenschläger hat nicht die Tiefe des Gefühls wie Baggesen, ist aber doch sehr anziehend. Merkwürdiger Weise haben diese Dichter in Deutschland nicht einen solchen Anklang gefunden wie Andersen, obgleich sie Letzteren weit überragen."

Schon während Heine im Krankenhause sich aufhielt, war eine neue Verschlimmerung seiner Leiden eingetreten. Seine Kinnbacken waren gelähmt, er konnte eine Zeitlang ohne Krämpfe nur wenig und halb hörbar sprechen, auch die rechte Hand begann abzusterben, und da er nichts Konsistentes mehr zu kauen vermochte, nahm die allgemeine Körperschwäche fortwährend zu. In den ersten Tagen des Monats Mai 1848 machte er seinen letzten Ausgang. „Durch die Straßen von Paris," erzählt Meißner, „wogten die Volkshaufen, von ihren Tribunen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, halb blind, halb gelähmt, am Stocke sich hinschleppend, suchte aus dem betäubenden Getöse der Boulevards herauszukommen, und flüchtete sich

in den nahen Louvre. Er trat in die in dieser bewegten Zeit fast leeren Räume des Pallastes, und befand sich zu ebener Erde in dem Saale, wo die antiken Götter und Göttinnen stehen. Plötzlich stand er vor dem Ideale der Schönheit, vor der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerk eines unbekannten Meisters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblicke überrascht, bewegt, durchschnitten, fast entsetzt, taumelte der Kranke zurück, bis er in einen Stuhl fiel, und heiß und bitter strömten die Thränen über seine Wangen." Seitdem hat er sein Bett nur wieder verlassen, um in etwas veränderter Lage stundenlang in den aufgeschichteten Kissen des Lehnsessels zu ruhen, welcher vor dem grünen Tapetenschirm seines Lagers stand. — Das geräuschvolle Leben der Stadt, das Singen und Lärmen der Volksmassen, welches seine überreizten Nerven in fieberhafte Spannung versetzte, nöthigte ihn gegen Ende Mai des Revolutionsjahres, sich nach dem friedlichen Passy hinaustragen zu lassen, wo er in der Grande Rue Nr. 64 eine baumumschattete Landwohnung bezog. „Ich weiß nicht, woran ich bin," schrieb er von hier aus am 12. September seinem Bruder Maximilian [326]), „und keiner meiner Aerzte weiß es. So Viel ist gewiss, dass ich in den letzten drei Monaten mehr Qualen erduldet habe, als jemals die spanische Inquisition ersinnen konnte. Dieser lebendige Tod, dieses Unleben ist nicht zu ertragen, wenn sich noch Schmerzen dazu gesellen... Wenn ich auch nicht gleich sterbe, so ist doch das Leben für mich auf ewig verloren, und ich liebe doch das Leben mit so inbrünstiger Leidenschaft. Für mich giebt es keine schöne Berggipfel mehr, die ich erklimme, keine Frauenlippe, die ich küsse, nicht mal mehr ein guter Rinderbraten in Gesellschaft heiter schmausender Gäste; meine Lippen sind gelähmt wie meine Füße, auch die Esswerkzeuge sind gelähmt, eben so sehr wie die Absonderungskanäle. Ich kann weder kauen noch k... n, werde wie ein Vogel gefüttert." — Anfangs Oktober kehrte der Kranke nach der Stadt zurück. Seine neue Wohnung, in welcher er sechs Jahre verharrte, befand sich unweit des Montmartre-Kirchhofes in der Rue d'Amsterdam Nr. 50, einer Straße jenes entlegenen Stadttheils, der, ohne den Schmutz und das verwahrloste Aussehen anderer Vorstädte zu besitzen, fast den Komfort und die Eleganz des Aristokratenviertels aufweist. Zwei Stiegen im Hinterhause führten zu der Wohnung des Dichters, welche nach dem Hofe hinausging, wo das Rädergerassel und der sonstige Lärm der Straße durch hohe Steinmauern gedämpft war. Aber auch kein

erfrischender Luftzug, kein Säuseln grüner Bäume, kein Vogelgezwitscher drang zu dem Sänger des Frühlings, ihn zu erquicken in dem Zwielicht seiner düsteren Krankenstube mit den herabgelassenen Vorhängen, durch welche sich nur ein matter Schimmer der Nachmittagssonne herein stahl. Ein Transport ins Freie war bei den engen, hohen Treppen fast eine Unmöglichkeit; auch fehlten Heine, wie er in seinen Briefen an Campe wiederholentlich klagt, die Mittel, in den Sommermonaten wieder aufs Land zu ziehen. Bei plötzlich ausbrechender Feuersgefahr wäre eine Rettung kaum zu bewirken gewesen, und dieser Gedanke übte zu Zeiten einen beängstigenden Einfluss auf seine Phantasie. Besonders lästig war ihm das Fortepianogeklimper einiger gegenüber wohnender Damen, deren Etüden Jahre lang Tag für Tag in abgerissenen Akkorden an sein Ohr schlugen. Im Winter 1848—49 steigerten sich die Qualen der fortschreitenden Rückenmarkserweichung fast bis zur Grenze menschlicher Leidensfähigkeit; der Kranke musste zum täglichen Gebrauche von Opium greifen, die Blindheit nahm zu, die Beine waren abgezehrt und weich wie Baumwolle, der Rücken begann sich zu krümmen, und es wurden ihm häufig Wunden auf demselben eingebrannt, durch welche die Rückgratskrämpfe sich etwas milderten. Er sprach seinem Freunde Meißner, der ihn im Januar 1849 wieder besuchte, von seinen beinahe ununterbrochenen Schmerzen, von seiner Hilflosigkeit, von all der schrecklichen Hiobspein, welche nun schon so lange gebauert. „Er schilderte, wie er sich selbst gleichsam ein Gespenst geworden, wie er als ein gewissermaßen schon abgeschiedener und in einem Zwischenreiche lebender Geist herabsehe auf seinen armen gebrochenen, gefolterten Leib. Er schilderte, wie er in Bildern und Intuitionen der Vergangenheit lebe, wie er gern noch dichten, schreiben und schaffen möchte, und wie dann das blinde Auge, die unsichere Hand und der immer wieder neu erwachende Schmerz Alles verwischten. Er schilderte seine Nächte mit ihren Qualen, in denen der Gedanke des Selbstmordes an ihn heranriechе, bis er Kraft gefunden, ihn weg zu schleudern mit der Erinnerung an sein geliebtes Weib und an manches Werk, das er hier noch zu vollenden habe, und wahrhaft entsetzlich war es, als er zuletzt mit furchtbarem Ernst in gedämpfter Stimme ausrief: ‚Denken Sie an Günther, Bürger, Kleist, an Hölderlin, Grabbe und den unglückseligen Lenau! Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern!'“ — In ähnlicher Weise sagte er im Oktober des folgenden Jahres zu Adolf Stahr: „Was mich immer aufrecht erhält, ist der Gedanke, dass ich all' diese

Schmerzen freiwillig erdulde, und sie enden kann, so bald ich will. Sehen Sie, mit der Hand kann ich auf dem Tische eine Dosis Opium erreichen, nach der ich nicht wieder aufwachen würde, und daneben liegt ein Dolch, den ich noch Kraft genug habe zu brauchen, wenn meine Schmerzen unaushaltbar werden. Dass ich diese letzte Freiheit habe, giebt mir Muth und macht mich gewissermaßen heiter." — Im April 1849 erließ Heine in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" und in Berliner Blättern, zur Berichtigung von allerlei falschen Gerüchten, eine originelle Erklärung über seinen Gesundheitszustand, in welcher es unter Anderem hieß [627]: „Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisiert, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moëlle épinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist — so Viel weiß ich, dass sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeinigter Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres musste ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der ‚freieste Deutsche nach Goethe', wie mich Ruge in gesündern Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II., den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysos verglich, während man meinem Kollegen Nr. I: den Titel eines großherzoglich weimar'schen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!" — In der ersten Zeit seiner Krankheit sprach Heine oftmals den Wunsch aus, sich nach Deutschland, zumal nach Hamburg bringen zu lassen, um dort in einem ruhigen Winkel seine Tage zu beschließen; — „freilich", fügte er mit schneidendem Spotte hinzu [628]), „das feuchtkalte Wetter, und die noch feuchtkälteren Menschen alldort dürften mir nicht sehr heilsam sein". Mehr als

ein Mal kam er später auf diesen Wunsch zurück, und beschäftigte sich mit dem Gedanken seiner Ausführung; „aber", sagte er zu Adolf Stahr[529]), „ich müsste einen eigenen Wagen dazu bauen lassen, und es würde sehr viel Geld kosten. Und am Ende", setzte er scherzend hinzu, „ist das Transportstück doch das Postgeld nicht mehr werth." — Anfangs ließ sich Heine von französischen Ärzten behandeln; doch war er von ihrer Heilkünstler-Geschicklichkeit wenig erbaut. „Sie mögen ausgezeichnete Chirurgen sein", meinte er[530]), „und auch auf die Diagnose der innern Krankheiten sich gut verstehen, aber sie wissen dieselben schlecht zu kurieren. Ich glaube, dass mancher Arzt in einem beliebigen Dorfe Deutschlands mich richtiger behandeln würde, als die Ärzte von Paris." Zu einem so strengen Urtheil war Heine übrigens um so weniger berechtigt, da er die meisten Arzneimittel, welche ihm verordnet wurden, zurückwies, weil er an die Wirkung derselben nicht glaubte. Es ist charakteristisch, dass er auch in der Medicin Freigeist war. Das einzige Medikament, welches er eine Zeitlang nahm, war Sodkali, ohne dass er jedoch eine Verbesserung seines Zustandes dadurch verspürt hätte. Der einzige Arzt, zu welchem er größeres Vertrauen besaß, obschon er auch ihn mit giftigen Stachelversen nicht verschont hat, war der Ungar Dr. Gruby, welcher keinerlei fruchtlose Experimente mit dem Körper des Leidenden anstellte, ihn nicht mit übel schmeckenden Medicinen quälte, ihm keinen irgendwie mit seinem Zustande verträglichen Genuss versagte, und die geschwächten Nerven durch verschiedenartige Bäder zu kräftigen suchte. Dr. Gruby behandelte ihn seit Anfang des Jahres 1849. Als dieser ausgezeichnete Mann den Patienten übernahm, fand er ihn ohne alle Bewegung, wie ein Knäuel zusammengekrümmt an der Erde liegend, mit dem Speichelflusse behaftet, und unfähig, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Es gelang seiner Kunst, ihn wieder so weit herzustellen, dass er in sitzende Lage gebracht werden konnte. Er gab ihm das Gesicht und die Bewegung der Arme wieder. Schon in früherer Zeit war er einmal, als Heine an den Augen litt, zu einer ärztlichen Konsultation herbeigerufen worden. Gruby erklärte, die Ursache der Krankheit stecke im Rückenmarke, und wurde vom Patienten, wie von Dessen damaligen Ärzten, ausgelacht. Später sagte Derselbe wehmüthig lächelnd zu Gruby: „Ach, wenn ich damals besser gesehen hätte, ich läge jetzt nicht so elend da!" In seiner letzten Lebensperiode las Heine mancherlei medicinische Schriften, um sich durch eigenes Studium über die Pathologie seiner Krankheit zu unterrichten.

Aber auch hier unterließ er es nicht, seine Kenntnisse zu ironisieren. „Meine Studien“, pflegte er zu sagen, „werden mir wohl nicht viel helfen. Ich werde höchstens im Himmel Vorlesungen halten können, um meinen Zuhörern darzuthun, wie schlecht die Ärzte auf Erden die Rückenmarkserweichung zu heilen verstehen.“ Mit eben so dämonischem Spotte gegen sein qualvolles Leiden sagte er im August 1855 dem ihn besuchenden Dr. Schlesinger, welcher ihm Waschungen mit Schwefeläther gegen die heftigen Krampfanfälle empfahl: „Und wenn ich den jämmerlichen Hüftnerven zur Ruhe bringe, dann fängt die Katzenmusik der anderen Nerven-Bagage an. Doktor, Sie kennen die Nerven im Allgemeinen, aber die meinigen sind so ganz besonders merkwürdig elender Natur, daß ich überzeugt bin, sie würden in der Exposition universelle die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten.“

Morgens nahm Heine in der Regel ein Bad, wenn es sein Zustand erlaubte. Die Wärterin, eine kräftige Mulattin, hob ihn aus seiner „Matratzengruft“ — der Kranke lag nicht in einem gewöhnlichen Bette, sondern auf einem halben Dutzend über einander gelegter Matratzen, weil der gebrochene Leib nirgends auch nur den leisesten Widerstand von Härte empfinden durfte — und trug ihn auf ihren Armen wie ein Kind in die Wanne. „Da sehen Sie, wie man mich in Paris auf Händen trägt“, rief er mit schmerzlichem Humor einem Freunde zu, als Dieser ihn einst in derselben Art aus dem Lehnstuhl auf sein Matratzenlager zurückbringen sah. Nach dem Bade nahm Heine gewöhnlich ein kräftigendes Frühstück ein, das aus feinem, halb gebratenem Rindfleisch, Früchten und mit Wasser und Zucker gemischtem Bordeauxweine bestand. Was er nur wünschen mochte, wurde ihm aufgetischt, und da die zeitweilige Lähmung der Geschmacksnerven im späteren Verlauf seiner Krankheit wieder gehoben ward, verzehrte er die feinsten Bissen, und in gewissen Jahreszeiten die seltensten Früchte, mit dem Appetit eines Gesunden. Nach dem Arzte war ihm die Köchin deshalb die wichtigste Person des Hauses, und Frau Mathilde hatte oft ihre liebe Noth mit der launenhaften Küchendespotin, die von ihrem Gebieter durch allerlei Komplimente und andere Dankbarkeitsbeweise verzärtelt und verzogen wurde. In der Zwischenzeit vom Frühstück bis zum Diner, d. h. wie es in Paris Sitte ist, zwischen 12 Uhr Mittags und 6 Uhr Abends, empfing der Patient die Besuche seiner Freunde, diktierte seinem Sekretär, oder ließ sich vorlesen[631]). Seine Lektüre bestand vorherrschend in Reise-

beschreibungen, Sagenwerken und Romanen, die er sich aus Hamburger und Kölner Leihbibliotheken schicken ließ, da in Paris wenig' deutsche Bücher zu erhalten waren. Besonderes Vergnügen machte ihm die Vehse'sche Geschichte der deutschen Höfe. „Das Buch," schrieb er an Campe [532]), „ist für mich wahrer Kaviar. Jetzt fange ich an zu glauben, dass wir Deutschen einmal eine ordentliche Nationalgeschichte bekommen werden. Vehse's Buch ist der Anfang. Sein Verdienst ist ungeheuer, und des Verlegers Gewinn wird es ebenfalls sein. Nachahmungen werden wie die Pilze hervorschießen. Der Weg ist gebahnt, und die Deutschen bekommen endlich ihre Fürsten von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Welche kostbare Menagerie der originellsten Bestien! Jedes in seiner Art von verschiedenem Charakter, abgeschlossen und vollendet, wahre Meisterstücke des lieben Gottes, dessen dichterische Schöpfungskraft, dessen Autorgröße hier im klarsten Lichte erscheint und uns zur Bewunderung hinreißt. Diese preußischen Könige, die macht ihm Keiner nach, kein Shakspeare und kein Raupach; da sehen wir den Finger Gottes."

Die meisten Besuche erhielt Heine von den Damen, deren Liebling er bis zum letzten Augenblick geblieben, und deren Gunst er selbst absterbend noch mit allem Aufwande einer ihm ganz eigenthümlichen Galanterie zu hegen und zu pflegen verstand. Die Frauen — er nannte sie scherzweise „die große Nation" — waren ihm dankbar für den Kultus, den er ihnen gewidmet. Es verging selten ein Tag, an dem nicht mehrere Equipagen vor seinem Hause hielten, aus denen elegante Damen heraushüpften, um den sterbenden Sänger durch ihren Anblick und ihr Geplauder zu erfreuen. Wenn er dann mit seinen schönen Besucherinnen geistreich zu schwätzen begann, so erschien sein ganzes Wesen wie verjüngt. Sein Organ war wie neu belebt, seine Rede klang frischer und kräftiger, und das theilnehmende Lächeln seiner Freundinnen bekundete, dass er in die Schilderungen seines Jammers die bekannten lustigen Späße einmischte. Obschon sich unter der Zahl dieser Besucherinnen nicht selten auch literarische Notabilitäten, wie George Sand, Madame Delphine Gay-Girardin und die Gräfin d'Agoult befanden, waren die meisten von ihnen doch einfache Sterbliche, ohne Ansprüche auf Lorberkränze und Nachruhm. Fast alle waren Französinnen; nur in der ersten Zeit seines Siechthums empfing Heine oftmals den ihm stets willkommenen Besuch einer Deutschen, der geistvollen Schwester Lassalle's, deren Gemahl, Herr Friedland aus Prag, ein erfahrener Geschäftsmann, dem

Dichter bei den kleinen Finanzspekulationen, die er noch auf dem Krankenlager zu machen liebte, dienstfertig zur Hand ging. Heine pflegte ihn, in Erinnerung an einen bekannten Hofjuden unter Friedrich dem Großen, seinen Salmonius zu nennen; aber der arme Salmonius hatte, wie Meißner erzählt[633]), an ihm einen äußerst schwierigen Klienten. Kapriciös wie ein Kind, erfreute der Dichter sich der Gewinnste, wenn es solche gab, war aber immer bereit, Salmonium für Verluste verantwortlich zu machen, wenn die Operationen nicht geglückt waren. Er nahm den Gewinn wie einen schuldigen Tribut der Götter, der Verlust aber erbitterte ihn und machte ihn über alle Maßen ungerecht gegen den Mann, der voll redlichen Eifers war, ihm nützlich zu sein, und als eine neue Spekulation gründlich mißrieth, brach Heine in schroffer Weise alle Beziehungen zu ihm ab.

Mit den politischen Flüchtlingen aus Deutschland sollte der Dichter auch auf dem Krankenlager trübe Erfahrungen machen. Es drängte sich an ihn mancher verkommene Gesell heran, der in der Wiener Oktober-Revolution oder in der badisch-pfälzischen Erhebung eine revolutionäre Rolle gespielt hatte, und nun in Paris eine zweifelhafte Existenz fristete, um zuletzt oftmals als Mouchard der österreichischen oder preußischen Regierung entlarvt zu werden. Heine konnte sich des Umgangs mit diesen Leuten, welche sich ihm meistens als hilfsbedürftige Opfer der heimatlichen Tyrannei vorstellten und nicht vergebens an sein mildthätiges Herz appellierten, um so weniger erwehren, als es ihm bei seinem Leidenszustande unmöglich war, umständliche Erkundigungen über ihren Charakter und ihre Vergangenheit einzuziehen. Die Furcht, mit diesem Auswurfe der Revolution zusammen zu treffen, hielt manchen edleren Flüchtling von dem Umgange mit dem kranken Dichter zurück, welcher nicht selten zu spät in Erfahrung brachte, daß er seine Empfehlung oder Unterstützung an einen Unwürdigen verschwendet. „Das sind verteufelt schauderhafte und widerwärtige Dinge", klagt er in einem Briefe an Georg Weerth, den humoristischen Mitarbeiter der „Neuen Rheinischen Zeitung" und Verfasser des „Schnapphahnski"[634]). „Wenn ich denke, daß solche Personen sich Jahre lang mir nahen konnten, so wird mir grauenhaft zu Muthe. Welche schreckliche Sache ist das Exil! Zu den traurigsten Widerwärtigkeiten desselben gehört auch, daß wir dadurch in schlechte Gesellschaft gerathen, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Koalisation aller Schufte aussetzen wollen. Wie rührend schmerzlich und zugleich ingrimmig sind über dieses Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie!"

Auch von fahrenden Literaten aus Deutschland, die, ohne Rücksicht auf den ruhebedürftigen Zustand des Kranken, Paris nicht glaubten verlassen zu dürfen, ohne nach der Rückkehr in die Heimat von einem Besuche bei Heinrich Heine erzählen zu können, wurde der Dichter ungebührlich belästigt. Diese Besuche waren um so angreifender für den Patienten, da Jeder ein überraschendes neues Witzwort zu hören erwartete, und Heine voll misstrauischer Angst seine Worte auf die Goldwage legen musste, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, seine Äußerungen in den feuilletonistischen Korrespondenzartikeln, zu welchen er den Stoff liefern sollte, aufs schnödeste entstellt zu sehen. Man kann sich daher nicht wundern, dass er seinem Unmuth über diese indiskreten Heimsuchungen zuweilen einen etwas derben Ausdruck verlieh, und gelegentlich auch wohl einem zudringlichen Gaste einen tüchtigen Bären auf die Nase band. „Ach“, seufzte er einmal, „es wird bald Mode werden, dass die deutschen Schriftsteller zu mir pilgern, wie die Muhammedaner nach Mekka. Und dabei sagen sie, dass ich keine Religion habe! Das ist kurioser Weise das Ende von mir, dass ich zuletzt wie eine Reliquie betrachtet werde!“ Einem anderen Besucher lachte er höhnisch ins Gesicht, als ihm Derselbe von dem Antheil sprach, welchen das deutsche Publikum an seinen Leiden nehme. „Sie haben Recht“, spottete er. „Neulich war der große Schimpanse des Jardin des Plantes auch unwohl, und ganz Paris interessierte sich für den kranken Affen, und als er endlich starb, gab es Kindermädchen, die täglich den Garten besuchten, welche traurig den Kopf hängen ließen und seufzend zu ihren Gefreiten sagten: ‚Ach, solch einen Affen giebt es nicht mehr!‘ Ich werde eher in Deutschland vergessen werden, als der große Affe des Jardin des Plantes, und ich will Ihnen auch erklären, weshalb, und Deutschland gegen mich selbst vertheidigen. Ich hätte mir als lyrischer Dichter Ruhm erwerben können, und Deutschland hätte mich geliebt; als Satiriker hätte es mich gefürchtet, als Polemiker hätte es auf mich gehört, und mich gehasst. Nun bin ich aber, Gott sei's geklagt, so ziemlich Alles gewesen, und Niemand weiß mich zu klassificieren; da mein Deutschland sich aber nicht gern den Kopf über Kleinigkeiten, wie ich bin, zerbricht und zu Viel zu thun hat, um die transcendentalen Ideen seiner Politiker zu begreifen, so macht es unter mein Dichten und Trachten einen Strich und sagt: ‚Diese Rechnung ist geschlossen!‘ und geht zu einem anderen Konto über.“ — Die Theilnahmebezeugungen aus Deutschland trugen allerdings oftmals eine wunderliche, den Sarkasmus Heine's her-

ausforbernde Form. So erhielt er fast allwöchentlich, bald aus dieser, bald aus jener Gegend der Heimat, die liebreichsten Briefe, meistens von Damen, mit allerlei Rathschlägen, wie er seine Leiden vermindern oder gar heilen könne. Die Eine empfahl ihm, der seit Jahren nicht das Bett hatte verlassen können, den Gebrauch der Soolbäder von Bad Deynhausen in Westfalen, eine Andere pries dem armen Kranken gar eine elektrische Heilmethode an, welche darin bestünde, daß der ganze leidende Theil des Rückens mit stählernen Nadeln besteckt, und durch diese hindurch, um den Organismus zu kräftigen, ein elektrischer Strom geleitet würde. Nicht selten auch gaben die theilnahmvollen Erkundigungen nach dem Zustande des Dichters nur den heuchlerischen Deckmantel ab, um den eigentlichen Zweck der Briefe, das unverschämte Begehren dieser oder jener Dienstleistung, zu verhüllen. Da schickten deutsche Buchhändler ihm neue Bücher ein, mit der bestimmten Weisung, sie in diesem oder jenem französischen Journal zu besprechen, und wenn die Anzeige, wie natürlich, unterblieb, folgten grobe Briefe, in welchen die Remission der Bücher verlangt wurde. Ein Korrespondent hatte gar die Naivetät, von dem unheilbar Kranken die Besorgung einer Kammerjungfer für seine ihm ganz unbekannte Frau zu erbitten. Eben so stellte mancher der ihn besuchenden deutschen Touristen die Zumuthung an Heine, ihn mit Einführungsbriefen und Empfehlungen an Notabilitäten der französischen Literatur und Politik auszustatten. Als auch ein französischer Schriftsteller zu einer Reise nach Deutschland im Winter 1855 den Dichter um solche Empfehlungsschreiben an Berliner Freunde bat, konnte sich Dieser den Spaß nicht versagen, ihm eine Visitenkarte an Karl Otto von Raumer beizuschließen, welcher ihm einst als Student in Göttingen befreundet gewesen war, aber als preußischer Kultusminister nach dem Erscheinen des „Romancero" diese Gedichtsammlung streng verboten, und die in den Buchhandlungen konfiscierten Exemplare hatte einstampfen lassen, weßhalb er von Heine fortan scherzweise „mein lieber Zerstampfer" genannt wurde.

Unter den Besuchern aus Deutschland war jedoch mancher alte Freund des Dichters, dessen Wiedersehen ihn im hohen Grade erfreute. Alfred Meißner, Graf Auersperg, Friedrich Hebbel, Adolf Stahr und Fanny Lewald verbrachten bei ihrer wiederholten Anwesenheit in Paris häufig mehre Stunden des Tages am Bette des Kranken, der sich nicht selten in langen und tiefsinnigen Gesprächen mit ihnen erging. Auch Dr. Gustav Kolb, August Lewald, Heinrich Laube, Fürst Pückler, Ferdinand Hiller, Joseph Lehmann, Dr. Leopold

Zunz und die Tochter der Frau von Hohenhausen besuchten ihn in den letzten Lebensjahren, und es war für Heine ein wehmüthiger Genuss, Angesichts des Todes so manche gemeinschaftliche Erinnerung aus früherer Zeit im Geplauder mit ihnen herauf zu beschwören. Von französischen Schriftstellern kamen zuweilen noch Alexandre Dumas und Théophile Gautier; selbst der fünfundsiebzigjährige Béranger stellte sich einmal ein; am häufigsten aber verkehrte Heine mit dem unglücklichen Gérard de Nerval und mit dem geistvollen Kenner der deutschen Literatur St. René Taillandier, welche ihm bei der Übersetzung seiner Werke ins Französische mit aufopfernder Treue behilflich waren. Der älteste Bruder H. Heine's, Gustav, kam in dieser Zeit zweimal nach Paris, zuerst im August 1851 in Begleitung seiner Frau, dann im November 1855 mit der Schwester Charlotte; auch den jüngeren Bruder, Maximilian, sollte der Dichter im Sommer 1852 nach zweiundzwanzigjähriger Trennung ein letztes Mal wiedersehn. Eine große Freude bereitete ihm die Mittheilung Adolf Stahr's, daß man zahlreiche seiner Lieder durch ganz Deutschland singen höre, daß sie als echte Volkslieder das Eigenthum des Volkes geworden, und im Munde von Handwerksburschen, Studenten und Soldaten aller Orten erklängen. Ihm waren nur wenige Kompositionen seiner Lieder in Paris bekannt geworden; von denen, welche er gehört, waren die Löwe'schen ihm die liebsten. Er sagte, daß sie ihn ganz entzückt hätten, und daß er gern ein Instrument haben und bei dem Spiel und Gesang dieser Melodien seiner Lieder sterben möchte. Im Frühling 1851 sandte ihm der Freiherr Vesque von Püttlingen (J. Hoven) seine herrlichen Kompositionen der „Heimkehr-"Lieder, welche als echte musikalische Palingenesien sich den geistvollsten Tonschöpfungen Schubert's, Schumann's und Mendelssohn's würdig zur Seite stellen. Heine ließ sich später manche derselben von dem Komponisten Fr. W. Kücken vorsingen, und sprach sich höchst befriedigt darüber aus. Vor Allem ergötzte ihn das „Geschnarr und Quinquilieren" des Don Henriquez, und belustigt rief er aus: „Ja, ich erkenne meinen alten Wandnachbar!"

Besonderen Genuss machte es dem Dichter, mit Kindern zu plaudern und zu spielen. Sein Bruder Gustav fand ihn einst, wie gewöhnlich, mit geschlossenen Augen auf dem Matratzenbett liegen. Im Arme hielt er ein halbjähriges Kind, schön wie ein Engel, mit schwarzen Augen; an seine Schulter geschmiegt, halb stehend, halb sich an das Bett lehnend, sah ihn ein schönes, schwarzlockiges Mädchen — Alice, sein Pathchen, das Kind

einer französischen Freundin, das er aus der Taufe gehoben, und dem er eben ein Märchen erzählte — mit großen, leuchtenden Augen lächelnd an, während ein drittes kleines Mädchen aufhorchend zu seinen Füßen stand. Sein Pathchen ließ er sich häufig herüber holen, wenn seine Schmerzen ihm etwas Ruhe gönnten; dann aß er Kuchen mit der Kleinen, und erzählte ihr drollige Geschichten, z. B. wie es im Himmel so schön und glänzend hergehe, wie man dort Kuchen esse von früh bis spät, und wie der liebe Gott Engel zu Küchenjungen habe, die, wenn sie lecker gespeist, sich mit ihren weißen Flügeln den Mund wischten. „Ce qui du reste est bien sale de leur part!“ rief das Kind mit entrüstetem Reinlichkeitsgefühl aus, und Frau Mathilde lachte, dass ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen.

Im Ganzen nahm die Vereinsamung des Kranken, wie es in der Natur der Verhältnisse lag, mit den Jahren zu; Anfangs wurde er von theilnehmenden oder neugierigen Besuchern in störendster Art überlaufen, zuletzt sprachen nur noch die nächsten Nachbarn, die Freundinnen Mathildens und der eine oder andere Freund aus der Heimat, den ein Reiseausflug nach Paris führte, gelegentlich vor, um dem Sterbenden die Hand zu drücken. Als auch Berlioz sich einmal blicken ließ, rief Heine ihm mit sarkastischem Humor entgegen: „Wie! Jemand besucht mich? Berlioz ist doch immer originell!“ — „Es muss Ihnen märchenhaft vorkommen,“ sagte er, als Stahr im Oktober 1855 wieder bei ihm eintrat, „dass Sie mich immer noch am Leben treffen; ist es mir doch zuweilen, als löge ich mir selbst Etwas vor, wenn ich aus meinem Opiumschlafe erwache und mich noch in meiner Stube wiederfinde. Aber glauben Sie nur, das nächste Mal finden Sie mich nicht mehr! Es gehört auch für meine Freunde eine Theilnahme von Kautschuk dazu, um solche Ausdehnung auszuhalten!“ Schon im Herbst 1851 hatte er in dem Nachworte zum „Romancero“, im Hinblick auf seinen zu einem spiritualistischen Skelette abgemagerten Körper, in ähnlicher Weise gefragt[635]): „Aber existiere ich wirklich noch? Mein Leib ist so sehr in die Krümpe gegangen, dass schier Nichts übrig geblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches sich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern. Ach! um diese Bäume und ihr frisches Wehen beneide ich dich, Kollege Merlinus, denn kein grünes Blatt rauscht

herein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und spat nur Wagengerassel, Gehämmer, Gekeife und Klaviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen — Das ist ein trauriger Zustand. Man hat mir längst das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich sterbe so langsam, daß Solches nachgerade langweilig wird für mich wie für meine Freunde. Doch Geduld, Alles hat sein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergötzten."

Wer aber mit niemals wankender Treue bei dem acht Jahre hindurch langsam hinsterbenden Dichter ausharrte und sein Schmerzenslager mit dem Sonnenschein eines ewig heiteren Naturells vergoldete, Das war seine Frau, die gute Mathilde. Die sorglose Französin entwickelte die glückliche Gabe, an die drohende Zerstörung ihres Henri nie eigentlich zu glauben. Ihr lebensheiteres Gemüth hielt alle drohenden Symptome für vorübergehend, und gerade solche zuversichtliche Lebenskraft war ein Segen für Heine. Diese Zuversicht ließ ihn jede ruhige Stunde ausnützen, sie tröstete ihn über das Schicksal der Frau selber, sie beglückte ihn auch im Elend. „So sind die Engel," sagte er; „sie brauchen keine Hypotheken, sie haben immer flüssiges Vermögen." — Heine hatte in den letzten Jahren sogar zwei Wärterinnen nöthig, so Viel gab es fast unausgesetzt bei dem Kranken zu thun. Die Hilfe seiner Frau wurde dadurch auf wenige kleine Dienstleistungen beschränkt. Dessen ungeachtet, erzählt Meißner, saß sie Tag für Tag an seinem Lager, hielt seine Hand in der ihrigen, wachte bei ihm, verließ ihn nicht. Er aber, mitten in seinem Schmerz noch schelmisch, verklagte sie mit halb unterdrücktem Lächeln oft aufs possierlichste. „Ach, was war Das gestern für eine Nacht!" rief er eines Morgens. „Ich habe kein Auge zumachen können. Wir haben ein Unglück im Hause gehabt, die Katze ist vom Kamin herabgefallen und hat sich das rechte Ohr aufgeschunden. Sie hat sogar ein bischen geblutet. Da war der Jammer groß, meine gute Mathilde ist aufgeblieben und hat der Katze die ganze Nacht hindurch kalte Umschläge aufgelegt. Meinethalben hat sie noch nie gewacht." Beständig suchte Heine Mathilden zum Ausgehen zu bewegen. Er wollte nicht, daß sie sich um des Kranken willen jedes Vergnügen versage, er beredete sie, ihre Freundinnen zu besuchen, spazieren zu fahren oder ins Theater zu gehen; dennoch aber sah er sie nicht ohne Sorge allein in

diesem Babel: Paris. Er entlud sich dieser Angst in rührenden Gedichten[636]) und in kurzen, halb erstickten Ausbrüchen. „Ach!" seufzte er, „was kann ich thun? Ich muss jetzt Alles dem Schicksal und dem lieben Gott überlassen. Wie kann ich kranker Mann jetzt noch mit einer halben Million Männer konkurrieren?" Manchmal steigerte sich diese Unruhe zu phantastischer Aufregung. „Ich war gestern," sagte er zu einer Freundin, die ihn besuchte[637]), „recht unruhig. Meine Frau war gegen zwei Uhr mit ihrer Toilette fertig geworden und ausgefahren. Sie hatte versprochen, um vier Uhr zurück zu sein. Es wird halb fünf, sie kommt nicht. Es wird halb sechs, sie kommt nicht. Es wird halb sieben, sie kommt noch immer nicht. Es wird acht Uhr, meine Sorge wächst. Sollte sie des kranken Mannes überdrüssig geworden und mit einem schlauen Verführer auf und davon gegangen sein? In meiner peinlichen Angst schicke ich die Wärterin in ihr Zimmer hinüber und lasse fragen, ob Cocotte, der Papagei, noch da ist. Ja, Cocotte ist noch da. Da fällt mir ein Stein vom Herzen, ich athme wieder. Ohne Cocotte wäre die Gute nimmermehr weggegangen." Mit welcher dankbaren Liebe Heine an seiner Mathilde hing, und wie wenig ernsthaft diese Scherze gemeint waren, sagen uns auch die herzwarmen Worte, in denen er das Glück, ein solches Weib zu besitzen, gegen eine andere Besucherin pries. „Ich habe," sagte er im Frühjahr 1848 zu Fanny Lewald, „eine seltene Frau, die ich unaussprechlich geliebt, dreizehn Jahre hindurch mein eigen genannt, ohne einen Moment des Wenigerliebens, ohne Eifersucht, in unwandelbarem Verständnis und in vollster Freiheit. Kein Versprechen, kein Zwang äußerer Verhältnisse band uns an einander, und erst spät habe ich, um meine Frau nach meinem Tode sicher zu stellen, die gesetzliche Legalisation meiner Ehe nachgesucht. Ich erschrecke jetzt in meinen schlaflosen Nächten noch oft vor der Seligkeit dieses Lebens; ich schauere entzückt zusammen vor dieser Glücksfülle. Ich habe oft über solche Dinge gescherzt und gewitzelt, und noch viel öfter ernsthaft darüber nachgedacht: die Liebe befestigt kein Miethskontrakt, sie bedarf der Freiheit, um zu bestehen und zu gedeihen."

Mit derselben rührenden Liebe und Dankbarkeit gedachte Heine seiner Mutter, der alten Frau, die in der Dammthorstraße zu Hamburg wohnte, und in der abgeschiedenen Stille ihres Lebens niemals die Wahrheit über den schrecklichen Zustand ihres Sohnes erfuhr. Sie las keine Zeitung mehr, und die wenigen alten Freunde oder Verwandten, die sie zuweilen noch be-

suchten, waren in ähnlicher Lage. Die Feuersbrunst im Mai 1842 hatte ihr den größten Theil ihrer geringen Habe geraubt; nun lebte sie mit einer treuen Seele, die ihr zugleich Freundin, Dienerin und Gesellschafterin war, in der kleinen Sahlwohnung, und schlug alle Einladungen aus, weil sie nicht die Mittel besaß, dieselben zu erwiedern. Heinrich Heine war ängstlich bemüht, ihr durch List und frommen Betrug sein trostloses Siechthum zu verhehlen, um ihr den Kummer zu ersparen, den ihr die Kenntnis seines Elends hätte bereiten müssen. Er schrieb ihr regelmäßig jeden Monat in möglichst heiterer Laune, er erzählte ihr von seiner Frau, und sagte ihr, wie gut er es habe. Da es ihr auffallen musste, dass er seine Briefe diktiere, so schob er die Schuld immer nur auf ein Augenleiden, das mit der Zeit wohl vergehen werde, ihn aber verhindere, Alles selbst zu schreiben. Seiner Augen halber gehe er auch nur wenig aus, da Sonnenschein und Lampenlicht ihn allzu leicht blendeten. In seinen Büchern, welche er ihr immer noch zu senden pflegte, ließ er durch Campe sorgfältig die auf seine Krankheit bezüglichen Stellen ausschneiden. So musste aus dem Exemplar des „Romancero", das er für seine Mutter bestimmt hatte, auf sein besonderes Geheiß das Nachwort entfernt werden, und beim Erscheinen der „Vermischten Schriften" schrieb er seinem Verleger[***]): „Meiner Mutter schicken Sie die beiden Bände der ‚Lutetia', aber nicht den ersten Band der ‚Vermischten Schriften', durch meine Schwester, die ihr weismachen soll, dass der erste Band noch nicht erschienen sei; Sie begreifen, warum." So hat die alte Frau bis zum Tode des Dichters niemals das entsetzliche Maß seiner Leiden erfahren, und sie war glücklich, dass er ihre mütterliche Liebe durch ein so treues und dankbares Gedenken vergalt, und sie so häufig mit Briefen erfreute, in welchen immer nur von lieben und lustigen Dingen die Rede war. „Dass übrigens ein Sohn so krank und elend werden kann, wie ich es bin, Das glaubt ohnehin keine Mutter," sagte er, als Meißner ihn einst beim Diktieren eines solchen Briefes überraschte.

Das Diktieren war ihm eine große Pein, und es dauerte geraume Zeit, bis er sich einigermaßen daran gewöhnen konnte, seine Gedanken, deren Ausdruck er selbst in dem flüchtigsten Geschäftsbriefe so sorgsam zu feilen pflegte, vorher aufs genaueste im Kopfe zu redigieren und und sie von fremder Hand aufzeichnen zu lassen. „Ich schrieb bisher immer Alles selbst," sagte er zu Adolf Stahr, „und ich glaube, daß es im Deutschen namentlich mit dem Diktieren von Prosa ein missliches Ding ist.

Der Schriftsteller hat nicht bloß den Tonfall, sondern auch den architektonischen Bau seiner Perioden in Betracht zu ziehen. Unsere Sprache ist für das Auge mitberechnet; sie ist plastisch, und beim Reime entscheidet nicht nur der Klang, sondern auch die Schreibart. Sonderbar genug, drückt sich der Unterschied, welcher darin zwischen dem Deutschen und dem Französischen herrscht, sogar in der wörtlichen Bezeichnung der Sache aus. Der Deutsche nennt sein Verständnis ‚Einsicht‘, der Franzose ‚entendement‘. Der Deutsche muss, nach meiner Meinung, sehen, plastisch vor sich haben, was er sprachlich schafft. Verse, die man im Kopf fertig macht, kann man noch eher diktieren, als Prosa; und ich könnte auch Das nicht, ich würde auch so noch Vieles ändern.“ In der That konnte Heine sich niemals entschließen, etwas Anderes, als seine Briefe, zu diktieren, was von Neujahr 1849 an regelmäßig geschah. Alles Übrige, besonders die Verse, welche er in schlaflosen Nächten, wo Schmerz und Fieber selbst den stärksten Dosen Morphium widerstanden, gedichtet hatte, schrieb er auf einzelne Foliobogen oder auf die Blätter eines steif gebundenen Buches mit Bleistift in großen Buchstaben, um das Geschriebene nachher leichter entziffern zu können.

Es ist wunderbar, dass Heine selbst in den furchtbarsten Qualen die ungeschwächte Geisteskraft bewahrte, und die Schärfe des logischen Denkens ihn nicht einen Augenblick verließ. Die Krämpfe traten zuweilen so gewaltsam auf, dass der ganze Körper sich spiralförmig krümmte, und dass der Kranke nachher eine Zeitlang in starrsüchtigem Zustande wie ein Todter reglos ausgestreckt lag. Aber auch in solchen Leidensmomenten blieb ihm das volle Bewusstsein, und so bald er die Lippen wieder zu regen vermochte, knüpfte er den Faden des begonnenen Gesprächs an demselben Punkte an, wo dasselbe durch seine Anfälle unterbrochen worden war. Eines Tages, als er in den heftigsten Krämpfen lag, sagte er zu einem Besucher[539]): „Es ist mir eine große Beruhigung, dass ich nie den Gedankengang verliere, dass mein Verstand stets klar ist. Ich halte Dies für so wesentlich, dass ich mich während meiner ganzen Krankheit beständig geistig beschäftigt habe, obgleich meine Ärzte es mir als schädlich abriethen. Ich aber glaube im Gegentheil, dass es bedeutend dazu beigetragen hat, meinen Zustand nicht zu verschlimmern. Denn niemals verspürte ich durch angestrengtes Denken eine nachtheilige Wirkung auf meinen Körper; es wirkte vielmehr eben so wohlthätig wie Freude und Aufheiterung.“ Je länger seine Leiden währten, desto geduldiger ertrug er dieselben, und desto siegreicher gelang es

ihm, in geistigem Denken und Schaffen die Seele aufzurichten. „Mein Geist ist bereits dem Kleintreiben der Welt entrückt,“ schrieb er im September 1852 an Julius Campe; „mögen die Würmer sich an meinem Leibe weiden, ich gönne ihnen diesen Schmaus, und es ist mir leid, daß ich ihnen nur Knochen anbieten kann.“ — „Mein Körper leidet große Qual,“ heißt es in einem späteren Briefe [640]), „aber meine Seele ist ruhig wie ein Spiegel und hat manchmal auch noch ihre schönen Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge.“ Seit dem Frühjahr 1849 begann Heine sich namentlich mit Eifer wieder der lyrischen Poesie zuzuwenden. „Wie die geblendete Nachtigall, werde ich um so schöner singen,“ hatte er im Beginn seiner Krankheit einem französischen Freunde gesagt. „Nur zwei Tröstungen sind mir geblieben,“ schrieb er jetzt seinem Verleger, „und sitzen kosend an meinem Bette: meine französische Frau und die deutsche Muse. Ich knittele sehr viel' Verse, und es sind manche darunter, die wie Zauberweisen meine Schmerzen kirren, wenn ich sie für mich hin summe. Ein Poet ist und bleibt doch ein Narr!“ — „Meine geistige Aufregung,“ sagt er in einem anderen Briefe [641]), „ist viel mehr Produkt der Krankheit, als des Genius, so z. B. habe ich in der letzten Zeit, um meine Schmerzen zu beschwichtigen, eine Menge drolliger Thierfabeln versificiert. Rasend vor Schmerzen, wirft sich mein armer Kopf hin und her in den schrecklichen Nächten, und die Glöckchen der alten Kappe klingeln alsdann mit unbarmherziger Lustigkeit.“ Ohne Zweifel hat diese, von dem Dichter an sich selbst gemachte Erfahrung von der räthselhaften Macht des Geistes über den armen geschwächten und gebrochenen Leib Viel zu jener religiösen Umwandlung beigetragen, die sich im Verlaufe seiner Krankheit an ihm vollzog. Als Laube ihn im Frühjahr 1847 besuchte, hatte der bereits durch mannigfache Leiden gequälte, halb erblindete Dichter noch jede Beschäftigung mit religiösen Todesgedanken von sich abgewiesen. „Das kommt erst später,“ hatte er gesagt, „und dann wollen wir uns mit Goethe's Klärchen benehmen, wie wir können.“ Auf die Frage Laube's: „Und was wird weiter? Was denkst Du?“ antwortete er damals [642]): „Was wird aus dem Holze dort im Kamin? Die Flamme verzehrt es. Wärmen wir uns daran, bis die Asche in die Winde zerstreut wird!“ Alexander Weill setzte hinzu: „Die ganze Menschheit ist nur ein Mensch, in ihr geht also Keiner verloren durch den Tod; als irgend ein Punkt, wohl gar als ein Nerv, lebt jeder Einzelne fort in der Menschheit, von Adam her bis auf uns und

unsre Kindeskinder. Es stirbt Nichts, was lebendig gewesen." — „Wohl gesprochen, junger Maulwurf!" sagte Heine lächelnd; „die Weltgeschichte ist die Lebensversicherung Derjenigen, welche durchaus eine Rente brauchen." Um dieselbe Zeit schrieb er jene vom Charfreitag datierte Vorrede zu Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben," in welcher unseren Enkeln eine glückvollere Zukunft geweissagt wird, wenn der Alpdruck der christlichen Passionsreligion einst von der Brust der Menschheit genommen sei, und neue Götter ihr Reich auf Erden begründen[643]): „Wer sind jene Götter? Ich weiß nicht, wie sie heißen, jedoch die großen Dichter und Weisen aller Jahrhunderte haben sie längst verkündigt. Sie sind jetzt noch geheimnisvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht aussprechen, denn bei diesem Anblick durchzuckt mich immer ein stolzer Schreck, und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtischen Demuth, jener knirschenden Selbstverachtung, woran das Menschengeschlecht seit anderhalb Jahrtausenden siechte, und die wir mit der abergläubischen Muttermilch eingesogen . . . Ich darf es nicht aussagen, was ich geschaut . . . Aber unsere gesünderen Nachkommen werden in freudigster Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten! Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn sie hören, daß weiland die Menschen sich alle Genüsse dieser Erde versagten, ihren Leib kasteiten und ihren Geist verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsstolz abschlachteten, beständig logen und greinten, das abgeschmackteste Elend duldeten . . . ich brauche wohl nicht zu sagen, Wem zu Gefallen! — In der That, unsere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und sie werden uns sehr bemitleiden! Wenn sie einst, eine freudige Götterversammlung, in ihren Tempelpallästen sitzen, um den Altar, den sie sich selber geweiht haben, und sich von alten Menschheitsgeschichten unterhalten, die schönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greise, daß es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein schauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man sich einbildete, das Brot, welches man esse, sei sein Fleisch, und der Wein, den man trinke, sei sein Blut. Bei dieser Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze sichtbar erbeben auf ihren schön-

lockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar streuen, um durch Wohlduft die düsteren, unheimlichen Erinnerungen zu verscheuchen."

Es hat auf den ersten Blick etwas Überraschendes, scheinbar Inkonsequentes, dass der Mann, welcher zeitlebens alle positiven Religionen mit so vernichtendem Spotte bekämpft hatte, sich auf dem Sterbelager wieder zum Deismus bekehrte, und man ist fast versucht, die Worte auf ihn selbst anzuwenden, mit welchen er sich in gesünderen Tagen über solche geistige Umwandlungen geäußert. „Mögen immerhin", sagte er in seiner Besprechung der späteren Abtrünnigkeit Schelling's von der pantheistischen Lehre[644]), „die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie eleison singen ob solcher Bekehrung — es beweist aber Nichts für ihre Meinung, es beweist nur, dass der Mensch sich der Religion zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todbette sind so viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Diese Bekehrungsgeschichten gehören höchstens zur Pathologie, und würden nur schlechtes Zeugnis geben für eure Sache. Sie bewiesen am Ende nur, dass es euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, so lange sie mit gesunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umher wandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren." Unleugbar hat auch die Hinwendung Heine's zur deistischen Richtung einen stark pathologischen Beigeschmack, und er selbst machte wenigstens in der ersten Zeit seiner Krankheit kein Hehl daraus, dass seine Schmerzen, seine Einsamkeit, die nothgedrungene unablässige Beschäftigung mit seiner eigenen Person, einen wesentlichen Antheil an seiner Bekehrung gehabt. „Die heidnischen Götter", sagte er im März 1848 zu Fanny Lewald, „hätten einem Dichter nicht angethan, was mir geschieht; so Etwas thut bloß unser alter Jehova! Selbst die Lippen, mit denen ich so vergnügt gesungen und geküsst, sind mir ja halb gelähmt. Ich halte jetzt, da ich stündlich an meinen Tod denken muss, oft sehr ernste Gespräche mit Jehova in der Nacht, und er hat mir gesagt: ‚Sie dürfen Alles sein, lieber Doktor, was Sie wollen, Republikaner und Socialist, nur kein Atheist'." Ähnlich heißt es in einem Briefe an Campe vom 21. August 1851: „Mein Gesundheitszustand, oder vielmehr meine Krankheitslage ist noch immer dieselbe. Ich leide außerordentlich viel, ich erdulde wahrhaft prometheische Schmerzen, durch Ranküne der Götter, die mir grollen, weil ich den Menschen einige Nachtlämpchen, einige Pfennigslicht-

chen mitgetheilt. Ich sage ‚die Götter‘, weil ich mich über den lieben Gott nicht äußern will. Ich kenne jetzt seine Geier und habe allen Respekt vor ihnen.“ — „In der That“, sagte er im Januar 1849 zu Alfred Meißner[645]), „es ist seit einiger Zeit eine religiöse Reaktion bei mir eingetreten. Weiß Gott, ob Das mit der Morphine, ob mit den Kataplasmen zusammenhängt. Es ist so. Ich glaube wieder an den persönlichen Gott. Dahin kömmt man, wenn man krank ist, todkrank und gebrochen! Machen Sie mir kein Verbrechen daraus! Acceptiert doch das deutsche Volk in seiner Noth den König von Preußen, warum soll ich nicht den persönlichen Gott acceptieren? Mein Freund,“ fuhr er fort, „hören Sie da eine große Wahrheit: Wo die Gesundheit aufhört, wo das Geld aufhört, wo der gesunde Menschenverstand aufhört, dort überall fängt das Christenthum an.“ Trotz solcher bitteren Sarkasmen leugnete Heine keineswegs die große welthistorische Mission, welche das Christenthum zur Zeit seiner Entstehung gehabt; ja, er versicherte, dass er in dem krassen Materialismus jener Tage gewiss ein guter Christ geworden wäre. „Es ist ein eigen Ding“, sagte er zu Adolf Stahr, mit welchem er im Oktober 1850 mehrmals derartige Religionsgespräche führte[646]), „dass wir so universelle Religionen haben, während doch gerade die Religion das Individuellste sein müsste. Ich bin für meinen Theil zu der Überzeugung gekommen, dass schon Gesunde und Kranke ganz verschiedener Religionen bedürfen. Für den Gesunden ist das Christenthum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Einseitigkeiten. Für den Kranken aber, versichere ich Sie, ist es eine ganz gute Religion.“ Ein andermal gab er dem Freunde eine Schilderung der entsetzlichen Leiden, welche ihn selbst noch in wilden Träumen beängstigten. „Und alles Dies,“ sagte er, indem ein Lächeln über seine schmerzerfüllten Züge glitt, „muss ich nun ertragen ohne den Beistand unseres Herrn Jesus Christus! Aber ich habe auch meinen Glauben. Denken Sie nur nicht, dass ich ohne Religion bin. Opium ist auch eine Religion. Wenn so ein bischen grauer Staub in meine fürchterlich schmerzenden Brandwunden gestreut wird, und dann der Schmerz gleich darnach aufhört, soll man da nicht sagen, dass Dies dieselbe beruhigende Kraft ist, welche sich in der Religion wirksam zeigt? Es ist mehr Verwandtschaft zwischen Opium und Religion, als sich die meisten Menschen träumen lassen. Sehen Sie, da hab' ich die Bibel. Ich lese viel darin, Das heißt, ich lasse mir daraus vorlesen. Es ist doch ein wunderbares Buch, dies Buch der Bücher. Wenn ich meine Schmerzen nicht

mehr ertragen kann, nehme ich Morphium; wenn ich meine Feinde nicht mehr todtschlagen kann, überlasse ich sie der Vorsehung; wenn ich meine Angelegenheiten nicht mehr besorgen kann, übergebe ich sie dem lieben Gott — Nur," setzte er nach einer kleinen Pause lächelnd hinzu, „nur meine Geldangelegenheiten besorge ich doch lieber noch selbst." — Mit den bestimmtesten Worten versicherte Heine in einem Briefe an H. Lassalle in Breslau, den Vater des bekannten Agitators, bereits Ende April desselben Jahres, daß er, „aller atheistischen Philosophie satt, wieder zum demüthigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt", und in einem Schreiben an Campe vom 1. Juni 1859 kündigte er sich seinem Verleger gar als Censor seiner früheren Werke an, der aus den Schnabelewopski-Memoiren und anderen Schriften die Stellen entfernen möchte, welche „von einer so krassen Religionsspötterei befleckt seien, daß er aufrichtige Reue darüber empfinde" [641]): „Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und Alles, was aus der frühern blasphematorischen Periode noch vorhanden war, die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossener Hand ausgerissen, und bei meiner physischen Blindheit vielleicht zugleich manches unschuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn Das in den Flammen knisterte, ward mir, ich gestehe es, gar wunderlich zu Muthe; ich wusste nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnsinniger sei, und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgend eines Mephistofeles, welche mir zuflüsterte: ‚Der liebe Gott wird dir das Alles weit besser honorieren, als Campe, und du brauchst jetzt nicht mit dem Druck dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein Paar alte Hosen.' Ach liebster Campe, ich wünsche manchmal, Sie glaubten an Gott, und wär' es auch nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann aufs Gewissen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein so grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir lastet. Schreiben Sie mir bald Antwort, ehe es zu spät ist. Liegt Ihrer Schreibsäumnis irgend eine politische Hesitation oder ein merkantilisches Bedenken zum Grunde, so sagen Sie es aufrichtig, und ich will die gehörigen Instruktionen hinterlassen für den Fall, daß ich vor dem Beginn des Drucks meiner Gesammtausgabe das Zeitliche segne. Erschrecken Sie nicht über das Wort ‚das Zeitliche segnen'; es ist nicht pietistisch gemeint; ich will damit nicht sagen, daß ich das Zeitliche

mit dem Himmlischen vertausche, denn wie nahe ich auch der Gottheit gekommen, so steht mir doch der Himmel noch ziemlich fern; glauben Sie nicht den umlaufenden Gerüchten, als sei ich ein frommes Lämmlein geworden. Die religiöse Umwälzung, die sich in mir ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Akt meines Denkens, als des seligen Empfindelns, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, wie ich mir fest bewusst bin. Es sind große, erhabene, schauerliche Gedanken über mich gekommen, aber es waren Gedanken, Blitze des Lichts, und nicht die Phosphordünste der Glaubensp . . . e. Ich sage Ihnen Das besonders in der Absicht, damit Sie nicht wähnen, ich würde, wenn ich auch selber die Gesammtausgabe besorge, in unfreier Weise Etwas darin ausmerzen; quod scripsi, scripsi". Wenn diese Erklärung, dass „das Krankenbett durchaus wenig Antheil" an Heine's veränderter Denkweise über religiöse Dinge habe, unserer obigen Behauptung gewissermaßen ein Dementi ertheilt, so ist doch der Widerspruch nur ein scheinbarer. Denn allerdings gedenken wir nicht in Abrede zu stellen, dass die religiöse Umwandlung des Dichters, wenn auch erheblich durch die Qual und Vereinsamung des Krankenbettes gefördert, zugleich in der ganzen geistigen Anlage Heine's ihren natürlichen Stützpunkt fand. So paradox der Ausspruch Manchem klingen mag, Heine war von jeher ein religiöses Gemüth, und der Spott, mit welchem er die kirchlichen Dogmen aller Konfessionen befehdete, entfloss keineswegs allein einer satirischen Laune, sondern eben so sehr dem geheimen Schmerz, in ihnen keine Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses zu finden. Niemand verfolgt mit erbarmungslosem Hasse, was ihm gleichgültig ist, und in der That haben wir gesehen, dass Heine sich sein Lebenlang angelegentlich mit Religions- und philosophischen Fragen beschäftigte. In seinen Liedern und Dramen, in seinen „Reisebildern" und „Salon"-Aufsätzen, überall ist es „die große Gottesfrage", deren endgültige Lösung ihm als das wichtigste Problem der Menschheit erscheint. Er sucht diese Lösung bei Hegel, — bei den Saint-Simonisten, — in einem poetisch verklärten Pantheismus, — er bebt schaudernd vor dem Gedanken des Atheismus zurück, und da ihn die Menschwerdung Gottes eine Fabel dünkt, proklamiert er, um auf jeden Fall die Gottheit zu retten, die Gottwerdung des Menschen als das Ziel aller Entwicklung[648]). Man wird also keinen Widerspruch mit seiner Vergangenheit darin finden, dass er auf dem langwierigen Krankenlager die Resultate seiner religionsphilosophischen Betrachtungen aufs Neue einer Revision unterzog, und sich

noch auf dem Todbette um die Lösung der großen Welträthsel mühte. Er begann mit solchen Fragen — er hörte mit ihnen auf.

Nur wissen möcht' ich, wenn wir sterben,
Wohin dann unsre Seele geht?
Wo ist das Feuer, das erloschen?
Wo ist der Wind, der schon verweht?

Was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

so frug schon der Jüngling, und wusste erst nur verzweiflungsvoll zu erwidern: „Ein Narr wartet auf Antwort" [610]). Aber es ließ ihm keine Ruhe ein ganzes Erdenleben hindurch; nur noch stürmischer und wilder verlangte ihn nach der Lösung, je näher sein letztes Stündlein herankam, und seine Seele schrie gellend am Rande des Grabes:

Lass die heil'gen Parabolen,
Lass die frommen Hypothesen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen!

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Ross der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, Das wäre niederträchtig!

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist Das eine Antwort?

„Das nennen Sie religiös"? fragte Meißner, als ihm Heine zuerst dies finstere Gedicht zu lesen gab; „ich nenne es atheistisch." — „Nein, nein, religiös, blasphemisch religiös!" erwiderte Heine von seinem Standpunkte mit Recht. Stellte er doch nur dieselbe Frage, welche schon Hiob that, und welche auch das nach ihm benannte Buch nicht löst. Überhaupt blieb sein freies Verhältnis zu den religiösen Dingen ungestört, und es ist charak-

teristisch, wie er in einem Athemzuge sein lebhafter erwachtes religiöses Bedürfnis betonte und dasselbe ironisierte. Als Gérard de Nerval ihm im Sommer 1850 mittheilte, dass er eine Reise nach Weimar beabsichtige, sagte ihm Heine: „Dann thun Sie mir doch den Gefallen, in Deutschland anzufragen, in welchem Glauben man am besten stirbt. Ich beschäftige mich jetzt sehr ernstlich mit dieser Frage, und die deutschen Philosophen scheinen Etwas davon zu wissen, denn seit einiger Zeit hört man von ihnen Nichts mehr." — „Könnte ich doch nur an Krücken ausgehen!" seufzte er einmal um dieselbe Zeit, als ihn Meißner besuchte. „Wissen Sie, wohin ich ginge? Geraden Wegs in die Kirche!" Und als Meißner einen ungläubigen Einwurf machte, fügte er betheuernd hinzu: „Ganz gewiss, in die Kirche! Wohin soll man denn auch mit Krücken gehen? Freilich, wenn ich ohne Krücken ausgehen könnte, spazierte ich lieber über die lachenden Boulevards oder nach dem Jardin Mabille!" In einem Briefe an Campe vom Oktober 1851 klagte er, dass er in seinen Schmerzen wieder anfange, viel zu beten, „was immer ein schlechtes Zeichen"; und auf die Frage seines Bruders Gustav, ob es denn wahr sei, dass er eine Betschwester geworden, antwortete er lächelnd: „Nein, ich bin vielmehr ein Betbruder geworden, und ich bete alle Tage zum lieben Gott, dass er dir, lieber Bruder, bessere politische Gesinnungen eingebe." Der Redakteur des „Wiener Fremdenblattes" bemerkte, wie sehr es ihn freue, aus dieser Antwort schließen zu dürfen, dass sein Bruder kein Atheist mehr sei, als welchen man ihn geschildert, und machte ihn darauf aufmerksam, wie sehr er den Glauben an Gott zu fördern vermöchte, wenn er sich öffentlich über seine religiöse Umwandlung ausspräche. Heinrich Heine fertigte die Zumuthung mit der spöttischen Erwiderung ab: „Was kann dem großen weißen Elephanten des Königs von Siam daran gelegen sein, ob ein kleines Mäuschen in der Rue d'Amsterdam zu Paris an seine Größe und Weisheit glaubt, oder nicht!" Die Art und Weise, in welcher der Dichter sich bald darauf im Nachworte zum „Romancero" über seine Sinnesänderung erklärte, mag freilich nicht allzu sehr nach dem Geschmacke der Frommen gewesen sein. „Wenn man auf dem Sterbebette liegt," sagte er[650]), „wird man sehr empfindsam und weichselig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es, ich habe Manchen gekratzt, Manchen gebissen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanftmuth würden sich minder frömmig gebärden, besäßen sie die Zähne und die Tatzen des

Tigers. Ich kann mich rühmen, dass ich mich solcher angebornen Waffen nur selten bedient habe. Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amnestie ertheilt; manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, wurden deßhalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott selbst enthielten, habe ich mit ängstlichstem Eifer den Flammen überliefert. Es ist besser, dass die Verse brennen, als der Versifex. Ja, wie mit der Kreatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Ärgernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieses Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äußerten sich noch herber. Der gesammte hohe Klerus des Atheismus hat sein Anathema über mich ausgesprochen, und es giebt fanatische Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter spannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück stehen ihnen keine anderen Folterinstrumente zu Gebote, als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur Alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindligsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muss man eine Person sein, und um sich zu manifestieren, muss man die Ellbogen frei haben. Wenn man einen Gott begehrt — und Das ist doch die Hauptsache, — so muss man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. s. w., annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsre Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt. Ein solcher schöner Markknochen wird in der französischen Küchensprache la réjouissance genannt, und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen schmachtenden Kranken sehr stärkend und labend

sind. Dass ich eine solche réjouissance nicht ablehnte und sie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüthe führte, wird jeder fühlende Mensch billigen ... Ich bin also, was ich bereits oben gestanden, zu dem alten Aberglauben, zu einem persönlichen Gotte, zurückgekehrt. Das lässt sich nun einmal nicht vertuschen, wie es mancher aufgeklärte und wohlmeinende Freund versuchte. Ausdrücklich widersprechen muss ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückschritte in der Theologie bis zur Schwelle irgend einer Kirche oder gar in ihren Schoß geführt. Nein, meine religiösen Überzeugungen und Ansichten sind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik gespielt und meiner Vernunft nicht ganz entsagt. Ich habe Nichts abgeschworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber scheidend in Liebe und Freundschaft." Es war ganz folgerecht, dass Heine an der Phantasiereligion des Pantheismus kein Genügen mehr fand, sobald er zu der Einsicht gelangte, dass die Theilnahme des außermenschlichen Naturlebens am Leben der Menschheit eine geträumte, in der Wirklichkeit nicht vorhandene sei, und sein Rücksehnen zum Deismus, zu einem Gotte, der ihm helfen könne in dem Jammer und der Noth seiner Krankheit, war um so tiefer motiviert, da er in den Pantheisten im Grunde nur verschämte Atheisten sah, die sich weniger vor der Sache, als vor dem Schatten, den sie an die Wand wirft, vor dem Namen, fürchten [651]). Die „Geständnisse" enthalten die weitere Ausführung dieses Gedankenganges. Heine bekennt dort mit oft cynischen Worten, dass er der Freigeisterei in religiösen Dingen gehuldigt, so lange dieselbe gewissermaßen das Geheimgut einer Aristokratie von Geistreichen war, dass ihn aber die innerliche Angst des Künstlers und des Gelehrten ergriff, als er den Atheismus sich mit dem „schauderhaft nacktesten, feigenblattlosen, kommunen Kommunismus" verbünden sah, durch dessen Sieg er die ganze moderne Civilisation bedroht glaubte [652]): „Als ich merkte, dass die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls diese religiösen Themata zu diskutieren begann in seinen schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich sah, dass Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Existenz Gottes zu leugnen sich unterfingen — als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Taback zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, Das

begriff ich jetzt durch den Geruchssinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, gottlob! ein Ende. . . Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philosophie herumgetrieben, allen Orgien des Geistes mich hingegeben, mit allen möglichen Systemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu sein, wie Messaline nach einer liederlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demselben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom steht, auf dem der Bibel, und ich kniee neben dem schwarzen Betbruder nieder in derselben Andacht." — „Mir erging es," sagte er im Frühjahr 1853 zu einer Besucherin[653]), „wie einem verarmten Manne, der Alles verloren und den Hungertod vor Augen hat, als er unerwartet in einem vergessenen, unbeachteten Schubfache seines Geldschrankes noch eine Million entdeckt. So war ich durch den Verlust des unschätzbarsten Gutes, der Gesundheit, bankerott geworden an allem irdischen Glück; da fand ich in meinem Herzen einen stillen Ort, wo der Schatz der Religion bis dahin unbeachtet geruht hatte; ich bin dadurch vor dem Verschmachten gerettet worden." Der wiederholten Lektüre der Bibel, aus welcher der Kranke sich fast täglich den einen oder anderen Abschnitt vorlesen ließ, und deren poetische Schönheiten er von jeher bewundert hatte, schrieb er einen großen Einfluß auf seine religiöse Umwandlung zu[654]). „Die Bibel", sagte er, „hat das religiöse Gefühl wieder in mir erweckt; und diese Wiedergeburt des religiösen Gefühls genügte dem Dichter, der vielleicht weit leichter als andere Sterbliche der positiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und seinem Geist erschließt sich die Symbolik des Himmels und der Erde, er bedarf dazu keines Kirchenschlüssels." Eben so entschieden verwahrt sich Heine in einem Briefe an Georg Weerth vom 5. November 1851 gegen jede Rückkehr zu den kirchlichen Dogmen irgend einer der herrschenden Religionen. „Es freut mich," schreibt er, „daß Ihnen mein Nachwort zum ‚Romancero' gefallen hat; leider habe ich weder Zeit noch Stimmung gehabt, darin auszusprechen, was ich eben darthun wollte, nämlich daß ich als Dichter sterbe, der weder Religion noch Philosophie braucht und mit beiden Nichts zu schaffen hat. Der Dichter versteht sehr gut das symbolische Idiom der Religion und das abstrakte Verstandeskauderwelsch der Philosophie, aber weder die Herren der Religion noch die der Philosophie werden jemals den Dichter verstehen, dessen Sprache ihnen immer spanisch vorkommen wird, wie dem Maßmann das Latein. Durch diese linguistische

Unkenntnis geschah es, daſs diese und jene Herren sich einbildeten, ich sei ein Betbruder geworden. Sie begreifen nur die Mistgeschöpfe, denen sie gleichen, wie Goethe sagt, den ich um seinen göttlichen Namen beneide."

So beschränkt sich die sogenannte „Bekehrung" des Dichters auf eine lebhafte Wiedererweckung des religiösen Gefühls und auf die Rückkehr zu einem deistischen Glauben, welcher sich kaum in einem wesentlichen Stücke von dem Deismus Voltaire's oder Diderot's unterscheidet, und welcher sich die Freiheit der Kritik selbst dem in integrum restituierten Gotte gegenüber durchaus nicht verkümmern läſst, sondern „den grausamen Spaß des großen Weltall-Autors, des himmlischen Aristophanes," in Versen und Prosa vor das Forum der menschlichen Vernunft zieht[655]). In seinem Testamente verbittet er sich ausdrücklich jede Amtshandlung von Geistlichen irgend einer Konfession bei seinem Leichenbegängnisse; er erklärt in den „Geständnissen," daſs er dem lutherisch-evangelischen Bekenntnisse, zu welchem er sich bisher nur in lauer, officieller Weise bekannte, auch jetzt, wo er krank und gläubig geworden, nicht mit größerer Sympathie, als vordem, zugethan sei[656]) — „und wenn ich überhaupt dem evangelischen Glauben angehörig bleibe," fügt er spöttisch hinzu, „so geschieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht geniert, wie er mich früher nie allzu sehr genierte." Eben so wenig war er jedoch einem Übertritte zum Katholicismus oder einer Rückkehr zur jüdischen Religion geneigt, wenn er auch in seinen Gesprächen und Schriften der letzten Lebensjahre[657]) — vor Allem in den „Hebräischen Melodien" — den ideellen Schönheitsgehalt des Judenthumes glänzend hervorhob, während er früher am spiritualistischen „Volk des Buches" zumeist die humoristische Seite, die Karikatur, aufgezeigt hatte. „Ich konnte," sagte er einmal zu Alfred Meißner, „mich ihnen nicht ausschließlich opfern, wie z. B. Herr Gabriel Riesser und Andere; ich gehe in keiner Partei auf, mögen es Republikaner oder Patrioten, Christen oder Juden sein. Dieses habe ich mit allen Artisten gemein, welche nicht für enthusiastische Momente schreiben, sondern für Jahrhunderte, nicht für ein Land nur, sondern für die Welt, nicht für einen Stamm, sondern für die Menschheit. Es wäre abgeschmackt und klein, wenn ich, wie man mir nachsagte, mich je geschämt hätte, ein Jude zu sein, aber es wäre eben so lächerlich, wenn ich behauptete, ich wäre einer. Wenn Sie meine Schriften aufmerksam durchblättern, werden Sie manche Stellen finden, welche das jüdische Volk in Schutz nehmen. Wie ich geboren bin, das Schlechte und Verlebte, Absurde, Falsche und Lächerliche

einem ewigen Spotte preiszugeben, so ist es auch nur ein Zug meiner Natur, das Erhabene zu fühlen, das Großartige zu bewundern und das Lebendige zu feiern."

Ein Gegenstand, auf den Heine bei seinen religiösen Unterhaltungen mit Vorliebe zurück zu kommen pflegte, war die Unsterblichkeit, die persönliche Fortdauer der Seele. „Es ist darüber," bemerkte er gegen Adolf Stahr, „ein wunderbarer Widerstreit in mir. All mein Verstand, all mein Wissen sagt mir: der Glaube an persönliche Fortdauer nach dem Tode ist Wahnsinn. Es ist auch im alten Testamente keine Spur davon — Moses war viel zu gesund dazu. Erst die krankhafte Sekte, aus der Christus und das Christenthum hervorgingen, verfiel mit der Askese auch auf die Unsterblichkeit. Ich bin mit dem Verstande von unserm Aufhören vollkommen überzeugt, aber mit dem Gefühl fasse ich es nicht. Ich kann es nicht fassen und begreifen, während ich noch bin. Ich kann überhaupt nur von Egoisten annehmen, daß ihnen der Gedanke an das Aufhören ein vertrauter wird. Mit einem liebenden Herzen bleibt er, trotz des Wissens, unerfaßbar. Ich kann mir zum Beispiel nicht denken, daß ich meine Frau einsam verlassen soll, und ich sage ihr immer, daß ich unter einer ganz unscheinbaren Gestalt — denn sie fürchtet sich vor Erscheinungen und bittet mich, nicht zu kommen — mich wieder einfinden werde, ihre Angelegenheiten in Ordnung zu halten, wovon sie Nichts versteht." In demselben Sinne heißt es im Nachworte zum „Romancero": „Wie sträubt sich unsere Seele gegen den Gedanken des Aufhörens unserer Persönlichkeit, der ewigen Vernichtung! Der horror vacui, den man der Natur zuschreibt, ist vielmehr dem menschlichen Gemüthe angeboren. Sei getrost, theurer Leser, es giebt eine Fortdauer nach dem Tode, und in der anderen Welt werden wir auch unsere Seehunde wiederfinden." Wir sehen, Gott und Unsterblichkeit werden von Heine nicht viel respektvoller behandelt, als die Fragen der Politik. Der souveräne Witz, die schonungslose Skepsis üben auch hier ihr unbeschränktes Freiheitsrecht. So lange der Dichter gesunden Körpers und fröhlichen Geistes ein ruhmumstrahltes Leben genoß, kümmerten ihn wenig die jenseitigen Dinge, er dünkte sich selbst „einer der ewigsten Menschen" zu sein, er beugte sich vor keiner Autorität im Himmel und auf Erden, er zweifelte das Recht alles Bestehenden im Reiche der Wirklichkeit, die Realität jeder Vorstellung im Reiche des Gedankens an, und nur der Tod grinste hie und da drohend herein in den Dichtertraum ewiger Götterjugend. „Konnte er aber dieses Gespenst nicht wegphilosophieren," sagt Godfrid Becker in

seiner biographisch-literarischen Skizze des Dichters, „so wähnte er sich doch stets ferne genug von ihm, um sich veranlasst zu fühlen, seinem Wesen und seinen Folgen weiter nachzugrübeln; das Jenseits war für ihn abgethan, und der Tod konnte nur die totale Vernichtung jeder persönlichen Existenz sein. Andere Gefühle und Gedanken beschlichen den kranken, körperlich fast schon vernichteten, wenn auch geistig noch so regsamen Dichter. Der Tod bedrohte jetzt ihn Jahre lang jeden Tag und jede Stunde mit der einst geglaubten Vernichtung. Der Zweifler vollendet seine Mission, er zweifelt auch seinen letzten Glauben, seinen Glauben an die Vernichtung nach dem Tode, an, und die religiöse Frage, welche er niemals ganz aus den Falten seines Herzens hatte verdrängen können, stürmt jetzt von einem andern Ausgangspunkte aus auf ihn ein.“ Es ist Dies die letzte Phase jenes Nihilismus, zu welchem die Alles anzweifelnde Skepsis den Dichter geführt. Es ist der titanische Wahnwitz der Konsequenz, keine Realität, auch den Tod nicht, gelten zu lassen, und den „weißen Abgrund“ überbrücken zu wollen, um dem horror vacui, der schaudernden Angst des Gemüthes vor dem leeren Nichts, zu entrinnen. Auch hier aber ist Heine, wie bei seiner Hinwendung zu einem persönlichen Gotte, nicht über das Stadium der Sehnsucht hinausgelangt, und die Skepsis treibt immer wieder ihren Spott mit den religiösen Wünschen des Herzens. So schließt eine Rückschau auf alle Freuden und Leiden, welche der Dichter hier auf Erden erfahren, mit dem possierlichen Knixe:

> Lebt wohl! Dort oben, ihr christlichen Brüder,
> Ja, Das versteht sich, dort sehn wir uns wieder!

und die Auferstehung der Todten, das jüngste Gericht im Thale Josaphat, die Herrlichkeiten des Himmels, wo die unsterbliche Seele „Ruhe und weiche Pantoffeln und schöne Musik“ findet, und „Lanzknecht“ oder „Faro“ mit Sankt Peter spielt, werden in skurrilen Versen anthropomorphisch geschildert[***]). Dazwischen aber schnarrt die nüchterne Stimme des „Abgekühlten“ ihre bedenklichen Zweifel:

> Und ist man todt, so muss man lang
> Im Grabe liegen; ich bin bang,
> Ja, ich bin bang, das Auferstehen
> Wird nicht so schnell von Statten gehen,

und die Klage des alten griechischen Dichters Posidippos:

> Der Tod ist gut, doch besser wär's,
> Die Mutter hätt' uns nie geboren!

durchhallt in schauervollen Variationen die Strophen des „Romancero“ und der „Letzten Gedichte“ [***]).

Eine oberflächliche Kritik mag sich damit begnügen, Alles frivol zu finden, was Heine in gesunden Tagen oder auf dem langwierigen Marterbette geschrieben hat. Ein ernsterer Geist wird sich aber bei einer solchen Redensart, die der Lösung des psychologischen Räthsels, ohne dasselbe tiefer zu erklären, aus dem Wege geht, nicht beruhigen. Was ein ganzes Leben hindurch als frivol galt, muss, wenn es bis ans Ende Stich hält, doch wohl anders getauft und als Äußerung einer bestimmten, in den Zeitverhältnissen wie in dem eigenthümlichen Wesen des Dichters begründeten Geistesrichtung angesehn werden. Diese nihilistischen Lieder kommen vom Rande des Grabes, sie waren zu einem Vermächtnisse für das Publikum bestimmt, und nur das Andrängen des befreundeten Verlegers, welcher von Heine's neuen poetischen Arbeiten gehört hatte und ihn im Juli 1851 in Paris besuchte, bewog den Kranken, dieselben noch vor dem Tode herauszugeben, da ihn Campe durch Zahlung des ansehnlichen Honorares von 6000 Mark Banko für den „Romancero“ und das „Faust“-Ballett aus einer augenblicklichen Geldnoth befreite. Sollten also die hier ausgesprochenen Gesinnungen nach der Absicht des Verfassers noch über das Grab hinaus festgehalten werden, so wird die Beurtheilung dieses poetischen Vermächtnisses auch auf das literarische Gesammtbild Heine's wesentlich zurückwirken müssen, und die Konsequenz seiner Anschauung verleiht derselben eine Berechtigung, die mit der wohlfeilen Brandmarkung frivoler Spaßmacherei nicht abzufertigen ist. Lieber halten wir uns an Fichte's tiefsinniges Wort, das, schon 1805 gesprochen, uns das Räthsel Heinrich Heine's besser, als die Kritik irgend eines zeitgenössischen Schriftstellers, erklärt. Der Philosoph sagt in seiner siebzehnten Vorlesung über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters: „Selten ist der Mensch so glücklich, dass ihm die *reine* Gedankenlosigkeit zu Theil wird. Kann er aber dem Andrang der Gedanken nicht widerstehen, so bleibt ihm Nichts übrig, als die absolute Gedankenlosigkeit mit Freiheit zu seiner Maxime zu machen, und in sie die rechte Weisheit zu setzen. Die *Narrheit*, nach einem Grunde zu fragen, unterdrückt dieser Weise, und will Das nicht gelingen, so *sucht er sich selbst mit jenem Streben lächerlich zu machen*, und an sich selbst Rache zu nehmen, dass er sich doch einmal überraschen und ergreifen ließ, auch, damit ja die Andern einer solchen Schwachheit ihn nicht für fähig

halten. Es kommt dir ein ernster Gedanke in den Weg, den du nicht magst — so lass ihn liegen und setze Deinen angefangenen Weg fort! Das aber thust du nicht, sondern du wendest dich gegen ihn, und bietest alle Gewalt deines Witzes auf, um ihn in ein lächerliches Licht zu setzen. Warum giebst du dir denn die Mühe? Du musst doch den Gedanken in seiner ernsthaften Gestalt nicht ertragen können, da du nicht eher Ruhe hast, als bis du ihn in eine andere, dir gefälligere Gestalt gebracht. Leichtsinn und Frivolität — und zwar je höher sie steigen, desto mehr — sind untrügliche Kennzeichen, dass im Innern des Herzens Etwas ist, das nagt, und welchem man gern entfliehen möchte; und sie sind gerade dadurch unverwerfliche Beweise, dass die edlere Natur noch nicht ganz ausgestorben ist. Wer es vermag, einen tieferen Blick in solche Gemüther zu werfen, Dem geht der schmerzliche Jammer auf über ihren Zustand und über die unaufhörliche Lüge, in der sie sich befinden, indem sie alle Andern glauben machen wollen, dass sie höchst glücklich und vergnügt sind, und von ihnen wieder die Bestätigung erwarten, ohne doch bei sich selbst jemals Glauben zu finden, — zugleich mit einem wehmüthigen Lächeln über ihr Bestreben, schlimmer zu scheinen, als sie wirklich sind." —

Der „Romancero," welcher im Oktober 1851 erschien, ist in der That wie ein Rechnungsabschluss, wie eine Rekapitulation gestaltet. Alle Phasen, die Heine durchlaufen, haben darin ihr Kontingent gestellt, oder doch ein Echo ertönen lassen. Der Abschnitt „Historien" enthält Romanzen von ungetrübtester Kunstform, wie „Schelm von Bergen," „Schlachtfeld bei Hastings," „Der Asra," „König Richard," „Der Dichter Firdusi," welche leben werden, so lange die deutsche Zunge klingt; dazwischen Erinnerungen vom bal Mabille, wie „Pomare," moquante Verhöhnungen der poetischen Sentimentalität, wie „Der Apollogott" und „Der weiße Elephant", groteske Bilder aus der Weltgeschichte und politische Satiren, wie „Rhampsenit," „Karl I.," „Maria Antoinette," „Zwei Ritter," „König David," und „Vitzliputzli," denen sich die „Spanischen Atriden," die Spottgedichte auf Herwegh und Dingelstedt, das Gedicht „Im Oktober 1849" in der folgenden Abtheilung und zahlreiche Reminiscenzen aus der Revolutionszeit des Jahres 1848 im ersten Bande der „Vermischten Schriften" anreihen. Durch all' diese Schöpfungen zieht sich jene pessimistische Auffassung, welche, wie im „Vitzliputzli," zuletzt in der ganzen Welthistorie nur noch einen

tollen Räuberroman erblickt, wo brutale Gewalt und frecher Betrug allemal den Sieg über Recht und Redlichkeit gewinnen. Die „Lamentationen“ übertragen diese nihilistische Weltansicht ebenfalls auf das religiöse und sociale Gebiet, Orthodoxie und Rationalismus werden gleich sehr verspottet, die Unvollkommenheit alles Irdischen wird mit den grellen Blitzen eines Humors beleuchtet, welcher sich an verzerrten und grausenhaften Bildern dämonisch zu ergötzen scheint, die Spukgestalten aus den Katakomben der Romantik, die uns einst muthwillig neckten, hüllen sich in die Maske des Ungeheuerlichen und grinsen uns aus unheimlichen Larven entgegen, selbst die Natur, welche dem Dichter sonst so willig all' ihre Geheimnisse entschleierte, glotzt ihn jetzt fremd und blöde an, der Himmel ist ein blauer entgötterter Kirchhof geworden, und die Nixe des Baches, die einst mit ihren Schwestern in holder Waldeinsamkeit den lieblichen Reigen schlang, entflieht mit entsetzten Mienen vor dem Jammeranblick des Kranken wie vor einer Gespenster-Erscheinung [660]). Gleich einem Medusenantlitz, vereinigen diese Verse Anmuth und Schrecken, Liebreiz und Abscheu in so zaubervoller Art, daß wir schaudern im Hinblick, und wieder hinblicken und immer wieder, um noch einmal so süß zu schaudern. „Wie ein Todter, war der Dichter lebend in seinen Sarg genagelt,“ sagt Théophile Gautier in einem Nachrufe; „aber wenn man das Ohr hinab beugte, hörte man die Poesie unter dem schwarzen Bahrtuche singen.“ Ein ähnliches Bild gebraucht Heine selbst, wenn er in den „Lazarus“-Gedichten seine Phantasien als Spukgestalten bezeichnet, die Nachts im Hirn eines todten Dichters ihren bunten Umzug halten und ihre schaurig süßen Orgien feiern, welche des Poeten Leichenhand dann am Morgen aufzuschreiben versuche [661]). „Nicht wahr?“ frug er, als er eine Anzahl dieser in den „Letzten Gedichten“ enthaltenen acherontischen Sehnsuchtsrufe nach dem sonnigen Leben seinem Freunde Meißner zu lesen gab — „nicht wahr? Das ist schön, entsetzlich schön! Es ist eine Klage wie aus einem Grabe, da schreit ein Lebendigbegrabener durch die Nacht, oder gar eine Leiche, oder gar das Grab selbst. Ja, solche Töne hat die deutsche Lyrik noch nie vernommen und hat sie auch nicht vernehmen können, weil noch kein Dichter in solch einer Lage war.“

Gleichzeitig mit dem „Romancero“ erschien das Tanzpoem: „Der Doktor Faust“, welchem sich später in den „Vermischten Schriften“ das Pantomimen-Libretto „Die Göttin Diana“ und „Die Götter im Exil“ anschlossen. Das Faust-Ballett wurde bereits im Februar 1846, auf An-

regung des Herrn Lumley, damaligen Direktors von Her Majesty's Theatre in London, geschrieben, welcher das Recht der Aufführung für 6000 Franks erwarb, aber niemals von demselben Gebrauch machte. Dagegen beschwerte sich Heine bitter darüber, dass sein Libretto, welches er durch Laube im Jahre 1849 der königlichen Oper zu Berlin anbieten ließ, dort 1854 von dem Ballettmeister Taglioni unter dem Namen „Satanella" in Scene gesetzt worden sei, ohne dass ihm als dem eigentlichen Autor eine Tantième zugeflossen wäre. Er erging sich in seinen Briefen an Campe und Michael Schloss zu Köln in herben Klagen über Meyerbeer, welcher als Generaldirektor der königlichen Oper sich der gekränkten Rechte des befreundeten Schriftstellers so wenig angenommen[662]). Nach Laube's Versicherung freilich wäre die Verwandtschaft von Taglioni's „Satanella" mit dem Heine'schen Textbuche verzweifelt entfernt, und kein Fünkchen von der Seele des letzteren in das Berliner Machwerk übergegangen[663]). Die „Diana"-Pantomime wurde gleichfalls zu Anfang des Jahres 1846 von dem Dichter bei einem Gespräche mit Benjamin Lumley improvisiert, der ihn bat, sofort ein Scenarium davon zu entwerfen. Weit bedeutender, als diese phantastischen Tanzgedichte, sind die im Winter 1852—53 geschriebenen „Götter im Exil", welche zuerst in französischer Sprache in der „Revue des deux Mondes" vom April 1853 veröffentlicht wurden, und als eine Fortsetzung der „Elementargeister" zu betrachten sind. Die mittelalterliche Umwandlung griechischer Gottheiten in Dämonen hatte für den Dichter von jeher einen besonderen Reiz gehabt, und es ist charakteristisch für sein absterbendes „Hellenenthum", dass er ein romantisches Behagen daran fand, sich die Gestalten der klassischen Mythologie jetzt in der Mönchskutte oder in irgend einem Gewand der christlichen Sagen herauf zu beschwören. So viel die Götterwelt von Hellas durch solche Metamorphose an poetischer Schönheit verliert, so sehr gewinnt der romantische Spuk des christlichen Aberglaubens: griechische Heiterkeit kichert durch die schwerfällige deutsche Gespensterluft.

Die Hauptarbeit Heine's in den letzten Krankheitsjahren war die Fortsetzung seiner „Memoiren", von welchen zum mindesten drei Bände vollendet sind. Der übrige, trotz aller Mahnungen der Presse, von der Familie bis jetzt der Öffentlichkeit entzogene Nachlass des Dichters besteht aus etwa dreißig abgeschlossenen, zum Theil sehr cynischen und skabrösen Gedichten, einigen Gedicht-Fragmenten — darunter ein längeres, sehr schönes, im Versmaß und Charakter des „Atta Troll", betitelt „Bimini", wovon der Prolog und sechs Abschnitte

vollendet sind, — und einem Aufsatze über die Schlacht von Waterloo, welcher ursprünglich für den ersten Band der „Vermischten Schriften“ bestimmt war, aber auf dringendes Anrathen Campe's vor dem Druck zurückgezogen wurde [664]), und sich jetzt in Händen des Herrn Maximilian Heine befindet. Der Plan H. Heine's, ein Gedicht „Till Eulenspiegel“ zu schreiben, über welchen er sich im Herbst 1850 mit Adolf Stahr unterhielt, ist leider niemals zur Ausführung gelangt. „Ich wollte es in die Form einkleiden,“ sagte er, „als ob ich selber umher reise, alle Notizen über den Eulenspiegel zu sammeln, und ich wollte Das auch so gründlich thun, dass die Antiquare es hätten für ein gelehrtes Werk halten mögen. Dazwischen aber hätte ich Alles gesagt, was ich irgend auf dem Herzen hatte über Gott und die Welt. Es wäre gewiss mein bestes Werk geworden.“

Mit besonderer Sorgfalt unterzog Heine sich seit dem Ende des Jahres 1852 der Redaktion einer französischen Gesammtausgabe seiner Schriften. Die geistvoll zusammenfassende Kritik seiner literarischen Thätigkeit, welche Saint-René Taillandier nach dem Erscheinen des „Romancero“ in der „Revue des deux mondes“ vom 1. April 1852 veröffentlichte, hatte die Aufmerksamkeit des französischen Publikums lebhafter, als bisher, auf den deutschen Dichter hingelenkt, und die „Oeuvres complètes de Henri Heine“, von welchen bis zum Tode Desselben sieben Bände erschienen sind, denen seitdem sieben andere folgten, haben in Frankreich ein Aufsehen erregt, das ihn wie mit einem Zauberschlage in die Reihe der ersten französischen Schriftsteller erhob. Die von Heine selbst revidierten Übersetzungen seiner Prosawerke geben in der That alle Witzpointen und Feinheiten des Stils mit einer Meisterschaft wieder, welche ihren glänzenden Erfolg in der fremden Sprache durchaus gerechtfertigt erscheinen lässt. Von den gleichfalls in Prosa ausgeführten Übersetzungen seiner Gedichte dagegen athmen höchstens die von Gérard de Nerval verfassten Nachbildungen der „Nordsee“-Lieder Etwas von dem würzigen Hauch und rhythmischen Wohllaut der Originale, und es ist nur ein höflicher Euphemismus, wenn Heine in einem Briefe an seinen diensteifrigen Freund Taillandier, welcher die „Lazarus“-Gedichte und die Lieder des „Neuen Frühlings“ übersetzte, die Bemerkung macht, dass „seine transrhenanische Empfindsamkeit in der Sprache des Positivismus allzu prosaisch vernünftig klinge“ [665]). Es bleibt in der That nur ein „in Stroh gewickelter Mondschein“ zurück, wie ein Freund in Bezug auf diese, in nüchternste französische Prosa aufgedröselten

Zauberweisen spöttelte[666]), und die wahre Herzensmeinung des Dichters über solche Zerrbilder seiner Poesie spricht sich nirgends drastischer aus, als in den Worten, mit welchen er sich in Anwesenheit Gérard de Nerval's gegen einen deutschen Besucher über dieselben lustig machte[667]). „Ich sage Ihnen, Gérard", rief er aus, „daß ich jedesmal, wenn ich meine Übersetzung lese, bei der Sie mich so treulich unterstützt haben, mich beim Schopf nehmen und mich in irgend einem Krähwinkel Deutschlands, wo man mich noch liebt — wenn es nämlich solche Krähwinkel noch giebt, — auf einen öffentlichen Markt führen und rufen möchte: „Haut ihn! haut ihn!" Wahrhaftig," fuhr er nach einer Pause fort, „ich komme mir vor, als wenn ich mit der Kasse meines literarischen Werthes aus Deutschland durchgegangen wäre, und jetzt hier in Frankreich alle die Papiere versilbern wollte. Jedesmal wenn ein Deutscher zu mir kommt, läuft es mir kalt über den Rücken, als wenn es ein geheimer Agent des deutschen Parnasses wäre, der meine Auslieferung von der französischen Regierung erlangt hätte und mich zurückführen wollte dorthin, wo da ist Heulen und Zähneklappern, ich meine nach Deutschland. Ja," begann er bald darauf wieder, „sogar nach tausend Jahren werde ich noch verleumdet werden, und Das dieser unglücklichen Übersetzung halber. ‚Sehen Sie, meine Herren', wird der Professor der älteren Literatur an einer Universität von Neuseeland sagen, ‚jenes Zeitalter, wo die Menschen noch verschiedene Sprachen hatten, brachte eine Art von Geschöpfen hervor, die sich zu den Schriftstellern verhielten, wie der Affe zum Menschen, man nannte sie Übersetzer. Diese Halbmenschen hatten nun die Aufgabe, die Werke eines Dichters Denen, die nicht seine Sprache redeten, verständlich zu machen, und sie thaten Das meistentheils wie die Affen, wenn sie ihren Mitaffen die Gebärden der Menschen voräffen. Nun war da in jenem Lande, wo unsere Geologen in den Thälern ganze Schichten von versteinerten Nachtmützen aufgefunden haben, und welches man Germanien nannte, ein Poetlein, Heine geheißen, welcher uns ein seltenes Beispiel von Geisteszerrüttung gegeben hat, indem er an seinen eigenen Werken zum Affen ward und sie den Franzosen vorgestikulierte. Ja, Gérard, so wird es kommen, und Sie haben einen großen Theil der Schuld auf Ihrem Gewissen." — Sicherlich sind Rhythmus und Reim am wenigsten zu entbehren, wenn es sich darum handelt, fremden Nationen eine Vorstellung von dem Wesen der Heine'schen Lyrik zu geben. Ein solcher, nicht übel gelungener Versuch metrischer Übertragung liegt uns vor in den „Poésies

choisies de Henri Heine; traduites en vers par Charles Marelle" (2. Aufl. Berlin, B. Behr, 1864), — nur dass sich der Übersetzer, dem Reim zu Gefallen, allzu große Freiheit in der Weglassung oder Hinzufügung malerischer Details genommen hat. Es wäre zu wünschen, dass Edouard Schuré, welcher neuerdings in seiner „Geschichte des deutschen Volksliedes" so treffliche Proben seines Übersetzer-Talentes gegeben hat, sich entschlösse, seinen Landsleuten eine größere Zahl Heine'scher Lieder zu verdolmetschen***). Unter allen Franzosen besitzt er jedenfalls die gründlichste Einsicht in das Wesen der Heine'schen Poesie, und wir wüssten kein glänzenderes Beispiel für das tiefere Verständnis deutscher Literatur anzuführen, welches sich gegenwärtig in Frankreich Bahn zu brechen beginnt, als indem wir hier seine Charakteristik H. Heine's einschalten. „Die romantische Poesie," sagt er, „hatte, wie eine prunkende Schlossdame, ihre Penaten in das alte Schloss des Mittelalters hinübergeschafft und hatte dasselbe aufs kostbarste restauriert. Zwischen seinen einsturzdrohenden Mauern hatte sie, freilich nur aus Holz, wieder einen prächtigen Saal erbaut. Verstümmelte Säulen trugen stolz das maurische Gewölbe, und die kolossalen Standbilder der alten Kaiser, welche im Hintergrunde des Saales neben dem Throne der heiligen und mystischen Poesie aufgestellt waren, schienen bereit, zu ihrer Vertheidigung das Schwert zu ziehen. In diesem, von Fackeln, Fontänen und Kronleuchtern blitzenden Saale versammelten sich die Romantiker zu einem großartigen Feste. O welch lustiger Ball, welch tolles Gewühl buntscheckiger Masken! Da sah man die schimmerndsten Kostüme, deutsche, fränkische, maurische und sarazenische Ritter; blonde Burgfräulein in himmelblauen, mit Silbersternen durchwirkten Kleidern, düstere Königinnen mit Purpurmänteln, auf denen goldene Sonnen strahlten, Troubadours mit langen, wallenden Locken. Und man sang wieder die tollen Abenteuer und die süßen Erinnerungen der Liebe. Die Ritter applaudierten, die Busen der Frauen hoben sich vor Verlangen, und von ihrem gothischen Throne herab warf die Poesie den Sängern parfümierte Kränze zu. Dann begann der Ball; eine träumerische Musik lockte die Paare in ihren magischen Kreis und riss sie mit immer leidenschaftlicheren Tönen in einen wilden Wirbel. In diesem Augenblicke trat ein geheimnisvoller spanischer Ritter ein. In seinem sammetnen Wamse schritt er so keck einher wie der stolzeste Hidalgo, auf seinem goldgestickten Mantel gewahrte man einige arabische und indische Ziffern, eine große Rabenfeder nickte auf seinem Haupte. Er trug keine Maske. Sein

Antlitz war schön und verführerisch. Ein süßes unheimliches Feuer glühte in seinen starren Augen, und stolzer Hohn kräuselte seine wollüstigen Lippen. Sein Wappen war in Silber auf sein Barett gestickt. Es waren zwei Sphinxköpfe, von denen einer zu weinen, der andere gellend zu lachen schien. Man hörte auf zu tanzen, um ihm zu betrachten. Er ergriff nachlässig die erste, beste Guitarre und sang ein paar kastilianische Romanzen in so kecker Weise, mit so neuem Tone, daß ein Beifallsdonner ihm lohnte. Der Ball wurde mit Raserei fortgesetzt, und der neue Ankömmling war dessen König. Bald aber hielten Alle vor Müdigkeit inne. ‚Wohlan‘, sagte laut der schöne Unbekannte, ‚es ist Mitternacht, man demaskiere sich! Genug der Komödie! Ich will wissen, wer ihr seid. Ich heiße Heinrich Heine. Ich bin Jude oder Protestant, wie es euch beliebt, doch ich verlache Gott und den Teufel, ich verehre die Liebe und die Freiheit, aber ich hasse die Heuchelei. Ich habe gesagt, wer ich bin, mache nun Jeder es eben so!‘ Alle protestierten unwillig. Da schlug der schöne Ritter ein gellendes Hohngelächter auf. ‚Wie? ihr fürchtet euch, schöne Masken! Wohlan, ich weiß, wer ihr seid.‘ Und zu einem würdevollen Tempelherrn tretend, riß er ihm die Maske ab, und rief: ‚Du bist nur ein Jesuit, und du betreibst hier die kleinen Angelegenheiten deiner Genossenschaft. Du, schönes Gräflein, das nur von Kreuzzügen spricht, du bist Nichts als ein Lakai Sr. Majestät des Königs von Preußen, und du thätest besser, in die Garde einzutreten und dort deine Taille zu zeigen, als im Palaste der Dichtung zu paradieren, wo du Nichts zu schaffen hast. Du, schöner Troubadour, der du schmachtest für die Dame deiner Neigung, bist nur ein Handlungsdiener, der ein galantes Abenteuer mit einer Kammerkatze sucht. Ihr seid sammt und sonders falsche Heilige, falsche Ritter und falsche Troubadours. Ich werde euch alle demaskieren, erlauchte Schelme, ich werde unter euren glatten Larven eure verschrumpften Pedanten- und Charlatanfratzen, und unter euren seidenen Wämsern eure schäbigen Wucherer- und Büreaukratengewänder zeigen. Wahrhaftig, wäret ihr nicht zum Todtlachen, ihr verdientet, daß man euch mit Peitschenhieben davonjagte. Was euch betrifft, erlauchte Damen, so untersuche ich nicht eure Titel. Was wäre denn die Komödie und die Tragödie des Lebens, wenn ihr nicht das Recht hättet, mit uns zu spielen, uns wie Marionetten tanzen zu lassen, unsere Herzen mit göttlichem Weh und schmerzlicher Wonne zu erfüllen? Gräfinnen, Tänzerinnen, Zigeunerinnen und Buhldirnen, ich liebe und feiere euch alle. Euch gelten meine Lieder

des Ruhms und der Begeisterung. Ihr seid schön, und es lebe der Ball!“ Bei diesem Schlusse erscholl ein Sturm von Lachen, Schreien und Toben. Die gellende Stimme des Ritters drang bis ins tiefste Mark, in ihrer Bitterkeit lag etwas unbeschreiblich Scharfes und Schneidendes, das Einen schaudern machte; das alte romantische Nest erzitterte in seinen Grundvesten. Einige verlangten von ihm Rechenschaft für seine Beleidigungen. Er maß mit ihnen die Klinge, und streckte sie zu Boden, daß ihnen die Lust verging, den Kampf wieder aufzunehmen. ‚Man erstickt in eurem Saale‘, sprach der Sieger, ‚ich bedarf frischer Luft und des Rauschens der Wälder‘. Mit diesen Worten stieß er die große Thür auf, ein Windstoß fuhr herein, alle Kerzen erloschen, und Ritter und schöne Damen sahen aus wie Gespenster beim Schein einiger bleichen Fackeln. Aber durch die zertrümmerte Thür erschien eine feenhafte Landschaft von Wäldern, Bergen und Seen, die im hellen Mondlicht schliefen. Dann ergriff der zauberische Dichter eine alte vergessene Harfe und entlockte ihr so wunderbare Töne, daß die fernen Wälder vor Lust erseufzten. Bei ihrem schmeichelnden Flüstern erwachten die Geister des Waldes und die Nymphen der Gewässer, um wieder ihre lieblichen Reigen zu schlingen und ihre verführerischen Lieder anzustimmen. Bei den Klängen der magischen Harfe näherte sich auf das beschwörende Gebot des Zauberers ein Schwarm leichtfüßiger Gestalten und brachte in den Saal, zum Entzücken der verwunderten Menge. Sie kamen aus ihren grünen Hallen, die wilden Elfen, mit phantastischen Blumen bekränzt und mit Maien umgürtet, um ihren lustigen Reigen im Mondschein zu tanzen. Sie kamen aus ihren krystallnen Palästen und ihren schäumenden Wasserfällen empor, die Nixen, die lachenden, muthwilligen Kinder mit wogenden Brüsten von Schnee; sie umschlangen sich und tobten einher in rasenden Reigen. Zuweilen wandten die Tollsten, wenn sie an dem Zauberer vorbei kamen, sich um, und schön, mit fliegenden Haaren, entblößten Busens, ein lautes Lachen auf den Lippen, schienen sie ihm einen Kuß rauben zu wollen, aber sie streiften nur seine Harfe. Und in Mitten des Kreises der tollen Undinen schwamm wie ein geheimnisvolles Traumbild die Geliebte des Dichters, die Arme verschränkt, das braune Köpfchen geneigt, mit einem seltsamen Lächeln auf den Lippen. War es ein Lächeln der Zärtlichkeit oder des Spottes? Plötzlich unterbrach der launenhafte Nekromant seine zaubervolle Musik durch einen schneidenden Akkord und begann so komische Weisen zu spielen, daß man sie nicht ohne Lachen vernehmen konnte. Diese Weisen

hatten eine sonderbare Eigenschaft. Jede derselben führte sofort eine zeitgenössische Persönlichkeit in den Saal; sie tanzte wie ein Hampelmann auf die burleskeste Art, und schwatzte ihre geheimsten Gedanken aus. Bald war es der dicke Bankier Gumpel aus Hamburg, der sich in Italien Marchese Gumpelino nennt, Shakspeare'sche Verse deklamiert, indem er die Höhe seiner Renten berechnet, und sich für den Romeo einer phantastischen Engländerin hält, die ihm zärtlich ein gewisses Apothekermittel beibringt, das ihn auf immer von seiner unverständigen Liebschaft kuriert. Bald ist es der kantische Philosoph Dr. Saul Ascher mit seinen abstrakten Beinen und seiner klapperdürren Gestalt, der den kategorischen Imperativ vorstellt und wie ein Uhrwerk geht, vor sich hinschnarrend: ‚Die Vernunft ist das höchste Princip.‘ Bald ist es der alte Schlegel mit seinen dreißig Perücken zum Wechseln. Kurz, es ist eine ganze Galerie zeitgenössischer Hanswürste. ‚Ah! ihr wundert euch über diese charmanten Gestalten‘, sagt der Magier. ‚Und doch seid ihr es selbst, es ist eure Generation, deren Name Dummheit, Heuchelei, Servilismus ist. Mit eurer frommen Gleißnerei, euren feigen Koncessionen habt ihr eure Religion, eure Philosophie, euer ganzes Leben vergiftet. Übrigens ist Alles nur Traum, Chimäre, Illusion. Die Poesie ist eben so toll, wie die Wirklichkeit albern. Die Weltgeschichte ist eine Komödie, die der liebe Gott sich vorspielt, um die Zeit todt zu schlagen. Im Grunde glaubt ihr so wenig, wie ich, an diesen lieben Gott, der ein Schreckgespenst für Kinder und Ammen ist. Nur seid ihr zu feig, um es einzugestehen. Ihr achtet euch selbst eben so wenig, aber ihr gebt euch ein Ansehen vor der Welt, ihr putzt euch mit Federhüten, Kreuzen und Bändern, und man nimmt euch für Helden. Seht mich! ich bin Nichts als ein Narr, ich glaube an Nichts, ich verachte mich, aber ich rede die Wahrheit. Mein Herz blutet, aber eure albernen Nichtswürdigkeiten werden mir stets nur ein Lächeln der Verachtung entreißen, und ich habe das Recht, euch ins Gesicht zu schlagen!‘ So sprach der satirische Magier, der sich in einen Hofnarren verwandelt hatte, mit einer Schellenkappe auf dem Haupte und einer Pritsche in der Hand. ‚Ans Kollett dem Niederträchtigen! Packt den Tropf! Tod dem Lästerer!‘ schrie der ganze romantische, aristokratische und pfäffische Troß. Er aber ergriff eine Brandfackel, schwang sie um sein Haupt, und hob mit Donnerstimme die Marseillaise zu singen an. ‚Oho! dies Lied ängstigt euch‘, sagte er; ‚um es zu ersticken, möchtet ihr gern ein Schafott errichten. Parbleu! ich will euch helfen.‘ Dann beschwor der un-

heimliche Magier das Gespenst der Guillotine. Sie erhob sich in einem rothen Nebel, hoch und blutig, und rings umher spazierten kopflose Leiber, welche einander ernste Reverenzen machten. Es war Marie Antoinette und ihr Hofftaat. „Kopflose Leiber, Das ist das Bild eurer Gesellschaft,‘ sagte lachend der schreckliche Narr. Schon hörte man fern die Marseillaise, die Carmagnole und Ça ira singen, und diese Lieder schwollen an wie das Heulen des Sturmes bei der Aufruhrglocke von 1848. ‚Der große Tag des Ruhms ist da!‘ sprach der Dichter, und schleuderte seine Fackel in das Getäfel des morschen Gebäudes. Die rothe Flamme schlug empor und loderte freudenknisternd bis zum Dachstuhl hinauf. Die Balken krachten, der Tross entfloh, in einem Nu war der prächtige Saal ein Gluthmeer, er stürzte zusammen, und der Dichter stieß einen Triumphschrei aus. Plötzlich fand er sich wieder in der finstern Burgruine, gealtert, traurig, allein. Wie in den Feenmärchen, wenn das kerzenhelle, von Pagen und Zofen erfüllte Schloss verschwunden ist, hörte er Nichts mehr als Nachteulen- und Dohlengekreisch. Da rief der Dichter traurig: ‚Und doch habe ich geliebt! und doch habe ich an das Ideal geglaubt!‘ Vielleicht hatte er niemals mit aufrichtigerem Ernste geredet; aber er hatte zu viel gelacht, man glaubte ihm nicht mehr. — Das ist die wahrhaftige Geschichte von Heinrich Heine. Der tollste der Romantiker steckte das Schloss in Brand. Aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben, der Brandstifter war nur der unerbittliche Vollstrecker des Verhängnisses. Denn jenes Schloss war von Holz. Ich meine: Die Principien der romantischen Schule mussten sie zu einem frühzeitigen Ruin führen. Hatte sie sich nicht über alle Gesetze erheben und eine Dichtung erschaffen wollen, die außerhalb der realen Welt stünde? Hatte sie nicht erklärt, dass ihr oberstes Princip die höhnisch stolze Ironie des Poeten sei, der Alles von der Höhe der Phantasie betrachtete? Sie musste dafür ihr Strafgericht erleiden. Heinrich Heine vollzog es. Er kehrte die Ironie gegen Diejenigen, welche einen so üblen Gebrauch davon gemacht, er schlug die Bande in die Flucht, aber er verwundete sich schmerzlich, als er sich der doppelschneidigen Waffe bediente. Nachdem er alle Welt verspottet hatte, verspottete er sich selbst, er hörte fast auf, ein Charakter zu sein, und der Genius überlebte den Menschen.“ — —

Am 1. September 1854 ließ Heine sich, aus Besorgnis vor der in Paris herrschenden Cholera, an welcher sein Sekretär erkrankte und mehrere seiner Bekannten starben, nach einer in der Grande Rue Nr. 51 an den

Batignolles gelegenen Gartenwohnung bringen. Leider fand er dort wider Erwarten eine sehr geräuschvolle Nachbarschaft, und die Kälte und Feuchtigkeit seines neuen Krankenzimmers, das zu ebener Erde lag, zog ihm sofort eine Halsentzündung zu, die ihm das Sprechen unleidlich erschwerte. Da zu seinen vielen Gebresten auch noch eine Geschwulst am untern Theile des Rückens hinzutrat, welche ihm das Liegen unmöglich machte und welche endlich durch eine schmerzhafte Operation entfernt werden musste, konnte er erst Anfangs November die Beschwerden eines abermaligen Umzugs nach der von seiner Frau ausgesuchten neuen Wohnung, Avenue Matignon Nr. 3, hart an den Champs Elysées, ertragen. Hier fand er, was er in dem dumpfen Hinterhause der Rue d'Amsterdam so lange entbehrt hatte: Sonnenlicht, frische Luft und die Aussicht ins Grüne; dabei war die Wohnung, zu welcher hundertundfünf Treppenstufen hinan führten, so hoch gelegen, dass die Stille des kleinen Balkonzimmers, in welchem der Kranke lag, nicht allzu sehr durch den Lärm der scharenweise auf und ab gehenden Spaziergänger und der unaufhörlich dem Arc de l'Etoile zubrausenden Karossen gestört wurde. In guten Stunden konnte er sich an sonnigen und windstillen Tagen Sommers auf den breiten, mit einer Marquise überdachten und durch Tapetenwände vor jedem Zuge geschützten Balkon hinaustragen lassen, wo für ihn ein niedriges Lager bereitet ward. „Sie können sich nicht denken," sagte er zu Adolf Stahr, der ihn im Herbst 1855 zur Zeit der Weltausstellung wieder besuchte, „wie mir zu Muthe war, als ich nach so vielen Jahren von hier aus zum ersten Mal wieder mit meinem einen halben Auge die Welt sah, und es war doch so Wenig. Ich hatte mir das Opernglas meiner Frau auf mein Lager reichen lassen und sah mit unglaublichem Vergnügen einem Pastetenbäckerjungen nach, der zwei Damen in Krinolinröcken seine Pastetchen anbot, und einem kleinen Hunde, der daneben auf drei Beinen an einem Baume stand und sich erleichterte. Da machte ich das Glas zu; ich wollte Nichts mehr sehen, denn ich beneidete den Hund!"

Den Winter 1854—55 verbrachte der Kranke unter außergewöhnlich schweren Leiden. Eine Nachlässigkeit seiner Wärterin hatte ihm gegen Ende des Novembermonats abermals einen starken Katarrh zugezogen, der von heftigen Kehl- und Brustkrämpfen begleitet war, die Erstickungskrisen dauerten oft halbe Nächte hindurch, und auch das rechte Auge drohte zu Zeiten völlig zu erblinden. Trotzdem bewahrte Heine die unverwüstliche

Geisteskraft und ertrug seine Schmerzen mit einem Stoicismus, der bei einer zarten und weichlich angelegten Organisation, welche nur für das Wohlleben und die Festmahle Epikur's geschaffen schien, doppelt überraschen muss. Den ächzenden Knochen gelang es nicht, die Bitternis der Seele als Leidensgefährtin wachzurufen, und nicht dem zerschmelzenden Fleisch, dem Herzen Mitleid abzubetteln. Die Mythe von Psyche in der Unterwelt kehrte sich hier um: Heine's Geist schwelgte am Gastmahl der Proserpina, während sein Leib, am Boden kauernd, schwarzes Brot genoss. „Pouvez-vous siffler?" fragte der Arzt, als er nach einem jener Krampfanfälle die leidende Brust untersuchte. „Hélas, non!" antwortete Heine, „pas même les pièces de Monsieur Scribe!" — Außer seiner Krankheit stürmte noch manches sonstige Ungemach auf ihn ein. Zänkereien mit Campe trübten seit dem Jahre 1852 wiederholt sein Verhältnis zu dem alten Freunde. Zuerst erhob sich eine unerquickliche Differenz über das Honorar der „Vermischten Schriften". Heine hatte 6000 Mark Banko für zwei Bände verlangt; Campe, der geringe Erwartungen von dem Absatz derselben hegte, wollte ein Drittheil der geforderten Summe erst bei einer zweiten Auflage zahlen. Heine wies alle Vorstellungen seines Verlegers in beleidigender Form zurück, erbot sich aber doch endlich, drei Bände, statt zweier, für das genannte Honorar zu liefern. „Meine Ambition, das dumme Thier," schrieb er[669]), „wird solcherweise zufrieden gestellt; indem ich mir einbilde, ich könnte immer von Ihnen bekommen, was ich verlange, und es geht mir hier wie meinem Universitätsfreund Adolf, welcher vier Thaler nöthig hatte und dem Herrn Abraham dafür zwei Westen verkaufen wollte; Herr Abraham ward aber mit ihm einig, dass er ihm für diese Summe zwei Röcke, worunter ein ganz neuer, überließ, gegen mich aber prahlte der Bengel, dass er sich in Geldsachen, wenn er einmal Etwas verlangt habe, keinen Groschen abziehen lasse, und richtig bekomme, was er begehrt habe." Mit Campe's Annahme dieser Proposition war die Honorarfrage erledigt, aber ein Zwischenfall der vorausgegangenen Unterhandlungen ließ einen Stachel zurück, der stets zu neuen Häkeleien Anlass gab. Herr Gustav Heine hatte im Sommer 1852 aus eigener Machtvollkommenheit den Versuch gemacht, Campe durch Drohungen zur Annahme der von seinem Bruder gestellten Honorarbedingungen zu bewegen. Er hatte böswillige Anfechtungen des von dem Dichter mit seinem Verleger abgeschlossenen Kontraktes über die künftige Gesammtausgabe in Aussicht gestellt. Auf seine Kravattenschleife deutend, bemerkte

er: „Sehen Sie, Dies ist ein Kontrakt." Dann riß er die Schleife auf, band sie in anderer Art wieder zu, und sagte spöttisch: „So, nun ist es wieder ein Kontrakt!" Campe verbat sich die Fortsetzung dieser impertinenten Belehrungen, und drang in den Dichter, dem Kontrakt über die Gesammtausgabe Bestimmungen hinzu zu fügen, welche jeder chikanösen Verletzung desselben durch die Familie H. Heine's nach Dessen Tode vorbeugen sollten. Obschon Campe Ende Mai 1854 wegen dieser Angelegenheit eigens nach Paris reiste und die beruhigendsten Zusicherungen erhielt, verzögerte der Dichter, trotz wiederholter Mahnungen, doch bis an sein Lebensende die verabredete Ergänzung des Kontraktes, und begnügte sich damit, seinem Bruder bei Dessen Besuche im Herbst 1855 mündlich seine Willensmeinung mitzutheilen. „Mit Gustav werde ich ernsthaft sprechen," schrieb er wenige Tage vor seiner erwarteten Ankunft[570]), „und Das fruchtet mehr, als alle Briefe; ich werde ihm bestimmt sagen, wie er Ihre Freundschaft für mich und den Werth, den ich darauf lege, mehr beachten solle, als er bisher gethan." Nach dem Tode des Dichters stellte sich leider bald heraus, wie sehr Campe Recht gehabt, die verdrießlichsten Vexationen von Seiten der Heine'schen Familie zu befürchten. Dieselbe lehnte nicht allein jede Mitwirkung bei der Gesammtausgabe ab, sondern enthielt dem Verleger auch die im Nachlasse H. Heine's befindliche Disposition zur Anordnung derselben vor, und Herr Gustav Heine drohte, wie einst, mit den frivolsten Verletzungen des von seinem Bruder mit Campe abgeschlossenen Kontraktes, wenn Letzterer für Dessen literarischen Nachlaß nicht den von der Wittwe begehrten fabelhaften Preis — (es wurden für ein sechs Druckbogen umfassendes Heft meist fragmentarischer Gedichte erst 30,000, dann 12,000 Franks gefordert) — bezahlen wolle[571]). — Nicht geringeren Verdruß, als die von seinem Bruder geschürten Differenzen mit Campe, welche ihn in eine ärgerliche Korrespondenz verwickelten, bereiteten dem Dichter die gehässigen Anfeindungen in der deutschen Presse, welche seit dem Erscheinen des „Romancero" beständig an seinem Lorberkranze mäkelten. „Wie lästern mich die Journale," sagte er im Sommer 1854 zu Alfred Meißner. „Was für ein miserabler Kerl bin ich nach diesen Artikeln, wie viele Mängel finden sie in meinen Werken! Geht Das so fort, so werde ich bald gar nicht mehr unter die Poeten gerechnet werden! So geht es mir in jenem Deutschland, das ich so geliebt, während Frankreich nur Worte des Preises für mich hat, Nordamerika mich nachdruckt, und Literaten in New-York und Albany Vorlesungen über mich.

halten . . . Aber meine Nerven lassen mich noch von Zeit zu Zeit in Ruhe, und da finde ich noch immer die Kraft, einem Marsyas nachzuspringen, ihn beim Kopf zu fassen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehen. Das entsetzliche Geschrei, das der Halunke bei der Operation ausstößt, verbreitet sich im ganzen Walde und flößt seinen Kameraden einen heilsamen Respekt ein."

Immer einsamer ward es um den Sterbenden, dessen Agonie sich jetzt schon ins achte Jahr hinüberzog. „Ich bin krank wie ein Hund, und kämpfe gegen Schmerz und Tod wie eine Katze; Katzen sollen leider ein sehr zähes Leben haben!" schrieb er einem Freunde im Herbst 1855. Im Mai dieses Jahres verließ ihn auch sein langjähriger Sekretär und Vorleser Richard Reinhardt, und es wollte Heine lange nicht gelingen, einen geeigneten Ersatz für Denselben zu finden. Er musste fortan seine Briefe mit unsäglicher Mühe wieder selbst aufs Papier kritzeln, bis er gegen Ende des Jahres einen leidlich brauchbaren neuen Schreiber erhielt. Um diese Zeit führte der Zufall ihm jenes räthselhafte, seltsam begabte und anmuthige Mädchen entgegen, das auch zu Alfred Meißner in nähere Beziehung getreten war, und fortan als liebliche „Mouche" das Bett des Kranken umflatterte. Ein Schleier umfloß ihre Vergangenheit, den weder Heine noch Meißner ganz zu lüpfen vermochten. Von deutscher Abkunft, war sie als Kind nach Paris gekommen, später nach England verschlagen worden, und dann wieder nach Paris zurückgekehrt. Als sie im Oktober 1855 mit Heine bekannt wurde, für dessen Lieder sie seit frühester Jugend geschwärmt hatte, mochte sie achtundzwanzig Jahre alt sein. Hellbraunes Haar umrahmte lockig ihr feines Gesicht, aus welchem die blauen Augen süß und schelmisch über dem kecken Stumpfnäschen hervorblickten. Französischer Esprit und deutsche Innigkeit verbanden sich aufs reizvollste in ihrem holdseligen Wesen, an welchem Heine ein unsägliches Wohlgefallen fand. Er konnte zuletzt kaum einen Tag ohne ihre aufheiternde Gegenwart verbringen. Er übersetzte mit ihr, ließ sich von ihr vorlesen, und sandte ihr aus der Einsamkeit seines Krankenzimmers die kosendsten Gedichte und Billette, um die fast Unentbehrliche herbei zu rufen. „So wie der Gefangene," sagt Meißner, dem wir die einzigen Mittheilungen über dies originelle Dichterliebchen verdanken [672]), „das Vögelchen liebt, das am Simse seines Fensters zu sitzen pflegt, und es zärtlich füttert, um es bald wieder herbei zu locken, um ihm die Stelle angenehm zu machen, damit es den

grünen, lustigen Wald von Zeit zu Zeit vergesse, so überhäufte auch Heine seine Freundin und treue Gesellschafterin mit kleinen Geschenken, welche sinnvoll sein Wohlwollen in hundert Gestalten ausdrückten, und strengte beinahe täglich seine des Schreibens kaum mehr fähige Hand an, um kleine Briefchen hinzuwerfen, die unaufhörlich mit flehender Schmeichelstimme zu neuen Besuchen aufforderten. Wir hören darin die zartesten Sehnsuchtsworte von ehemals und die süßesten Koselaute, den bekannten Spott von der Neckerei an bis zu blasphemischem Ingrimm, die Klagerufe nach der Jugend, nach dem Genusse, nach dem Leben. Dies Alles hüllt sich in eine finstere Atmosphäre der Melancholie, aus welcher zuweilen auch wie Blitze die Flüche der Verzweiflung hervorfahren." Die Gedichte: „Die Wahlverlobten," „Mich fesselt dein Gedankenbann," „Lass mich mit glühnden Zangen kneipen" und die großartige Vision, in welcher der Dichter auf einer wüsten Trümmerstatt unter versunkenen Götterbildern sich selbst in einem Marmorsarkophage als Leichnam erblickt, über den sich die Geliebte als Passionsblume niederbeugt[673]):

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt,
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verschwiegen dachtest im Gemüthe —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüthe.

Lautloses Zwiegespräch! Man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag, was sie duften, Nachtviol' und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Todter kosen!

— diese schaurig schönen Gedichte finden ihre angemessene Ergänzung durch die Liebesbillettchen an die „Mouche," die originellsten Billet-doux, welche jemals in der Welt geschrieben sein mögen. „Jeder Kranke ist eine Ganache," heißt es in einem dieser Blätter vom November 1855. „Ungern lasse ich mich in solchem miserablen Zustande sehen, aber die liebe Mouche muss ich dennoch sumsen hören. Komm du bald — so bald Ew. Wohlgeboren nur wollen — so bald als möglich — komm, mein theures, liebes Schwabengesicht! — Das Gedicht hab' ich aufgekritzelt — pure Charenton-Poesie — der Verrückte an eine Verrückte." — „Ich werde fast wahnsinnig vor Ärger, Schmerz und Ungeduld," lautet der Schluss des folgenden, einige Tage später geschriebenen Billettes. „Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir handelt, bei der Thierquälergesellschaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdessen küsse ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche. Dero wahnsinniger H. H." — „Nebukadnezar II., ehemaliger preußischer Atheist, jetzt Lotosblumenanbeter," ist ein Neujahrsgratulationsbrief unterzeichnet. Anfangs Januar 1856 schreibt der Kranke: „Ich bin sehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlid meines rechten Auges fällt zu, und ich kann fast nicht mehr schreiben. Eine weinerliche Verstimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt spasmatisch. Diese baillements sind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt! Tiefster Jammer, dein Name ist H. Heine." Der letzte Brief, von Mitte Januar, lautet [674]): „Liebste Freundin! Ich stecke noch immer in meinem Kopfschmerz, der vielleicht erst morgen endigt, so dass ich die Liebliche erst übermorgen sehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin so krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten scheint. Leb wohl."

Dennoch glaubte Heine nicht, dass die Stunde seiner Erlösung so nahe sei, und auch der Arzt meinte die langsam verflackernde Lebensflamme noch geraume Zeit vor dem Erlöschen bewahren zu können. Da unterbrach den gewohnten, gleichmäßig leidensvollen Zustand des Kranken ein heftiges Unwohlsein, und zerstörte auf unerwartete Weise den so lange fast nur künstlich zusammen gehaltenen Organismus. Meißner schildert das Ende des Dichters, wie folgt: „Drei Tage hielt ein nicht zu stillendes Erbrechen an, und es ward bald für Niemand in seiner Umgebung zweifelhaft, dass Heine diesmal unterliegen müsse. Die ungeheuren Dosen Morphium, die er allmählich zu nehmen gewohnt worden, hatten ihm sonst wohl ähnliche Zu-

stände bereitet, doch niemals so heftig und anhaltend. Dennoch trotzte er und hoffte, er würde auch aus diesem Kampfe noch lebend hervorgehen. Er setzte ein neues Testament auf, ohne es jedoch über den ersten Paragraphen hinaus zu bringen, und blieb fortwährend bei vollem Bewusstsein. Ja, der Witz sogar verließ ihn nie. Einige Stunden vor seinem Tode stürzte ein Bekannter ins Zimmer, um ihn noch zu sehen. Gleich nach seinem Eintreten richtete er an Heine die Frage, wie er mit Gott stehe. Heine erwiderte lächelnd: „Seien Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son metier!" So kam die letzte Nacht heran, die Nacht vom 16. auf den 17. Februar. Der Arzt trat ein, und Heine fragte ihn, ob er sterben werde. Dr. Gruby glaubte ihm Nichts verhehlen zu müssen. Der Kranke empfing die Nachricht mit voller Ruhe. Um vier Uhr in der Frühe des Sonntagmorgens hauchte er seinen Geist aus. Mathilde hatte sich um ein Uhr schlafen gelegt — sie sah ihren Gatten erst wieder, als sein Auge sich für immer geschlossen. Er war als Leiche so schön, wie ihn Niemand, der ihn gekannt, im Leben gefunden; sogar sein Arzt behauptete, nie wahrgenommen zu haben, dass der Tod selbst über jugendliche Gesichter so viel Verklärung ausgegossen. Die Todtenmaske, die man abnahm, hielt treu und dauernd diese Züge fest."

Das Leichenbegängnis H. Heine's fand am 20. Februar, an einem kalten, grauen und nebligen Wintermorgen, um elf Uhr statt. Der Dichter hatte in seiner letzten Lebenszeit oftmals den in seinem Testamente ausgesprochenen Wunsch wiederholt, dass man ihn nicht auf dem prunk- und geräuschvollen Kirchhofe des Père Lachaise, sondern am Fuße des stillen Montmartre begraben möge, auf dem Friedhofe der Verbannten und Geächteten, wo die polnischen Exilierten dem Andenken ihrer Todten ein Denkmal errichtet, wo Manin, der italiänische Patriot, seine Schlummerstätte fand, wo auch Armand Marrast und Godefroy Cavaignac, Ary Scheffer und Halévy ruhen. Heine hatte gleichfalls bestimmt, dass man ihn ohne alles Gepränge, mit Vermeidung jeder religiösen Feierlichkeit beerdige, und er hatte sich ausdrücklich verbeten, dass irgend eine Rede an seinem Grabe gehalten werde. Es sollte buchstäblich in Erfüllung gehen, was er in den Lazarusliedern verkündet:

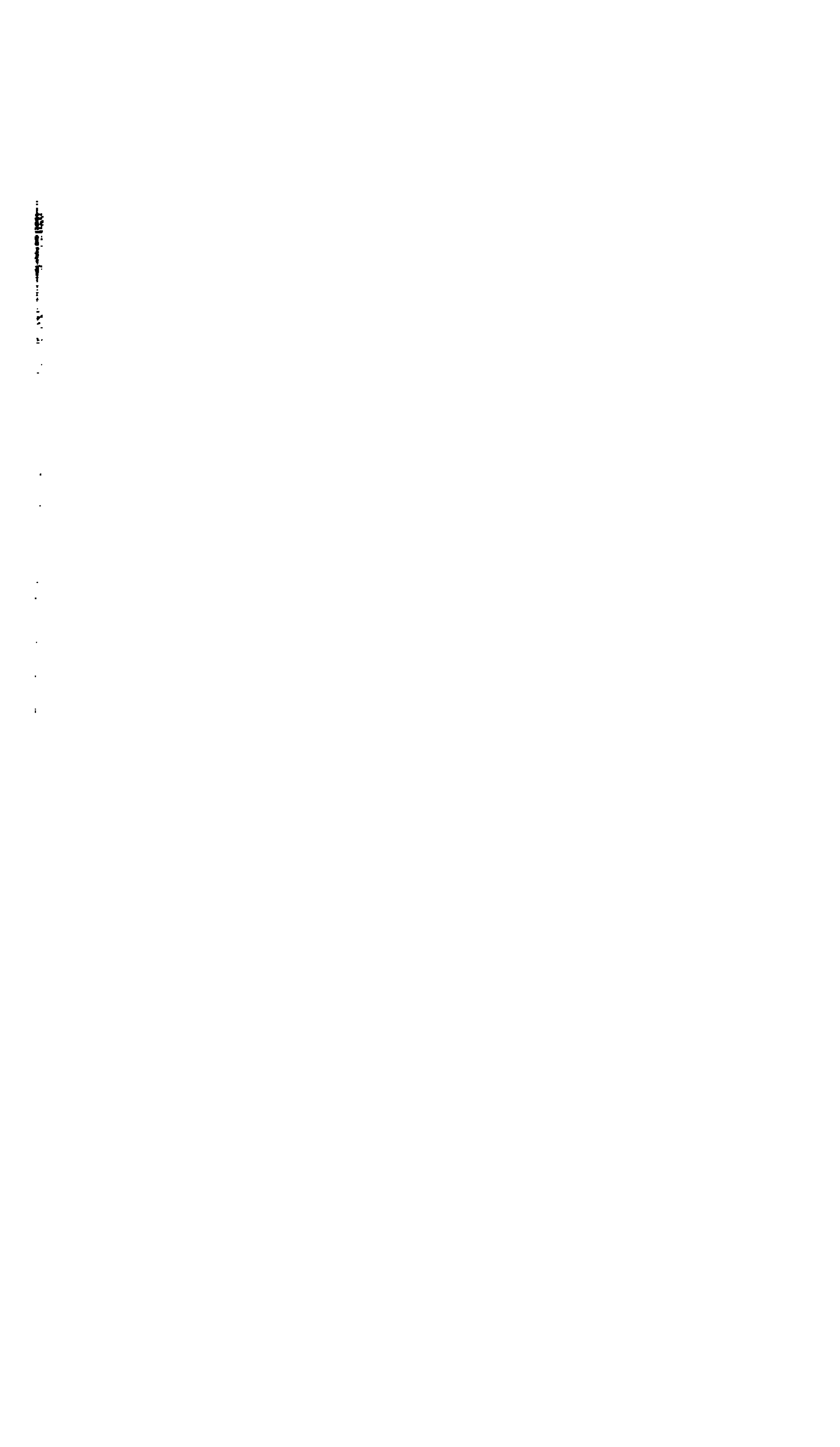
Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und Nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Nur etwa hundert Personen, zu vier Fünfteln Deutsche, folgten dem ungewöhnlich großen und schweren Sarge, der die winzige, leichte Hülle des deutschen Dichters in französische Erde trug. Den Trauerzug führten ein Freund des Todten, der französische Schriftsteller Paul Julia, und der Hauptredakteur des „Pays“ Joseph Cohen, welcher mit einer Kousine H. Heine's vermählt war. Lautlos wurde der Sarg in ein provisorisches Gewölbe gesetzt — Alexandre Dumas weinte heftig; Théophile Gautier, Mignet, Paul de Saint-Victor, Alexander Weill und ein Kreis deutscher Journalisten und Schriftsteller umstanden die Gruft.

Ein einfacher Stein — nur mit dem Namen des Dichters auf einer kahlen Marmorplatte — bezeichnet das schmucklose Grab, das nicht einmal von einer Trauerweide beschattet wird. Statt der Zier lebendiger Blumen, liegen die häßlichen Glasperlenkränze aus den Todtenkaufläden zu Füßen des Steines. Aber dies Grab in fremder Erde umschließt nur, was von Heinrich Heine sterblich war. Seine Irrthümer und Fehler mögen dort mit hineingescharrt sein — die Wohllautweisen seiner Lieder klingen unsterblich fort, und wecken sich ein Echo, wie einst im Vaterlande, so jetzt in fremder Zunge, bei andern Nationen, selbst jenseit des Weltmeeres. Wenn Frankreich und England, Ungarn und Italien, Schweden, Norwegen, Dänemark und Holland, Rußland und Amerika wetteifern, dem deutschen Dichter durch Übertragungen seiner Werke den Tribut ihrer Bewunderung zu zollen, und selbst das ferne Japan schon eine Übersetzung des „Buches der Lieder“ aufzuweisen hat[675]), dann dürfen wir, in deren Sprache jene unvergänglichen Weisen gesungen sind, wohl in den Ausruf einstimmen, mit welchem Bernardino Zendrini das Eingangsgedicht seiner herrlichen Nachbildungen der Heine'schen Lieder in der Sprache Tasso's und Petrarca's schließt:

Der todte Heinrich Heine singt noch immer!

Anmerkungen.



Anmerkungen.

[1]) Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense, Bd. III., S. 108.
[2]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 245.
[3]) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 345 ff.
[4]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 292.
[5]) Ebendaselbst, S. 272
[6]) Ebendaselbst, Bd. XVII., S. 234 [218].
[7]) Siehe Ludolf Wienbarg's „Erinnerungen an Heinrich Heine in Hamburg“ in der Hamburger Wochenschrift „Der Kompaß,“ Nr. 37, vom 13. September 1857.
[8]) Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Berlin, 1868. S. 71. ff.
[9]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine &c., S. 152.
[10]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 240.
[11]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine &c., S. 157.
[12]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 238 ff.
[13]) Ebendaselbst, S. 261 ff.
[14]) Erinnerungen an Heinrich Heine &c., S. 60 ff.
[15]) Ebendaselbst, S. 165, 166 und 158.
[16]) Ein Beispiel dieses trotzigen Benehmens findet sich schon in dem Briefe an Moser aus Lüneburg vom 27. September 1823, — Heine's Werke, Bd. XIX., S. 112.
[17]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine &c., S. 180.
[18]) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 354.
[19]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 229 und 240.
[20]) Ebendaselbst, Bd. IV., S. 97—105.
[21]) Ebendaselbst, Bd. XVII., S. 204—206 [193].
[22]) O. L. B. Wolff's gesammelte Schriften, Bd. VIII., S. 19.
[23]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 333.
[24]) Ebendaselbst, S. 283. — Karl Goedeke (Grundriß zur Gesch. d. deutschen Dichtung, Bd. III., S. 451) behauptet irrig, die von mir in der Gesammtausgabe der Heine'schen Werke mit X. X. bezeichneten Briefe seien an Rud. Christiani gerichtet. Da der Grund, welcher mir früher verbot, den Adressaten zu nennen, jetzt weggefallen ist, und die Originale der betreffenden Briefe mir seitdem sämmt-

lich vorgelegen haben, darf ich aufs bestimmteste versichern, daß dieselben keineswegs an Rud. Christiani, sondern an Friedrich Merckel gerichtet sind.

[25]) Erinnerungen an Heinrich Heine in Hamburg, von Ludolf Wienbarg, im „Kompaß," Nr. 37, vom 13. September 1857.

[26]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 252 ff.

[27]) Ebendaselbst, Bd. XVII., S. 203 [191].

[28]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 290.

[29]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine &c., S. 157 und 158.

[30]) Ebendaselbst, S. 165. — Die Recension stand im „Gesellschafter" Nr. 103, vom 30. Juni 1826.

[31]) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin. Jahrgang 1827, Nr. 95—98, S. 767 ff.

[32]) Heine's Werke, Bd. II., S. 189 ff.

[33]) „Heinrich Heine's Entwicklungsgang nach neuen Quellen" in „Unsere Zeit", neue Folge, vierter Jahrgang, Heft V., S. 337.

[34]) Heine's Werke, Bd. XV., S. 330—332 [287—289].

[35]) Ebendaselbst, S. 282.

[36]) Abgedruckt in der Beilage zum „Gesellschafter," Nr. 112, vom 15. Juli 1826. — Ein anderer Gegner Heine's, August Beyfus, hatte schon im „Bemerker Nr. 6, Beilage zum „Gesellschafter" Nr. 25 vom 13. Februar 1826, seinem litterarischen Grolle in folgenden holprigen Epigrammen Luft gemacht:

H. H—e.

Dieser nun ist euch der Freund! O schämt euch der traurigen Halbheit!
Niemals war ein Poet abominabler, als Der!

H. H—e noch einmal.

Weil du nur Fratzen gemacht, aus purer Natur, nicht aus Laune,
Glaubst du schon Hoffmann, du Thor, glaubst du gar Byron zu sein.

Und abermals H—e.

Originale ja zählt das Tollhaus genug; auch das Bedlam
Deutscher Literatur leidet nicht Mangel daran.

Genie und Wahnsinn.

Über dem Treiben der Zeit hoch wandelt der Genius, begreift sie
Höher in sich, wenn der Wahn draußen im Dunst sich gefällt.

Anwendung ut supra.

Jegliche falsche Tendenz, die nur seit Schlegel und Müllner
Unsere Köpfe verwirrt, ist in den Einen gebannt.
Schwach an Vermögen und Sinn, bewegt sich die eigene Lüge
Mit der erlernten zugleich; siehe, es wird ein Gedicht.

Abschluß.

Dämmert einmal in dem Wust die Spur eines besseren Sinnes,
Den du dir selber verrückt, jammert mich, H—e, dein Loos!

[37]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 425.

[38]) Ebendaselbst, Bd. XVI., S. 255 [225].

[39]) „Götterdämmerung." Ebendaselbst, Bd. XV., S. 266 [181].

[40]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 218.

[41]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 153.

[42]) Ebendaselbst, S. 154. — Vgl. Heine's Werke, Bd. I., S. 266 ff.

[43]) Heine's Werke, Bd. III., S. 121 und 154 ff.; Bd. XIII., S. 274.

[44]) Es ist mir nicht gelungen, der betreffenden Nummern des „Mitternachtsblattes" vom Oktober 1826 habhaft zu werden, da selbst die Wolfenbütteler Bibliothek diesen Jahrgang nicht besitzt. — Wie H. Heine (Bd. XIX., S. 302) andeutet, mag allerdings Müllner, welcher 1823 das kritische Wochenblatt „Hekate" herausgegeben hatte, durch die Anspielung, daß der Teufel nicht mehr mit Kritik sich befassen wolle (Heine's Werke, Bd. XV., S. 227 [152])

— Die hat er jetzt gänzlich überlassen
Der theuren Großmutter Hekate —

verletzt worden sein und einen vorübergehenden Groll auf den Dichter geworfen haben. Später, als Dieser in den „Politischen Annalen" die Goethe'sche Autoritätsherrschaft angriff, gehörte der gesinnungslose Weißenfelser Rabulist wieder zu Heine's eifrigen Verehrern.

[45]) Heine's Werke, Bd. I., S. 120.

[46]) In dem oben erwähnten Aufsatze Wienbarg's im Hamburger „Kompaß," Nr. 37, vom 13. September 1857.

[47]) Ebendaselbst.

[48]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 281.

[49]) Ebendaselbst, S. 288.

[50]) Ebendaselbst, S. 283 und 288.

[51]) Ebendaselbst, S. 286.

[52]) Ebendaselbst, S. 285 ff.

[53]) Ebendaselbst, S. 287.

[54]) Siehe Varnhagen's Tagebücher, Bd. II., S. 198.

[55]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 288.

[56]) „Im Hafen." Ebendaselbst, Bd. XV., S. 352 ff. [257 ff.].

[57]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 277.

[58]) Ebendaselbst, S. 301 ff. —

[59]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 162—164.

[60]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 297.

[61]) Ebendaselbst, S. 289 und 290.

[62]) Ebendaselbst, S. 300.

[63]) Ebendaselbst, S. 292 ff.

[64]) Briefe an Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 164 ff.

[65]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 301.

[66]) Die nachfolgenden Gespräche sind zum Theil der Broschüre: „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus," S. 106, zum größeren Theil aber den ungedruckten Aufzeichnungen Schiff's entnommen.

[67]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 307.

[68]) „Berliner Konversationsblatt für Poesie, Literatur und Kunst," erster Jahrgang, Nr. 93, vom 11. Mai 1827.

[69]) Ebendaselbst, in Nr. 28, 63 und 64, vom 8. Februar und 29. und 30. März 1827, wurden die drei Nordseebilder: „Untergang der Sonne," „Der Gesang der Okeaniden" und „Die Götter Griechenlands" zuerst abgedruckt.

[70]) Literaturblatt, Nr. 48, vom 15. Juni 1827.

[71]) „Mein Ruhm schläft jetzt noch in den Marmorbrüchen von Carrara", rc. Heine's Werke, Bd. I., S. 226.

[72]) Ebendaselbst, Bd. XIV., S. 213 und 214.

[73]) Ebendaselbst, Bd. I., S. 235 und 267.

[74]) Ebendaselbst, Bd. II., S. 422.

[75]) Ebendaselbst, S. 35.

[76]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 306 ff.

[77]) Ebendaselbst, S. 309 ff.

[78]) Ebendaselbst, S. 312.

[79]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 169 ff.

[80]) Heine's Werke, Bd. III., S. 93.

[81]) Ebendaselbst, S. 135, 136, 66, 70 und 71.

[82]) Ebendaselbst, S. 66 und 116.

[83]) Ebendaselbst, S. 115.

[84]) Ebendaselbst, S. 121 ff.

[85]) Ebendaselbst, S. 94 ff.

[86]) Ebendaselbst, S. 97 ff.

[87]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 305 ff.

[88]) Ebendaselbst, S. 310 ff.

[89]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 173.

[90]) August Lewald berichtet in seinen „Aquarellen aus dem Leben" (Mannheim, Heinrich Hoff, 1836. Bd. II., S. 119) folgende Anekdote über Heine, welche neuerdings von Steinmann und Godfried Becker („Heinrich Heine; eine biographisch-literarische Skizze." Philadelphia, John Weik & Co., 1861) kritiklos nacherzählt worden ist: „In London half ihm ein bedeutendes Bankierhaus aus einer momentanen Geldverlegenheit, weil es gehört hatte, daſs Heine im Sinne habe, ein Buch über die Brüder Rothschild herauszugeben. Als Heine erfuhr, daſs dieses Haus zu den entschiedensten Gegnern der Rothschild gehöre, und sehr wünsche, daſs die ihm erwiesene Gefälligkeit auf jenes Werk von Einfluſs sein möchte, übermachte er demselben sogleich die vorgeschossene starke Summe, obgleich ihm Dieses zu jener Zeit bedeutende Opfer kostete, um seine vollkommenste Unabhängigkeit zu bewahren und die Londoner Herren nicht zu Hoffnungen zu verleiten, die er nie zu erfüllen im Sinne haben konnte." Die ganze Erzählung muſs auf einem Irrthume beruhen, da Heine, wie wir sahen, durch den Kreditbrief seines Oheims an das Haus Rothschild aller Geldverlegenheiten überhoben war. Auch findet sich nirgends eine Andeutung, daſs er den Plan gehabt, ein Buch über jene Bankfirma zu schreiben.

[91]) Heine's Werke, Bd. III., S. 15 ff.

[92]) Ebendaselbst, S. 18.

[93]) Vgl. den Aufsatz über H. Heine von Eduard Wedekind in der hannövrischen Zeitschrift „Die Posaune", Nr. 63—67, vom 29. Mai — 7. Juni 1839.

[94]) Heine's Werke, Bd. III., S. 33 und 34.

[95]) Ebendaselbst, S. 32.

[96]) Ebendaselbst, Bd. IV., S. 239—244.

[97]) Ebendaselbst, Bd. III., S. 159, 160 und 166.

[98]) Ebendaselbst, S. 167 ff.

[99]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 308.

[100]) Ebendaselbst, S. 314.

[101]) Ebendaselbst, S. 302 ff.

[102]) Ebendaselbst, S. 317, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 174.

[103]) Maximilian Heine's „Erinnerungen an Heinrich Heine" rc., S. 88. — In seinen dieser Anekdote angehängten Bemerkungen hat Herr Maximilian Heine mir, als dem Herausgeber der Heine'schen Werke, zweideutige Vorwürfe darüber gemacht, daß ich in einem Briefe des Dichters an Dessen Verleger einige auf eine Geldbdifferenz bezügliche Erörterungen höchst unerquicklicher Art nicht des Abdruckes werth hielt. Zu meiner Rechtfertigung habe ich Folgendes zu erwidern. Wie der Leser des von Herrn Maximilian Heine aus dem Brouillon jetzt vollständig mitgetheilten, im Wesentlichen mit der an Herrn Campe gelangten Reinschrift übereinstimmenden Briefes ersieht, hatte der Dichter gegen Ende des Jahres 1844 auf seinen Verleger 1000 Mark Banko trassiert, die ihm für den „Atta Troll" zugesagt worden. Da Campe das Manuskript aber noch nicht empfangen hatte — er erhielt es erst volle zwei Jahre später, — so fand er sich nicht bewogen, die gewünschte Vorauszahlung zu leisten, und die beleidigenden Worte Heinrich Heine's entbehrten jedes triftigen Grundes. Mit Klarlegung dieses Sachverhalts in der Campe'schen Antwort war das ganze Mißverständnis erledigt, und es ist schwer einzusehen, welchen Dienst Herr Maximilian Heine dem Andenken seines Bruders durch die Veröffentlichung jener kränkenden Ausbrüche einer verdrießlichen Stunde zu erweisen glaubt. Ich bin dem Andenken des Herrn Campe das Zeugnis schuldig, daß er mir bei der Aufnahme oder Weglassung einzelner Stellen in den von Heine an ihn gerichteten Briefen ganz freie Hand ließ, und ich meine zur Charakterisierung des eigenthümlichen, oft feindlich gespannten, aber stets wieder in freundschaftliche Bahn zurückgelenkten Verhältnisses zwischen Autor und Verleger übergenug Material geliefert zu haben, als daß dem Leser ein Mehr erwünscht sein könnte. Die unwürdige Insinuation, als habe der Umstand, daß Herr Campe zufällig auch einige Schriften von mir verlegte, bei Redaktion der Heine'schen Korrespondenz irgend einen Einfluß auf meine Entscheidung über die Aufnahme oder Weglassung von Briefstellen geübt, weise ich um so gleichmüthiger zurück, als Herr Maximilian Heine mir sogar an einer andern Stelle

seines widerspruchsvollen Buches (S. 219) den entgegengesetzten Vorwurf macht, Herrn Campe durch Veröffentlichung der Heine'schen Briefe kompromittiert zu haben. Aufs strengste aber muss ich es rügen, wenn Herr Maximilian Heine mit Sperrschrift hervorhebt, dass der Schluss des oben erwähnten Briefes in dem ihm vorliegenden, von Heinrich Heine eigenhändig geschriebenen Koncepte nicht mit der von mir zum Abdruck gebrachten Fassung übereinstimme. Ich habe (H. Heine's Werke, Bd. XXI., S. 19) ausdrücklich erklärt, wie übrigens auch aus den Schlusszeilen des Briefes selber mit unzweideutigster Klarheit erhellt, dass in der Herrn Campe zugekommenen Reinschrift nur der letzte Absatz von Heine's eigener Hand geschrieben ist. Derselbe mag sich also im Koncept vielleicht wirklich nicht vorgefunden haben; dass aber ein ursprüngliches Briefkoncept bei der späteren Reinschrift oftmals Zusätze und Änderungen erfährt, ist doch zumal bei einem Schriftsteller wie Heinrich Heine, der von den meisten Briefen, auf die er Gewicht legte, erst ein Brouillon entwarf, keine so ungewöhnliche Thatsache, dass sie einen literarisch gebildeten Mann befremden oder ihn gar zum öffentlichen Aussprechen leichtfertiger Verdächtigungen anreizen sollte.

Besonders ungehalten spricht Herr Maximilian Heine sich über meine Darstellung der Vermögensverhältnisse seines Vaters aus, ohne jedoch eine einzige der von mir angeführten Thatsachen zu widerlegen. Obschon ich nicht die Ansicht des Herrn Maximilian Heine zu theilen vermag, welcher die beschränkten Vermögensumstände seiner Eltern fast mit einer Entrüstung, als handle es sich um einen Familienmakel, in Abrede stellt und in der Armuth einen Schimpf zu erblicken scheint, so habe ich, in dem Bestreben, jede irrige Angabe nach Kräften zu vermeiden, es doch für meine Pflicht gehalten, erneute sorgfältige Erkundigungen über diesen Punkt einzuziehen. In Folge Dessen sehe ich mich genöthigt, die Richtigkeit meiner Darstellung in allen Theilen aufrecht zu erhalten. Es ist zunächst völlig unglaublich, dass der Vater, wie Herr Maximilian Heine auf S. 4 ff. seines Buches behauptet, als Soldat nach Düsseldorf gekommen sei, und es wird für diese Behauptung sicher kein Beweis erbracht werden können. Seine angebliche militärische Laufbahn beschränkt sich darauf, dass er hin und wieder aus Armeelieferungen einigen Gewinn zog. „Heine's Vater," schreibt mir ein aus Düsseldorf gebürtiger Jugendgespiele des Dichters, „im vorigen Jahrhundert, in jener bewegten Zeit, wo Jeder mit der Uniform gleichsam sein Todtenhemd anzog, der streng gläubige Jude, Soldat!? Bei welchen Truppen sollte er denn gedient haben? Bei den Bückeburgern oder bei unsern damaligen Landeskindern, den Baiern? Was könnte ihn bewogen haben, unter das ‚Kriegsvolk', wie es damals genannt wurde, als Söldling zu gehen? Damals bestand noch keine allgemeine Wehrpflicht, der Soldat wurde geworben, und des Handgeldes wegen wurde Soldat, wer nicht arbeiten mochte. Das Heer des vorigen Jahrhunderts bestand aus zusammengerafftem, erkauftem, meist schlechtem Volke. Und Samson Heine soll als Soldat bei der jüdischen Familie von Geldern in Quartier gekommen, dort geblieben sein, und sich stets in günstigen Vermögensverhältnissen befunden haben? Das klingt ja Alles ganz unwahrscheinlich! Wenn er sich gut

bei Gelde befand, was hätte ihn bewegen können, unter das Kriegsvolk zu gehen? Kurz und gut, die Erzählung Maximilian's halte ich für erdichtet oder im Irrthume geschrieben; Harry Heine hat mir auch nie davon Etwas gesagt. Die Bürgerwehr-Uniform des Vaters mag den Irrthum verursacht haben. Wie Samson Heine's Vermögensverhältnisse in Düsseldorf beschaffen waren, darüber kann ich nichts Genaueres sagen — der guten wegen ist er aber nicht von dort weggezogen." Daß sich dieselben auch in Lüneburg und Hamburg, wo der Vater kein Geschäft mehr hatte, und die wissenschaftliche Ausbildung der Söhne nur durch die Liberalität des reichen Oheims Salomon ermöglicht ward, nicht verbessern konnten, liegt auf der Hand. Es mag den auf zuverlässigsten Nachforschungen beruhenden Angaben im Text dieses Bandes noch hinzugefügt werden, daß auch die Mutter des Dichters seit dem Tode ihres Gatten von Salomon Heine eine jährliche Leibrente von 1000 Mark Banko erhielt, deren Fortdauer ihr testamentarisch gesichert ward.

Was endlich die Ansicht des Herrn Maximilian Heine über die Veröffentlichung der zwischen dem Dichter und seinen Verwandten vorgekommenen Differenzen betrifft, so ist es einigermaßen komisch, daß derselbe Mann, welcher in den „Erinnerungen an seinen Bruder" aus freien Stücken die schmutzige Wäsche seiner Familie auf öffentlichem Markte wäscht, den Biographen Heinrich Heine's vorschreiben will, welche seiner Familienmitglieder sie glimpflich oder unglimpflich behandeln sollen. Die „angeheiratheten Personen," die „Schwiegersöhne des reichen Onkels," die „in den Heine'schen Stamm eingepfropften Seitenverwandten," und „ausnahmsweise auch einen früher rothhaarigen, scharfnäselnden Agnaten, der Fuchs genannt," giebt Herr Maximilian Heine (vide S. 60—63 seines Buches) der rächenden Nemesis vollkommen preis und schreibt ihnen selbst die boshaftesten Steckbriefe — aber die „nächsten Verwandten", die „direkten Mitglieder der Heine'schen Familie, sammt ihren vortrefflichen Ehefrauen," soll der Biograph nicht anzutasten wagen. Eben so wenig soll er sich um die Religion des Dichters bekümmern — „Franzosen und Engländer befassen sich nicht mit solchen polizeilichen Fragen, wenn es die Würdigung ihrer geistigen Größen gilt," belehrt uns Herr Maximilian Heine auf S. 8 seiner „Erinnerungen", — und was der abenteuerlichen Vorschriften mehr sind. Herr Maximilian Heine gestatte uns, seine bevormundenden Restriktionen mit einem heiteren Quis tulerit Gracchos de seditione quaerentes? bei Seite zu schieben, und uns die volle Freiheit historischer Kritik über die Einflüsse der verwandtschaftlichen Mißhelligkeiten, so gut wie über andere Einwirkungen auf den Lebens- und Entwicklungsgang des Dichters, zu bewahren.

[104]) „Mit H. Heine's Reisebildern," schrieb u. A. Dr. Nikolaus Bärmann im „Gesellschafter" Nr. 178, vom 7. November 1827, „hat es allerdings seine Richtigkeit, aber mit Dessen Buch der Lieder nimmermehr. Denn dies 372 Seiten starke Buch enthält, so ich anders noch Deutsch lesen kann, volle 160 Seiten aus den Reisebildern buchstäblich abgedruckt. Das ist arg, aber doch ist es ein seltener Fall, daß ein Buchhändler seinen eigenen Verlag gewissermaßen nachdruckt."

[105]) Man lese z. B. die absurde Besprechung des „Buches der Lieder“ auf S. 341 ff. in Konrad Schwenk's „Charakteristiken und Kritiken,“ Frankfurt, J. D. Sauerländer, 1847.

[106]) Gesellschafter Nr. 178, vom 7. November 1827.

[107]) Mitternachtsblatt Nr. 104, vom 1. Juli 1828.

[108]) Aquarelle aus dem Leben, Bd. II., S. 114.

[109]) Ich vermag nicht mit Bestimmtheit zu sagen, auf welche Gedichtsammlung der Recensent anspielt. Die auffälligsten Nachahmer der lyrischen Manier Heine's waren in damaliger Zeit Dräxler-Manfred, Daniel Lessmann und Franz Freiherr Gaudy. Die „Erato“ des Letzteren, an welche man sonst denken könnte, erschien jedoch erst im Jahre 1829, und wurde von Heine (Sämmtl. Werke, Bd. XVI., S. 7) sehr warm gelobt. Es dürften sonach eher die Manfred'schen oder Lessmann'schen, vielleicht auch die Ferrand'schen Lieder gemeint sein, welche den äußeren Charakter der Heine'schen Dichtungsweise aufs plumpste nachäfften.

[110]) Abgedruckt in der „Triester Zeitung,“ Nr. 88—91, v. 17.—20. April 1867.

[111]) Heine's Werke, Bd. XVI., S. 286 [253].

[112]) Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit, von Karl Barthel (Braunschweig 1855), S. 167.

[113]) Heine's Werke, Bd. XV., S. 326 ff. [234 ff.]

[114]) Vgl. das nächstfolgende Gedicht: „Reinigung,“ — ebendaselbst, S. 329 [236].

[115]) Julian Schmidt's Geschichte der deutschen Literatur, dritte Auflage, Bd. III., S. 11.

[116]) Heine's Werke, Bd. VI., S. 231 und 232.

[117]) Adolf Zeising's Ästhetische Forschungen, S. 455 ff.

[118]) Ebendaselbst, S. 449.

[119]) Heine's Werke, Bd. XV., S. 199 [129].

[120]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine &c., S. 171.

[121]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 308.

[122]) Ebendaselbst, S. 314.

[123]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine &c., S. 176.

[124]) Heine's Werke, Bd. XIII., S. 263.

[125]) Maximilian Heine's Erinnerungen an Heinrich Heine &c., S. 224. — Auf S. 19 seines Buches behauptet Herr Maximilian Heine ebenfalls, dass das bekannte Gedicht: „Ein Jüngling liebt ein Mädchen“ eine poetische Erfindung ohne jeden Bezug auf ein persönliches Erlebnis sei. Im Gegensatze zu dieser Behauptung ist mir von der noch lebenden Wittwe jenes „Andern,“ den Amalie Heine liebte, aufs bestimmteste das Gegentheil versichert worden. Nach ihrer Erzählung war der wirkliche Sachverhalt buchstäblich der im Gedicht geschilderte, und Salomon Heine setzte die junge Dame in nicht geringe Verlegenheit, als er bei der ihm gemachten Verlobungsvisite mit gutmüthiger Neckerei bemerkte, er habe von ihrem Bräutigam weit eher einen Heirathsantrag für seine eigene Tochter erwartet. Amalie Heine verlobte sich bald darauf mit dem Gutsbesitzer

John Friedländer aus Königsberg (später auf Absinthheim), und die Hochzeit wurde am 15. August 1821 in Hamburg gefeiert.

[126]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 175.

[127]) Heine's Werke, Bd. XVI., S. 182 [162]. — Nach der noch erhaltenen Grimm'schen Originalskizze hat ein neuerer Künstler, Ernst Fröhlich, eine sorgfältig ausgeführte Tuschzeichnung angefertigt, die von J. Albert in München mit gewohnter Vortrefflichkeit photographiert worden und aus dem Hoffmann & Campe'schen Verlage durch jede Buch- oder Kunsthandlung zu beziehen ist. Ein paar untergeordnete Fehler des Grimm'schen Bildes — die stark verzeichneten Finger der linken Hand, die sich unklar abscheidende Pelzverbrämung der Mantel-Draperie, die falsche Perspektive des Tisches, und das Arrangement der auf demselben verstreut liegenden Bücher — hat Fröhlich sehr glücklich verbessert. Auf jeden Fall möchten wir dies künstlerisch höchst werthvolle Porträt Jedem empfehlen, der, statt des wehmüthigen Krankenbildes vom Jahre 1851, die jugendlich belebten Züge des Verfassers der „Reisebilder" und des „Buches der Lieder" zu erblicken wünscht. — Ein anderes, im Juni 1828 von dem Porträtmaler Reichmann in München angefertigtes Ölbild des Dichters, das Heine seinen Eltern bestimmte, und das sich gegenwärtig im Besitz seiner Schwester, der Frau Charlotte Embden, zu Hamburg befindet, ist niemals durch Stich oder Druck vervielfältigt worden.

[128]) Heine's Werke, Bd. XII., S. 26 ff. und 35 ff.

[129]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 317.

[130]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 176.

[131]) Heine's Werke, Bd. XIII., S. 285.

[132]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 207.

[133]) Heine's Werke, Bd. VI., S. 86.

[134]) Briefe von Heine an Cotta in der Wochenausgabe der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," Nr. 50—52, vom 13., 20. und 27. December 1867.

[135]) Heine's Werke, Bd. II., S. 13 ff.

[136]) Ebendaselbst, S. 18—24.

[137]) Ebendaselbst, S. 151—154.

[138]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 323.

[139]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 183.

[140]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 328. — Maximilian Heine bestätigt in seinen „Erinnerungen" ebenfalls, daß sein Bruder während seines Münchener Aufenthaltes sich viel in vornehmer Gesellschaft bewegte. Die auf S. 75 ff. seines Buches erzählte schmutzige Anekdote vom „Astrolabium" steht jedoch in schroffem Widerspruche mit Allem, was den nächsten Freunden des Dichters über seinen gesellschaftlichen Takt im Umgange mit gebildeten Kreisen bekannt geworden ist. Wenn H. Heine im Salon einer Münchener Gräfin und in Gegenwart junger Damen so cynische Reden, wie sein Bruder sie ihm in den Mund legt, wirklich geführt hätte, würde ihm die Dame vom Hause sicherlich weder die Hand zum Kusse gereicht, noch ihn als „ungezogenen Liebling der

Grazien" bekomplimentiert haben, — eine Bezeichnung, die, beiläufig bemerkt, erst in viel späterer Zeit auf Heine angewandt worden ist. Alle Zeugnisse stimmen darin überein, dass der Dichter, welcher sich in seinen Schriften manchen frivolen Witz gestattete, im persönlichen Umgang dem weiblichen Geschlechte die zarteste Rücksicht bewies, und in seinen Scherzen anständigen Damen gegenüber von ausgesuchter Feinheit war. Ein Beispiel davon berichtet Adolf Stahr in seinem Buche „Zwei Monate in Paris," Bd. II., S. 338: Heine besuchte in München mit einer Dame, die für sein bekanntes Gedicht vom Fichtenbaum und der Palme schwärmte, einst die Gemäldegalerie, wo ihnen ein kleines reizendes Genrebild auffiel. Es stellte ein Mädchen dar, das über dem Lesen eines Buches, welches sie auf den Knieen hält, eingeschlafen ist, und dem ein junger Bursche mit einer Kornähre leise unter die Nase fährt, um sie aufzuwecken. Dies Bild ließ Heine der Freundin von einem jungen Maler kopieren, und um sie mit ihrer überschwänglichen Begeisterung zu necken, schrieb er auf das offene Blatt des Buches mit ganz feiner Schrift jenes Gedicht vom Fichtenbaum.

[141]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine 2c., S. 173 und 174.

[142]) Ebendaselbst, S. 177.

[143]) Wochenblatt der A. A. Ztg., Nr. 50, vom 13. December 1867.

[144]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine 2c., S. 185 ff.

[145]) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1867, Nr. 50.

[146]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 324.

[147]) Ebendaselbst, S. 319.

[148]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine 2c., S. 181 ff.

[149]) Heine's Werke, Bd. II., S. 145.

[150]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 324.

[151]) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1867, Nr. 50. — Durchaus unglaubwürdig klingt die von Maximilian Heine auf S. 74 seiner „Erinnerungen" mitgetheilte Anekdote, wonach der Dichter einer bairischen Prinzessin, die ihn zum Kaffe in ihr Palais entbieten ließ, die malitiöse Antwort zugesandt hätte: er sei gewohnt, den Kaffe dort einzunehmen, wo er auch zu Mittag gespeist habe. H. Heine war nicht der stolze Republikaner, der die Gelegenheit zur Anknüpfung fürstlicher Bekanntschaften ausschlug, — am wenigsten gar zu einer Zeit, wo er so begierig danach trachtete, das Wohlwollen des Königs für sich zu gewinnen.

[152]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 337.

[153]) Tjutschew's „Lyrische Gedichte" sind 1861 in einer deutschen Übersetzung von Heinrich Noé (München, bei E. A. Fleischmann) erschienen.

[154]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 340 ff.

[155]) Der neuhochdeutsche Parnaß, von Johannes Minckwitz (Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1861), S. 649.

[156]) Heine's Werke, Bd. XII., S. 50.

[157]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 330 ff.

[158]) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1857, Nr. 50.

[159]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 183.

[160]) Heine's Werke, Bd. XIII., S. 244—266.

[161]) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1867, Nr. 50.

[162]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 345.

[163]) Ebendaselbst, S. 348 und 350.

[164]) Ebendaselbst, Bd. II., S. 30. — In dem mir vorliegenden Originalbrouillon der „Reise von München nach Genua" bemerkt H. Heine noch genauer, daß sein Bruder Maximilian ihn bis Bad Kreuth an der Tyroler Grenze begleitet habe. Im Widerspruche mit dieser Angabe erzählt Herr Maximilian Heine in seinen „Erinnerungen" (S. 81—85), daß er mit dem Bruder in Lucca gewesen sei und dort mit ihm jenes Thee-Abenteuer erlebt habe, das H. Heine in Theodor von Kobbe's Novellen-Almanach „Die Wesernymphe" (Bremen, Kaiser, 1831) weit ergötzlicher geschildert hat, und das auch in seinen sämmtlichen Werken (Bd. XIII., S. 183 ff.) abgedruckt ist. — Die geringe Zuverlässigkeit der Angaben des Max. Heine'schen Buches, welche wir an anderer Stelle ausführlicher zu beleuchten gedenken, macht dasselbe leider zu einer sehr trüben Quelle, aus der nur mit Vorsicht zu schöpfen ist. Wir verweisen in dieser Beziehung u. A. auf die Beilage der A. A. Ztg. Nr. 132, vom 30. Juni 1868, woselbst Dr. Ernst Förster, der Schwiegersohn Jean Paul's und Herausgeber seines literarischen Nachlasses, den von Maximilian Heine (auf S. 199—201) erzählten Besuch Jean Paul's bei Salomon Heine in Hamburg und das „ansehnliche Geldgeschenk," welches der reiche Bankier ihm beim Abschiede gemacht habe, für pure Erfindungen der Max. Heine'schen Phantasie erklärt.

[165]) Heine's Werke, Bd. II., S. 51, 56, 47 und 48.

[166]) Welchen absurden Mißverständnissen die humoristische Ausdrucksweise Heine's zuweilen unterlag, davon giebt die Einsendung eines „gebornen Tyrolers" in Nr. 13 des Müllner'schen „Mitternachtsblattes" vom 22. Januar 1829 ein scherzhaftes Beispiel. Heine hatte die Anfangskapitel der Reise von „München nach Genua" im Stuttgarter „Morgenblatte" vom 1.—12. December 1828 veröffentlicht. Sofort ließ ihm jener biedere Tyroler in der erwähnten Nummer des „Mitternachtsblattes" eine „Wohlverdiente Abfertigung" angedeihen, in welcher der Einsender mit ernsthaftester Entrüstung die Behauptung zurückwies, als seien die „rothen Hosen" des Kaisers die einzige Ursache des Heldenkampfes von 1809 gewesen! Das war doch selbst dem hämischen Müllner zu arg, der zwar die Kriegserklärung des ultrapatriotischen Tyrolers aufnahm, aber in einer angehängten Redaktionsnote den philisterhaften Beweis antrat, daß jene Äußerung Heine's „allem Vermuthen nach bloß zum Scherz gemacht worden, um die Schreibart zu würzen."

[167]) Heine's Werke, Bd. II., S. 106—110.

[168]) Ebendaselbst, S. 123 und 124.

[169]) Ebendaselbst, S. 85—87.

[170]) Ebendaselbst, S. 129 ff.

[171]) Ebendaselbst, Bd. IX., S. 95 und 225.

[172]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 330.

[173]) Ebendaselbst, S. 326 ff.

[174]) Ebendaselbst, S. 336 ff.

[175]) Briefe von Metternich, Stägemann, Heine ꝛc., S. 230.

[176]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 347.

[177]) Ebendaselbst, Bd. I., S. 187. — Die Immermann'schen Xenien, welche besonders den Zorn Platen's erregt hatten, lauteten:

Östliche Dichter.

Groß mérite ist es jetzo, nach Saadi's Art zu girren,
Doch mir scheint's egal gepudelt, ob wir östlich, westlich irren.

Sonsten sang beim Mondenscheine Nachtigall, seu Philomele;
Wenn jetzt Bülbül flötet, scheint es mir denn doch dieselbe Kehle.

Alter Dichter, du gemahnst mich als wie Hameln's Rattenfänger;
Pfeifst nach Morgen, und es folgen all' die lieben kleinen Sänger.

Aus Bequemlichkeit verehren sie die Kühe frommer Inden,
Daß sie den Olympos mögen nächst in jedem Kuhstall finden.

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomieren dann Gaselen.

„Ganz bewältigt er die Sprache"; ja, es ist, sich todt zu lachen,
Seht nur, was für tolle Sprünge lässet er die Arme machen!

[178]) „Daß die Epigramme auf mich und Rückert gehen, daß wir Beide die ‚kleinen Sänger' sind, unterliegt keinem Zweifel," schrieb Platen dem Grafen Friedrich Fugger. Nachlaß des Grafen August von Platen, Bd. II., S. 99.

[179]) Ebendaselbst, S. 87, 89 und 99.

[180]) Heine's Werke, Bd. II., S. 298.

[181]) Nachlaß des Grafen A. v. Platen, Bd. II., S. 145 und 150.

[182]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 347.

[183]) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 359. — Wenn dort erzählt wird, daß Heine direkt von London nach Italien gekommen sei, und noch von London her eine große Anzahl englischer Banknoten bei sich geführt habe, so beruhen diese Angaben entschieden auf einem Irrthume. Das Geld, welches Heine 1827 in London übrig behalten und einstweilen an Varnhagen geschickt hatte, war ihm von Letzterem im Mai 1828 laut Ordre in Gestalt eines Wechsels auf Frankfurt nach München gesandt worden. Vgl. die Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 183 und 185.

[184]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 328.

[185]) Der schlichte Denkstein auf dem Grabe Samson Heine's trägt die Inschrift:

Nun liege ich und schlafe, erwache
einst, denn der Herr erhält mich. Ps. C. 3.

Hier ruhet
Samson Heine
aus Hannover,
gestorben im 64. Jahre
seines Alters d. 2. Dec. 1828.
Ruhe sanft, edle Seele!

[186]) Die Mutter des Dichters hat ihre letzte Schlummerstatt nicht neben dem Vater, sondern auf dem inzwischen eingerichteten neuen israelitischen Friedhofe in Hamburg gefunden. Der einfache Sandstein auf ihrem Grabe trägt auf der Vorderseite die Inschrift: „Hier ruhet Betty Heine, geb. v. Geldern, geb. in Düsseldorf d. 27. Nov. 5531, gest. 3. Sept. 5619.“ Auf der Rückseite ist das Geburts- und Sterbejahr nach christlicher Zeitrechnung angeführt. — Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß Heinrich Laube in seinen „Erinnerungen an Heinrich Heine“ (Gartenlaube, Jahrgang 1868, Nr. 1 und 2) unerklärlicherweise die alte, durch Nichts motivierte Fabel wieder auftischt, als ob Heine's Mutter Christin gewesen sei. Der „verführerische Witz“ der „gemischten Abstammung,“ welche „Heine's literarisches Wesen prächtig erklären“ soll — daß er nämlich „aus einer Mischung christlichen Adels und jüdischer Race entsprossen sein könne, und vom Mutterleibe aus romantisches Mittelalter, eingeweicht in zersetzende Geistesschärfe, darstelle“ — dieser gewaltsame Witz der Racentheorie findet in den thatsächlichen Abstammungsverhältnissen des Dichters nicht den mindesten Anhalt. Eben so unrichtig ist die Angabe Laube's, daß Heine seiner Mutter eine „Schrift“ gewidmet habe, wenn darunter etwas Anderes als die bekannten zwei Sonette (Heine's Werke, Bd. XV., S. 108 u. 109 [77 u. 78]) verstanden sein soll.

[187]) Nichts ist absurder, als der Eifer, mit welchem Herr Maximilian Heine darzuthun sucht, daß auch sein Bruder Heinrich „allezeit mit großer Liebe über Rußland und mit vollster Hochachtung über Rußlands Monarchen gesprochen“ habe. „Wer wollte leugnen,“ heißt es auf S. 98 der „Erinnerungen,“ „daß sich hie und da in Heine's Worten und Schriften über Rußlands innere Verhältnisse, Mißbräuche und Unzulänglichkeiten, die bereits einer historischen Zeit angehören, auch sarkastische, satirische Bemerkungen eingeschlichen (!!) haben. Wie aber würde Heine, wenn er noch die Morgenröthe des geistigen Aufschwungs des heutigen Rußlands, wenn er die Epoche Alexander's II. erlebt hätte, wie würde er das neue Rußland beglückwünscht haben!“ Der Recensent des Max. Heine'schen Buches in der „Wiener Zeitung“ (Nr. 121, vom 21. Mai 1868) hat bereits auf das köstlich naive „eingeschlichen“ in obigem Satze aufmerksam gemacht, und mit gerechtfertigtem Spotte darauf hingewiesen, daß „Glückwünsche bekanntlich die starke Seite der Heine'schen Lyrik waren!“

[188]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 169.

[189]) Ebendaselbst, S. 184.

[190]) Ebendaselbst, S. 225.

[191]) Maximilian Heine's „Erinnerungen &c.,“ S. 86.

[192]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 288 ff. — Über das insolente Benehmen des Herrn Gustav Heine in der beregten Angelegenheit vgl. die Anmerkung ebendaselbst, S. 286 ff.

[193]) Ebendaselbst, S. 266 und 279.

[194]) So erzählt August Lewald in seinen „Aquarellen aus dem Leben,“ Bd. II., S. 107. Nach Lewald's Mittheilungen hätte H. Heine schon in Italien den Tod seines Vaters erfahren.

[195]) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 359.

[196]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 192.

[197]) Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, Thl. III., S. 373 und 377 ff.

[198]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 187 ff.

[199]) Rahel, ein Buch des Andenkens, Thl. III., S. 384.

[200]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 354.

[201]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 189—192. — Vgl. auch Heine's Werke Bd. IV., S. 198—201, und Bd. XI., S. 138—143.

[202]) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1867, Nr. 50.

[203]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 362.

[204]) Heinrich Stieglitz, eine Selbstbiographie, herausg. von L. Curtze, S. 96 und 112.

[205]) Maximilian Heine's „Erinnerungen“ ꝛc., S. 78 ff.

[206]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 356 ff. — Heine logierte in Helgoland bei Brother Nickels.

[207]) Ebendaselbst, S. 376.

[208]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 195.

[209]) Heine's Werke, Bd. II. S. 131 ff.

[210]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 197.

[211]) Gesellschafter Nr. 20, vom 3. Februar 1830.

[212]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 204.

[213]) „Litterarische Miscellen,“ Nr. 3, vom 16. Januar 1830.

[214]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 369, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 194, 195, 197, 199 und 204.

[215]) Siehe den ersten Band dieses Werkes, S. 199.

[216]) Michael Beer's Briefwechsel, S. 182.

[217]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 410. — Vgl. auch Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 204 und 205.

[218]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 403.

[219]) Nachlaß des Grafen Platen, Bd. II., S. 71.

[220]) Ebendaselbst, S. 87 und 98.

[221]) Ebendaselbst, S. 151.

[222]) Ebendaselbst, S. 99 und 100.

[223]) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Jahrgang 1829, S. 601.

[224]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 196.

[225]) Ebendaselbst, S. 200 ff.

[226]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 364, 367 und 373.

[227]) Silhouetten und Reliquien, von K. M. Kertbeny (Wien und Prag, Kober und Markgraf, 1861), Bd. I., S. 236.

[228]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 217, und Heine's Werke, Bd. XIX., S. 405.

[229]) Heine's Werke, Bd. II., S. 231—238.

[230]) Ebendaselbst, Bd. I., S. 87.

[231]) Ebendaselbst, Bd. II., S. 268 ff.

[232]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 195.

[233]) Aquarelle aus dem Leben, von August Lewald, Bd. II., S. 107.

[234]) „Der Kompaß," Nr. 38., vom 20. September 1857.

[235]) Eduard Beurmann's „Skizzen aus den Hansestådten" (Hanau, Fr. König, 1836), S. 211.

[236]) „Der Kompaß," Nr. 37., vom 13. September 1857.

[237]) L. Wienbarg's Wanderungen durch den Thierkreis, S. 147 ff.

[238]) Erlebnisse, von F. W. Gubitz, Bd. II., S. 269.

[239]) „Der Kompaß," Nr. 38.

[240]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 216.

[241]) Lewald's „Aquarelle aus dem Leben," Bd. II., S. 93 ff.

[242]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 408.

[243]) Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 121.

[244]) „Der Kompaß," Nr. 37.

[245]) Ebendaselbst.

[246]) Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 101—105. — Vgl. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 223 und 227.

[247]) Das erste dieser Spottgedichte ist häufig — u. A. in der Pariser Zeitung „Vorwärts" vom Jahre 1844 (vgl. die Erinnerungen Franz Wallner's in der „Gartenlaube," Jahrgang 1862, S. 202) — Heine selbst zugeschrieben worden. Beide Gedichte sind jedoch schon im Jahre 1828 mit Wilhelm Neumann's Unterschrift im „Gesellschafter" abgedruckt, und finden sich auch in Neumann's Schriften (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1835), Bd. II., S. 239. — Ein anderes, sehr form- und geistloses Pasquill auf die Heine'sche Muse, das 1830 in der Berliner „literarischen (Mittwochs-) Gesellschaft" vorgelesen wurde, hat Professor Gubitz unlängst in seinen „Erlebnissen," Bd. II., S. 271, mitgetheilt.

[248]) Vgl. oben die Anm. 164, und Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 120.

[249]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 363.

[250]) Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 112.

[251]) Heine's Werke, Bd. IV., S. 218 und 219.

[252]) Ebendaselbst Bd. XV., S. 254 [287].

[253]) Ebendaselbst, Bd. XVI. (zweiter Abdruck), S. 191 [168].

[254]) Ebendaselbst, Bd. IV., S. 216—234.

[255]) Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 111.

256) Heine's Werke, Bd. XI., S. 220 und 221.

257) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 379.

258) Ebendaselbst, Bd. IV., S. 96.

259) Eduard Beurmann's „Skizzen aus den Hansestädten," S. 231 ff.

260) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 193 und 194.

261) Ebendaselbst, S. 202.

262) Ebendaselbst, S. 208 und 209.

263) Ebendaselbst, S. 214.

264) Ebendaselbst, S. 212.

265) Ebendaselbst, S. 215 und 216.

266) Ebendaselbst; S. 213. — Vgl. Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 115.

267) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 218 und 219.

268) Heine's Werke, Bd. XII., S. 55 ff.

269) Ebendaselbst, S. 101.

270) Ebendaselbst, S. 87—89.

271) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 219.

272) Heine versichert freilich in der Vorrede und in der Nachschrift seines Buches, daß „Die Stadt Lucca" gleichzeitig mit den „Bädern von Lucca" im Sommer 1829 geschrieben sei. Er dementiert aber diese Angabe durch folgende Worte eines Briefes an Varnhagen vom 19. November 1830: „Sie werden sich nicht täuschen lassen durch meine politische Vorrede und Nachrede, worin ich glauben mache, daß das Buch ganz von früherem Datum sei. In der ersten Hälfte sind etwa drei Bogen schon alt; in der zweiten Hälfte ist nur der Schlußaufsatz neu."

273) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 219.

274) Ebendaselbst, S. 224.

275) Heine's Werke, Bd. II., S. 394.

276) Ebendaselbst, S. 396—402.

277) Ebendaselbst, Bd. III., S. 6 und 155.

278) Ebendaselbst, S. 143 ff.

279) Literaturblatt Nr. 79 und 80 vom 3. und 5. August 1831.

280) Heine's Werke, Bd. XV., S. 3.

281) Ebendaselbst, Bd. II., S. 427.

282) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 220 und 221.

283) Ebendaselbst, S. 223 und 224.

284) Ebendaselbst, S. 232.

285) „Der Kompaß," Nr. 37.

286) „Der Kompaß," Nr. 38.

287) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 225.

288) Ebendaselbst, S. 228. — Übrigens erhielt auch Professor Blume nicht die vakante Stelle, sondern der bisherige Vicepräses des Handelsgerichts, Dr. jur. Johann Christian Kauffmann, wurde in der Senatssitzung vom 12. Januar 1831 zum Syndikus erwählt.

[289]) Ebendaselbst, S. 229 ff.

[290]) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 236—238.

[291]) Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 116.

[292]) Ein Abdruck dieses herrlichen Medaillons ist gleichfalls im Besitz des Herrn Campe, welcher nach einem Gipsabgusse desselben kürzlich eine Photographie anfertigen ließ, die unbedingt als das ähnlichste und zugleich schönste Porträt des Dichters aus seinen letzten Lebensjahren gelten darf. — Das Oppenheim'sche Bild ist wiederholt durch Druck und Stich vervielfältigt worden; doch entspricht keine der verschiedenen Nachbildungen ganz dem Originalporträt. Am besten ist noch der kleine Kupferstich ausgeführt, welcher von L. Fleischmann angefertigt wurde; mangelhafter sind der bei F. König in Hanau erschienene große Steindruck und die Lithographie im dritten Hefte der „Galerie der ausgezeichnetsten Israeliten" (Stuttgart, Fr. Brodhag, 1835); durchaus verzeichnet ist der schlechte Stahlstich, welcher dem „Jahrbuch der Literatur für 1839" vorgeheftet ward.

[293]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine, rc., S. 231.

[294]) Heine's Werke, Bd. XI., S. 30 und 34.

[295]) Ebendaselbst, Bd. XIV., S. 241.

[296]) Ebendaselbst, Bd. IV., S. 259—266.

[297]) Ebendaselbst, Bd. VIII., S. 101.

[298]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 232, 233 und 238.

[299]) Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 124.

[300]) Heinrich Heine; Erinnerungen von Alfred Meißner, S. 67 ff.

[301]) Charaktermasken, von Alfred Meißner, Bd. II., S. 87 und 88.

[302]) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 256.

[303]) Ebendaselbst, Bd. XXI., S. 440.

[304]) Das Epigramm Schlegel's auf Heine lautete:

> Deinen Ernst kann ich nicht loben,
> Schimpf gelingt dem Spötter nur,
> Deine Begeistrung ist verschroben,
> Deine Tücken sind Natur.

[305]) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 68 und 81—83.

[306]) H. Heine in Paris, von Ludwig Wihl, — „Telegraph für Deutschland", Jahrgang 1838, Nr. 122.

[307]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 411, 412, u. Bd. VIII., S. 274—276.

[308]) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine, S. 6., und Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51.

[309]) Heine's Werke, Bd. XI., S. 10.

[310]) Ebendaselbst, S. 10 und 11.

[311]) Ebendaselbst, S. 90—92.

[312]) Ebendaselbst, S. 82 ff.

[313]) Ebendaselbst, Bd. VIII., S. 170 ff.

[314]) Ebendaselbst, S. 168, und Lewald's „Aquarelle," S. 122 und 129.

[315]) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 186.
[316]) Ebendaselbst, S. 168.
[317]) Ebendaselbst, Bd. IX., S. 112.
[318]) Ebendaselbst, S. 10—13.
[319]) Ebendaselbst, Bd. VIII., S. 15, und Bd. IX., S. 279.
[320]) Der in Rede stehende Aufsatz fehlt auch in H. Heine's sämmtlichen Werken, da erst die kürzlich im Wochenblatte der A. A. Ztg. (Jahrg. 1867, Nr. 51) veröffentlichte Notiz aus dem Briefe Heine's an Cotta vom 7. December 1831 seine Urheberschaft enthüllte.
[321]) Dieselben finden sich in Heine's Werken, Bd. VIII., S. 287—298.
[322]) „Ich bitte, Herr Baron, sorgen Sie, daß mir an meinen Artikeln Wenig verändert wird, sie kommen ja doch schon censiert aus meinem Kopfe," schreibt Heine in einem Briefe an Cotta vom 21. April 1832.
[323]) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 53 und 54.
[324]) Ebendaselbst, S. 49.
[325]) Ebendaselbst, Bd. IX., S. 199.
[326]) Ebendaselbst, Bd. VIII., S. 140.
[327]) Ebendaselbst, S. 48 und 55; 52; 56—60 und 342; 195 ff.; 51 und 63; 84 und 92 ff.
[328]) Ebendaselbst, S. 147—151.
[329]) Ebendaselbst, S. 151, 143 und 144.
[330]) Ebendaselbst, S. 164—166.
[331]) Ebendaselbst, S. 280—299.
[332]) Ebendaselbst, S. 268—279.
[333]) Ebendaselbst, S. 72, 155 und 156.
[334]) Ebendaselbst, S. 359—362.
[335]) L. Börne's gesammelte Schriften, Bd. XII., S. 130.
[336]) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 32, 67, 87, 242, 268, 312; Bd. XI., S. 117 ꝛc.
[337]) Ebendaselbst, S. 311, 312 und 363.
[338]) Ebendaselbst, Bd. IX., S. 13.
[339]) Ebendaselbst, Bd. III., S. 213; Bd. VIII., S. 253 ff.
[340]) Ebendaselbst, Bd. VIII., S. 288.
[341]) Ebendaselbst, Bd. XIV., S. 274.
[342]) Börne's gesammelte Schriften, Bd. XII., S. 124 ff.
[343]) Heine's Werke, Bd. XI., S. 177—182.
[344]) Ebendaselbst, Bd. VIII., S. 197—200.
[345]) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51.
[346]) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 252 und 253.
[347]) Ebendaselbst, S. 254—257.
[348]) Ebendaselbst, S. 248 und 249.
[349]) Ebendaselbst, S. 61, u. Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51.
[350]) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 234.

[351]) Ebendaselbst, und Heine's Werke, Bd. VIII., S. 277.

[352]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 226.

[353]) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 15 u. 17, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 232.

[354]) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 92.

[355]) Nur im Frühjahr 1833 wohnte Heine eine Zeitlang im Hôtel d'Espagne, **Rue des petits Augustins** No. 4, am Quai Malaquais. Da er sehr häufig sein Logis gewechselt, war es uns nicht möglich, seine sämmtlichen Pariser Wohnungen genau zu ermitteln. Mit Bestimmtheit können wir nur folgende Data angeben: Seit Neujahr 1836 wohnte er in der **Cité Bergère** No. 3, Ende März desselben Jahres in der benachbarten **Rue Cadet** No. 18, im Spätsommer wieder in der **Cité Bergère** No. 4, im Januar des folgenden Jahres ebendaselbst No. 3 in seiner früheren Wohnung, von wo er im Frühjahr 1837 wieder nach der **Rue Cadet** No. 18 zog. Im Sommer 1838 siedelte er nach der **Rue des Martyrs** No. 23 über, Anfangs September 1840 nach der **Rue Bleue** No. 25, in den ersten Oktobertagen 1841 nach der **Rue du Faubourg Poissonnière** No. 46, wo er fünf Jahre lang wohnen blieb. Bei der Rückkehr aus dem Pirenäenbade Barèges bezog er im September 1846 eine Wohnung in derselben Straße No. 41. Nachdem er den Sommer 1847 in Montmorency verbracht hatte, finden wir ihn Mitte Oktober in der **Rue de Berlin** No. 9 installiert, von wo er sich Anfangs Februar 1848 nach einer Heilanstalt in der **Rue de l'Ourcine** begab. Den Sommer des Jahres verlebte er in Passy, und bezog dann Anfangs Oktober die oft geschilderte Wohnung in der **Rue d'Amsterdam** No. 50, welche er am 1. September 1854 mit einem Parterre-Logis in der **Grande Rue** No. 51, **aux Batignolles**, vertauschte, um zwei Monate später nach der **Avenue Matignon** No. 3 in den **Champs Elysées** überzusiedeln, woselbst er bis an seinen Tod verblieb.

[356]) Heine's Werke, Bd. IX., S. 35, — und „Rahel; ein Buch des Andenkens" ꝛc., Thl. III., S. 453 und 454.

[357]) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 38.

[358]) Ebendaselbst, S. 12 und 13.

[359]) Ebendaselbst, S. 16.

[360]) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 7.

[361]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc. S. 239.

[362]) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 29 und 30.

[363]) Ebendaselbst, S. 19 ff.

[364]) Ebendaselbst, S. 33 ff.

[365]) Ebendaselbst, S. 21 ff.

[366]) Ebendaselbst, S. 26.

[367]) Allgemeine Zeitung Nr. 14, vom 11. Januar 1833. Die Erklärung Heine's ist auch abgedruckt in seinen Sämmtl. Werken, Bd. XX., S. 10 und 11.

[368]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 7 ff.

[369]) Ebendaselbst, S. 15, 16 und 51; und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine &c., S. 239.
[370]) L. Börne's gesammelte Schriften, Bd. XII., S. 123 ff.
[371]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 17.
[372]) Enseignement par le Père suprême (Paris, 1832), S. 42.
[373]) Ebendaselbst, S. 58.
[374]) „Rahel; ein Buch des Andenkens" &c., Thl. III., S. 556.
[375]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine &c., S. 235.
[376]) Ebendaselbst, S. 239.
[377]) Heine's Werke, Bd. X., S. 111 und 112.
[378]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine &c., S. 252.
[379]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 41.
[380]) Schriften von O. L. B. Wolff, achtes Bändchen, S. 137.
[381]) Heine's Werke, Bd. VI., S. 7 und 8.
[382]) Ebendaselbst, S. 19 ff.
[383]) Ebendaselbst, S. 18 und 33 ff.
[384]) Ebendaselbst, S. 79. ff.
[385]) Ebendaselbst, Bd. I., S. XLVI. ff.
[386]) Ebendaselbst, Bd. V., S. 6.
[387]) Ebendaselbst, S. 133—139.
[388]) Ebendaselbst, S. 41 und 42.
[389]) Ebendaselbst, S. 34 und 35.
[390]) Ebendaselbst, S. 6 und 7.
[391]) Siehe die Zeitschrift: „Unser Planet," Nr. 21, vom 25. Januar 1832.
[392]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 7.
[393]) Maximilian Heine's Erinnerungen &c., S. 152 und 154.
[394]) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 35 ff.
[395]) Ebendaselbst, Bd. III., S. 12.
[396]) Ebendaselbst, Bd. XIV., S. 34.
[397]) Ebendaselbst, Bd. III., S. 27.
[398]) Ebendaselbst, Bd. VI., S. 28 ff.
[399]) Ebendaselbst, Bd. XIV., S. 213.
[400]) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 7.
[401]) Ebendaselbst, S. 12.
[402]) Ebendaselbst, Bd. VI., S. 15.
[403]) Ebendaselbst, S. 93 und 94.
[404]) Ebendaselbst, S. 17.
[405]) Ebendaselbst, Bd. V., S. 49 und 140 ff.; Bd. VII., S. 7 u. 96—98.
[406]) Ebendaselbst, Bd. V., S. 20 ff.
[407]) Ebendaselbst, S. 68 und 112 ff.
[408]) Ebendaselbst, S. 69 und 73 ff.
[409]) Ebendaselbst, S. 70.
[410]) Ebendaselbst, S. 80.

[411]) Ebendaselbst, S. 83 und 84.

[412]) Ebendaselbst, S. 264—268.

[413]) Außerordentliche Beilage Nr. 114 und 115 zu Nr. 86 der A. A. Ztg. vom 27. März 1835. — Heine's Werke, Bd. XX., S. 20 und 21.

[414]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 43.

[415]) Ebendaselbst, Bd. V., S. 85 und 86.

[416]) Ebendaselbst, S. 17, und Bd. XX., S. 216.

[417]) „Zur neuesten Literatur", von Ludolf Wienbarg (2. Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1838), S. 129—132.

[418]) Heine's Werke, Bd. V., S. 261 u. 262; Bd. VI., S. 166 u. 283—294.

[419]) Ebendaselbst, Bd. V., S. 19.

[420]) Ebendaselbst, Bd. VII., S. 113 und 114.

[421]) Ebendaselbst, Bd. XVII., S. 124—127.

[422]) Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, von Karl Gutzkow. Bd. I., S. 80—83.

[423]) Der Aufsatz von Chasles über Heine wurde zuerst im März 1835 in der „Revue de Paris," und neuerdings in den „Etudes sur l'Allemagne au XIXe. siècle, par Philarète Chasles" (Paris, Amyot, 1861), S. 269—280, abgedruckt.

[424]) Abgedruckt in „La Presse" vom 30. November 1837.

[425]) O. L. B. Wolff's Schriften, achtes Bändchen, S. 22.

[426]) Literarische und kritische Blätter der Börsenhalle, Nr. 1238, vom 13. August 1836.

[427]) Der Jahrgang 1835 des „Literarischen Zodiakus" enthielt u. A. im Aprilhefte (S. 316—322) eine sehr tadelnde Besprechung von Heine's zweitem „Salon"-Bande aus der Feder Theodor Mundt's; im Augusthefte (S. 128—145) Alexander Jung's „Ausstellungen über H. Heine," welche ausdrücklich die antichristliche Richtung in Dessen Schriften bekämpften; im Oktoberhefte (S. 281—286) sehr mißfällige Urtheile von Theodor Mundt über Gutzkow's „Wally" und über Wienbarg's „Wanderungen durch den Thierkreis" sowie über Dessen Aufsätze „Zur neuesten Literatur."

[428]) In dem Aufsatze: „Tieck in Dresden und die literarischen und sittlichen Zustände in Deutschland," — Literarischer Zodiakus, Jahrgang 1836, Januarheft, S. 1—15.

[429]) Die maßvoll gehaltene Erklärung August Lewald's in Nr. 13 der A. A. Ztg., vom 9. Januar 1836, gipfelte in dem Satze: „Ich habe nie Etwas drucken lassen, was gegen den Staat, die Religion und die Sitten verstößt, und kann mithin, wenn die Tendenzen des sogenannten jungen Deutschlands dahin zielen, auch bei demselben nicht kompromittiert sein."

[429]) K. Gutzkow's gesammelte Werke, Bd. XIII., S. XVII.

[430]) Spaziergänge und Weltfahrten, von Theodor Mundt, Bd. II., S. 166.

[431]) Heine's Werke, Bd. VI., S. 225 ff.

[432]) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 158.

433) Ebendaselbst, S. 193.

434) Ebendaselbst, S. 75.

435) Ebendaselbst, S. 260.

436) Ebendaselbst, S. 39 u. 45 ff.

437) Ebendaselbst, S. 58 ff.

438) Außerordentliche Beilage zu Nr. 25 der A. A. Ztg., v. 25. Jan. 1836.

439) Außerordentliche Beilagen der A. A. Ztg. vom 7. und 23. November, 3., 9., 14. und 25. December 1835 und 25. Januar 1836.

440) Journal des Débats v. 30. Jan., und A. A. Ztg. v. 10. Febr. 1836.

441) Heine's Werke, Bd. XX., S. 47.

442) Ebendaselbst, S. 69 und 70.

443) Varnhagen schreibt in seinen „Tagebüchern,“ Bd. I., S. 6, unterm 12. März 1836: „Durch den Baron Karl von Schweizer, den ich früher nie gesehen, empfing ich heute ganz unerwartet einen Brief des Fürsten von Metternich, einen schon sehr alten, denn er ist noch vom December des vorigen Jahres. Der Fürst wünscht Aufschluss über das junge Deutschland, und was er darüber sagt, ist nicht ohne Liebenswürdigkeit und Geist. So schmeichelhaft das Ganze für mich gewendet ist, so traurig sind doch die allgemeinen Betrachtungen, zu denen ich dadurch angeregt bin. Ich sehe aus Allem gleich die Unmöglichkeit, hier einen Boden des Verständnisses zu gewinnen; mündlich könnte noch Manches aufgehellt werden, aber schriftlich ist es nicht zu leisten. Dennoch werde ich versuchen, wie weit es gehen kann; die Hauptsache wird sein, dass ich meine Ansicht kurz hinstelle, und es wird dann darauf ankommen, ob mir der Fürst glaubt, denn erweisen und durchstreiten lässt sich Dergleichen nicht.“

444) Heine's Werke, Bd. XX., S. 65.

445) Ebendaselbst, S. 66, 67 und 69.

446) Ebendaselbst, S. 70—73.

447) Außerordentliche Beilage zu Nr. 129 der A. A. Ztg. v. 8. Mai 1836.

448) Heine's Werke, Bd. XX., S. 219.

449) Ebendaselbst, S. 101 ff.

450) Ebendaselbst, S. 152 und 153.

451) Ebendaselbst, S. 103, 133 und 151. Vgl. auch Bd. XIV., S. 96 ff., und Maximilian Heine's „Erinnerungen,“ S. 163 und 164.

452) Heine's Werke, Bd. XX., S. 80.

453) Ebendaselbst, S. 84, 85, 86, 97 und 98.

454) Erinnerungen aus dem Jahre 1848 von Fanny Lewald, Bd. I., S. 101 und 102.

455) K. Gutzkow's gesammelte Werke, Bd. XIII., S. xxIII.

456) Heine's Werke, Bd. XX., S. 206.

457) Ebendaselbst, Bd. XIII., S. 203.

458) „Literarischer Zodiakus,“ Jahrg. 1835, Augustheft; — auch wieder abgedruckt in Alexander Jung's „Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften,“ Bd. I., S. 1—34.

[459]) Heine's Werke, Bd. VII., S. 252.

[460]) Ebendaselbst, Bd. XIV., S. 100.

[461]) Das Original dieser, von Goedeke, Minckwitz, Gräffe u. A. citierten, in der Beilage zu Nr. 286 der A. A. Ztg. vom 13. Oktober 1835 auszugsweise mitgetheilten Erklärung habe ich im „Journal des Débats“ nicht aufgefunden.

[462]) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 73.

[463]) Der Aufsatz Ruge's über „Heinrich Heine und seine Zeit“ ist in erweiterter Form wieder abgedruckt in Arnold Ruge's gesammelten Schriften, Bd. II., S. 1 ff.

[464]) Heine's Werke, Bd. V., S. 21 und 22.

[465]) Ebendaselbst, Bd. XV., S, 8 und 9.

[466]) Ebendaselbst, Bd. III., S. 192.

[467]) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 74.

[468]) Ebendaselbst, Bd. XI., S. 239 ff.

[469]) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 50 und 51.

[470]) Ebendaselbst, S. 83, 108 und 161.

[471]) Maximilian Heine's Erinnerungen rc., S. 158 und 161.

[472]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 39, 40 und 44.

[473]) Ebendaselbst, Bd. XIV., S. 210 ff.

[474]) Alfred Meißner's Erinnerungen an Heinrich Heine, S. 32 ff.

[475]) Erinnerungen an H. Heine, von Levin Schücking. Salon, Bd. III., Heft 5.

[476]) Heine's Werke, Bd. XVIII., S. 301 ff. [277 ff.]

[477]) „Und wärst du ein Mann, und wärst du nicht krank,
Ich malte dir Was auf den Rücken!“

hieß es u. A. in den Venedey'schen Knittelversen in der „Köln. Zeitung.“

[478]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 411 ff. und 457 ff.

[479]) Der Völkerfrühling und seine Verkünder; Frühlingsgruß an Deutschlands Redner, von Jordanus Brunow. Nürnberg, Hoffmann u. Campe, 1831.

[480]) Heine's Werke, Bd. IX., S. 22 und 32.

[481]) Die höchst anziehend geschriebene autobiographische Skizze Richard Wagner's ist in Nr. 5 und 6 der „Zeitung für die elegante Welt“ vom 1. und 8. Februar 1843 abgedruckt.

[482]) Erinnerungen an H. Heine, von Heinrich Rohlfs. „Gartenlaube,“ Jahrgang 1862, S. 488.

[483]) Varnhagen's Tagebücher, Bd. III., S. 124.

[484]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 236.

[485]) Heine's Werke, Bd. XV., S. 6.

[486]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 251.

[487]) Auszug eines Briefes von A. Weill über H. Heine im „Komet“ Nr. 207, vom 16. Oktober 1839.

[488]) A. A. Ztg., Beilage zu Nr. 131 vom 11. Mai; und „Argus“ Nr. 76, vom 13. Mai 1837.

489) Die Studie Théophile Gautier's über H. Heine bildet die Introduktion zur neuesten Ausgabe der französischen Version der „Reisebilder.“

490) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine, S. 15.

491) Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 24 und 25.

492) Ebendaselbst, Jahrgang 1867, S. 671 und 672.

493) Heine's Werke, Bd. XX., S. 26.

494) Ebendaselbst, S. 28.

495) Ebendaselbst, S. 39.

496) Ebendaselbst, S. 139 und 281.

497) Alfred Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 165.

498) „Über Heinrich Heine,“ von Schmidt-Weißenfels, S. 11.

499) August Lewald's gesammelte Schriften, Bd. VIII., S. 194.

500) Heine's Werke, Bd. XX., S. 77.

501) Meißner's Erinnerungen rc., S. 174.

502) Gartenlaube, Jahrg. 1868, S. 25.

503) Heine's Werke, Bd. XX., S. 106 und 154.

504) Meißner's Erinnerungen rc., S. 166.

505) Maximilian Heine's Erinnerungen rc., S. 174.

506) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 311 und 312.

507) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 106.

508) Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 172 ff.

509) Heine's Werke, Bd. XX., S. 86.

510) Meißner's Erinnerungen, S. 217.

511) A. Lewald's gesammelte Schriften, Bd. VIII., S. 192.

512) L. Schücking's Erinnerungen an H. Heine; — Salon, Bd. III., Heft 5., S. 543. — Das einzige, bis jetzt ungedruckte Fragment eines „Rhein- und Weinliedes“ von H. Heine befindet sich in Händen des Herrn Stadtrichters Heinrich Sethe in Berlin, und lautet, wie folgt:

Gewiß, gewiß, der Rath wär' gut,
Hätt' Unsereins kein junges Blut.
Wir trinken aus, wir schenken ein,
Wir klopfen an, sie ruft Herein!

Hat uns die Eine fortgeschickt,
Die Andre hat uns zugenickt;
Und wird uns hier das Weinglas leer,
Ei nun, es wächst am Rheine mehr!

513) Wir entnehmen diese Anekdoten einem Aufsatze: „Heine und Rothschild“ in Nr. 27 des „Daheim“ vom April 1867, und müssen dem ungenannten Verfasser die Verantwortlichkeit für die Wahrheit seiner Erzählungen überlassen.

514) Heine's Werke, Bd. X., S. 130—132.

515) Ebendaselbst, Bd. XVIII., S. 142 [133].

516) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 365 und 366.

517) Ebendaselbst, S. 93, 98 und 138.

518) Maximilian Heine's Erinnerungen rc., S. 158—172.

519) Heine's Werke, Bd. XX., S. 91—94.

520) „Götter, Helden, Don-Quixote“, von Karl Gutzkow, S. 203—214.

521) Heine's Werke, Bd. X., S. 152.

522) Ebendaselbst, S. 180 ff.

523) Silhouetten und Reliquien rc., von K. M. Kertbeny, Bd. I., S. 238.

524) Heine's Werke, Bd. XX., S. 100.

525) Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 26.

526) Heine's Werke, Bd. XX., S. 165.

527) Ebendaselbst, S. 166.

528) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 243.

529) Ebendaselbst, S. 244 und 246 ff. — Der in Rede stehende Brief hat sich leider weder im Nachlasse des Ministers von Werther, noch im Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin vorgefunden.

530) Heine's Werke, Bd. XX., S. 167.

531) Varnhagen's Tagebücher, Bd. I., S. 79.

532) Heine's Werke, Bd. XX., S. 180 und 181.

533) Telegraph für Deutschland Nr. 119, vom Juli 1838.

534) Die rothe Mütze und die Kapuze. Zum Verständnis des Görres'schen Athanasius. Von Karl Gutzkow. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1838.

535) Laube's Erinnerungen an Heine; — Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 27.

536) Heine's Werke, Bd. XX., S. 129 und 163.

537) Mundt's Spaziergänge und Weltfahrten, Bd. II., S. 169; — Laube's Erinnerungen, Gartenlaube, Jahrg. 1868, S. 9; — Über H. Heine, von Schmidt-Weißenfels, S. 20.

538) Heine's Werke, Bd. XX., S. 119, 120, 123, 126, 127, 131, 136, 143, 148, 162 und 164.

539) Heine's Werke, Bd. XX., S. 247.

540) Vgl. z. B. den unerquicklichen Aufsatz „Schriftstellernöthen" und die gallige Parodie der Wihl'schen Erklärung, — ebendaselbst, S. 211—244.

541) Ebendaselbst, S. 249.

542) Börne's Leben, von Karl Gutzkow (Hamburg, 1840), S. 217.

543) Heine's Werke, Bd. XII., S. 112.

544) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine, S. 6—24.

545) Börne's Leben, von Gutzkow, S. 240 ff.

546) Börne's gesammelte Schriften, Bd. XII., S. 128—131.

547) Börne's Leben, von Gutzkow, S. 243.

548) Börne's gesammelte Schriften, Bd. VII., S. 248 ff.

549) Börne's Leben, von Gutzkow, S. 239.

550) Heine's Werke, Bd. XII., S. 179.

551) K. Gutzkow's Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, Bd. I., S. 90 ff.

552) Heine's Werke, Bd. XII., S. 238 ff.

553) Ebendaselbst, S. 21 und 22.

554) Ebendaselbst, S. 184.

555) Ebendaselbst, S. 16—18.

[556]) Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 26. — Vgl. Heine's Werke, Bd. XX., S. 266. und 267.

[557]) A. Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 79 ff.

[558]) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen. Als Anhang: Stimmen über H. Heine's letztes Buch, aus Zeitblättern. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1840.

[559]) Wer über die unerquickliche Affäre der „falschen Ohrfeigengeschichte" und über die Ursachen der langen Verzögerung des Duells Ausführliches nachlesen mag, den verweisen wir auf H. Heine's Werke, Bd. XX., S. 292 ff.

[560]) Heine's Werke. Bd. XXI., S. 51 und 52.

[561]) Gartenlaube, Jahrgang 1867, S. 672. — Ausführliches über die Angriffe des „National" und des „Charivari" auf Heine's Charakter als politischer Schriftsteller enthält die A. A. Ztg. Nr. 1, vom 1. Januar 1845.

[562]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 85.

[563]) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 334, 335 und 354.

[564]) Ebendaselbst, Bd. X., S. 8, 10; 55, 56; 58—60; 88—94; 211—213, und 230.

[565]) Ebendaselbst, Bd. IX., S. 15 ff. Vgl. auch die Äußerungen Heine's über den Kommunismus in den „Geständnissen", — Heine's Werke, Bd. XIV., S. 267—276. „Es hilft Alles Nichts", sagte er im Oktober 1855 zu Adolf Stahr, „die Zukunft gehört unseren Feinden, den Kommunisten, und Louis Napoleon ist nur ihr Johannes. Glauben Sie denn, daß der liebe Gott nur zum Spaß diese letzte grandiose Komödie aufzuführen erlaubt hat? Wenn ihn die Kommunisten auch heute noch verleugnen, er weiß besser, als sie, daß dann noch eine Zeit kommen wird, wo sie an ihn glauben lernen werden."

[566]) Heine's Werke, Bd. IX., S. 30 und 31.

[567]) Nachträglich eingeschoben sind u. A. der erste, vierundzwanzigste, fünfzigste und zweiundfünfzigste Brief, welche eine ziemlich scharfe Kritik des Julikönigthumes enthalten, während z. B. in dem Berichte vom 22. Mai 1841 (Heine's Werke, Bd. IX., S. 278) die Stelle ausgemerzt worden ist, wo, sehr im Widerspruche mit den späteren Ereignissen, behauptet wird: „Die Franzosen können Ludwig Philipp nicht entbehren, und an seine Erhaltung ist die ihrige geknüpft. Derselbe Spießbürger, der es nicht der Mühe werth hält, die Ehre des Königs gegen Verleumdungen zu vertheidigen, ja, der selber bei Braten und Wein auf den König losschmäht, er würde dennoch beim ersten Trommelruf mit Säbel und Flinte herbei eilen, um Ludwig Philipp zu schützen, ihn, den Bürgen seiner eigenen politischen Wohlfahrt und seiner gefährdeten Eigenthumsinteressen." — Die erheblichsten, auf Louis Napoleon und die Möglichkeit eines neuen Bonapartistenregimentes bezüglichen Stellen, welche in der „Lutetia" getilgt worden sind, finden sich in Heine's sämmtlichen Werken, Bd. IX., S. 78 und 79, 116—119, 147, und 165—166. Es heißt dort u. A.: „Trotzdem, daß der Bonapartismus tiefe Sympathien im Volke findet, und auch die große Zahl der Ehrgeizigen, die sich nicht für eine

Idee entscheiden wollen, in sich aufnimmt, trotzdem glaube ich nicht, daß er so bald den Sieg davontragen möchte; käme er aber zur Herrschaft, so dürfte auch diese nicht von langer Dauer sein, und sie würde ganz wie die frühere napoleonische Regierung nur eine kurze Vermittelungsperiode bilden." „Der Prinz Ludwig Bonaparte," heißt es einige Monate später in einem Korrespondenzartikel vom 1. Oktober 1840, „ist in der That für immer verloren, nicht nur durch den Narrenstreich von Boulogne, sondern durch den größern Narrenstreich, den er beging, als er den Herrn Berryer, den schlauen Sachwalter der Karlisten, zu seinem Vertheidiger wählte!"

[568]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 350.

[569]) Ebendaselbst, Bd. XI., S. 373 und 374.

[570]) Ebendaselbst, Bd. XVII., S. 236 [218].

[571]) Ebendaselbst, S. 5—8.

[572]) Ebendaselbst, S. 119 [111], und Bd. XXI., S. 55.

[573]) Ebendaselbst, Bd. XVII., S. 37 ff. [35 ff.]

[574]) Ebendaselbst, Bd. XXI., S. 55.

[575]) Ebendaselbst, Bd. XIV., S. 213 und 214.

[576]) Ebendaselbst, Bd. XXI., S. 54.

[577]) Ebendaselbst, Bd. XVII., S. 252—262 [231—241].

[578]) Maximilian Heine's Erinnerungen 2c., S. 175.

[579]) Vgl. das Gedicht „Nachtgedanken", — Heine's Werke, Bd. XVII., S. 270 [248 ff.].

[580]) „Unsere Zeit;" neue Folge, vierter Jahrgang, Heft V., S. 347.

[581]) Heine's Werke, Bd. XVII., S. 149 [140].

[582]) Ebendaselbst, S. 5.

[583]) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 190. Vgl. Gutzkow's Brief an Heine vom 6. August 1838, — „Telegraph für Deutschland", Jahrg. 1839, Nr. 1, 75 und 76.

[584]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 336 und 345.

[585]) Silhouetten und Reliquien 2c., von K. M. Kertbeny, Bd. I., S. 237.

[586]) Vgl. Heine's Werke, Bd. XXI., S. 339 und 352.

[587]) Ebendaselbst, S. 4, 19 und 20.

[588]) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 110.

[589]) Ebendaselbst, S. 146, 147, 148, 149, 150, 157, 184, 186, 187, 201, 289, 337, 360, und Bd. XXI., S. 1, 3, 10, 11, 17 und 20.

[590]) Ebendaselbst, Bd. XXI., S. 32.

[591]) Ebendaselbst, S. 49.

[592]) Ebendaselbst, S. 21—24.

[593]) Ebendaselbst, S. 26 ff.

[594]) Das Original dieser, in französischer Sprache ausgestellten Vollmacht ist gegenwärtig im Besitze des Herrn Julius Campe jr.; eine wortgetreue Abschrift derselben befindet sich in meinen eigenen Händen.

[595]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 38 und 39.

[596]) Ebendaselbst, S. 34 und 35.

[597]) Ebendaselbst, S. 49 und 50.

[598]) Ebendaselbst, S. 62—64.

[599]) Ebendaselbst, S. 54.

[600]) Ebendaselbst, S. 65, 69 und 71.

[601]) Ebendaselbst, S. 67 und 68.

[602]) Ebendaselbst, S. 75 und 76.

[603]) Ebendaselbst, S. 73 und 74.

[604]) Ebendaselbst, S. 37, 38, 41, 48 und 53; Bd. XX., S. 186.

[605]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 42.

[606]) Ebendaselbst, S. 45 und 47.

[607]) Ebendaselbst, S. 53, 55 und 56. Vgl. Bd. XVIII., S. 339 [303 und 304].

[608]) „Paris 1847," von Heinrich Laube, S. 17—19.

[609]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 67, 72 und 78.

[610]) Ebendaselbst, S. 66. — Der von Steinmann in den „Briefen von H. Heine", Bd. II., S. 192 ff. mitgetheilte Brief an Dieffenbach ist, wie viele andere Stücke jener Sammlung, ein plumpes Falsifikat.

[611]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 79 ff., 84 und 85.

[612]) Ebendaselbst, Bd. IX., S. 84, 104, 110 und 114; Bd. X., S. 35, 36 und 276 ff.

[613]) Ebendaselbst, Bd. XXI., S. 186—188.

[614]) Abgedruckt in Maximilian Heine's „Erinnerungen" rc., S. 113—115.

[615]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 229.

[616]) Herr Maximilian Heine hat in seinen „Erinnerungen rc." nur die Testamentsentwürfe vom 27. September 1846 und vom 10. Juni 1848 mitgetheilt, und dabei (auf S. 112 seines Buches) die seltsame Anmerkung hinzugefügt, daß „in einem späteren Kodicill, wegen der Todesfälle von Detmold, Mignet, Christiani und Veränderung mancher Verhältnisse, einige andere Verfügungen getroffen worden." Es ist ihm also ganz unbekannt, daß Detmold, Christiani und Mignet alle Drei den Dichter überlebt haben, ja daß der treffliche Mignet heute noch unter den Lebenden wandelt! Was soll man aber dazu sagen, daß Herr Maximilian Heine gar keine Kenntnis von dem wirklich vollzogenen, einzig rechtskräftig gewordenen Testamente seines Bruders zu haben scheint, von welchem der andere Bruder, Herr Gustav Heine, schon im April 1856 einige Paragraphen im Wiener „Frembenblatte" veröffentlichte! Wir theilen das ganze Dokument nachstehend zum ersten Male vollständig in wortgetreuer deutscher Übersetzung mit:

Vor den unterzeichneten Notaren zu Paris, Herrn Ferdinand Léon Ducloux und Herrn Charles Louis Emile Rousse; und in Gegenwart von

1) Herrn Michel Jacot, Bäcker, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amsterdam Nr. 60; und

2) Herrn Eugène Grouchy, Gewürzkrämer, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amsterdam Nr. 52;

Welche beide Zeugen den gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen entsprechen, wie sie den unterzeichneten Notaren auf separat an Jeden von ihnen gerichtete Anfrage erklärt haben;

Und im Schlafzimmer des nachfolgend benannten Herrn Heine, belegen im zweiten Stock eines Hauses, Rue d'Amsterdam Nr. 50; in welchem Schlafzimmer, das durch ein auf den Hof gehendes Fenster erhellt wird, die obengenannten, vom Testator gewählten Notare und Zeugen sich auf ausdrückliches Verlangen Desselben versammelt haben,

Erschien

Herr Heinrich Heine, Schriftsteller und Doktor der Rechte, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amsterdam Nr. 50;

Welcher, krank an Körper, aber gesunden Geistes, Gedächtnisses und Verstandes, wie es den genannten Notaren und Zeugen bei der Unterhaltung mit ihm vorgekommen ist, — im Hinblick auf den Tod, dem genannten Herrn Ducloux, in Gegenwart des Herrn Rousse und der Zeugen, sein Testament in folgender Weise diktiert hat:

§. 1. Ich ernenne zu meiner Universalerbin Mathilde Crescence Heine, geb. Mirat, meine rechtmäßige Ehefrau, mit welcher ich seit vielen Jahren meine guten und schlimmen Tage verbracht habe, und welche mich während der Dauer meiner langen und schrecklichen Krankheit gepflegt hat. Ich vermache ihr als volles und völliges Eigenthum, und ohne jede Bedingung oder Beschränkung, Alles, was ich besitze und was ich bei meinem Ableben besitzen mag, und alle meine Rechte auf irgend ein künftiges Besitzthum.

§. 2. Zu einer Epoche, wo ich an eine begüterte Zukunft für mich glaubte, habe ich mich meines ganzen literarischen Eigenthums unter sehr mäßigen Bedingungen entäußert; unglückliche Ereignisse haben später das kleine Vermögen, welches ich besaß, verschlungen, und meine Krankheit gestattet mir nicht, meine Vermögensverhältnisse zu Gunsten meiner Frau etwas zu verbessern. Die Pension, welche ich von meinem verstorbenen Oheim Salomon Heine inne habe, und welche immer die Grundlage meines Budgets war, ist meiner Frau nur theilweise zugesichert; ich selbst hatte es so gewollt. Ich empfinde gegenwärtig das tiefste Bedauern, nicht besser für das gute Auskommen meiner Frau nach meinem Tode gesorgt zu haben. Die oben erwähnte Pension meines Oheims repräsentierte im Princip die Rente eines Kapitals, welches dieser väterliche Wohlthäter nicht gern in meine geschäftsunkundigen Poetenhände legen wollte, um mir besser den dauernden Genuss davon zu sichern. Ich rechnete auf dies mir zugewiesene Einkommen, als ich eine Person an mein Schicksal knüpfte, die mein Oheim sehr schätzte, und der er manches Zeichen liebevoller Zuneigung gab. Obwohl er in seinen testamentarischen Verfügungen Nichts in officieller Weise für sie gethan hat, so ist doch nichtsdestoweniger anzunehmen, daß solches Vergessen vielmehr einem unseligen Zufalle als den Gefühlen des Verstorbenen beizumessen ist; er, dessen Freigebigkeit so viele Personen bereichert hat, die seiner Familie und seinem Herzen fremd waren, darf nicht einer kärglichen

Knauserei beschuldigt werden, wo es sich um das Schicksal der Gemahlin eines Neffen handelte, der seinen Namen berühmt machte. Die geringsten Winke und Worte eines Mannes, der die Großmuth selber war, müssen als großmüthig ausgelegt werden. Mein Vetter Karl Heine, der würdige Sohn seines Vaters, ist sich mit mir in diesen Gefühlen begegnet, und mit edler Bereitwilligkeit ist er meiner Bitte nachgekommen, als ich ihn ersuchte, die förmliche Verpflichtung zu übernehmen, nach meinem Ableben meiner Frau als lebenslängliche Rente die Hälfte der Pension zu zahlen, welche von seinem seligen Vater herrührte. Diese Übereinkunft hat am 25. Februar 1847 stattgefunden, und noch rührt mich die Erinnerung an die edlen Vorwürfe, welche mein Vetter, trotz unserer damaligen Zwistigkeiten, mir über mein geringes Vertrauen in seine Absichten Betreffs meiner Frau machte; als er mir die Hand als Unterpfand seines Versprechens reichte, drückte ich sie an meine armen kranken Augen und benetzte sie mit Thränen. Seitdem hat sich meine Lage verschlimmert und meine Krankheit hat viele Hilfsquellen versiegen machen, die ich meiner Frau hätte hinterlassen können. Diese unvorhergesehenen Wechselfälle und andere gewichtige Gründe zwingen mich, von Neuem mich an die würdigen und rechtlichen Gefühle meines Vetters zu wenden: ich fordere ihn dringend auf, meine oben erwähnte Pension nicht um die Hälfte zu schmälern, indem er sie nach meinem Tode auf meine Frau überträgt, sondern ihr dieselbe unverkürzt auszuzahlen, wie ich sie bei Lebzeiten meines Oheims bezog. Ich sage ausdrücklich: „Wie ich sie bei Lebzeiten meines Oheims bezog", weil mein Vetter Karl Heine seit nahezu fünf Jahren, seit meine Krankheit sich stark verschlimmert hat, die Summe meiner Pension thatsächlich mehr als verdoppelte, für welche edelmüthige Aufmerksamkeit ich ihm großen Dank schulde. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass ich nicht nöthig gehabt hätte, diesen Appell an die Freigebigkeit meines Vetters zu richten; denn ich bin überzeugt, dass er mit der ersten Schaufel Erde, die er, nach seinem Rechte als mein nächster Anverwandter, auf mein Grab werfen wird, wenn er sich zur Zeit meines Abscheidens in Paris befindet, all' jene peinlichen Beklagnisse vergessen wird, die ich so sehr bedauert und durch ein langwieriges Sterbelager gesühnt habe; er wird sich dann gewiss nur unserer einstmaligen herzlichen Freundschaft erinnern, jener Verwandtschaft und Übereinstimmung der Gefühle, die uns seit unserer zarten Jugend verband, und er wird der Wittwe seines Freundes einen echt väterlichen Schutz angedeihen lassen; aber es ist für die Ruhe der Einen wie der Andern nicht unnütz, dass die Lebenden wissen, was die Todten von ihnen begehren.

§. 3. Ich wünsche, dass nach meinem Ableben all' meine Papiere und meine sämmtlichen Briefe sorgfältig verschlossen und zur Verfügung meines Neffen Ludwig von (?) Embden gehalten werden, dem ich meine fernerweitigen Bestimmungen über den Gebrauch, den er davon machen soll, ertheilen werde, ohne Präjudiz für die Eigenthumsrechte meiner Universalerbin.

§. 4. Wenn ich sterbe, bevor die Gesammtausgabe meiner Werke erschienen ist, und wenn ich nicht die Leitung dieser Ausgabe habe übernehmen können,

oder selbst wenn mein Tod eintritt, bevor sie beendet ist, so bitte ich meinen Verwandten, Herrn Doktor Rudolf Christiani, mich in der Leitung dieser Publikation zu ersetzen, indem er sich streng an den Prospektus hält, den ich ihm zu diesem Zweck hinterlassen werde. Wenn mein Freund, Herr Campe, der Verleger meiner Werke, irgendwelche Änderungen in der Art und Weise wünscht, wie ich meine verschiedenen Schriften in dem genannten Prospektus geordnet habe, so wünsche ich, dass man ihm in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten bereite, da ich mich immer gern seinen buchhändlerischen Bedürfnissen gefügt habe. Die Hauptsache ist, dass in meinen Schriften keine Zeile eingeschaltet werde, die ich nicht ausdrücklich zur Veröffentlichung bestimmt habe, oder die ohne die Unterschrift meines vollständigen Namens gedruckt worden ist; eine angenommene Chiffre genügt nicht, um mir ein Schriftstück zuzuschreiben, das in irgend einem Journal veröffentlicht worden, da die Bezeichnung des Autors durch eine Chiffre immer von den Chefredakteuren abhing, die sich niemals die Gewohnheit versagten, in einem bloß mit einer Chiffre bezeichneten Artikel Änderungen am Inhalt oder der Form vorzunehmen. Ich verbiete ausdrücklich, dass unter irgendwelchem Vorwande irgend ein Schriftstück eines Andern, sei es so klein wie es wolle, meinen Werken angehängt werde, falls es nicht eine biographische Notiz aus der Feder eines meiner alten Freunde wäre, den ich ausdrücklich mit einer solchen Arbeit betraut hätte. Ich setze voraus, dass mein Wille in dieser Beziehung, d. h. dass meine Bücher nicht dazu dienen, irgend ein fremdes Schriftstück ins Schlepptau zu nehmen oder zu verbreiten, in seinem vollen Umfange loyal befolgt wird.

§. 5. Ich verbiete, meinen Körper nach meinem Hinscheiden einer Autopsie zu unterwerfen; nur glaube ich, da meine Krankheit oftmals einem starrsüchtigen Zustande glich, dass man die Vorsicht treffen sollte, mir vor meiner Beerdigung eine Ader zu öffnen.

§. 6. Wenn ich mich zur Zeit meines Ablebens in Paris befinde, und nicht zu weit von Montmartre entfernt wohne, so wünsche ich auf dem Kirchhofe dieses Namens beerdigt zu werden, da ich eine Vorliebe für dies Quartier hege, wo ich lange Jahre hindurch gewohnt habe.

§. 7. Ich verlange, dass mein Leichenbegängnis so einfach wie möglich sei, und dass die Kosten meiner Beerdigung nicht den gewöhnlichen Betrag derjenigen des geringsten Bürgers übersteigen. Obschon ich durch den Taufakt der lutherischen Konfession angehöre, wünsche ich nicht, dass die Geistlichkeit dieser Kirche zu meinem Begräbnisse eingeladen werde; ebenso verzichte ich auf die Amtshandlung jeder andern Priesterschaft, um mein Leichenbegängnis zu feiern. Dieser Wunsch entspringt aus keiner freigeistigen Anwandlung. Seit vier Jahren habe ich allem philosophischen Stolze entsagt, und bin zu religiösen Ideen und Gefühlen zurückgekehrt; ich sterbe im Glauben an einen einzigen Gott, den ewigen Schöpfer der Welt, dessen Erbarmen ich anflehe für meine unsterbliche Seele. Ich bedauere, in meinen Schriften zuweilen von heiligen Dingen ohne die ihnen schuldige Ehrfurcht gesprochen zu haben, aber ich wurde

mehr durch den Geist meines Zeitalters als durch meine eigenen Neigungen fortgerissen. Wenn ich unwissentlich die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche das wahre Wesen aller monotheistischen Glaubenslehren ist, so bitte ich Gott und die Menschen um Verzeihung. Ich verbiete, daß irgend eine Rede, deutsch oder französisch, an meinem Grabe gehalten werde. Gleichzeitig spreche ich den Wunsch aus, daß meine Landsleute, wie glücklich sich auch die Geschicke unsrer Heimat gestalten mögen, es vermeiden, meine Asche nach Deutschland hinüber zu führen; ich habe es nie geliebt, meine Person zu politischen Possenspielen herzugeben. Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnisse zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten, und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurtheile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich sowohl um meine Landsleute wie um die Franzosen wohlverdient gemacht zu haben, und die Ansprüche, welche ich auf ihren Dank besitze, sind ohne Zweifel das werthvollste Vermächtnis, das ich meiner Universalerbin zuwenden kann.

§. 8. Ich ernenne Herrn Maxime Joubert, Rath am Kassations-Gerichtshofe, zum Testamentsvollstrecker, und ich danke ihm für die bereitwillige Übernahme dieses Amtes.

Das vorliegende Testament ist so von Herrn Heinrich Heine diktiert, und ganz von der Hand des Herrn Ducloux, eines der unterzeichneten Notare, geschrieben worden, wie es der Testator ihm diktiert hat, Alles in Gegenwart der benannten Notare und der Zeugen, welche, darüber befragt, erklärt haben, daß sie nicht mit dem Erblasser verwandt seien.

Und nachdem es, in Gegenwart derselben Personen, dem Testator vorgelesen worden, hat er erklärt, dabei als bei dem genauen Ausdruck seines Willens zu verharren.

Geschehen und vollzogen zu Paris im oben bezeichneten Schlafzimmer des Herrn Heine.

Im Jahre achtzehnhundert einundfünfzig, Donnerstag den dreizehnten November, gegen sechs Uhr Nachmittags.

Und nach abermaliger vollständiger Vorlesung haben der Testator und die Zeugen nebst den Notaren unterzeichnet.

[617]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 91 und 112.

[618]) Ebendaselbst, S. 128, 146 und 154.

[619]) Ebendaselbst, S. 101.

[620]) „Paris 1847", von Heinrich Laube, S. 14; und Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 26 und 27.

[621]) L. Schücking's Erinnerungen an H. Heine, — Salon, Bd. III., Heft 5, S. 549.

[622]) Erinnerungen aus dem Jahre 1848, von Fanny Lewald, Bd. I., S. 104 und 208.

[623]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 115.

[624]) Ebendaselbst, S. 132.

[625]) Alfred Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 95—100.

[626]) Maximilian Heine's „Erinnerungen" ꝛc., S. 183.

[627]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 136 ff.

[628]) Ebendaselbst, S. 133, 144, 165, 169 und 170.

[629]) „Zwei Monate in Paris", von Adolf Stahr, Bd. II., S. 366. — Vgl. die Erinnerungen an H. Heine, von Heinrich Rohlfs, in der „Gartenlaube", Jahrg. 1862, S. 475 u. 487; — und den Bericht eines Besuches bei dem kranken Dichter von F. v. H(ohenhausen), im „Magazin für die Literatur des Auslandes" vom 19. März 1853.

[630]) Gartenlaube, Jahrgang 1862, S. 474.

[631]) Wir entnehmen diese Schilderung einem in der Wiener „Iris" abgedruckten Berichte des Herrn M. Etienne über seine Besuche bei H. Heine im Winter 1851.

[632]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 263 und 264.

[633]) A. Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 15—17.

[634]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 216.

[635]) Ebendaselbst, Bd. XVIII., S. 6.

[636]) Vgl. die Gedichte „An die Engel", „Babylonische Sorgen" und „Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt", — ebendaselbst, S. 176, 256 und 334 [160, 234 und 308].

[637]) A. Meißner's Erinnerungen ꝛc., S. 167 ff.

[638]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 118, 129, 190 und 394.

[639]) Erinnerungen an H. Heine, von Heinrich Rohlfs, — Gartenlaube, Jahrg. 1862, S. 489.

[640]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 293 und 307.

[641]) Ebendaselbst, S. 143 und 278.

[642]) „Paris 1847", von Heinrich Laube, S. 19.

[643]) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 152 und 153.

[644]) Ebendaselbst, Bd. V., S. 256 und 257.

[645]) Revolutionäre Studien aus Paris, von Alfred Meißner, Bd. I., S. 192 ff.

[646]) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 310 ff., 322 und 334.

[647]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 148, 149—151, 311 und 313.

[648]) Vgl. S. 301 dieses Bandes.

[649]) Heine's Werke, Bd. XV., S. 348 [253], und Bd. XVI., S. 221 [195].

[650]) Ebendaselbst, Bd. XVIII., S. 8—13.

[651]) Ebendaselbst, S. 11.

[652]) Ebendaselbst, Bd. XIV., S. 266—293.

[653]) „Der kranke Dichter in Paris", von F. v. H(ohenhausen), im „Magazin für die Literatur des Auslandes" vom 19. März 1853.

[654]) Vgl. die Briefe aus Helgoland, Heine's Werke, Bd. XII.

— die Vorrede zur zweiten Auflage des zweiten „Salon"-Bandes, Bd. V., S. 24—27; — und die „Geständnisse," Bd. XIV., S. 293—297, und 302—308.

655) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 328 und 329; Bd. XVIII, S. 336 [310].

656) Ebendaselbst, S. 297 ff.

657) Ebendaselbst, S. 294—308; Gartenlaube, Jahrg. 1865, S. 9; und A. Meißner's Erinnerungen rc., S. 138—151.

658) Heine's Werke, Bd. XVIII., S. 161, 166, 253—254, und 340—343 [147, 148, 152, 231—232, und 313—317].

659) Ebendaselbst, S. 167, 169, 182, 252 und 351 [152, 154, 165, 230 und 324].

660) „Waldeinsamkeit", — ebendaselbst, S. 107—113 [101—106].

661) Ebendaselbst, S. 315 [292].

662) Ebendaselbst, Bd. XXI., S. 358, 359 und 447.

663) Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 9. — Als Kuriosität mag erwähnt werden, daß Dr. Hermann Schiff durch das Heine'sche „Tanzpoem" zu einer barock-geistvollen „Tanznovelle": „Die Waise von Tamaris" (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1855), veranlasst ward, deren Inhalt auf der ins minutiöseste Detail durchgeführten Fiktion einer beabsichtigten Aufführung des „Faust"-Ballettes in einer norddeutschen Residenz beruht.

664) Zur Würdigung des offenherzigen Freimuths, mit welchem der scharfsichtige Verleger dem befreundeten Dichter gegenüber sein Recht der Kritik behauptete, lassen wir hier die auf das „Waterloo"-Fragment bezügliche Stelle eines Briefes von Campe an Heine folgen. „Ihr Manuskript habe ich gelesen," schreibt er unterm 17. April 1854. „Über die Gedichte habe ich kein Urtheil. Die ‚Geständnisse' und ‚Waterloo' machen mir Ihretwegen große Sorge. Sie scheinen zu vergessen, daß Sie deutscher Schriftsteller sind. Mit geballter Faust schlagen Sie der ganzen deutschen Bevölkerung ins Angesicht, und zwar auf Unkosten der Franzosen! ‚Waterloo' schmeichelt den Franzosen, und besonders Napoleon III. Als Sie im ‚Buch Le Grand' Napoleon I. feierten, damals standen die Dinge anders wie heute. Für Napoleon I. fanden sich Bewunderer in Menge unter uns, und der denkende Theil unter den Deutschen erkannten sein Streben und waren Napoleonisten, also seine Freunde. Ihre Anklänge waren enthusiastisch, jugendlich und glühend, ohne Nebenzwecke und Nebengedanken — mit diesen Gefühlen konnten Sie nichts Vortheilhaftes erzielen wollen, es galt für reine Liebe und Bewunderung des Genies, und fand daher keine Rüge. Heute gebe ich Ihnen gerne zu, daß die Welt Napoleon III. nicht entbehren kann, er gehört in das Koncert der Staaten, wie in die Uhr die ‚Unruhe', sonst bleibt sie stehen. Diese Anerkennung, so richtig sie sein mag, giebt ihm noch nicht (auch seinen Franzosen nicht) die Befugnis, auf Kosten der Deutschen so hoch gehoben zu werden, wie Sie es gethan. Ich garantiere Ihnen, daß diese beiden Sachen Sie um den Rest Ihrer Popularität unter den Deutschen bringen, bei denen Sie weit schlechter angeschrieben stehen, als Sie es vermuthen. Daher bitte ich um eine Revision und ernste Ausmerzung alles Ver-

letzenden für das deutsche Gefühl, um kourfähig zu bleiben, Einlaß zu behalten, daß man die Thüre nicht vor Ihren Produkten verschließt."

[665]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 424.

[666]) Ebendaselbst, Bd. XV., S. 24.

[667]) Ein Abend bei H. Heine, von H. M......n (A. Meis), — Gartenlaube, Jahrg. 1865, S. 8.

[668]) Wir lassen zum Vergleich der verschiedenen Übersetzungen ein paar kurze Proben folgen:

„Leise klingt durch mein Gemüth."

Doucement, au fond de mon coeur j'entends les tintements d'une mélodie gracieuse. Résonne, petite chanson printanière, résonne et envole-toi dans l'espace.	Quelle suave sonnerie Traverse mon âme en chantant? Résonne au loin sur la prairie, O jeune chanson de printemps!
Envole-toi dans l'espace, va jusqu'à la demeure où les plus belles fleurs s'épanouissent. Si tu aperçois une rose, dis-lui que je lui envoie mes plus empressés compliments.	Va voir la violette éclose, Porte mes voeux à chaque fleur; Et si tu rencontre une Rose, Dis-lui le salut de mon coeur!
(Taillandier.)	(Schuré.)

„Ein Fichtenbaum steht einsam".

Un sapin isolé se dresse sur un montagne aride du Nord. Il sommeille; la glace et la neige l'enveloppent d'un manteau blanc.

Il rêve d'un palmier, qui, là-bas, dans l'Orient lointain, se désole solitaire et taciturne sur la pente d'un rocher brûlant.

(Gérard de Nerval.)

Un pin se dresse solitaire Au nord, sur un âpre sommet. Il sommeille; le froid lui met Un blanc manteau qui traîne à terre. Il rêve d'un palmier lointain Qui, sous le feu de la torride, Triste et seul sur un roc aride, Pleure en silence son destin.	Sur un mont chenu de Norwége Un pin se dresse triste et seul. Il dort — et l'éternelle neige Le couvre d'un épais linceul. Il rêve d'un palmier splendide, Qui loin dans l'Orient vermeil Languit seul sous un ciel torride, Sur un roc brûlé du soleil.
(Marelle.)	(Schuré.)

[669]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 328.

[670]) Ebendaselbst, S. 427.

[671]) Vgl. über diese Angelegenheit die Anmerkung ebendaselbst, S. 286 ff.

[672]) A. Meißner's Erinnerungen rc., S. 242 ff. Vgl. auch die Mittheilungen über Heine's Mouche in Meißner's „Kleinen Memoiren", S. 141 ff.

[673]) Heine's Werke, Bd. XVIII., S. 326, 327, 344 und 345 ff. [301, 302, 317 und 319 ff.]

674) Ebendaselbst, Bd. XXI., S. 429—432.

675) Außer den bereits erwähnten französischen Übersetzungen der Heine'schen Werke, denen wir noch eine metrische Übersetzung des „Lyrischen Intermezzos" von Paul Ristelhuber (Paris, Poulet-Malassis & de Broisse, 1858) und die „Poésies allemandes" de J. P. Hebel, Th. Koerner, L. Uhland et H. Heine, traduites par Maximin. Buchon (Salins, Conu, 1846) hinzufügen, sind uns folgende Übertragungen in fremde Sprachen bekannt geworden: Ins Englische wurden Heine's sämmtliche Gedichte übersetzt von Edgar Alfred Bowring (London, Henry G. Bohn, 1861), — das „Buch der Lieder" von J. E. Wallis (London, Chapman & Hall, 1856) und von Charles G. Leland (Philadelphia, Frederick Leypoldt, 1864), — die „Reisebilder" ebenfalls von Letzterem (Philadelphia, John Weik, 1856), — die Abhandlungen „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" von G. W. Haven (Boston, James Munroe & Co.; 1836). — Ins Ungarische wurden einzelne Lieder des Dichters, nach Angabe Kertbeny's (Silhouetten und Reliquien &c., Bd. I., S. 248), am besten von Pap Endre, Kerenyi Frigyes, Szemere Miklos, Dobsa Lajos, Szaß Karoly, Sükei Karoly und Gyulai Pál übersetzt. — Die meisterhafte Übertragung des „Buches der Lieder" und der „Neuen Gedichte" ins Italiänische von Bernardino Zendrini hat bereits eine zweite Auflage (Milano, Tipografia Internazionale, 1867) erlebt. — Eine schwedische Übersetzung der „Romantischen Schule" erschien, nach einer Notiz der „Posaune" vom 7. September 1838, im Sommer jenes Jahres. Auch soll eine, mir gleichfalls unbekannte Übersetzung des „Buches der Lieder" in Stockholm herausgekommen sein. — Von einer holländischen Übertragung ausgewählter Schriften H. Heine's durch A. van der Hoop (Schiedam, Roelants, 1856) ist meines Wissens seither nur der erste Theil veröffentlicht worden. — Ins Norwegische wurde die Tragödie „William Ratcliff" durch Pharo Crawfurd unter dem angenommenen Namen Theodor Storm (Christiania, Bergh & Ellefen, 1864) übersetzt. — In dänischer Nachdichtung kamen mir nur einzelne Lieder zu Gesicht. — Eine russische Übersetzung der „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" ist 1862 bei Ferdinand Schneider in Berlin erschienen. Auch hat Herr Pleschtschejew den „William Ratcliff" zu einem Operntexte verarbeitet, der von Herrn Qui komponiert und im verflossenen Winter auf der russischen Opernbühne zu St. Petersburg aufgeführt worden ist. — Über die japanesische Übersetzung des „Buches der Lieder," welche gegen Ende der dreißiger Jahre in Nangasaki gedruckt wurde, berichtete damals die englische Review von Calkutta in einem ausführlichen Artikel (Vgl. Heine's Werke, Bd. XIV., S. 326 ff.).

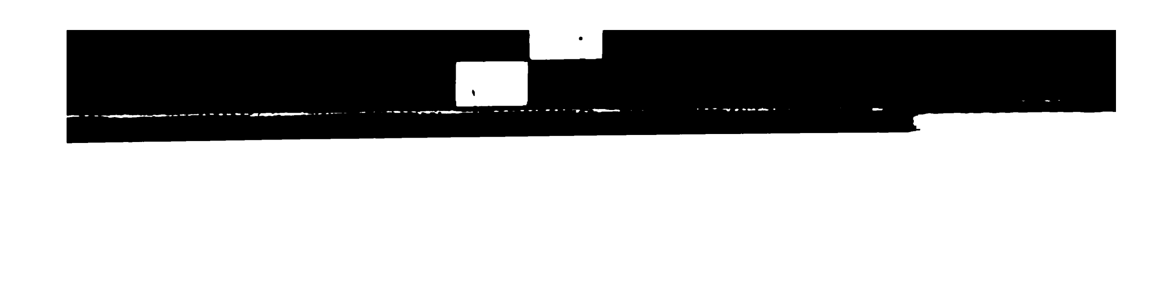
Druckfehler=Berichtigungen.

Erster Band.

S. 335, Z. 10 v. u. statt [216]) lies [316]).

Zweiter Band.

S. 4, Z. 7 v. o. statt und solcher lies ein solcher.
S. 36, Z. 2 v. o. statt gekünstelte Mentren lies gekünstelten Metren.
S. 37, Z. 1 v. u. statt ein verweste lies eine verweste.
S. 83, Z. 8 v. u. statt Glas lies Gras.
S. 83, Z. 3 v. u. statt träume lies träum'
S. 269, Z. 18 v. o. streiche er.
S. 277, Z. 9 v. o. statt schöden lies schnöden.
S. 301, Z. 1 v. u. statt wohlfeilen Präsidente lies wohlfeile Präsidenten;
S. 354, Z. 3 v. o. statt über die lies aus der.
S. 399, Z. 8 v. o. statt Kappriccios lies Kapriccios.
S. 407, Z. 19 v. o. statt seinen lies seinem.
S. 443, Z. 5 v. o. statt auf lies aufs.
S. 444, Z. 11 v. o. statt dem lies den.
S. 496, Z. 3 v. u. streiche das eine Herr.
S. 497, Z. 19 v. o. statt Justemilien lies Justemilieu.



Inhalt.

Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.










Stanford University Libraries
3 6105 002 418 866